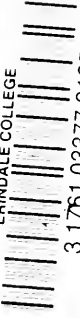
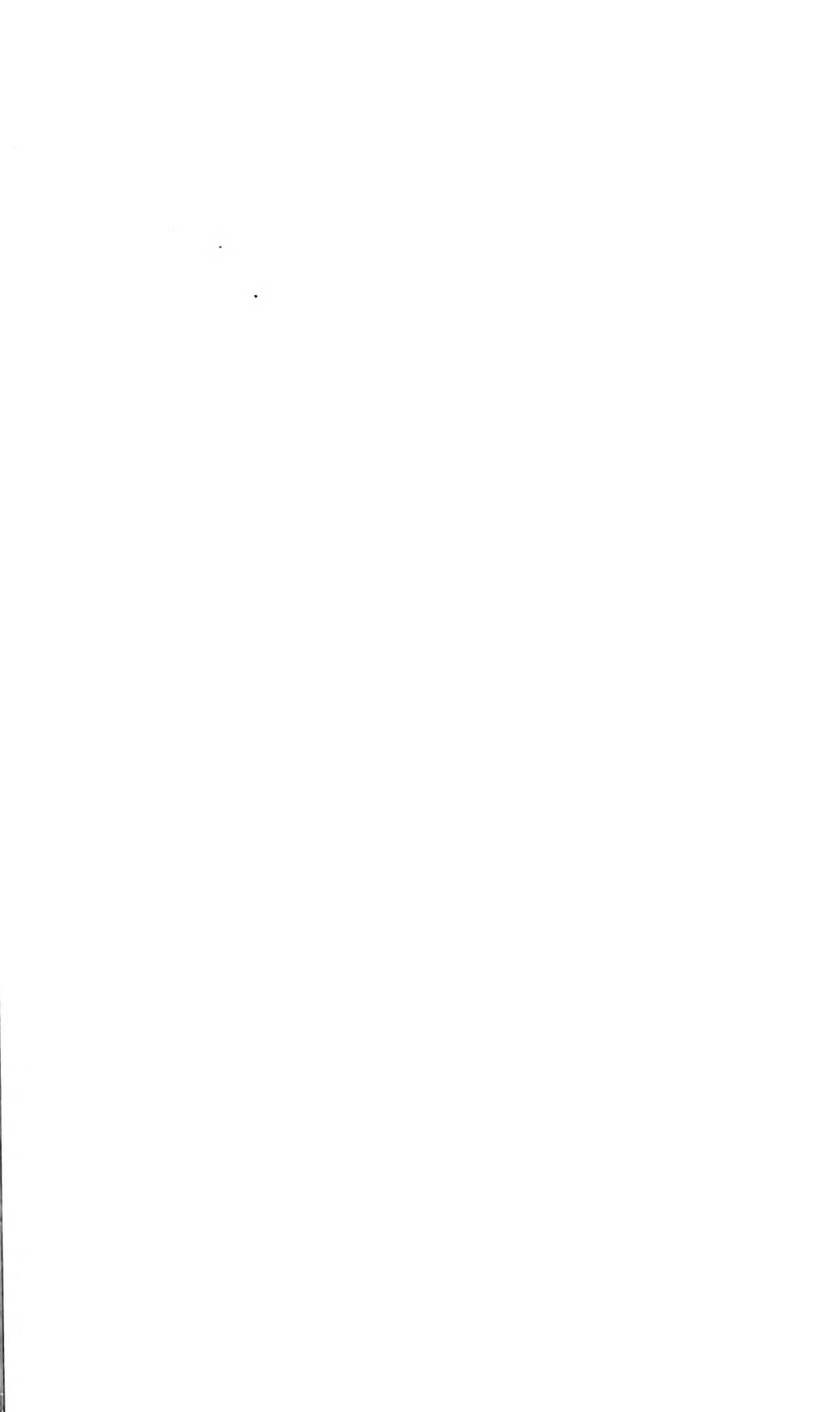


ERINDALE COLLEGE



3 1761 03377 9125













ERNST JÜNGER · WERKE

ERNST JÜNGER  
WERKE

BAND 1 · TAGEBÜCHER I

TAGEBÜCHER I  
DER ERSTE WELTKRIEG

ERNST KLETT VERLAG  
STUTT GART

ERINDALE  
COLLEGE  
LIBRARY

## INHALT

In Stahlgewittern .....	9
Das Wäldchen 125 .....	311
Feuer und Blut .....	455





IN STAHLGEWITTERN

D E N   G E F A L L E N E N

ERSTAUSGABE 1920

## IN DEN KREIDEGRÄBEN DER CHAMPAGNE

Der Zug hielt in Bazancourt, einem Städtchen der Champagne. Wir stiegen aus. Mit ungläubiger Ehrfurcht lauschten wir den langsamen Takten des Walzwerks der Front, einer Melodie, die uns in langen Jahren Gewohnheit werden sollte. Ganz weit zerfloß der weiße Ball eines Schrapnells im grauen Dezemberhimmel. Der Atem des Kampfes wehte herüber und ließ uns seltsam erschauern. Ahnten wir, daß fast alle von uns verschlungen werden sollten an Tagen, in denen das dunkle Murren dahinten aufbrandete zu unaufhörlich rollendem Donner — der eine früher, der andere später?

Wir hatten Hörsäle, Schulbänke und Werktsche verlassen und waren in den kurzen Ausbildungswochen zu einem großen, begeisterten Körper zusammengeschmolzen. Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch. In einem Regen von Blumen waren wir hinausgezogen, in einer trunkenen Stimmung von Rosen und Blut. Der Krieg mußte es uns ja bringen, das Große, Starke, Feierliche. Er schien uns männliche Tat, ein fröhliches Schützengefecht auf blumigen, blutbetsauten Wiesen. »Kein schöner Tod ist auf der Welt ...«. Ach, nur nicht zu Haus bleiben, nur mitmachen dürfen!

»In Gruppenkolonne antreten!« Die erhitzte Phantasie beruhigte sich beim Marsch durch den schweren Lehm Boden der Champagne. Tornister, Patronen und Gewehr drückten wie Blei. »Kurztreten! Aufbleiben dahinten!«

Endlich erreichten wir das Dorf Orainville, den Ruheort des Füsilierregiments 73, eins der ärmlichen Nester jener

Gegend, gebildet durch fünfzig Häuschen aus Ziegel- oder Kreidestein um einen parkumschlossenen Herrensitz.

Das Treiben auf der Dorfstraße bot den an die Ordnung der Städte gewöhnten Augen einen fremden Anblick dar. Man sah nur wenige, scheue und zerlumpte Zivilisten; überall Soldaten in abgetragenen, zerschlissenen Röcken mit wettergegerbten, meist von großen Bärten umrahmten Gesichtern, die langsamen Schrittes dahinschlenderten oder in kleinen Gruppen vor den Türen der Häuser standen und uns Neulinge mit Scherzrufen empfingen. In einem Torweg glühte eine nach Erbsensuppe duftende Feldküche, von kochgeschirrklappernden Essenholern umringt. Es schien, als triebe das Leben hier ein wenig dumpfer und langsamer. Der Eindruck wurde durch den beginnenden Verfall des Dorfes noch vertieft.

Nachdem wir die erste Nacht in einer gewaltigen Scheune verbracht hatten, wurden wir im Hofe des Schlosses vom Regimentsadjutanten, dem Oberleutnant von Brixen, eingeteilt. Ich kam zur neunten Kompanie.

Unser erster Kriegstag sollte nicht vorübergehen, ohne uns einen entscheidenden Eindruck zu hinterlassen. Wir saßen in der uns zur Unterkunft angewiesenen Schule und frühstückten. Plötzlich dröhnte eine Reihe dumpfer Erschütterungen in der Nähe, während aus allen Häusern Soldaten dem Dorfeingang zustürzten. Wir folgten ihrem Beispiel, ohne recht zu wissen, warum. Wieder ertönte ein eigenartiges, nie gehörtes Flattern und Rauschen über uns und ertrank in polterndem Krachen. Ich wunderte mich, daß die Leute um mich her sich mitten im Lauf wie unter einer furchtbaren Drohung zusammenduckten. Das Ganze erschien mir etwas lächerlich; etwa so, als ob man Menschen Dinge treiben sähe, die man nicht recht versteht.

Gleich darauf erschienen dunkle Gruppen auf der menschenleeren Dorfstraße, in Zeltbahnen oder auf den verschränkten Händen schwarze Bündel schleppend. Mit einem merkwürdig beklommenen Gefühl der Unwirklichkeit starrte

ich auf eine blutüberströmte Gestalt mit lose am Körper herabhängendem und seltsam abgeknicktem Bein, die unaufhörlich ein heiseres »Zu Hilfe!« hervorstieß, als ob ihr der jähe Tod noch an der Kehle säße. Sie wurde in ein Haus getragen, von dessen Eingang die Rote-Kreuz-Flagge herabwehte.

Was war das nur? Der Krieg hatte seine Krallen gezeigt und die gemütliche Maske abgeworfen. Das war so rätselhaft, so unpersönlich. Kaum, daß man dabei an den Feind dachte, dieses geheimnisvolle, rückische Wesen irgendwo dahinten. Das völlig außerhalb der Erfahrung liegende Ereignis machte einen so starken Eindruck, daß es Mühe kostete, die Zusammenhänge zu begreifen. Es war wie eine gespenstische Erscheinung im hellen Mittagslicht.

Eine Granate war oben am Portal des Schlosses krepirt und hatte eine Wolke von Steinen und Sprengstücken in den Eingang geschleudert, gerade als die durch die ersten Schüsse aufgeschreckten Insassen aus dem Torweg strömten. Sie erschlug dreizehn Opfer, darunter den Musikmeister Gebhard, eine mir von den hannoverschen Promenadekonzerten her wohlbekannte Gestalt. Ein angebundenes Pferd witterte die Gefahr eher als die Menschen, riß sich wenige Sekunden vorher los und galoppierte, ohne verletzt zu werden, in den Schloßhof hinein.

Obwohl die Beschießung sich in jedem Augenblick wiederholen konnte, zog mich das Gefühl einer zwingenden Neugier an den Unglücksort. Neben der Stelle, die die Granate getroffen hatte, baumelte ein Schildchen, auf das die Hand eines Spaßvogels die Worte »Zur Granatecke« geschrieben hatte. Das Schloß war also wohl schon als gefährlicher Ort bekannt. Die Straße war von großen Blutlachen gerötet; durchlöcherte Helme und Koppel lagen umher. Die schwere Eisentür des Portals war zerfetzt und von Sprengstücken durchsiebt, der Prellstein mit Blut bespritzt. Ich fühlte meine Augen wie durch einen Magneten an diesen Anblick geheftet; gleichzeitig ging eine tiefe Veränderung in mir vor.

Im Gespräch mit meinen Kameraden merkte ich, daß dieser Zwischenfall manchem die Kriegsbegeisterung bereits sehr gedämpft hatte. Daß er auch auf mich stark gewirkt hatte, bewiesen zahlreiche Gehörtäuschungen, die mir das Rollen jedes vorüberfahrenden Wagens in das fatale Flattern der Unglücksgranate verwandelten.

Das sollte uns übrigens durch den ganzen Krieg begleiten, dieses Zusammenfahren bei jedem plötzlichen und unerwarteten Geräusch. Ob ein Zug vorüberrasselte, ein Buch zu Boden fiel, ein nächtlicher Schrei erscholl — immer stockte der Herzschlag für einen Augenblick unter dem Gefühl einer großen und unbekanntenen Gefahr. Es war ein Zeichen dafür, daß man vier Jahre lang im Schlagschatten des Todes stand. So tief wirkte das Erlebnis in dem dunklen Land, das hinter dem Bewußtsein liegt, daß bei jeder Störung des Gewöhnlichen der Tod als mahnender Pförtner in die Tore sprang wie bei jenen Uhren, über deren Zifferblatt er zu jeder Stunde mit Sandglas und Hippe erscheint.

Am Abend desselben Tages kam der langersehnte Augenblick, in dem wir, schwer bepackt, zur Kampfstellung aufbrachen. Durch die phantastisch aus dem Halbdunkel ragenden Ruinen des Dorfes Betricourt führte unser Weg nach einem einsamen, in Tannenwäldern versteckten Forsthaus, der »Fasanerie«, wo die Regimentsreserve lag, der bis zu dieser Nacht auch die neunte Kompanie zugeteilt war. Ihr Führer war der Leutnant Brahms.

Wir wurden in Empfang genommen, auf die Gruppen verteilt und befanden uns bald im Kreise bärtiger, lehmbekrusteter Gesellen, die uns mit einem gewissen ironischen Wohlwollen begrüßten. Wir wurden gefragt, wie es in Hannover aussehe und ob der Krieg denn noch nicht bald zu Ende gehen solle. Dann drehte sich das Gespräch, dem wir gierig lauschten, in eintöniger Kürze um Schanzen, Feldküche, Grabenstücke, Granatbeschuß und andere Angelegenheiten des Stellungskrieges.

Nach einiger Zeit erscholl vor der Tür unserer hütten-

artigen Unterkunft der Ruf: »Heraustreten!« Wir traten bei unseren Gruppen an und stießen auf das Kommando: »Laden und Sichern!« mit geheimer Wollust einen Rahmen scharfer Patronen ins Magazin.

Dann ging es schweigend, Mann hinter Mann, querbeet durch die nächtliche, mit dunklen Waldstücken besäte Landschaft nach vorn. Ab und zu verhallte ein einsamer Schuß, oder eine Rakete strahlte zischend auf, um nach kurzer, geisterhafter Beleuchtung eine noch tiefere Dunkelheit zu hinterlassen. Eintöniges Klappern von Gewehr und Schanzzeug, durch den Warnruf: »Achtung, Draht!« unterbrochen.

Dann plötzlich ein klirrender Sturz und ein Fluch: »Verdammt, reiß doch das Maul auf, wenn ein Trichter kommt!« Ein Korporal mischt sich ein: »Ruhe, zum Donnerwetter, Sie glauben wohl, der Franzmann hat Dreck in den Ohren?« Es geht schneller voran. Die Ungewißheit der Nacht, das Flimmern der Leuchtkugeln und das langsame Flackern des Gewehrfeuers rufen eine Erregung hervor, die seltsam wach erhält. Zuweilen singt kühl und dünn ein blindlings abgefeuertes Geschöß vorbei, um sich im Fernen zu verlieren. Wie oft bin ich nach diesem ersten Male in halb melancholischer, halb erregter Stimmung durch ausgestorbene Landschaften zur vorderen Linie geschritten!

Endlich verschwanden wir in einem der Laufgräben, die sich wie weiße Schlangen durch die Nacht zur Stellung wanden. Dort fand ich mich einsam und fröstelnd zwischen zwei Schulterwehren wieder, angestrengt in eine vorm Graben liegende Tannenreihe starrend, in der meine Phantasie mir allerhand Schattengestalten vorgaukelte, während ab und zu eine verirrte Kugel durchs Geäst klatschte und sich trillernd überschlug. Die einzige Abwechslung in dieser schier endlosen Zeit bestand darin, daß ich von einem älteren Kameraden abgeholt wurde und mit ihm durch einen langen, schmalen Gang zu einem vorgeschobenen Postenloch trottete, in dem wir wiederum damit beschäftigt waren, das Vorge-

lände zu betrachten. Zwei Stunden durfte ich in einem kahlen Kreideloch versuchen, den Schlaf der Erschöpfung zu finden. Als der Morgen graute, war ich bleich und lehmbeschmiert wie die anderen; es war mir, als hätte ich dieses Maulwurfsleben schon monatelang geführt.

Die Stellung des Regiments wand sich durch den Kreidoboden der Champagne gegenüber dem Dorfe Le Godat. Sie lehnte sich rechts an ein zerhacktes Waldstück, den Granatwald, lief dann im Zickzack durch riesige Zuckerrübenfelder, aus denen die roten Hosen gefallener Stürmer leuchteten, und endete in einem Bachgrund, über den die Verbindung mit dem Regiment 74 durch nächtliche Streifen aufrechterhalten wurde. Der Bach rauschte über das Wehr einer zerstörten, von finsternen Bäumen umringten Mühle. Seine Wasser bespülten seit Monaten Tote eines französischen Kolonialregiments mit Gesichtern wie aus schwarzem Pergament. Ein unheimlicher Aufenthalt, wenn nachts der Mond durch zerrissene Wolken wechselnde Schatten warf und seltsame Laute in das Murmeln des Wassers und das Rascheln des Schilfes sich zu mischen schienen.

Der Dienst war anstrengend. Das Leben begann mit dem Einbruch der Dämmerung, während der die ganze Besatzung im Graben stehen mußte. Von zehn Uhr abends bis sechs Uhr morgens durften dann je zwei Mann von jeder Gruppe schlafen, so daß man einen Nachtschlaf von zwei Stunden genoß, der jedoch durch früheres Wecken, Strohholen und andere Beschäftigungen meist auf wenige Minuten zusammenschmolz.

Entweder hatte man Wache im Graben, oder man zog in eins der zahlreichen Postenlöcher, die mit der Stellung durch lange, ausgehobene Verbindungswege zusammenhingen; eine Art der Sicherung, die wegen der gefährdeten Lage der Posten im Laufe des Stellungskrieges bald aufgegeben wurde.

Diese endlosen, ermüdenden Nachtwachen waren bei klarem Wetter und selbst bei Frost noch erträglich; sie



wurden jedoch qualvoll, wenn es, wie meist im Januar, regnete. Wenn die Feuchtigkeit erst die über den Kopf gezogene Zeltbahn, dann Mantel und Uniform durchdrang und stundenlang am Körper herunterrieselte, geriet man in eine Stimmung, die selbst durch das Rauschen der heranwachsenden Ablösung nicht erhellt werden konnte. Die Morgendämmerung beleuchtete erschöpfte, kreidebeschmierte Gestalten, die sich zähneklappernd mit bleichen Gesichtern auf das faule Stroh der tropfenden Unterstände warfen.

Diese Unterstände! Es waren nach dem Graben zu offene, in die Kreide gehauene Löcher, mit einer Lage von Brettern und einigen Schaufeln Erde bedeckt. Hatte es geregnet, so tropften sie noch tagelang nachher; ein gewisser Galgenhumor hatte sie deshalb mit entsprechenden Schildern wie »Tropfsteinhöhle«, »Zum Männerbad« und ähnlichen gekennzeichnet. Wollten mehrere darin der Ruhe pflegen, so waren sie gezwungen, ihre Beine als unfehlbare Fußangeln für jeden Vorübergehenden in den Graben zu legen. Unter diesen Umständen konnte auch tagsüber von Schlaf wenig die Rede sein. Außerdem mußten wir noch zwei Stunden Tagesposten stehen, den Graben reinigen, Essen, Kaffee, Wasser holen und anderes mehr.

Man wird begreifen, daß dieses ungewohnte Leben uns sehr hart ankam, besonders da den meisten von uns wirkliche Arbeit bislang nur dem Namen nach bekannt gewesen war. Dazu kam, daß wir hier draußen keineswegs mit der Freude empfangen wurden, die wir erwartet hatten. Die alten Leute nahmen vielmehr jede Gelegenheit wahr, uns ordentlich »hochzunehmen«, und jeder lästige oder unerwartete Auftrag wurde selbstverständlich den »Kriegsmutwilligen« zugeteilt. Dieser noch aus den Kasernen in den Krieg mitgenommene Brauch, der nicht dazu beitrug, unsere Laune zu verbessern, verlor sich übrigens nach der ersten gemeinsam bestandenen Schlacht, nach der wir uns nun selbst als »alte Männer« betrachteten.

Die Zeit, in der die Kompanie in Reserve lag, war nicht

viel gemütlicher. Wir hausten dann bei der Fasanerie oder im Hillerwäldchen in tannenzweiggedeckten Erdhütten, deren mistbepackter Boden wenigstens eine angenehme Gärungswärme ausstrahlte. Manchmal erwachte man in einer zolltiefen Wasserpfütze. Obwohl ich den »Reißmichtüchtig« bislang nur dem Namen nach gekannt hatte, spürte ich schon nach wenigen Tagen dieser dauernden Durchnässung Schmerzen in allen Gelenken. Im Traume hatte ich ein Gefühl, als ob eiserne Kugeln in den Gliedern auf- und abwanderten. Die Nächte dienten auch hier nicht dem Schlaf, sondern wurden dazu benutzt, die zahlreichen Annäherungsgräben zu vertiefen. In der völligen Finsternis mußte man sich, wenn der Franzmann nicht gerade leuchtete, mit nachtwandlerischer Sicherheit an die Fersen des Vordermannes heften, wenn man nicht den Anschluß verlieren und stundenlang im Grabengewirr umherirren wollte. Der Boden war übrigens leicht zu bearbeiten; nur eine dünne Lehm- und Humusdecke verbarg die mächtige Kreideschicht, deren weiches Gefüge die Beilpicke mühelos durchschnitt. Zuweilen sprühten grüne Funken auf, wenn der Stahl auf einen der im Gestein verstreuten faustgroßen Eisenkieskristalle traf. Sie bestanden aus vielen zu einer Kugel zusammengeballten Würfeln und wiesen, aufgeschlagen, einen strahligen Goldglanz auf.

Ein Lichtblick in diesem öden Einerlei war die allabendliche Ankunft der Feldküche an der Ecke des Hillerwäldchens, wo sich bei der Öffnung des Kessels ein köstlicher Duft nach Erbsen mit Speck oder anderen herrlichen Sachen verbreitete. Aber auch hier gab es einen dunklen Punkt: das Dörrgemüse, von enttäuschten Feinschmeckern »Drahtverhau« oder »Flurschaden« geschmäht.

Unter dem 6. Januar finde ich sogar in meinem Tagebuch die erboste Bemerkung: »Abends kam die Feldküche angewackelt und brachte einen Saufraß, wahrscheinlich aus erfrorenen Schweinerüben zusammengekocht.« Dagegen steht unter dem 14. der begeisterte Ausruf: »Köstliche Erbsen-

suppe, köstliche vier Portionen, Qualen der Sättigung. Wir machten Preisessen und stritten uns darüber, in welcher Lage man am meisten verdrücken könne. Ich war für die stehende.«

Reichlich verteilt wurde ein blaßroter Schnaps, der in Kochgeschirrdeckeln empfangen wurde und stark nach Spiritus schmeckte, doch bei der kalten und feuchten Witterung nicht zu verachten war. Ebenso kam Tabak nur in den kräftigeren Sorten, aber in Mengen zur Ausgabe. Das Bild des Soldaten, wie es aus diesen Tagen im Gedächtnis haftet, ist das des Postens, der mit dem spitzen, graubezogenen Helm, die Fäuste in die Taschen des langen Mantels vergraben, hinter der Schießscharte steht und den Rauch seiner Pfeife über den Gewehrkolben bläst.

Am angenehmsten waren die Ruhetage in Orainville, die mit Ausschlafen, Reinigen der Sachen und Exerzieren verbracht wurden. Die Kompanie hauste in einer gewaltigen Scheune, die nur zwei hühnerleiterartige Treppen als Ein- und Ausgang hatte. Obwohl das Gebäude noch mit Stroh gefüllt war, standen Öfen darin. Eines Nachts rollte ich gegen den einen und erwachte erst infolge der Bemühungen einiger Kameraden, die mich kräftigen Lösversuchen unterzogen. Zu meinem Schrecken gewahrte ich, daß meine Uniform an der Rückseite arg verkohlt war, so daß ich längere Zeit in einem frackartigen Anzug umherlaufen mußte.

Nach kurzem Aufenthalt beim Regiment hatten wir gründlich die Illusionen verloren, mit denen wir ausgezogen waren. Statt der erhofften Gefahren hatten wir Schmutz, Arbeit und schlaflose Nächte vorgefunden, deren Bezwingung ein uns wenig liegendes Heldentum erforderte. Schlimmer noch war die Langeweile, die für den Soldaten entnervender als die Nähe des Todes ist.

Wir hofften auf einen Angriff; allein wir hatten für unser Erscheinen jene ungünstigste Zeit gewählt, in der jede Bewegung zum Erstarren gekommen war. Auch die kleinen taktischen Unternehmungen waren in demselben Maße ein-

gestellt, in dem der Ausbau der Gräben sich gefestigt und das Feuer des Verteidigers an vernichtender Kraft gewonnen hatte. Einige Wochen vor unserem Eintreffen hatte noch eine einzelne Kompanie nach schwacher Artillerievorbereitung einen dieser Teilangriffe über einen Streifen von wenigen hundert Metern hinweg gewagt. Die Franzosen hatten die Angreifer, von denen nur einzelne bis an ihre Drähte kamen, wie auf einem Schießplatz zur Strecke gebracht; die wenigen Überlebenden erwarteten, in Löchern verborgen, die Nacht, um unter dem Schutze der Dunkelheit in die Ausgangsstellung zurückzukriechen.

Die dauernde Überanstrengung der Mannschaft beruhte auch darauf, daß der Führung der Stellungskrieg, in dem es galt, mit den Kräften in anderer Weise hauszuhalten, noch eine neuartige und unerwartete Erscheinung war. Die ungeheure Postenzahl und die ununterbrochene Schanzarbeit waren zum größten Teil unnötig und sogar schädlich. Nicht auf gewaltige Verschanzungen kommt es an, sondern auf den Mut und die Frische der Männer, die dahinterstehen. Die immer tiefere Führung der Gräben ersparte vielleicht manchen Kopfschuß, bildete aber zugleich jenes Haften an den Verteidigungsanlagen und einen Anspruch auf Sicherheit aus, auf den man später nur ungern verzichtete. Auch wurden die Anstrengungen, die man auf die Erhaltung der Werke zu richten hatte, immer umfassender. Der unangenehmste Fall, der eintreten konnte, bestand im Einsetzen von Tauwetter, das die durch den Frost aufgesprengten Kreidewände der Gräben zu breiartigen Massen zusammensinken ließ.

Wohl hörten wir im Graben Geschosse pfeifen, bekamen auch ab und zu einige Granaten von den Reimser Forts, aber diese kleinen kriegerischen Ereignisse blieben weit hinter unseren Erwartungen zurück. Trotzdem wurden wir manchmal an den blutigen Ernst gemahnt, der hinter diesem scheinbar absichtslosen Geschehen lauerte. So schlug am 8. Januar eine Granate in die Fasanerie und tötete

unseren Bataillonsadjutanten, den Leutnant Schmidt. Es hieß übrigens, daß der französische Artilleriekommandeur, der die Beschießung leitete, der Besitzer dieses Jagdhauses sei.

Die Artillerie stand noch dicht hinter den Stellungen; sogar in die vordere Linie war ein Feldgeschütz eingebaut und notdürftig unter Zeltbahnen versteckt. Während einer Unterhaltung, die ich mit den »Pulverköpfen« führte, hörte ich zu meiner Verwunderung, daß das Pfeifen der Gewehrgeschosse sie weit stärker als der Einschlag von Granaten beunruhigte. So ist es überall; die Gefahren des eigenen Berufes kommen uns sinnvoller und weniger schrecklich vor.

Zu Beginn des 27. Januar, um Mitternacht, brachten wir dem Kaiser zu Ehren drei Hurras aus und stimmten auf der langen Front ein »Heil dir im Siegerkranz« an. Die Franzosen antworteten mit Gewehrfeuer.

In diesen Tagen hatte ich ein unangenehmes Erlebnis, das meine militärische Laufbahn fast zu einem vorzeitigen und unrühmlichen Abschluß gebracht hätte. Die Kompanie lag am linken Flügel, und ich mußte gegen Morgen nach durchwachter Nacht mit einem Kameraden in den Bachgrund auf Doppelposten ziehen. Ich hatte der Kälte wegen verbotenerweise meine Decke um den Kopf geschlagen und lehnte an einem Baum, nachdem ich mein Gewehr neben mich in einen Busch gestellt hatte. Plötzlich hörte ich hinter mir ein Geräusch, griff nach der Waffe — sie war verschwunden! Der Offizier vom Dienst hatte sich an mich herangeschlichen und sie unbemerkt an sich genommen. Um mich zu bestrafen, schickte er mich, nur mit einer Beilpicke bewaffnet, in der Richtung auf die französischen Postierungen ungefähr hundert Meter weit vor — eine Indianeridee, die mich beinahe ums Leben gebracht hätte. Während meiner merkwürdigen Strafwache schlich nämlich eine Streife von drei Kriegsfreiwilligen durch den breiten Schilfgürtel am Bachrande vor und rauschte dabei so unbekümmert in den hohen Halmen, daß sie sogleich von den

Franzosen bemerkt und beschossen wurde. Einer von ihnen, namens Lang, wurde getroffen und nie wieder gesehen. Da ich ganz in der Nähe stand, bekam ich auch mein Teil von den damals so beliebten Gruppensalven ab, so daß mir die Zweige des Weidenbaumes, an dem ich stand, um die Ohren pfffen. Ich biß die Zähne zusammen und blieb aus Trotz stehen. Bei Beginn der Dämmerung wurde ich zurückgeholt.

Wir waren alle herzlich froh, als wir hörten, daß wir diese Stellung endgültig verlassen sollten, und feierten unseren Abschied von Orainville durch einen kräftigen Bierabend in der großen Scheune. Am 4. Februar 1915 marschierten wir, von einem sächsischen Regiment abgelöst, nach Bazancourt zurück.

#### VON BAZANCOURT BIS HATTONCHATEL

In Bazancourt, einem öden Champagnestädtchen, wurde die Kompanie in der Schule einquartiert, die infolge des erstaunlichen Ordnungssinnes unserer Leute in kurzer Zeit das Aussehen einer Friedenskaserne gewann. Da gab es einen Unteroffizier vom Dienst, der morgens pünktlich weckte, Stubendienst und allabendliche Appelle durch die Korporalschaftsführer. Jeden Morgen rückten die Kompanien aus, um auf den umliegenden Ödfeldern einige Stunden stramm zu exerzieren. Diesem Dienstbetrieb wurde ich nach wenigen Tagen entzogen; mein Regiment entsandte mich zu einem Ausbildungslehrgang nach Recouvrence.

Recouvrence war ein entlegenes, in lieblichen Kreidehügeln verstecktes Dörfchen, in dem sich aus allen Regimentern unserer Division eine Anzahl von jungen Leuten versammelte, um unter Führung von ausgesuchten Offizieren und Unteroffizieren in den militärischen Dingen gründlich geschult zu werden. Wir 73er hatten in dieser Beziehung, und nicht nur in ihr, dem Leutnant Hoppe viel zu verdanken.

Das Leben in diesem weltabgeschiedenen Neste setzte sich aus einer merkwürdigen Mischung von Kasernendrill und akademischer Freiheit zusammen, die sich daraus erklärte, daß der überwiegende Teil der Mannschaft noch vor wenigen Monaten die Hörsäle und Institute der deutschen Universitäten bevölkert hatte. Tagsüber wurden die Zöglinge nach allen Regeln der Kunst zu Soldaten geschliffen, abends versammelten sie sich mit ihren Lehrern um riesige, aus der Marketenderei Montcornet herbeigeschaffte Fässer, um in ebenso gründlicher Weise zu zechen. Wenn in den Morgenstunden die verschiedenen Abteilungen aus ihren Kneiplokalen strömten, hatten die kleinen Kreidesteinhäuser den ungewohnten Anblick eines studentischen Walpurgistreibens. Unser Kursusleiter, ein Hauptmann, hatte übrigens die erzieherische Gewohnheit, den Dienst an den darauffolgenden Vormittagen mit doppeltem Eifer zu handhaben.

Einmal blieben wir sogar gleich achtundvierzig Stunden im Gang, und zwar aus folgendem Grunde. Wir hatten die respektvolle Gewohnheit, unserem Hauptmann nach Beendigung der Kneipe ein sicheres Geleit zu seinem Quartier zu stellen. Eines Abends nun wurde ein gottlos versoffener Geselle, der mich immer an den Magister Laukhard erinnerte, mit dieser wichtigen Aufgabe betraut. Er kam bald wieder und meldete freudestrahlend, daß er den »Alten« statt im Bett im Kuhstall abgeladen habe.

Die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Als wir gerade in den Quartieren angekommen waren und uns hinlegen wollten, wurde vor der Ortswache Alarm getrommelt. Fluchend schnallten wir um und rannten zum Alarmplatze. Dort stand schon der Alte in denkbar schlechter Laune und entfaltete eine ungemaine Tätigkeit. Er begrüßte uns mit dem Zuruf: »Feueralarm, die Wache brennt!«

Vor den Augen der erstaunten Ortsbewohner wurde die Feuerspritze aus dem Spritzenhause gerollt, der Schlauch angeschraubt und die Wache mit kunstvollen Strahlenwürfen überschwemmt. Auf einer Steintreppe stand der Alte mit

ständig wachsendem Grimm, leitete die Übung und spornte durch Zurufe von oben zu ununterbrochener Tätigkeit an. Zuweilen verdonnerte er irgendeinen Soldaten oder Zivilisten, der seinen Zorn besonders erregte, und gab Befehl, ihn auf der Stelle abzuführen. Die Unglücklichen wurden schleunigst hinter das nächste Haus geschleppt und so seinen Blicken entzogen. Als der Morgen graute, standen wir noch immer mit wankenden Knien hinter den Pumpenarmen. Endlich durften wir wegtreten, um uns zum Exerzieren fertigzumachen.

Als wir den Exerzierplatz erreichten, war der Alte bereits zur Stelle, rasiert, munter und frisch, um sich mit ganz besonderer Inbrunst unserer Ausbildung zu widmen.

Unser Verkehr untereinander war sehr kameradschaftlich. Hier knüpfte ich eine enge Freundschaft, die sich auf vielen Schlachtfeldern befestigen sollte, mit so manchem hervorragenden jungen Menschen an, so mit Clement, der bei Monchy, mit dem Maler Tebbe, der bei Cambrai, mit den Brüdern Steinforth, die an der Somme fallen sollten. Wir wohnten zu dritt oder viert zusammen und führten gemeinsame Wirtschaft. Besonders ist mir noch unser regelmäßiges Abendessen von Rührei und Bratkartoffeln in guter Erinnerung. Sonntags leisteten wir uns landesübliche Kaninchen oder einen Hahn. Da ich den Einkauf für den Abendtisch besorgte, legte mir unsere Wirtin einmal eine Anzahl von Bons vor, die sie von requirierenden Soldaten erhalten hatte; eine Blütenlese des Volkshumors, meist des Inhalts, daß der Füsilier N. N. der Tochter des Hauses Liebeswürdigkeiten erwiesen und zur Stärkung zwölf Eier requiriert habe.

Die Einwohner wunderten sich sehr, daß wir als einfache Soldaten alle mehr oder minder geläufig französisch sprachen. Manchmal ergaben sich daraus ganz witzige Zwischenfälle. So saß ich eines Morgens mit Clement beim Dorfbarbier, als einer von den Wartenden dem Barbier, der Clement gerade unter dem Messer hatte, im dumpfen Dialekt der Champagnebauern zurief: »Eh, coupe la gorge avec!«, und



sich dabei mit der gestreckten Handkante über den Hals strich.

Zu seinem Entsetzen antwortete Clement gleichmütig: »Quant à moi, j'aimerais mieux la garder«, und bewies so jene Ruhe, die dem Krieger wohl ansteht.

Mitte Februar wurden wir 73 er durch die Nachricht der großen Verluste unseres Regiments bei Perthes überrascht und waren betrübt darüber, daß wir diese Tage fern von unseren Kameraden verbracht hatten. Die erbitterte Verteidigung des Regimentsabschnitts im »Hexenkessel« trug uns den Ehrennamen der »Löwen von Perthes« ein, der uns an alle Abschnitte der Westfront begleitete. Außerdem waren wir bekannt als »Les Gibaltars«, wegen der blauen Gibraltarbinde, die wir zur Erinnerung an unser Stammregiment, das Hannoversche Garderegiment, trugen, das diese Festung von 1779 bis 1783 gegen die Franzosen und Spanier verteidigte.

Die Unglücksbotschaft erreichte uns mitten in der Nacht, als wir unter dem Vorsitz des Leutnants Hoppe die übliche Tafel hielten. Einer der Zechgenossen, der lange Behrens, eben jener, der den Alten im Stall abgeliefert hatte, wollte sich nach dem ersten Schrecken, »weil ihm das Bier nicht mehr schmecke«, verabschieden. Hoppe hielt ihn jedoch zurück mit der Bemerkung, daß dies soldatischem Brauche nicht angemessen sei. Hoppe hatte recht; er selbst fiel einige Wochen später bei Les Eparges vor der Schützenlinie seiner Kompanie.

Am 21. März kamen wir nach einem kleinen Examen zum Regiment zurück, das wieder in Bazancourt lag. Es schied in diesen Tagen nach einer großen Parade und einer Abschiedsansprache des Generals von Emmich aus dem Verbands des Zehnten Korps. Wir wurden am 24. März verladen und fuhren bis in die Gegend von Brüssel, wo wir mit den Regimentern 76 und 164 zur 111. Infanterie-Division zusammengestellt wurden, in deren Verbands wir den Krieg bis zum Ende erleben sollten.

Unser Bataillon wurde in dem Städtchen Hérinnes untergebracht, inmitten einer Landschaft von flämischer Behaglichkeit. Am 29. März verlebte ich hier recht glücklich meinen zwanzigsten Geburtstag.

Obwohl die Belgier in ihren Häusern genügend Platz hatten, wurde unsere Kompanie in eine große zugige Scheune gesteckt, durch die während der kalten Märznächte der raue Seewind jener Gegend pfiff. Sonst bot uns der Aufenthalt in Hérinnes eine gute Erholung dar; es wurde zwar viel exerziert, doch gab es auch gute Verpflegung, und Lebensmittel für geringes Geld.

Die halb aus Flamen, halb aus Wallonen bestehende Bevölkerung war sehr freundlich zu uns. Ich unterhielt mich oft mit dem Besitzer eines Estaminets, einem eifrigen Sozialisten und Freigeist, von denen es in Belgien eine ganz besondere Sorte gibt. Er lud mich am Ostersonntag zum Festmahl ein und ließ sich nicht einmal bewegen, für seine Getränke Geld anzunehmen. Wir hatten alle bald unsere Bekanntschaften geschlossen und schlenderten an den freien Nachmittagen nach diesem oder jenem der weit in der Landschaft verstreuten Gehöfte, um uns in den blitzblank geschauerten Küchen um einen der niedrigen Öfen zu setzen, auf deren kreisförmiger Platte der große Kaffeetopf stand. Die gemütliche Unterhaltung wurde auf flämisch und niedersächsisch geführt.

Gegen Ende unseres Aufenthalts wurde das Wetter schön und lud zu Spaziergängen in der lieblichen, wasserreichen Umgebung ein. Die Landschaft, in der sich über Nacht die gelben Sumpfdotterblumen entfaltet hatten, war malerisch verziert durch die vielen entkleideten Kriegsleute, die, ihre Wäsche auf dem Schoß, längs der pappelumsäumten Bachufer eifrig der Läusejagd oblagen. Von dieser Plage bislang ziemlich verschont geblieben, war ich indessen meinem Kriegskameraden Priepke, einem Hamburger Exportkaufmann, behilflich, in seine wollene Weste, die bevölkert war wie weiland das Habit des Abenteuerlichen Simplizissimus,

zur gründlichen Abtötung einen schweren Stein zu wickeln und sie in einen Bach zu versenken. Da unser Aufbruch von Hérinnes sehr plötzlich erfolgte, wird sie dort wohl in ungestörter Ruhe vermodert sein.

Am 12. April 1915 wurden wir in Hal verladen und fuhren, um Spione zu täuschen, auf einem weiten Umweg über den Nordflügel der Front in die Gegend des Schlachtfeldes von Mars-la-Tour. Die Kompanie bezog ihr gewohntes Scheunenquartier im Dorfe Tronville, einem der üblichen langweiligen, aus flachdächrigen, fensterlosen Steinkästen zusammengewürfelten lothringischen Drecknester. Der Flieger wegen mußten wir uns meist in dem überfüllten Ort aufhalten; wir besuchten jedoch einige Male die berühmten, ganz in der Nähe liegenden Stätten von Mars-la-Tour und Gravelotte. Wenige hundert Meter vom Dorfe wurde die Straße nach Gravelotte von der Grenze geschnitten, an der der französische Grenzpfahl zerschmettert am Boden lag. Abends machten wir uns oft das wehmütige Vergnügen eines Spazierganges nach Deutschland.

Unsere Scheune war so baufällig, daß man balancieren mußte, um nicht durch die morschen Bretter auf die Tenne zu stürzen. An einem Abend, als unsere Gruppe gerade unter Vorsitz ihres biedereren Korporals Kerkhoff beschäftigt war, auf einer Krippe die Portionen zu teilen, löste sich ein ungeheurer Eichklotz aus dem Gebälk und stürzte krachend herunter. Zum Glück klemmte er sich dicht über unseren Köpfen zwischen zwei Lehmwänden. Wir kamen mit dem Schrecken davon, nur unsere schöne Fleischportion lag unter dem aufgewirbelten Schutt. Kaum waren wir nach diesem bösen Vorzeichen ins Stroh gekrochen, als an das Tor gedonnert wurde und die alarmierende Stimme des Feldwebels uns vom Lager trieb. Zuerst, wie immer bei solchen Überraschungen, ein Augenblick der Stille, dann wirres Durcheinander und Gepolter: »Mein Helm!« »Wo ist mein Brotbeutel?« »Ich kriege meine Stiefel nicht an!« »Du hast meine Patronen geklaut!« »Hol't Mul, du August!«

Zuletzt war doch alles fertig, und wir marschierten zum Bahnhof vom Chamblay, von wo wir in einigen Minuten mit der Bahn bis Pagny-sur-Moselle fuhren. In den Morgenstunden erklimmen wir die Moselhöhen und blieben in Prény, einem zauberhaften, von einer Burgruine überragten Bergdorfe. Diesmal stellte sich unsere Scheune als ein mit duftendem Bergheu gefüllter Steinbau heraus, durch dessen Luken wir auf die weinbepflanzten Moselberge und das im Tal gelegene Städtchen Pagny blicken konnten, das oft mit Granaten und Fliegerbomben belegt wurde. Einige Male schlugen turmhohe Wassersäulen hochschleudernde Geschosse in die Mosel ein.

Das warme Frühlingswetter wirkte belebend auf uns und reizte in den Freistunden zu langen Spaziergängen in das prächtige Hügelland. Wir waren so übermütig, daß wir abends noch einige Zeit unsere Späße trieben, bevor alles zur Ruhe kam. Unter anderem war es ein beliebter Scherz, Schnarchern aus einer Feldflasche Wasser oder Kaffee in den Mund zu gießen.

Am Abend des 22. April marschierten wir von Prény ab, legten über dreißig Kilometer bis zum Dorfe Hattonchâtel zurück, ohne trotz dem schweren Gepäck einen Marschkranken zu haben, und schlugen rechts von der berühmten Grande Tranchée mitten im Walde Zelte auf. Aus allen Anzeichen war zu ersehen, daß wir am nächsten Tag ins Gefecht kommen würden. Wir empfingen Verbandpäckchen, zweite Fleischbüchsen und SignalfLAGGEN für die Artillerie.

Am Abend saß ich noch lange in jener ahnungsvollen Stimmung, von der die Krieger aller Zeiten zu erzählen wissen, auf einem von blauen Anemonen umwucherten Baumstumpf, ehe ich über die Reihen der Kameraden an meinen Zeltplatz kroch, und in der Nacht träumte ich ein wirres Zeug zusammen, in dem ein Totenkopf die Hauptrolle spielte.

Priepke, dem ich am Morgen davon erzählte, hoffte, daß es ein Franzosenschädel gewesen sei.

## LES EPARGES

Das junge Grün des Waldes schimmerte im Morgen. Wir wanden uns durch versteckte Wege nach einer engen Schlucht hinter der vorderen Linie. Es war bekanntgegeben, daß das Regiment 76 nach einer Feuervorbereitung von nur zwanzig Minuten stürmen werde und wir als Reserve bereitstehen sollten. Punkt zwölf Uhr eröffnete unsere Artillerie eine heftige Kanonade, die vielfach in den Waldschluchten widerhallte. Zum ersten Mal vernahmen wir hier das schwere Wort »Trommelfeuer«. Wir saßen auf den Tornistern, untätig und erregt. Ein Gefechtsläufer stürzte zum Kompanieführer. Hastige Worte. »Die drei ersten Gräben sind in unserer Hand, sechs Geschütze erbeutet!« Ein Hurra flammte auf. Draufgängerstimmung erwachte.

Endlich kam der ersehnte Befehl. Wir zogen in langer Reihe nach vorn, von wo verschwommenes Gewehrfeuer prasselte. Es wurde Ernst. Zur Seite des Waldpfades dröhnten in einem Tannendickicht dumpfe Stöße, Zweige und Erde rauschten nieder. Ein Ängstlicher warf sich unter erzwungenem Gelächter der Kameraden zu Boden. Dann glitt der Mahnruf des Todes durch die Reihen: »Sanitäter nach vorn!«

Bald kamen wir an der Stelle vorbei, wo es eingeschlagen hatte. Die Getroffenen waren schon fortgeschafft. Blutige Zeug- und Fleischfetzen hingen rings um den Einschlag an den Gebüsch — ein sonderbarer, beklemmender Anblick, der mich an den rotrückigen Würger denken ließ, der seine Beute auf Dornensträucher spießt.

Auf der Grande Tranchée hasteten Truppen vor. Um Wasser flehende Verwundete kauerten am Straßenrand, bahrentragende Gefangene keuchten zurück, Protzen rasselten im Galopp durchs Feuer. Rechts und links stampften Granaten den weichen Boden, schweres Geäst brach nieder. Mittem im Weg lag ein totes Pferd mit riesigen Wunden, daneben dampfende Eingeweide. Zwischen den großen und

blutigen Bildern herrschte eine wilde, ungeahnte Heiterkeit. An einem Baume lehnte ein bärtiger Landwehrmann: »Jungens, jetzt feste ran, der Franzmann ist im Laufen!«

Wir gelangten in das kampfzerwühlte Reich der Infanterie. Der Umkreis der Sturmausgangsstellung war von Geschossen kahlgeholzt. Im zerrissenen Zwischenfelde lagen die Opfer des Sturmes, den Kopf feindwärts; die grauen Röcke hoben sich kaum vom Boden ab. Eine Riesengestalt mit rotem, blutbesudeltem Vollbart starrte zum Himmel, die Hände in die lockere Erde gekrallt. Ein junger Mensch wälzte sich in einem Trichter, die gelbliche Vorfarbe des Todes auf den Zügen. Unsere Blicke schienen ihm unangenehm; mit einer gleichgültigen Bewegung zog er sich den Mantel über den Kopf und wurde still.

Wir lösten uns aus der Marschkolonne. Fortwährend zischte es in langem, scharfem Bogen heran, Blitze wirbelten den Boden der Lichtung hoch. Das schrille Flöten der Feldgranaten hatte ich schon vor Orainville nicht selten gehört; es kam mir auch hier nicht sonderlich gefährlich vor. Die Ordnung, in der unsere Kompanie sich nun mit ihren entfalten Zügen über das beschossene Gelände bewegte, hatte im Gegenteil etwas Beruhigendes; ich dachte bei mir, daß eine solche Feuertaufe sich harmloser anließe, als ich erwartet hatte. In einer seltsamen Verkennung der Tatsachen sah ich mich aufmerksam nach den Zielen um, denen die Granaten wohl gelten könnten, ohne zu erraten, daß wir selbst es waren, auf die man bereits aus Leibeskräften schoß.

»Sanitäter!« Wir hatten den ersten Toten. Dem Füsilier Stölter hatte eine Schrapnellkugel die Halsschlagader zerrissen. Drei Verbandpäckchen waren im Nu vollgesogen. Er verblutete in Sekunden. Neben uns protzten zwei Geschütze ab, noch stärkeres Feuer anziehend. Ein Artillerieleutnant, der im Vorgelände nach Verwundeten suchte, wurde durch eine vor ihm hochfahrende Dampfsäule niedergeschleudert. Er erhob sich langsam und kam mit betonter Ruhe zurück. Unsere Augen glänzten ihn an.

Es dunkelte, als wir Befehl zu weiterem Vorrücken erhielten. Unser Weg führte durch dichtes, geschoßdurchklatschtes Unterholz in einen endlosen Laufgraben, den fliehende Franzosen mit Gepäck bestreut hatten. In der Nähe des Dorfes Les Eparges mußten wir, ohne Truppen vor uns zu haben, eine Stellung in festes Gestein hauen. Zuletzt sank ich in einen Busch und schlief ein. Manchmal sah ich im Halbschlummer hoch über mir die Granaten irgendeiner Artillerie mit funkenden Zündern ihre Bogen ziehen.

»Mensch, aufstehen, wir rücken ab!« Ich erwachte im taufeuchten Gras. Durch die sausende Garbe eines Maschinengewehrs stürzten wir in unseren Laufgraben zurück und besetzten eine verlassene französische Stellung am Waldsaume. Ein süßlicher Geruch und ein im Drahtverhau hängendes Bündel weckten meine Aufmerksamkeit. Ich sprang im Morgennebel aus dem Graben und stand vor einer zusammengeschrumpften französischen Leiche. Fischartiges, verwesenes Fleisch leuchtete grünlichweiß aus der zerfetzten Uniform. Mich umwendend, prallte ich entsetzt zurück: neben mir kauerte eine Gestalt an einem Baum. Sie trug das glänzende französische Lederzeug und auf dem Rücken noch den hochgepackten Tornister, von einem runden Kochgeschirr gekrönt. Leere Augenhöhlen und wenige Büschel Haar auf dem schwarzbraunen Schädel verrieten, daß ich es mit keinem Lebenden zu tun hatte. Ein anderer saß, den Oberkörper nach vorn über die Beine geklappt, als ob er eben zusammengebrochen wäre. Ringsumher lagen noch Dutzende von Leichen, verweset, verkalkt, zu Mumien gedörrt, in unheimlichem Totentanz erstarrt. Die Franzosen mußten monatelang neben den gefallen Kameraden ausgehalten haben, ohne sie zu bestatten.

In den Vormittagsstunden durchbrach die Sonne den Nebel und entsandte eine behagliche Wärme. Nachdem ich etwas auf der Grabensohle geschlafen hatte, trieb mich die Neugier, den vereinsamten, am Vortag erstürmten Graben zu besehen. Sein Boden war mit Bergen von Proviant,

Munition, Ausrüstungsstücken, Waffen, Briefen und Zeitungen bedeckt. Die Unterstände glichen geplünderten Trödeläden. Dazwischen lagen die Leichen tapferer Verteidiger, deren Gewehre noch in den Schießscharten steckten. Aus zerschossenem Gebälk ragte ein eingeklemmter Rumpf. Kopf und Hals waren abgeschlagen, weiße Knorpel glänzten aus rötlich-schwarzem Fleisch. Es wurde mir schwer zu verstehen. Daneben lag ein ganz junger Mensch auf dem Rücken, die glasigen Augen und die Fäuste im Zielen erstarrt. Ein seltsames Gefühl, in solche toten, fragenden Augen zu blicken — ein Schaudern, das ich im Kriege nie ganz verlor. Seine Taschen waren nach außen gedreht, und neben ihm lag seine ausgeplünderte Börse.

Ich schlenderte, ohne vom Feuer behelligt zu werden, den verwüsteten Graben entlang. Es war die kurze Zeit der Vormittagsruhe, die mir noch oft auf den Schlachtfeldern als einzige Atempause zugute kam. Ich benutzte sie dazu, mir alles recht sorglos und gemütlich anzusehen. Die fremde Bewaffnung, das Dunkel der Unterstände, der bunte Inhalt der Tornister, alles war neu und rätselhaft. Ich steckte französische Munition in die Tasche, schnallte eine seidenweiche Zeltbahn ab und erbeutete eine mit blauem Tuch umwickelte Feldflasche, um alles nach drei Schritten wieder fortzuwerfen. Ein schönes gestreiftes Hemd, das neben einem auseinandergerissenen Offiziersgepäck lag, verführte mich dazu, mir rasch die Uniform vom Leib zu streifen und mich von Kopf bis Fuß mit neuer Wäsche zu versehen. Ich freute mich über das angenehme Kitzeln des frischen Leinens auf der Haut.

So ausgestattet, suchte ich mir einen sonnigen Fleck im Graben aus, setzte mich auf einen Balken und öffnete mit dem Seitengewehr eine runde Fleischbüchse, um zu frühstücken. Dann steckte ich mir eine Pfeife an und durchblätterte die zahlreich verstreuten französischen Zeitschriften, die, wie ich aus dem Datum ersah, zum Teil erst am Vortage von Verdun in die Gräben geschickt waren.



Nicht ohne einen gewissen Schauer erinnere ich mich, daß ich während dieser Frühstückspause einen seltsamen kleinen Apparat auseinanderzuschrauben suchte, der vor mir auf der Grabensohle lag und in dem ich aus unerfindlichen Gründen eine »Sturmlaterne« zu erkennen glaubte. Erst viel später ging mir auf, daß das Ding, mit dem ich da herumgespielt hatte, eine ungesicherte Handgranate gewesen war.

Bei zunehmender Klarheit begann eine deutsche Batterie, aus einem dicht hinter dem Graben liegenden Waldstück zu feuern. Es dauerte nicht lange, bis der Feind die Antwort gab. Plötzlich wurde ich durch einen mächtigen Krach hinter mir aufgeschreckt und sah einen steilen Rauchkegel hochsteigen. Mit den Geräuschen des Krieges noch unvertraut, war ich nicht imstande, das Pfeifen und Zischen, das Knallen der eigenen Geschütze und das reißende Krachen der in immer kürzeren Pausen einschlagenden feindlichen Granaten zu entwirren und mir aus all dem ein Bild zu machen. Vor allem konnte ich mir nicht erklären, warum es denn von allen Seiten heranzuhr, so daß sich die sausenden Bahnen der Geschosse scheinbar planlos über dem Gewirr kleiner Grabenstücke kreuzten, in dem wir zerstreut lagen. Diese Wirkung, von der ich nicht die Ursache sah, beunruhigte mich und gab mir zu denken. Ich stand dem Mechanismus des Gefechtes noch als Unerfahrener, als Rekrut gegenüber — die Äußerungen des Kampfwillens erschienen mir seltsam und unzusammenhängend wie Vorgänge auf einem anderen Gestirn. Dabei hatte ich eigentlich keine Angst; im Gefühl, nicht gesehen zu werden, konnte ich auch nicht glauben, daß man auf mich zielte und daß ich getroffen werden könnte. So beobachtete ich, zu meiner Gruppe zurückgekehrt, mit großer Gleichgültigkeit das Vorgelände. Es war der Mut der Unerfahrenheit. Ich trug, wie ich das auch später an solchen Tagen zu tun pflegte, in mein Taschenbuch die Zeiten ein, zu denen die Beschießung abflaute oder sich steigerte.

Gegen Mittag schwoll das Artillerief Feuer zu wüstem Tanze an. Ununterbrochen flammte es um uns auf. Weißes, schwarzes und gelbes Gewölk mischte sich. Besonders die Granaten mit schwarzer Rauchentwicklung, von den alten Kriegern »amerikanische« oder »Kohlenkästen« genannt, zerrissen mit unheimlicher Brisanz. Dazwischen zwitscherten zu Dutzenden die Zünder mit eigenartigem, an Kanarienvögel erinnerndem Gesang. Mit ihren Ausschnitten, in denen die Luft sich mit trillerndem Flöten verding, zogen sie wie kupferne Spieluhren oder wie eine Art von mechanischen Insekten über die large Brandung der Einschläge dahin. Sonderbar war, daß die kleinen Waldvögel sich gar nicht um diesen hundertfältigen Lärm zu kümmern schienen; sie saßen friedlich über den Rauchschwaden im zerschlagenen Geäst. In den Pausen hörte man ihre werbenden Rufe und ihr unbekümmertes Jubilieren, ja es schien, als ob sie noch angeregt würden durch die Flut von Geräuschen, die sie umbrandete.

In den Augenblicken, in denen der Beschuß sich verdichtete, spornete sich die Besatzung durch kurze gegenseitige Zurufe zur Wachsamkeit an. In dem Grabenstück, das ich übersah und aus dessen Wänden bereits hier und da große Lehmklötze heruntergebrochen waren, herrschte völlige Bereitschaft. Die Gewehre lagen entsichert in den Schießscharten, und die Schützen prüften das rauchende Vorgelände mit Aufmerksamkeit. Zuweilen blickten sie nach rechts und links, um zu beobachten, ob der Anschluß noch vorhanden war, und lächelten, wenn ihr Blick einen Bekannten traf.

Ich saß mit einem Kameraden auf einer in den Lehm der Grabenwand gestochenen Bank. Einmal knallte das Brett der Schießscharte, durch die wir beobachteten, und ein Infanteriegeschosß schlug zwischen unseren Köpfen in den Lehm.

Allmählich gab es Verwundete. Die Vorgänge im Grabengewirr waren zwar nicht zu übersehen, doch der immer häufiger erschallende Ruf »Sanitäter« zeigte an, daß die Beschießung zu wirken begann. Zuweilen tauchte eine

eilige Gestalt mit frischem, weithin schimmerndem Verband an Kopf, Hals oder Hand auf, um nach hinten zu verschwinden. Es galt, den Salon- oder Kavalierschuß in Sicherheit zu bringen, dem Kriegsaberglauben zufolge, nach dem der leichte Treffer oft nur der Vorbote eines schweren ist.

Mein Kamerad, der Kriegsfreiwillige Kohl, bewahrte jene norddeutsche Kaltblütigkeit, die eigens für solche Lagen geschaffen scheint. Er kaute und drückte an einer Zigarre herum, die durchaus nicht brennen wollte, und machte im übrigen ein etwas verschlafenes Gesicht. Er ließ sich auch nicht aus der Ruhe bringen, als plötzlich in unserem Rücken ein Gepressel wie von tausend Gewehren erscholl. Es stellte sich heraus, daß der Wald in Brand geschossen war. Große Flammen kletterten knatternd an den Bäumen empor.

Während dieser Ereignisse wurde ich durch seltsame Sorgen geplagt. Ich beneidete nämlich die alten »Löwen von Perthes« um ihre Erlebnisse im »Hexenkessel«, denen mich der Aufenthalt in Recouvrence entzogen hatte. Wenn daher die Kohlenkästen besonders scharf in unsere Ecke fuhren, frage ich zuweilen Kohl, der daran teilgenommen hatte:

»Du, ist es jetzt wie bei Perthes?«

Zu meiner Enttäuschung antwortete er jedesmal mit einer lässigen Handbewegung:

»Noch lange nicht!«

Als nun der Beschuß sich so verdichtete, daß unsere Lehm- bank unter dem Bersten der schwarzen Ungetüme zu schaukeln begann, brüllte ich ihm wieder ins Ohr:

»Du, ist es *jetzt* wie bei Perthes?«

Kohl war ein sehr gewissenhafter Soldat. Er stand zunächst auf, sah sich prüfend im Kreise um und brüllte dann zu meiner Befriedigung zurück:

»Jetzt kanns bald hinkommen!«

Diese Antwort erfüllte mich mit einer närrischen Freude, bestätigte sie mir doch mein erstes wirkliches Gefecht.

In diesem Augenblick tauchte ein Mann an der Ecke unseres Grabenstückes auf: »Nach links folgen!« Wir gaben

den Befehl weiter und schritten die rauchdurchschwelte Stellung entlang. Gerade waren die Essenholer zurückgekommen, und Hunderte von verlassenen Kochgeschirren dampften auf der Brustwehr. Wer mochte jetzt essen? Eine Menge Verwundeter mit blutdurchtränkten Verbänden preßte sich an uns vorüber, die Aufregung des Kampfes auf den bleichen Gesichtern. Oben wurde am Grabenrand entlang hastig Bahre auf Bahre nach hinten geschleppt. Die Ahnung einer schweren Stunde türmte sich vor uns auf. »Vorsicht, Kameraden, mein Arm, mein Arm!« »Los, los, Mensch, halt Anschluß!«

Ich erkannte den Leutnant Sandvoß, der geistesabwesend und mit aufgerissenen Augen neben dem Graben entlanghastete. Ein langer weißer Verband um den Hals teilte ihm eine seltsam unbeholfene Haltung mit, und so kam es wohl, daß er mich in diesem Augenblick an eine Ente erinnerte. Ich sah das wie in einem jener Träume, in denen das Beängstigende in der Maske des Lächerlichen erscheint. Gleich darauf eilten wir am Oberst von Oppen vorbei, der eine Hand in der Rocktasche hielt und seinem Adjutanten Anweisungen gab. »Aha, die Sache hat doch wohl Sinn und Verstand«, schoß es mir durch den Kopf.

Der Graben endete in einem Waldstück. Unentschlossen standen wir unter gewaltigen Buchen. Aus dichtem Unterholz tauchte unser Zugführer, ein Leutnant, auf und rief dem ältesten Unteroffizier zu: »Lassen Sie ausschwärmen in Richtung auf die untergehende Sonne und Stellung nehmen. Meldungen erreichen mich im Unterstand an der Lichtung.« Fluchend übernahm jener das Kommando.

Wir schwärmten aus und legten uns erwartungsvoll in eine Reihe flacher Mulden, die irgendwelche Vorgänger in den Boden gescharrt hatten. Mitten in scherzende Zurufe schnitt ein markerschütterndes Geheul. Zwanzig Meter hinter uns wirbelten Erdklumpen aus einer weißen Wolke und klatschten hoch ins Geäst. Vielfach rollte der Schall durch den Wald. Beklommene Augen starrten sich an, die Körper schmiegt

sich im niederdrückenden Gefühl völliger Ohnmacht an den Boden. Schuß folgte auf Schuß. Stickige Gase schwammen im Unterholz, Qualm verhüllte die Wipfel, Bäume und Zweige stürzten rauschend zu Boden, Schreie wurden laut. Wir sprangen hoch und rannten blindlings, von Blitzen und betäubendem Luftdruck gehetzt, von Baum zu Baum, Deckung suchend und wie gejagtes Wild riesige Stämme umkreisend. Ein Unterstand, in den viele liefen und auf den auch ich zusteuerte, erhielt einen Treffer, der den Balkenbelag hochriß, so daß die schweren Klötze in der Luft umherwirbelten.

Ich sprang mit dem Unteroffizier keuchend um eine mächtige Buche wie ein Eichhörnchen, das man mit Steinen wirft. Automatisch und von immer neuen Einschlägen in Schwung gehalten, lief ich hinter meinem Vorgesetzten her, der sich zuweilen umwandte, mich mit wilden Augen anstierte und schrie: »Ja, was sind denn das für Dinger? Was sind denn das für Dinger?« Plötzlich blitzte es in dem weit ausgreifenden Wurzelwerk, und ein Schlag gegen den linken Oberschenkel warf mich zu Boden. Ich glaubte von einem Erdklumpen getroffen zu sein, doch belehrte mich die Wärme des reichlich strömenden Blutes bald, daß ich verwundet war. Es zeigte sich später, daß mir ein haarscharfer Splitter eine Fleischwunde geschlagen hatte, nachdem seine Wucht durch meine Geldbörse abgeschwächt war. Der feine Schnitt, der, ehe er den Muskel verletzte, nicht weniger als neun Blätter aus derbem Leder gespalten hatte, war wie mit einer Rasierklinge geführt.

Ich warf meinen Tornister fort und rannte dem Graben zu, aus dem wir gekommen waren. Von allen Seiten strebten Verwundete aus dem beschossenen Gehölz strahlenförmig darauf zu. Der Durchgang war entsetzlich, von Schwerverwundeten und Sterbenden versperrt. Eine bis zum Gürtel entblößte Gestalt mit aufgerissenen Rücken lehnte an der Grabenwand. Ein anderer, dem ein dreieckiger Lappen vom Hinterkopf herabhing, stieß fortwährend schrille, er-

schütternde Schreie aus. Hier herrschte der große Schmerz, und zum ersten Male blickte ich wie durch einen dämonischen Spalt in die Tiefe seines Bereichs. Und immer neue Einschläge.

Meine Besinnung ließ mich völlig im Stich. Rücksichtslos rannte ich alles über den Haufen und kletterte endlich, in der Hast einige Male zurückstürzend, aus dem höllischen Gewühl des Grabens heraus, um freie Bahn zu bekommen. Ich raste wie ein durchgehendes Pferd durch dichtes Unterholz, über Wege und Lichtungen, bis ich in einem Waldstück nahe der Grande Tranchée zusammenbrach.

Es dunkelte bereits, als zwei Krankenträger, die das Gelände absuchten, vorbeikamen. Sie luden mich auf ihre Bahre und trugen mich in einen mit Stämmen gedeckten Sanitätunterstand, in dem ich die Nacht verbrachte, eng zusammengedrängt mit vielen Verwundeten. Ein abgespannter Arzt stand im Gewühl stöhnender Menschen, verband, machte Einspritzungen und gab mit ruhiger Stimme Anweisungen. Ich zog mir den Mantel eines Gefallenen über den Leib und fiel in einen Schlaf, den das beginnende Fieber mit sonderbaren Träumen durchschloß. Einmal mitten in der Nacht wachte ich auf und sah den Arzt immer noch beim Schein einer Laterne an der Arbeit. Ein Franzose stieß alle Augenblicke ein gellendes Geschrei aus, und neben mir brummte jemand verdrießlich: »So'n Franzose. Na ja, wenn die nicht schreien können, sind sie nicht zufrieden.« Dann schlief ich wieder ein.

Als ich am nächsten Morgen fortgetragen wurde, durchbohrte ein Splitter das Segeltuch der Tragbahre zwischen meinen Knien.

Mit anderen Verwundeten wurde ich in einen der Krankewagen geladen, die zwischen dem Gefechtsfeld und dem Hauptverbandplatz pendelten. Im Galopp ging es über die noch immer unter schwerem Feuer liegende Grande Tranchée. Hinter den grauen Zeltwänden fuhren wir blind durch die Gefahr, die uns mit stampfenden Riesenschritten begleitete.

Auf einer der Bahren, auf denen man uns in das Fahrzeug geschoben hatte wie Brote in den Backofen, lag auch ein Kamerad mit einem Bauchschuß, der ihm große Qualen bereitete. Er bat jeden Einzelnen von uns, ihm mit der Pistole des Sanitäters, die im Wagen hing, ein Ende zu machen. Niemand antwortete. Ich sollte das Gefühl noch kennenlernen, das man empfindet, wenn jede Erschütterung der Fahrt wie ein Hammerschlag auf eine schwere Wunde fällt.

Der Hauptverbandplatz war auf einer Waldlichtung angelegt. Man hatte lange Zeilen von Stroh ausgebreitet und mit Laubhütten abgedeckt. Aus dem Zustrom von Verwundeten war leicht zu ersehen, daß ein bedeutendes Gefecht im Gange war. Beim Anblick eines Generalarztes, der inmitten des blutigen Trubels den Dienstbetrieb prüfte, hatte ich wieder jenen schwer zu beschreibenden Eindruck, den man empfängt, wenn man den Menschen, von den Schrecknissen und Erregungen der elementaren Zone umgeben, mit ameisenhafter Kaltblütigkeit am Ausbau seiner Ordnungen beschäftigt sieht.

Mit Speisen und Getränken gelabt und eine Zigarette rauchend, lag ich inmitten einer langen Reihe von Verwundeten auf meiner Strohschütte, von jener leichten Stimmung ergriffen, die sich einstellt, wenn man ein Examen zwar nicht ganz einwandfrei, aber doch immerhin bestanden hat. Ein kurzes Gespräch, das ich neben mir erlauschte, machte mich nachdenklich.

»Was fehlt denn dir, Kamerad?«

»Ich hab einen Blasenschuß.«

»Tuts sehr weh?«

»Ach, das macht nichts. Aber daß man so gar nicht mehr mitmachen kann — — —.«

Noch am Vormittag wurden wir nach der großen Krankensammelstelle in der Kirche des Dorfes Saint Maurice geschafft. Dort stand bereits ein Lazarettzug unter Dampf, der uns in zwei Tagen nach Deutschland beförderte. Vom Bett aus erblickte ich im Fahren die Felder, von denen der

Frühling Besitz ergriff. Wir wurden von einem stillen Mann, einem Privatdozenten der Philosophie, gewissenhaft betreut. Der erste Dienst, den er mir leistete, bestand darin, daß er mir mit einem Federmesser den Stiefel vom Fuße schnitt. Es gibt Menschen, denen zur Pflege ein besonderes Verhältnis gegeben ist; so empfand ich es bereits wohltuend, wenn ich ihn bei seiner Nachtlampe in einem Buche lesen sah.

Der Zug brachte uns nach Heidelberg.

Beim Anblick der von blühenden Kirschbäumen bekränzten Neckarberge empfand ich ein starkes Heimatgefühl. Wie schön war doch das Land, wohl wert, dafür zu bluten und zu sterben. So hatte ich seinen Zauber noch niemals gespürt. Gute und ernste Gedanken kamen mir in den Sinn, und ich ahnte zum ersten Male, daß dieser Krieg mehr als ein großes Abenteuer bedeutete.

Die Schlacht von Les Eparges war meine erste. Sie war ganz anders, als ich gedacht. Ich hatte an einer großen Kampfhandlung teilgenommen, ohne einen Gegner zu Gesicht bekommen zu haben. Erst viel später erlebte ich den Zusammenprall, den Gipfelpunkt des Kampfes im Erscheinen der Sturmwellen auf freiem Felde, das für entscheidende, mörderische Augenblicke die chaotische Leere des Schlachtfeldes unterbricht.

## DOUCHY UND MONCHY

Die Wunde war in vierzehn Tagen geheilt. Ich wurde zum Ersatzbataillon nach Hannover entlassen und nahm von dort, um mich wieder ans Gehen zu gewöhnen, einen kurzen Heimaturlaub.

»Melde dich doch als Fahnenjunker«, schlug mein Vater mir vor, als wir an einem der ersten Vormittage durch den Obstgarten gingen, um zu sehen, wie die Bäume an-



gesetzt hatten; und ich entsprach seinem Wunsche, obwohl es mir zu Beginn des Krieges viel lockender erschienen war, mich als einfacher Schütze und nur für mich allein verantwortlich zu beteiligen.

Ich wurde also vom Regiment nach Döberitz geschickt, um an einem Ausbildungskurs teilzunehmen, den ich nach sechs Wochen als Fähnrich verließ. Den Hunderten von jungen Leuten, die hier aus allen deutschen Stämmen zusammenströmten, war anzusehen, daß das Land an guter kriegerischer Mannschaft noch keinen Mangel besaß. Während ich in Recouvrence die Einzelausbildung kennengelernt hatte, wurden wir hier auch in den verschiedenen Arten geübt, auf die man kleine Verbände im Gelände bewegt.

Im September 1915 fuhr ich zum Regiment zurück. Ich verließ den Zug im Dorf Saint Léger, dem Sitz des Divisionsstabes, und marschierte als Führer einer kleinen Ersatzabteilung nach Douchy, dem Ruheort des Regiments. Vor uns war die französische Herbstoffensive in vollem Gang. Die Front zeichnete sich als eine lange, wallende Wolke im weiten Gelände ab. Über uns knatterten die Maschinengewehre von Luftgeschwadern. Zuweilen, wenn eins der französischen Flugzeuge, deren bunte Kokarden den Boden wie große Schmetterlingsaugen abzusuchen schienen, uns niedrig überflog, nahm ich mit meiner kleinen Truppe unter den Straßenbäumen Deckung gegen Sicht. Die Abwehrkanonen zogen lange Schnüre von weißen Bäuschen in die Luft, und hier und dort schlugen herabpfeifende Splitter in den Ackerboden ein.

Dieser kleine Marsch sollte mir gleich Gelegenheit geben, meine neuen Kenntnisse anzuwenden. Wahrscheinlich hatte man uns aus einem der zahlreichen Fesselballons, deren gelbe Hüllen im Westen leuchteten, erspäht, denn gerade, als wir in das Dorf Douchy einbiegen wollten, sprang der schwarze Kegel einer Granate vor uns auf. Das Geschloß traf den Eingang des kleinen Ortsfriedhofes, der hart an der Straße lag. Ich lernte hier zum ersten Male jene Sekunde

kennen, in der man ein unerwartetes Ereignis durch einen Entschluß beantworten muß.

»Nach links heraus — schwärmen, marsch, marsch!«

Die Kolonne verteilte sich im Eilschritt über die Felder; ich ließ nach links wieder sammeln und führte sie in einem weiten Bogen in das Dorf.

Douchy, der Ruheort des Füsilierregiments 73, war ein Dorf von mittlerer Größe und hatte durch den Krieg noch wenig gelitten. Dieser im wellenförmigen Gelände des Artois gelegene Platz wurde dem Regiment während seines andert-halb-jährigen Stellungskampfes in jener Gegend zur zweiten Garnison, zu einer Stätte der Erholung und Festigung nach schweren Tagen des Kampfes und der Arbeit in vorderer Linie. Wie oft atmeten wir auf, wenn uns durch dunkle Regennächte ein einsames Licht vom Dorfeingang entgegen-schimmerte! Man hatte doch wieder ein Dach über dem Kopf und sein einfaches, ungestörtes Lager im trockenen Raum. Man konnte schlafen, ohne jedesmal nach vier Stunden wieder in die Nacht hinaus zu müssen und ohne von der ständigen Erwartung eines Überfalls bis in den Traum hinein verfolgt zu werden. Wie neugeboren war man am ersten Ruhetag, wenn man gebadet und die Montur vom Schmutz des Grabens gereinigt hatte. Auf den Wiesen-gründen wurde exerziert und geturnt, um die eingerosteten Knochen gelenkig zu machen und den Gemeingeist der in langen Nachtwachen vereinsamten Leute wieder zu erwecken. Das gab Spannkraft für neue lastenreiche Tage. In der ersten Zeit marschierten die Kompanien abwechselnd in die vor-dere Linie zu nächtlicher Schanzarbeit. Diese anstrengende Doppelbeschäftigung unterblieb später auf Anordnung unse-res einsichtigen Oberst von Oppen. Die Sicherheit einer Stellung beruht auf der Frische und dem unerschöpften Mut ihrer Verteidiger, nicht auf dem verschlungenen Bau ihrer Annäherungswege und der Tiefe der Kampfgräben.

In den freien Stunden bot Douchy seinen grauen Be-wohnern manche Quelle der Erholung dar. Zahlreiche Kan-

tinen waren noch reichlich versehen mit Eß- und Trinkbarem; es gab ein Lesezimmer, eine Kaffeestube und später sogar, kunstvoll in eine große Scheune eingebaut, einen Lichtspielraum. Die Offiziere hatten ein vorzüglich eingerichtetes Kasino und eine Kegelbahn im Garten des Pfarrhauses. Oft wurden Kompaniefeste gefeiert, bei denen Führer und Mannschaft auf gut altdeutsch im Trinken wetteiferten. Nicht vergessen möchte ich auch die Schlachtfeste, bei denen die Kompanieschweine, die durch die Abfälle der Feldküchen in trefflicher Mast gehalten wurden, das Leben lassen mußten.

Da die Bevölkerung noch im Dorf wohnte, wurde der Raum in jeder Weise ausgenutzt. In den Gärten waren zum Teil Baracken und Wohnunterstände erbaut; ein großer Obstgarten in der Mitte des Dorfes war zum Kirchplatz, ein anderer, der sogenannte Emmichplatz, zum Lustgarten umgewandelt. Dort lagen in zwei mit Baumstämmen bedeckten Unterständen die Rasierstube und die Zahnstation. Eine große Wiese neben der Kirche diente als Begräbnisplatz, zu dem fast täglich eine Kompanie marschierte, um einem oder vielen Kameraden unter den Klängen eines Chorals das letzte Geleit zu geben.

So war in einem Jahr aus dem zerfallenden Bauerndörfchen eine Militärstadt wie ein gewaltiger Parasit emporgewachsen. Kaum erkannte man darunter das alte friedliche Bild. Im Dorfteich schwammen Dragoner ihre Pferde, in den Gärten exerzierte Infanterie, auf den Wiesen lagen Soldaten und sonnten sich. Alle Einrichtungen zerfielen, nur was zum Kampf gehörte, war in Schuß. So hatte man Zäune und Hecken niedergebrochen oder zur besseren Verbindung weggerissen, dagegen blinkten an allen Ecken die großen Schilder mit den Fahrtrichtungen. Während die Dächer einstürzten und der Hausrat langsam verheizt wurde, entstanden Fernsprechanlagen und elektrische Leitungen. Von den Kellern aus wurden Stollenschächte in die Erde getrieben, um den Hausbewohnern bei Beschießungen

sichere Unterkunft zu bieten; die ausgeschachtete Erde wurde achtlos auf die Gärten gehäuft. Im ganzen Dorf gab es keine Grenze und keinen persönlichen Besitz.

Die französische Bevölkerung war am Ausgang nach Monchy kaserniert. Kinder spielten vor den Schwellen der baufälligen Häuser, und Greise schlichen gebeugt durch das neue Getriebe, das ihnen rücksichtslos die Stätten entfremdete, an denen sie ihr Leben verbracht hatten. Die jungen Leute mußten jeden Morgen antreten und wurden vom Ortskommandanten, dem Oberleutnant Oberländer, zur Bewirtschaftung der Dorfgemarkung eingeteilt. Wir kamen mit den Einheimischen nur zusammen, wenn wir ihnen unsere Wäsche zum Reinigen brachten oder Butter und Eier einkauften.

Zu den merkwürdigen Bildern dieser Soldatenstadt gehörte der Anschluß zweier verwaister kleiner Franzosen an die Truppe. Die beiden Jungen, von denen der eine acht, der andere zwölf Jahre alt sein mochte, waren ganz in Feldgrau gekleidet und sprachen fließend deutsch. Von ihren Landsleuten redeten sie, wie sie es von den Soldaten gehört hatten, nur als »Schangels«. Ihr größter Wunsch war, einmal mit »ihrer« Kompanie in Stellung gehen zu dürfen. Sie konnten tadellos exerzieren, grüßten die Vorgesetzten, traten bei Appellen an den linken Flügel und baten um Urlaub, wenn sie den Kantinegehilfen zum Einkauf nach Cambrai begleiten wollten. Als das zweite Bataillon für einige Wochen zur Ausbildung nach Quéant kam, sollte der eine, namens Louis, auf Befehl des Oberst von Oppen in Douchy zurückbleiben; er wurde auch während des Marsches nicht mehr gesehen, sprang aber bei der Ankunft des Bataillons vergnügt aus dem Packwagen, in dem er sich versteckt hatte. Der Ältere soll später nach Deutschland auf eine Unteroffiziersschule geschickt worden sein.

Kaum eine Stunde Weges von Douchy entfernt lag Monchy-au-bois, das Dorf, in dem die beiden Reservekompanien des Regiments untergebracht waren. Es hatte im

Herbst 1914 das Ziel erbitterter Kämpfe gebildet; zuletzt war es in deutscher Hand geblieben und der Kampf im engen Halbkreis um die Trümmer des ehemals reichen Ortes langsam erstarbt.

Nun waren die Häuser ausgebrannt und zusammengeschoßen, die verwilderten Gärten von Granaten durchfurcht und die Obstbäume geknickt. Das Steingewirr war durch Gräben, Stacheldraht, Barrikaden und betonierte Stützpunkte zur Verteidigung ausgebaut. Die Straßen konnten von einem im Mittelpunkt liegenden Betonklotz, der »Feste Torgau«, unter Maschinengewehrfeuer genommen werden. Ein anderer Stützpunkt war die »Feste Altenburg«, ein Feldwerk rechts vom Dorfe, das einen Zug der Reservekompanie beherbergte. Wichtig für die Verteidigung war auch ein Bergwerk, dem in Friedenszeiten der Kreidestein zum Bau der Häuser entnommen worden war und das wir nur durch Zufall entdeckt hatten. Ein Kompaniekoch, dem der Wassereimer in einen Brunnen gefallen war, hatte sich hinuntergelassen und dabei ein sich höhlenartig erweiterndes Loch bemerkt. Man untersuchte den Ort, und nachdem noch ein zweiter Eingang gebrochen war, bot die Anlage einer großen Zahl von Kämpfern bombensichere Unterkunft.

Auf der einsamen Höhe am Weg nach Ransart lag eine Ruine, ein ehemaliges Estaminet, wegen der weiten Aussicht auf die Front »Bellevue« genannt — ein Ort, für den ich trotz seiner gefährlichen Lage eine Vorliebe besaß. Weithin reichte von dort der Blick über das ausgestorbene Land, dessen tote Dörfer verbunden waren durch Straßen, auf denen kein Wagen rollte und kein lebendes Wesen zu sehen war. Im Hintergrunde verschwammen die Umrisse von Arras, der verlassenen Stadt, und weiter rechts glänzten die Kreidetrichter der großen Minensprengungen von Saint Eloi. Öde lagen auch die verkrauteten Felder, über die große Wolkenschatten dahinzogen und das enggeflochtene Netz der Gräben seine gelben und weißen Maschen breitete, die in die Annäherungswege wie in lange Zugschnüre aus-

mündeten. Nur hier und dort wirbelte der Rauch einer Granate auf, wie von Geisterhand in die Höhe gestoßen, und verflatterte im Wind; oder der Ball eines Schrapnells stand über der Wüste wie eine große weiße Flocke, die langsam zerschmolz. Das Gesicht der Landschaft war finster und fabelhaft, der Kampf hatte das Liebliche der Gegend hinweggewischt und seine ehernen Züge hineingegraben, vor denen der einsame Betrachter erschrak.

Die Verlassenheit und das tiefe Schweigen, ab und zu vom dumpfen Ton der Geschütze unterbrochen, wurden durch den traurigen Eindruck der Zerstörung verstärkt. Zerrissene Tornister, abgebrochene Gewehre, Zeugfetzen, dazwischen in grausigem Kontrast ein Kinderspielzeug, Granatzünder, tiefe Trichter der krepiereten Geschosse, Flaschen, Erntegeräte, zerfetzte Bücher, zerschlagenes Hausgerät, Löcher, deren geheimnisvolles Dunkel einen Keller verriet, in dem vielleicht die Leichen der unglücklichen Hausbewohner von den überaus geschäftigen Rattenschwärmen benagt wurden, ein Pfirsichbäumchen, das seiner stürzenden Mauer beraubt war und hilfesuchend seine Arme ausstreckte, in den Ställen die noch an der Kette hängenden Gerippe der Haustiere, im verwüsteten Garten Gräber, dazwischen grünend, tief im Unkraut versteckt, Zwiebeln, Wermut, Rhabarber und Narzissen, auf den benachbarten Feldern Getreidediemen, auf deren Dächern schon die Körner wucherten; all das durchzogen von einem halbverschütteten Laufgraben und vom Geruch des Brandes und der Verwesung umhaucht. Traurige Gedanken beschleichen den Krieger an solcher Stätte, wenn er derer gedenkt, die noch vor kurzem hier friedlich gehaust haben.

Die Kampfstellung verlief, wie schon berichtet, in engem Halbkreis um das Dorf, mit dem sie eine Reihe von Laufgräben verband. Sie war in zwei Unterabschnitte, Monchy-Süd und Monchy-West, geteilt. Diese gliederten sich wiederum in die sechs Kompanieabschnitte A bis F. Die bogenförmige Führung der Stellung bot dem Engländer eine

gute Flankierungsmöglichkeit, durch deren geschickte Ausnutzung er uns schwere Verluste bereitete. Er bediente sich dazu eines unmittelbar hinter seiner Linie versteckten Geschützes, das kleine Schrapnells verfeuerte, deren Abschluß und Einschlag für das Ohr zusammenfielen. Wie aus heiterem Himmel blitzte über die Länge des Grabens ein Schwarm von Bleikugeln dahin, der oft genug einen Posten einforderte.

Wir machen nun zunächst einen kurzen Gang durch den Schützengraben, wie er sich um diese Zeit entwickelt hatte, um uns einige Ausdrücke, die immer wiederkehren, zu veranschaulichen.

Um in die vordere Linie, kurz »der Graben« genannt, zu gelangen, betreten wir einen der zahlreichen Annäherungswege oder Laufgräben, deren Aufgabe es ist, den gedeckten Anmarsch in die Kampfstellung zu ermöglichen. Diese oft sehr langen Gräben führen also auf den Gegner zu, sind aber, damit sie nicht der Länge nach bestrichen werden können, zickzackförmig oder in schwachen Bogenlinien geführt. Nach viertelstündigem Anmarsch schneiden wir die zweite Linie, die der ersten parallel läuft und in der der Widerstand fortgesetzt werden soll, wenn der Kampfgraben genommen ist.

Der Kampfgraben selbst unterscheidet sich schon auf den ersten Blick von den schwachen Anlagen, die zu Beginn des Krieges entstanden sind. Er ist längst kein einfacher Graben mehr, sondern zieht sich in doppelter oder dreifacher Mannstiefe unter dem Boden dahin. Die Verteidiger bewegen sich also wie auf der Sohle eines Schachtes; wenn sie das Vorgebäude beobachten oder feuern wollen, ersteigen sie auf Stufen oder breiten hölzernen Leitern den Postenauftritt, eine lange Bank, die derart in die Erde gestochen ist, daß der auf ihr Stehende den gewachsenen Boden um Kopfhöhe überragt. Der einzelne Schütze steht in seinem Postenstand, einer mehr oder weniger befestigten Nische, den Kopf durch eine Sandsackpackung oder durch einen Stahlschild

gedeckt. Der eigentliche Ausblick findet durch winzige Scharten statt, durch die der Gewehrlauf geschoben wird. Die großen Erdmengen, die aus dem Graben gehoben wurden, sind hinter der Linie zu einem Wall aufgetürmt, durch den zugleich die Rückendeckung gebildet wird; in diesen Erdwall sind Maschinengewehrstände eingebaut. Auf der Stirnseite des Grabens dagegen wird die Erde stets sorgfältig verzogen, damit das Schußfeld offen bleibt.

Vor dem Graben zieht sich, oft in vielfachen Linien, der Drahtverhau entlang, ein verschlungenes Geflecht von Stacheldrähten, das dem Angreifer Aufenthalt bereiten soll, damit er in Ruhe von den Postenständen aus unter Feuer genommen werden kann.

Der Verhau ist von hohem Kraut durchzogen, denn auf den verödeten Feldern siedelt sich bereits ein neuer und andersartiger Pflanzenbewuchs an. Die wilden Blumen, die sonst vereinzelt zwischen dem Getreide blühten, haben die Vorherrschaft gewonnen; hier und dort wuchert schon niedriges Buschwerk hervor. Auch die Wege sind schon überwachsen, aber sie zeichnen sich noch deutlich ab, denn auf ihnen breiten sich die runden Blätter des Wegerichs aus. In dieser Wildnis fühlen sich die Vögel wohl, so die Rebhühner, deren seltsamen Lockruf man oft in den Nächten vernimmt, so die Lerchen, deren vielstimmiger Gesang mit dem ersten Licht über den Gräben ertönt.

Damit der Kampfgraben nicht flankierend bestrichen werden kann, ist er mäandrisch geführt, er springt also in regelmäßigen Ausbuchtungen zurück. Diese zurückspringenden Stücke bilden die Schulterwehren, durch die das von der Seite kommende Geschoß aufgefangen werden soll. Der Kämpfer ist damit nach hinten durch die Rückenwehr, nach den Seiten durch die Schulterwehren gedeckt, während ihn die vordere Wand des Grabens als Brustwehr schützt.

Zur Ruhe sind die Unterstände bestimmt, die sich nunmehr aus einfachen Erdlöchern zu richtigen geschlossenen Wohnräumen entwickelt haben, deren Decke aus Balken auf-



geführt ist und deren Wände mit Brettern verkleidet sind. Die Unterstände sind etwa mannshoch und derart in die Erde gebaut, daß ihr Fußboden auf der Höhe der Grabensohle liegt. Über ihrer Balkendecke ruht also noch eine Erdschicht, die leichten Treffern gewachsen ist. Bei schwerem Beschuß aber wird sie zur Mausefalle, und man sucht daher lieber die Tiefe des Stollens auf.

Die Stollen sind mit kräftigen Holzrahmen verkleidet. Der erste ist in der Höhe der Sohle in die vordere Grabenwand eingelassen und bildet den Stolleneingang; jeder weitere wird um zwei Handbreiten tiefer angesetzt, so daß schnell an Deckung gewonnen wird. Auf diese Weise entsteht die Stollentreppe; bei der dreißigsten Stufe hat man also neun, mit Einrechnung der Grabentiefe sogar zwölf Meter Erde über dem Kopf. Nun werden etwas größere Rahmen geradeaus oder im rechten Winkel zur Treppe geführt; sie stellen den Wohnraum her. Durch Querverbindungen entstehen unterirdische Laufgänge, feindwärts geführte Abzweigungen werden als Horch- und Minierstollen verwandt.

Das Ganze muß man sich als eine mächtige, scheinbar ausgestorben im Gelände liegende Erdfestung vorstellen, in deren Innerem ein regelmäßiger Wach- und Arbeitsdienst verrichtet wird und in der wenige Sekunden nach einem Alarm jeder Mann auf seinem Posten steht. Man tut auch gut, sich die Stimmung nicht allzu romantisch auszumalen; es herrscht vielmehr eine gewisse Schläfrigkeit und Schwerfälligkeit, wie sie die nahe Berührung mit der Erde erzeugt.

Ich war der sechsten Kompanie zugeteilt und rückte einige Tage nach meiner Ankunft als Führer einer Gruppe mit in Stellung, wo mir gleich durch einige englische Kugeln der Empfang bereitet wurde. Das waren gestielte und mit Sprengstoff gefüllte Geschosse aus sprödem Eisen, deren Form man sich am besten vergegenwärtigt, wenn man sich von einer Hundertpfund-Hantel eine der beiden Kugeln abgeschnitten denkt. Ihr Abschuß war dumpf und undeutlich und wurde häufig durch Maschinengewehrfeuer

getarnt. Es machte daher einen gespenstischen Eindruck auf mich, daß plötzlich dicht neben uns Flammen den Graben erleuchteten und ein bössartiger Luftdruck uns erschütterte. Die Leute zogen mich schnell in den Unterstand unserer Gruppe, den wir gerade erreicht hatten. Drinnen spürten wir noch fünf- oder sechsmal den schweren Mörserstoß der Aufschläge. Die Mine schlägt nicht eigentlich ein, sondern sie »setzt sich hin«; diese bedächtige Art der Zerstörung bringt auf die Nerven eine unangenehmere Wirkung hervor. Als ich am nächsten Morgen zum ersten Mal bei Licht durch den Graben ging, sah ich die großen entladenen Stielkugeln überall als Alarmgongs vor den Unterständen aufgehängt.

Der Abschnitt C, in dem die Kompanie lag, war der vorgeschobenste des Regiments. Wir hatten in unserem Kompanieführer, dem Leutnant Brecht, der zu Beginn des Krieges von Amerika herübergeeilte war, den zur Verteidigung eines solchen Platzes geeigneten Mann. Er liebte die Gefahr und fiel im Gefecht.

Das Leben im Graben war streng geregelt; ich zeichne hier den Verlauf eines Tages auf, wie achtzehn Monate hindurch einer dem anderen folgte, wenn nicht gerade die gewöhnliche Feuertätigkeit zu ausgesprochen »dicker Luft« sich steigerte.

Der Schützengrabentag beginnt erst mit hereinbrechender Dämmerung. Um sieben Uhr weckt mich ein Mann meiner Gruppe aus dem Nachmittagsschlaf, den ich in Voraussicht der nächtlichen Wachen getan habe. Ich schnalle um, stecke Leuchtpistole und Handgranaten ins Koppel und verlasse den mehr oder minder gemütlichen Unterstand. Beim ersten Durchschreiten des wohlbekanntes Zugabschnitts überzeuge ich mich, ob alle Posten an ihren richtigen Plätzen stehen. Mit leiser Stimme wird die Parole ausgetauscht. Inzwischen ist die Nacht hereingebrochen, und die ersten Leuchtkugeln steigen silbern in die Höhe, während angestrenzte Augen ins Vorgelände starren. Eine Ratte raschelt zwischen den

über Deckung geworfenen Konservenbüchsen. Eine zweite gesellt sich pfeifend zu ihr, und bald wimmelt es von huschenden Schatten, die den Ruinenkellern des Dorfes oder zerschossenen Stollen entströmen. Die Jagd auf sie bietet eine beliebte Abwechslung in der Öde des Postdienstes. Ein Stückchen Brot wird als Köder ausgelegt und das Gewehr darauf eingerichtet, oder es wird Sprengpulver von Blindgängern in ihre Löcher gestreut und angezündet. Quiekend schießen sie dann mit versengtem Fell hervor. Es sind ekelhafte Geschöpfe, ich muß immer an ihre verborgene leichenschänderische Tätigkeit in den Kellern des Dorfes denken. Einmal, als ich in einer warmen Nacht durch die Ruinen von Monchy schritt, quollen sie in so unglaublichen Mengen aus ihren Verstecken hervor, daß der Boden einem lebenden Teppich glich, den hier und da das weiße Fell eines Albinos musterte. Auch einige Katzen sind aus den zerstörten Dörfern in die Gräben gezogen; sie lieben die Nähe der Menschen. Ein großer weißer Kater mit zerschossener Vorderpfote geistert häufig im Niemandland umher und scheint bei beiden Parteien zu verkehren.

Doch ich sprach ja vom Grabendienst. Man liebt solche Abschweifungen, man wird leicht gesprächig, um die dunkle Nacht und die endlose Zeit zu füllen. Deshalb bin ich auch bei einem bekannten Krieger oder einem anderen Unteroffizier stehengeblieben und lausche seinen tausend Nichtigkeiten mit gespannter Aufmerksamkeit. Als Fähnrich werde ich auch öfters von dem wachhabenden Offizier, der sich ebenso unbehaglich fühlt, in ein wohlwollendes Gespräch verwickelt. Ja er wird sogar ganz kameradschaftlich, redet leise und eifrig, kramt Geheimnisse und Wünsche aus. Und ich gehe gern darauf ein, denn auch mich drücken die schweren schwarzen Wälle des Grabens, auch ich bange nach Wärme, nach irgend etwas Menschlichem in dieser unheimlichen Einsamkeit. Die Landschaft strahlt in der Nacht eine eigentümliche Kälte aus; diese Kälte ist von geistiger Art. So beginnt man zu frösteln, wenn man einen der unbe-

setzten Abschnitte des Grabens durchquert, die nur durch Streifen beschriftet werden; und dieses Frösteln steigert sich, wenn man jenseits des Drahtverhaues das Niemandsland betritt, zu einem leichten, zähneklappernden Unwohlsein. Die Art, in der die Romanschreiber das Zähneklappern verwenden, ist meist verfehlt; es hat nichts Gewalttames, sondern gleicht vielmehr einem schwachen elektrischen Strom. Oft merkt man es ebensowenig, wie man merkt, daß man im Schlafe spricht. Übrigens hört es sofort auf, wenn wirklich etwas passiert.

Das Gespräch wird matter. Wir sind ermüdet. Schläfrig lehnen wir an einer Schulterwehr und starren auf die Zigarette, die in der Dunkelheit glüht.

Bei Frost trampelt man frierend auf und ab, daß die harte Erde von vielen Tritten erklingt. In kalten Nächten hört man ein ununterbrochenes Husten, das weithin schallt. Dieses Husten ist oft, wenn man im Niemandslande vorwärtskriecht, das erste Kennzeichen der feindlichen Linie. Zuweilen pfeift oder summt auch ein Posten ein Lied vor sich hin, und es ist ein böser Kontrast, wenn man ihn mit mörderischen Absichten beschleicht. Oft regnet es, dann steht man traurig mit hochgeschlagenem Mantelkragen unter den Regendächern der Stolleneingänge und lauscht dem gleichförmigen Falle der Tropfen. Hört man die Schritte eines Vorgesetzten auf der nassen Grabensohle, so tritt man rasch hervor, geht weiter, dreht sich plötzlich um, schlägt die Hacken zusammen und meldet: »Unteroffizier vom Grabendienst. Im Abschnitt nichts Neues!«, denn das Stehen in den Stolleneingängen ist verboten.

Die Gedanken wandern. Man sieht in den Mond und denkt an schöne, gemütliche Tage zu Haus oder an die große Stadt weit dahinten, in der jetzt gerade die Menschen aus den Cafés strömen und viele Bogenlampen das rege nächtliche Treiben des Zentrums bestrahlen. Es scheint, als ob man das geträumt hätte — unglaublich fern.

Da raschelt irgend etwas vorm Graben, zwei Drähte

klirren leise. Im Nu zerflattern die Träume, alle Sinne sind bis zum Schmerz geschärft. Man klettert auf den Postenstand, schießt eine Leuchtkugel hoch: nichts rührt sich. Es wird wohl nur ein Hase oder ein Rebhuhn gewesen sein.

Oft hört man den Gegner an seinem Drahtverhau arbeiten. Dann schießt man rasch hintereinander dorthin, bis die Kammer des Gewehres entladen ist. Nicht nur, weil es befohlen ist, man empfindet auch eine gewisse Befriedigung dabei. »Jetzt sitzen sie drüben aber in Druck. Vielleicht hast du sogar einen getroffen.« Auch wir ziehen fast jede Nacht Draht und haben häufig Verwundete. Dann fluchen wir auf diese gemeinen Schweine von Engländern.

An manchen Teilen der Stellung, so an den Sappenköpfen, stehen die Posten kaum dreißig Schritt voneinander entfernt. Hier spinnt sich zuweilen eine persönliche Bekanntschaft an; man erkennt Fritz, Wilhelm oder Tommy an der Art, in der er hustet, pfeift oder singt. Kurze Zurufe, die eines rauhen Humors nicht entbehren, gehen hin und her.

»He, Tommy, bist du noch da?«

»Ja!«

»Dann steck mal den Kopf weg, ich will jetzt schießen!«

Mitunter hört man auch nach dumpfem Abschuß ein pfeifendes, flatterndes Geräusch. »Achtung, Mine!« Man stürzt zum nächsten Stolleneingang und hält den Atem an. Die Minen krachen ganz anders, viel aufregender als die Granaten. Sie haben überhaupt etwas Reißendes, Hinterlistiges, etwas von persönlicher Gehässigkeit. Es sind heimtückische Wesen. Die Gewehrgranaten sind Miniaturausgaben davon. Sie steigen wie Pfeile aus dem feindlichen Graben auf und tragen Köpfe aus rotbraunem Metall, das, damit es leichter splittert, nach Art der Schokoladetafeln gekästelt ist. Leuchtet an bestimmten Stellen der nächtliche Horizont auf, so springen alle Posten von ihren Ständen und verschwinden. Sie wissen aus langer Erfahrung, wo die Geschütze stehen, die auf den Abschnitt C eingerichtet sind.

Endlich zeigt das Leuchtzifferblatt, daß zwei Stunden verflossen sind. Nun rasch die Ablösung geweckt und in den Unterstand. Vielleicht haben die Essenholer Briefe, Pakete oder eine Zeitung mitgebracht. Man hat ein merkwürdiges Gefühl, wenn man die Nachrichten von der Heimat und ihren friedlichen Sorgen liest, während die Schatten der flackernden Kerze über das niedrige, rohe Gebälk huschen. Nachdem ich mit einem Holzspan den größten Dreck von den Stiefeln gekratzt und an ein Bein des roh zusammengezimmerten Tisches gestrichen habe, lege ich mich auf die Pritsche und ziehe meine Decke über den Kopf, um für vier Stunden zu »röcheln«, wie der Fachausdruck lautet. Draußen knallen die Geschosse in eintöniger Wiederholung auf Deckung, eine Maus huscht über Gesicht und Hände, ohne meinen Schlaf zu stören. Auch vor dem niederen Getier habe ich Ruhe, wir räucherten den Unterstand erst vor einigen Tagen gründlich aus.

Noch zweimal werde ich aus dem Schlaf gerissen, um meines Amtes zu walten. Während der letzten Wache kündigt ein heller Strich hinter uns am östlichen Himmel den neuen Tag. Die Umrisse des Grabens werden schärfer; er macht im grauen Frühlicht einen Eindruck unsäglicher Öde. Eine Lerche steigt hoch; ihr Getriller ärgert mich. An eine Schulterwehr gelehnt, starre ich im Gefühl einer großen Ernüchterung auf das tote, drahtumschlossene Vorfeld. Daß die letzten zwanzig Minuten auch gar kein Ende nehmen wollen! Endlich klappern die Kochgeschirre der zurückkehrenden Kaffeeholer im Laufgraben: es ist sieben Uhr. Die Nachtwache ist beendet.

Ich gehe in den Unterstand, trinke Kaffee und wasche mich in einer Heringsdose. Das macht mich munter; ich habe die Lust verloren, mich hinzulegen. Um neun Uhr muß ich ja auch schon wieder meine Gruppe zur Arbeit einteilen und anstellen. Wir sind wahre Alleskönner, der Graben stellt täglich seine tausend Anforderungen an uns. Wir wühlen tiefe Stollen, bauen Unterstände und Beton-

klötze, bereiten Drahthindernisse vor, schaffen Entwässerungsanlagen, verschalen, stützen, nivellieren, erhöhen und schrägen ab, schütten Latrinen zu, kurz, wir üben jedes Handwerk aus eigener Kraft. Warum auch nicht, haben denn nicht alle Stände und Berufe Vertreter in unsere Mitte geschickt? Was der eine nicht kann, das kann der andere. Neulich erst nahm mir ein Bergmann die Picke aus der Hand, als ich im Stollen unserer Gruppe schanzte, und sagte dabei: »Immer unten reinhaun, Herr Fähnrich, oben fällt der Dreck von selbst!« Merkwürdig, daß man eine so einfache Sache noch nicht wußte bislang. Aber hier, mitten in die blanke Landschaft gesetzt, in der man sich plötzlich gezwungen sieht, vor Geschossen Schutz zu suchen, sich vor Wind und Wetter zu bergen, sich Tisch und Bett zu zimmern, Öfen und Treppen zu bauen, lernt man bald die Hände gebrauchen. Man erkennt den Wert der Handarbeit.

Um ein Uhr wird das Mittagessen in großen Gefäßen, ehemaligen Milchkannen und Marmeladeeimern, aus der Küche, die in einen Keller Monchys eingebaut ist, heraufgeholt. Die Verpflegung ist von militärischer Eintönigkeit, aber noch reichlich, vorausgesetzt, daß die Essenholer nicht unterwegs »Dunst« bekommen und die Hälfte verschüttet haben. Nach dem Essen wird etwas geschlafen oder gelesen. Allmählich rücken auch die beiden Stunden heran, die für den Grabendienst des Tages vorgesehen sind. Sie verlaufen bedeutend schneller als die der Nacht. Man beobachtet die wohlbekannte feindliche Stellung durch Glas oder Scherenfernrohr und kommt auch öfters zum Schuß aus der Fernrohrbüchse gegen Kopfziele. Aber Vorsicht, auch der Engländer hat scharfe Augen und gute Gläser.

Ein Posten stürzt plötzlich blutüberströmt zusammen. Kopfschuß. Die Kameraden reißen ihm die Verbandpäckchen vom Rock und verbinden ihn. »Hat ja keen Zweck mehr, Willem.« »Mensch, hei atmet doch noch!« Dann kommen die Sanitäter, um ihn zum Verbandplatz zu tragen. Die Bahre stößt hart gegen die winkligen Schulterwehren.

Kaum ist sie entschwunden, ist alles wieder beim alten. Einer wirft einige Schaufeln Erde über die rote Lache, und jeder geht seiner Beschäftigung nach. Nur ein Neuling lehnt noch mit bleichem Gesicht an der Verschalung. Er müht sich ab, die Zusammenhänge zu fassen. Das war ja so plötzlich, so furchtbar überraschend, ein unsäglich brutaler Überfall. Das kann ja gar nicht möglich, nicht Wirklichkeit sein. Armer Kerl, im Hintergrunde lauern noch ganz andere Dinge auf dich.

Oft ist es auch ganz nett. Manche sind mit weidmännischem Eifer bei der Sache. Mit dem Genuß von Kennern betrachten sie die Einschläge der Artillerie im feindlichen Graben. »Junge, der saß.« »Donnerwetter, sieh mal, wie das spritzt! Armer Tommy! Da bleibt kein Auge trocken!« Gern schießen sie Gewehrgranaten und leichte Minen hinüber, sehr zum Mißvergnügen ängstlicher Gemüter. »Mensch, laß doch den Blödsinn, wir kriegen gerade Pfeffer genug!« Das hindert sie aber nicht, ständig darüber nachzudenken, wie sie wohl am besten Handgranaten mit einer Art selbst-erfundener Katapulte fortschleudern oder durch irgendeine Höllenmaschine das Vorgelände gefährden könnten. Einmal schneiden sie vielleicht eine schmale Gasse in das Hindernis vor ihrem Postenstand, um einen über diesen bequemen Durchgang erfreuten Kundschafter vor ihre Flinte zu locken, ein anderes Mal schleichen sie sich nach drüben und binden eine Glocke an den Draht, an der sie vom eigenen Graben aus mit einem langen Faden ziehen, um die englischen Posten aufzuregen. Ihnen macht der Krieg eben Spaß.

Die Stunde des Nachmittagskaffees kann manchmal recht gemütlich sein. Oft muß der Fähnrich einem der Kompanie-offiziere dabei Gesellschaft leisten. Es geht ganz förmlich zu; sogar zwei Porzellantassen schimmern auf der Tischdecke aus Sandsacktuch. Nachher stellt der Bursche eine Flasche und zwei Gläser auf den wackligen Tisch. Das Gespräch wird vertraulicher. Es ist merkwürdig, daß auch hier der liebe Nächste als der willkommenste Gegenstand der



Unterhaltung herhalten muß. Es hat sich sogar ein üppiger Grabenklatsch entwickelt, der bei den Nachmittagsbesuchen eifrig ausgebreitet wird, bald wie in einer kleinen Garnison. Vorgesetzte, Kameraden und Untergebene werden einer gründlichen Kritik unterzogen, und ein neues Gerücht hat im Nu die Zugführerunterstände sämtlicher sechs Kampfabschnitte vom rechten bis zum linken Flügel durchheilt. Die Beobachtungsoffiziere, die mit Fernrohr und Skizzenmappe die Regimentsstellung abluhsen, sind nicht ganz unschuldig daran. Die Stellung der Kompanie ist ja nicht gänzlich abgeschlossen; es herrscht ein reger Durchgangsverkehr. In den ruhigen Morgenstunden tauchen die Stäbe auf und verbreiten Geschäftigkeit, sehr zum Ärger des Frontschweins, das sich nach der letzten Wache gerade zur Ruhe gelegt hat und auf den Schreckensruf: »Der Divisionskommandeur ist im Graben!« wieder in vorschriftsmäßigem Anzug aus dem Stollen stürzt. Dann kommen der Pionier-, der Grabenbau- und Entwässerungsoffizier — alle gebärden sich, als ob der Graben nur für ihre Spezialarbeiten geschaffen sei. Wenig freundlich wird der Artilleriebeobachter begrüßt, der Sperrfeuerprobe halten will, denn kaum ist er wieder mit seinem Scherenfernrohr abgezogen, das er hier und dort, wie ein Insekt seine Fühler, geschäftig aus dem Graben streckt, so meldet sich die englische Artillerie, und der Infanterist ist immer der Leidtragende. Ferner erscheinen die Führer der Vorkommandos und der Schanzabteilungen. Sie setzen sich bis zur völligen Dunkelheit in den Unterstand des Zugführers, trinken Grog, rauchen, spielen Polnische Lotterie und machen zuletzt wie die Wanderratten reinen Tisch. Spät geistert ein Männchen durch den Graben, schleicht sich hinter die Posten, schreit ihnen »Gasangriff« ins Ohr und zählt, wieviel Sekunden das Aufsetzen der Maske in Anspruch nimmt. Es ist der Gasschutzoffizier. Mitten in der Nacht klopft es noch einmal an die Bretttertür des Unterstandes: »Mensch, pennen Sie denn schon? Hier quittieren Sie mir rasch mal zwanzig Spanische Reiter und sechs Stol-

lenrahmen!« Die Materialträger sind da. So ist, wenigstens an den ruhigen Tagen, ein ewiges Kommen und Gehen, das dem unglücklichen Stollenbewohner zuletzt den Seufzer entlockt: »Wenn es doch nur etwas schießen wollte, damit man endlich seine Ruhe hat.« In der Tat tragen ein paar schwere Brocken zur Erhöhung der Gemütlichkeit bei; man ist dann mehr unter sich und bleibt von dem lästigen Papierkram verschont.

»Herr Leutnant, darf ich mich verabschieden, ich habe in einer halben Stunde Dienst!« Draußen glänzen die Lehmwälle der Böschungen in den letzten Strahlen der Sonne, der Graben liegt bereits in tiefem Schatten. Bald steigt die erste Leuchtkugel empor, und die Nachtposten ziehen auf.

Der neue Tag des Schützengrabensoldaten beginnt.

## VOM TÄGLICHEN STELLUNGSKAMPF

So verliefen unsere Tage in anstrengendem Gleichmaß, unterbrochen durch kurze Ruhezeiten in Douchy. Doch auch in Stellung bot sich manche schöne Stunde. Oft saß ich mit einem Gefühl behaglicher Geborgenheit am Tisch meines kleinen Unterstandes, dessen rohe, waffenbehangene Bretterwände an Wildwest erinnerten, trank eine Tasse Tee, rauchte und las, während mein Bursche an dem winzigen Ofen beschäftigt war, der den Raum mit dem Geruch gerösteter Brotscheiben erfüllte. Welcher Grabenkämpfer kennt diese Stimmung nicht? Draußen am Postenstande stapften schwere, gleichmäßige Schritte; eintöniger Zuruf erscholl, wenn sich die Wachen im Graben begegneten. Das abgestumpfte Ohr hörte kaum noch das nie erlöschende Gewehrfeuer, den kurzen Hieb auf Deckung schlagender Geschosse oder die Leuchtkugel, die neben der Mündung des Lichtschachtes langsam verzischte und erlosch. Dann nahm ich mein Notiz-

buch aus der Kartentasche und schrieb in kurzen Worten die Ereignisse des Tages auf.

So entstand mit der Zeit, als ein Teil meines Tagebuches, eine gewissenhafte Chronik des Abschnitts C, dieses kleinen, winkligen Stückes der langen Front, in dem wir zu Hause waren, in dem wir längst jeden verwachsenen Stichgraben, jeden verfallenen Unterstand kannten. Um uns ruhten in aufgetürmten Lehmwällen die Leichen gefallener Kameraden, auf jeder Fußbreite Boden hatte sich ein Drama abgespielt, hinter jeder Schulterwehr lauerte das Verhängnis, Tag und Nacht, sich wahllos ein Opfer zu greifen. Und doch empfanden wir alle eine starke Zugehörigkeit zu unserem Abschnitt, waren fest mit ihm verwachsen. Wir kannten ihn, wenn er sich als schwarzes Band durch die verschneite Landschaft zog, wenn die blumige Wildnis ringsum ihn zur Mittagsstunde mit betäubenden Gerüchen durchströmte oder wenn die spukhafte Blässe des Vollmondes seine dunklen Winkel umspann, in denen pfeifende Rattenscharen ihr unheimliches Wesen trieben. Wir saßen heiter an langen Sommerabenden auf seinen Lehmbänken, wenn die laue Luft geschäftiges Klopfen und ein heimatliches Lied zum Feinde trug; wir stürzten über Gebälk und zerhackten Draht, wenn der Tod mit stählerner Keule auf die Gräben loskolbte und träger Qualm aus zerrissenen Lehmwänden kroch. Oft wollte uns der Oberst einen ruhigeren Teil der Regimentsstellung anweisen; jedesmal bat die ganze Kompanie wie ein Mann, im Abschnitt C bleiben zu dürfen. Ich bringe hier einen Auszug der Beobachtungen, die ich damals in den Nächten von Monchy niederschrieb.

7. Oktober 1915. Stand in der Morgendämmerung neben dem Posten meiner Gruppe auf dem Schützenauftritt bei unserem Unterstand, als ein Gewehrgeschoß dem Mann die Feldmütze von vorn bis hinten aufriß, ohne ihn zu verletzen. Zur selben Stunde wurden am Draht zwei Pioniere verwundet. Der eine Querschläger durch beide Beine, der andere Schuß durchs Ohr.

Am Vormittag erhielt der linke Flügelposten einen Schuß durch beide Backenknochen. Das Blut sprudelte in dicken Strahlen aus der Wunde. Zu allem Unglück kam heute auch noch der Leutnant von Ewald in unseren Abschnitt, um die nur fünfzig Meter vom Graben entfernt liegende Sappe N aufzunehmen. Als er sich umdrehte, um wieder vom Postenstand herunterzusteigen, zerschmetterte ihm ein Geschoß den Hinterkopf. Er starb augenblicklich. Auf dem Postenstand lagen große Stücke des Schädelbeins. Ferner bekam ein Mann einen leichten Schulterschuß.

19. Oktober. Der Abschnitt des mittleren Zuges wurde mit Fünfzehn-Zentimeter-Granaten beschossen. Ein Mann wurde vom Luftdruck gegen einen Pfahl der Grabenverkleidung geschleudert. Er erlitt schwere innere Verletzungen, außerdem durchschlug ihm ein Splitter die Armschlagader.

Im Morgennebel entdeckten wir beim Ausbessern unseres Drahtes vorm rechten Flügel eine französische Leiche, die schon Monate alt sein mußte.

In der Nacht wurden beim Drahtziehen zwei unserer Leute verwundet. Gutschmidt Schüsse durch beide Hände und einen durch den Oberschenkel, Schäfer Knieschuß.

30. Oktober. In der Nacht stürzten nach einem Wolkenbruch sämtliche Schulterwehren ein und verbanden sich mit dem Regenwasser zu zähem Brei, der den Graben in einen tiefen Sumpf verwandelte. Der einzige Trost war, daß es dem Engländer auch nicht besser ging, denn man sah, wie aus seinen Gräben eifrig Wasser geschöpft wurde. Da wir etwas erhöht liegen, pumpten wir ihm auch unseren Überfluß noch hinunter. Auch setzten wir die Fernrohrbüchsen in Tätigkeit.

Die herabstürzenden Grabenwände legten eine Reihe von Leichen aus den Kämpfen des vorigen Herbstes bloß.

9. November. Stand neben dem Landsturmmann Wiegmann vor der »Feste Altenburg«, als ein weitherkommendes Geschoß sein Seitengewehr durchschlug, das er sich über die Schulter gehängt hatte, und ihn schwer am Becken verwun-

dete. Die englischen Geschosse mit ihrer leicht absplitternden Spitze sind die reinen Dumdum.

Im übrigen bietet der Aufenthalt in diesem kleinen, mitten in der Landschaft versteckten Erdwerk, in dem ich mit einem abgezweigten Halbzug liege, größere Bewegungsfreiheit als die vordere Linie. Wir sind gegen die Front durch eine sanfte Erhöhung gedeckt; hinter uns steigt das Gelände zum Walde von Adinifer an. Fünfzig Schritt hinter dem Werke liegt, an einer taktisch nicht gerade günstig gewählten Stelle, unsere Reitsitzlatrine — das ist ein auf zwei Böcken ruhender Hahnebalken, unter den eine lange Grube gezogen ist. Der Soldat liebt es, hier ausgiebig zu verweilen, sei es, um die Zeitung zu lesen, sei es, um nach Art der Kanarienvögel eine gemeinsame Sitzung zu veranstalten. Hier ist die Quelle von allerhand dunklen Gerüchten, die an der Front umlaufen und die denn auch gemeinhin als »Latrineparolen« bezeichnet werden. In diesem Falle wird die Gemütlichkeit freilich dadurch gestört, daß der Ort zwar nicht eingesehen, wohl aber über die flache Erhöhung hinweg unter indirektes Feuer genommen werden kann. Wenn der Höhenkamm ganz scharf überstrichen wird, fahren unten in der Mulde die Geschosse in Brusthöhe vorbei, und man ist in Sicherheit, wenn man sich flach auf den Boden legt. So kann es vorkommen, daß man sich während ein und derselben Sitzung zwei- bis dreimal, mehr oder weniger bekleidet, lang hinwerfen muß, um eine Maschinengewehrserie wie eine Tonleiter über sich hinwegstreichen zu lassen. Das gibt natürlich zu allerlei Späßen Gelegenheit.

Zu den Abwechslungen, die dieser Posten bietet, gehört auch die Jagd auf mancherlei Tiere, besonders auf die Rebhühner, von denen eine zahllose Menge die verödeten Felder belebt. In Ermanglung von Schrotflinten sind wir gezwungen, uns nahe an die wenig scheuen »Kochgeschirraspiranten« heranzupirschen, um ihnen mit der Kugel den Kopf abzuschießen, da sonst von dem Braten wenig übrigbleibt. Allerdings muß man sich davor hüten, im Eifer der

Verfolgung aus der Mulde herauszutreten, da man sich sonst aus einem Jäger in ein Wild verwandelt, indem man aus den Kampfgräben unter Feuer genommen wird.

Den Ratten stellen wir hier mit starken Schlagfallen nach. Die Tiere sind allerdings so kräftig, daß sie sich unter Geräusch mit dem Eisen zu entfernen suchen; wir stürzen dann aus den Unterständen, um ihnen mit einem Knüppel den Garaus zu machen. Selbst für die Mäuse, die uns das Brot benagen, haben wir eine besondere Art der Jagd erfunden; sie besteht darin, daß das Gewehr mit einer bis auf wenige Pulverblättchen entleerten Patrone geladen wird, die statt des Geschosses ein Papierkügelchen trägt.

Endlich habe ich mir mit einem anderen Unteroffizier zusammen noch einen aufregenden, wenn auch nicht ganz ungefährlichen Schießsport ausgedacht. Wir sammeln nämlich bei Nebel die großen und kleinen Blindgänger auf, oft Dinger von fast Zentnerschwere, an denen in der Gegend kein Mangel herrscht. Diese stellen wir in einiger Entfernung wie Kegel nebeneinander auf, um sie, hinter Schießscharten verborgen, unter Feuer zu nehmen. Wir brauchen hier freilich keinen Scheibendienst, denn ein Treffer, also ein Schuß auf den Zünder, kündigt sich selbsttätig durch ein gräßliches Krachen an, das sich noch bedeutend verstärkt, wenn »Alle Neune« getroffen sind, das heißt, wenn sich die Explosion auf eine ganze Serie von Blindgängern überträgt.

14. November. In der Nacht träumte mir, ich hätte einen Schuß durch die Hand bekommen. Sah mich am Tage deshalb etwas vor.

21. November. Ich führte eine Abteilung Schanzer von der »Feste Altenburg« in den Abschnitt C. Der Landsturmann Diener stieg auf einen Vorsprung der Grabenwand, um Erde über Deckung zu schaufeln. Kaum war er oben, als ein aus der Sappe abgefeuertes Geschöß quer durch seinen Schädel schlug und ihn tot auf die Grabensohle warf. Er war verheiratet und Vater von vier Kindern. Seine Kameraden lauerten noch lange Zeit hinter den Schießschar-

ten, um Blutrache zu nehmen. Sie weinten vor Wut. Sie schienen in dem Engländer, der das tödliche Geschöß abgefeuert hatte, einen persönlichen Feind zu sehen.

24. November. Ein Mann der Maschinengewehrkompanie bekam in unserem Abschnitt einen schweren Kopfschuß. Einem anderen von unserer Kompanie wurde eine halbe Stunde später durch Infanteriegeschöß die Backe aufgerissen.

Am 29. November rückte unser Bataillon für vierzehn Tage nach dem in der Etappe der Division gelegenen Städtchen Quéant, das später eine so blutige Berühmtheit erlangen sollte, um dort zu exerzieren und sich der Segnungen des Hinterlandes zu erfreuen. Während unseres Aufenthaltes dort erfuhr ich meine Beförderung zum Leutnant und wurde in die zweite Kompanie versetzt.

Wir wurden in Quéant und den Nachbarorten öfters von den Ortskommandanten zu schwerem Umtrunk geladen und bekamen einen kleinen Einblick in die fast unumschränkte Gewalt, mit der diese Dorffürsten ihre Untergebenen und die Einwohner beherrschten. Unser Rittmeister nannte sich König von Quéant und erschien jeden Abend, durch Erheben der rechten Hände und ein donnerndes: »Es lebe der König!« begrüßt, an der Tafelrunde, wo er als launige Majestät bis in den grauen Morgen regierte, jeden Verstoß gegen die Etikette und seinen äußerst verwickelten Kommentar mit einer Bierrunde bestrafend. Wir Frontleute kamen als Neulinge natürlich sehr schlecht dabei weg. Am nächsten Tage sah man ihn dann nach dem Mittagessen, meist leicht verschleiert, im Dogcart durch seine Ländereien fahren, um den Nachbarkönigen bei kräftigem Bacchusopfer seinen Besuch abzustatten und sich so würdig für den Abend vorzubereiten. Das nannte er »einen Überfall machen«. Einmal geriet er in einen Zwist mit dem König von Inchy und ließ durch einen berittenen Feldgendarmen Fehde ansagen. Nach mehreren Kampfhandlungen, während deren sich sogar zwei Abteilungen von Pferdeknecchten aus kleinen, drahtbefestigten Gräben mit Erdklumpen bewarfen, war der König von

Inchy so unvorsichtig, sich in der Kantine von Quéant an bayrischem Bier gütlich zu tun, und wurde beim Besuch eines einsamen Ortes überrascht und gefangengenommen. Er mußte sich mit einer mächtigen Tonne Bier loskaufen. So endete der Orlog der beiden Gewaltigen.

Am 11. Dezember begab ich mich über Deckung in die vordere Linie, um mich beim Leutnant Wetje zu melden, dem Führer meiner neuen Kompanie, die abwechselnd mit meiner alten sechsten den Abschnitt C innehielt. Als ich in den Graben springen wollte, erschrak ich über die Veränderung, die die Stellung während unserer vierzehntägigen Abwesenheit erlitten hatte. Sie war zu einer riesigen, mit Schlamm gefüllten Mulde zusammengesackt, in der die Besatzung ein traurig plätscherndes Dasein führte. Mit Wehmut dachte ich, schon bis zur Hüfte versunken, an den runden Tisch des Königs von Quéant zurück. Wir armen Frontschweine! Fast alle Unterstände waren eingestürzt und die Stollen versoffen. Wir mußten in den nächsten Wochen unausgesetzt arbeiten, um uns nur etwas festen Boden unter die Füße zu bringen. Vorläufig hauste ich mit den Leutnants Wetje und Boje zusammen in einem Stollen, dessen Decke trotz der darunter gehängten Zeltbahn wie eine Gießkanne tropfte und aus dem die Burschen alle halben Stunden das Wasser mit Eimern nach oben schaffen mußten.

Als ich am nächsten Morgen völlig durchnäßt den Stollen verließ, glaubte ich meinen Augen nicht trauen zu dürfen. Das Gelände, dem bisher die Einsamkeit des Todes ihren Stempel aufgedrückt hatte, war nun wie ein Jahrmarkt belebt. Die Besatzung beider Gräben war von dem Schlamm auf die Brustwehren getrieben, und schon hatte sich zwischen den Drahtverhauen ein lebhafter Verkehr und Austausch von Schnaps, Zigaretten, Uniformknöpfen und anderen Dingen angebahnt. Die Menge khakifarbener Gestalten, die den bisher so öden englischen Gräben entquoll, wirkte verblüffend wie ein Spuk am hellen Vormittag.

Plötzlich fiel drüben ein Schuß, der einen unserer Leute



tot im Schlamm versinken ließ, worauf beide Parteien maulwurfartig in den Gräben verschwanden. Ich begab mich in den Teil unserer Stellung, der der englischen Sappe gegenüberlag, und rief hinüber, daß ich einen Offizier sprechen möchte. Wirklich begaben sich einige Engländer zurück und brachten nach kurzer Zeit aus ihrem Hauptgraben einen jungen Mann mit, der sich, wie ich durch das Glas beobachten konnte, von ihnen durch eine zierlichere Mütze unterschied. Wir verhandelten zunächst in englischer, dann etwas fließender in französischer Sprache, während die Mannschaft ringsumher zuhörte. Ich hielt ihm vor, daß einer von uns durch einen hinterlistigen Schuß getötet sei, worauf er antwortete, daß das nicht seine, sondern die Nachbarkompanie getan habe. »Il y a des cochons aussi chez vous!« meinte er, als einige aus unserem Nebenabschnitt abgefeuerte Geschosse in der Nähe seines Kopfes einschlugen, worauf ich mich vorbereitete, volle Deckung zu nehmen. Wir erzählten uns jedoch noch viel in einer Weise, die eine fast sportsmännische Achtung ausdrückte, und hätten am Schluß zum Andenken gern ein Geschenk ausgetauscht.

Um wieder klare Verhältnisse zu bekommen, erklärten wir uns feierlich den Krieg binnen drei Minuten nach Abbruch der Verhandlungen, und nach einem »Guten Abend!« von seiner und einem »Au revoir!« von meiner Seite gab ich trotz dem Bedauern meiner Leute einen Schuß gegen seinen Schutzschild ab, dem drüben sofort ein zweiter folgte, der mir fast das Gewehr aus der Hand geschlagen hätte.

Zum ersten Male konnte ich bei dieser Gelegenheit das Zwischenfeld vor der Sappe übersehen, da man sonst an dieser gefährlichen Stelle nicht einmal den Mützenrand zeigen durfte. Ich machte dabei die Beobachtung, daß dicht vor unserem Hindernis ein Skelett lag, dessen weiße Knochen aus blauen Uniformfetzen schimmerten. An den englischen Mützenschildern stellten wir an diesem Tage fest, daß uns das Regiment Hindostan-Leincestershire gegenüberlag.

Kurz nach dieser Unterredung gab unsere Artillerie einige Schüsse auf die feindliche Stellung ab, worauf vor unseren Augen vier Bahren über das freie Feld getragen wurden, ohne daß zu meiner Freude von unserer Seite ein Schuß darauf abgegeben wurde.

Ich war im Kriege immer bestrebt, den Gegner ohne Haß zu betrachten und ihn als Mann seinem Mute entsprechend zu schätzen. Ich bemühte mich, ihn im Kampf aufzusuchen, um ihn zu töten, und erwartete auch von ihm nichts anderes. Niemals aber habe ich niedrig von ihm gedacht. Wenn mir später Gefangene in die Hände fielen, fühlte ich mich für ihre Sicherheit verantwortlich und suchte für sie zu tun, was in meinen Kräften stand.

Die Witterung wurde gegen Weihnachten immer trostloser; wir mußten Pumpen im Graben aufstellen, um des Wassers einigermaßen Herr zu werden. Während dieser Schlammperiode stiegen auch unsere Verluste bedeutend an. So finde ich unter dem 12. Dezember in meinem Tagebuch: »Heute wurden sieben von unseren Leuten in Douchy beerdigt und schon wieder zwei totgeschossen.« Und unter dem 23. Dezember steht: »Schlamm und Dreck nehmen überhand. Heute morgen um drei Uhr sauste donnernd eine Riesenladung in den Eingang meines Unterstandes. Ich mußte drei Leute anstellen, die nur mit Mühe das Wasser ausschöpften, das gießbachartig in den Unterstand floß. Unser Graben versäuft rettungslos, der Schlick steht bis an den Nabel, es ist zum Verzweifeln. Am rechten Flügel kommt ein Toter zum Vorschein, vorläufig nur mit den Beinen.«

Den Weihnachtsabend verbrachten wir in Stellung und stimmten, im Schlamm stehend, Weihnachtslieder an, die jedoch von den Engländern mit Maschinengewehren über-tönt wurden. Am Weihnachtstage verloren wir einen Mann des dritten Zuges durch Querschläger in den Kopf. Gleich darauf versuchten die Engländer eine freundschaftliche Annäherung, indem sie einen Christbaum auf ihre Brustwehr stellten, der jedoch von unseren erbitterten Leuten mit eini-

gen Schüssen heruntergefegt wurde, was der Tommy wiederum mit Gewehrgranaten beantwortete. So verlief unser Weihnachtsfest recht ungemütlich.

Am 28. Dezember war ich wieder Kommandant der »Feste Altenburg«. An diesem Tage wurde einem meiner besten Leute, dem Füsilier Hohn, durch Granatsplitter ein Arm abgerissen. Ein anderer, Heidötting, wurde von einer der vielen verirrtten Kugeln, die unser in der Senke liegendes Erdwerk umschwirrten, am Oberschenkel schwer verwundet. Auch mein getreuer August Kettler fiel auf dem Wege nach Monchy, von wo er mein Essen holen wollte, als erster meiner vielen Burschen einem Schrapnellschuß zum Opfer, der ihn mit durchschlagener Luftröhre zu Boden streckte. Als er mit dem Kochgeschirr fortgegangen war, hatte ich, ihm noch gesagt: »August, laß dir aber keinen beibringen unterwegs.« »Ach wo, Herr Leutnant!« Nun wurde ich gerufen und fand ihn dicht vor dem Unterstand röchelnd am Boden liegen, jeder Atemzug sog die Luft durch die Halswunde in die Brust. Ich ließ ihn zurückbringen; er starb einige Tage später im Lazarett. Bei diesem Fall wie bei manchem anderen empfand ich es besonders schmerzlich, daß der Getroffene nicht reden konnte und seine Helfer mit ratlosen Augen anstarrte wie ein gequältes Tier.

Der Weg von Monchy zur »Feste Altenburg« kostete viel Blut. Er führte am hinteren Hang einer unbedeutenden Geländewelle entlang, die vielleicht fünfhundert Schritt hinter unserer vorderen Linie lag. Der Gegner, der durch Fliegerbilder den Weg als begangen festgestellt haben mochte, machte es sich zur Aufgabe, ihn in unregelmäßigen Abständen mit Maschinengewehren abzukämmen oder Schrapnellladungen darauf zu schleudern. Obwohl ein Graben an ihm entlanglief und obwohl streng befohlen war, diesen Graben zu benutzen, schlenderte doch jeder mit dem gewohnheitsmäßigen Gleichmut des alten Soldaten ungedeckt im gefährdeten Bereich dahin. In der Regel ging es gut, aber ein oder zwei Opfer griff sich das Schicksal jeden Tag, und das fiel auf

die Dauer doch ins Gewicht. Auch diesmal gaben sich wieder die verirrtten Kugeln aus allen Himmelsrichtungen bei der Latrine ein Stelldichein, so daß man oft gezwungen war, nur mangelhaft bekleidet und eine Zeitung schwingend ins freie Feld zu flüchten. Dennoch ließ man diese unentbehrliche Anlage ruhig am ausgesetzten Ort.

Auch der Januar war ein Monat anstrengender Arbeit. Jede Gruppe entfernte mit Schaufeln, Eimern und Pumpen zunächst den Schlamm in der unmittelbaren Nähe ihres Unterstandes und suchte dann, nachdem sie sich festen Boden unter den Füßen geschaffen hatte, Verbindung mit den Nachbargruppen herzustellen. Im Walde von Adinfer, dem Standort unserer Artillerie, waren Holzfällerkommandos beschäftigt, junge Bäume der Äste zu entkleiden und in lange Scheite zu spalten. Die Grabenwände wurden abgechrägt und mit einer festen Holztäfelung verschalt. Auch wurden zahlreiche Wasserlöcher, Sickerschächte und Abflüsse gebaut, so daß wir allmählich wieder erträgliche Verhältnisse bekamen. Besonders wirksam waren die Sickerschächte, die durch die wasserführende Lehmdecke getrieben wurden und so den Abfluß in die durchlässige Kreideschicht vermittelten.

Am 28. Januar 1916 wurde ein Mann meines Zuges durch Splitter eines an seinem Schutzschild zerschellenden Geschosses in den Leib getroffen. Am 30. bekam ein anderer eine Kugel in den Oberschenkel. Als wir am 1. Februar abgelöst wurden, lag lebhaftes Feuer auf den Annäherungswegen. Ein Schrapnell fuhr vor die Füße meines ehemaligen Putzers von der sechsten Kompanie, des Füsiliers Junge, explodierte aber nicht, sondern brannte mit langer Stichflamme aus, so daß er mit schweren Verbrennungen fortgetragen werden mußte.

In diesen Tagen wurde auch ein Unteroffizier der Sechsten, den ich gut kannte und dessen Bruder vor einigen Tagen gefallen war, durch eine Kugelmine, die er gefunden hatte, tödlich verletzt. Er hatte den Zünder abgeschraubt

und steckte, da er bemerkt hatte, daß das herausgeschüttete grünliche Pulver glatt abbrannte, eine glimmende Zigarette in die Öffnung hinein. Die Mine explodierte natürlich und brachte ihm über fünfzig Wunden bei. Auf diese und ähnliche Weise hatten wir nicht selten Verluste durch den Leichtsinn, den das Hausen zwischen Sprengstoffen mit sich bringt. Ein unbehaglicher Nachbar in dieser Beziehung war der Leutnant Pook, den ein einsamer Unterstand im verwickelten Grabengewirr hinter dem linken Flügel beherbergte. Er hatte dort eine Anzahl riesiger Blindgänger zusammenschleppt und unterhielt sich damit, die Zünder abzuschrauben und wie kleine Uhrwerke in ihre Bestandteile zu zerlegen. Ich schlug jedesmal einen großen Kreis um diese unheimliche Behausung, wenn mich mein Weg daran vorüberführte. Auch wenn die Leute die kupfernen Führungsringe von den Blindgängern meißelten, um sie zu Brieföffnern oder Armbändern zu verarbeiten, kam öfters etwas vor.

In der Nacht vom 3. Februar waren wir nach einer anstrengendenstellungsperiode wieder in Douchy angelangt. Ich saß am nächsten Morgen so recht in der Stimmung des ersten Ruhetages in meinem Quartier am Emmichplatz und trank behaglich Kaffee, als plötzlich ein Ungetüm von Granate, als Auftakt zu einer schweren Ortsbeschießung, dicht vor meiner Tür kreperte und mir die Fenster ins Zimmer warf. Mit drei Sätzen war ich im Keller, den auch die anderen Hausbewohner schon mit erstaunlicher Geschwindigkeit aufgesucht hatten. Da der Keller halb über dem Boden gebaut und nur durch eine dünne Mauer vom Garten geschieden war, drängte sich alles in einen kurzen, engen Stollenhals zusammen, dessen Bau erst vor wenigen Tagen begonnen war. Zwischen den zusammengepreßten Körpern zwängte sich winselnd mein Schäferhund mit dem Instinkt des Tieres in die finsterste Ecke hinein. Weit in der Ferne hörte man in regelmäßigen Abständen eine Reihe matter Abschüsse, denen, wenn man ungefähr bis dreißig gezählt hatte, das pfeifende Heranheulen der schweren Eisen-

klötze folgte, das rings um unser Häuschen in krachenden Explosionen endete. Jedesmal fuhr ein unangenehmer Luftdruck durch die Kellerfenster, Erdklumpen und Splitter prasselten auf das Ziegeldach, während in den Ställen die aufgeregten Pferde schnaubten und stampften. Dazu winselte der Hund, und ein dicker Musiker schrie bei jedem Heranpfeifen laut auf, als ob ihm ein Zahn gezogen werden sollte.

Endlich war das Unwetter vorüber, und wir konnten uns wieder an die frische Luft wagen. Die verwüstete Dorfstraße war wie ein beunruhigter Ameisenhaufen belebt. Mein Quartier sah böse aus. Dicht neben der Mauer des Kellers war die Erde an verschiedenen Stellen aufgerissen, Obstbäume waren geknickt, und mitten im Torweg lag höhnisch ein langer Blindgänger. Das Dach war arg durchlöchert. Ein großes Sprengstück hatte den halben Schornstein gekappt. Nebenan in der Schreibstube hatten einige handliche Splitter die Wände und den großen Kleiderschrank durchbohrt und die dort für den Heimaturlaub verwahrten Uniformen zerfetzt.

Am 8. Februar bekam der Abschnitt starkes Feuer. Schon am frühen Morgen schoß die eigene Artillerie einen Blindgänger in den Unterstand meiner rechten Flügelgruppe, der zur unangenehmen Überraschung der Insassen die Tür eindrückte und den Ofen umwarf. Dieses so glimpflich abgelaufene Ereignis wurde durch eine Karikatur festgehalten, auf der sich acht Mann zugleich über den qualmenden Ofen durch die zerschmetterte Tür preßten, während der Blindgänger aus einer Ecke böseartig blinzelte. Ferner wurden uns am Nachmittag noch drei Unterstände zusammengeschoßen, glücklicherweise dabei aber nur ein Mann leicht am Knie verwundet, da sich alles bis auf die Posten in die Stollen zurückgezogen hatte. Am folgenden Tag wurde der Füsilier Hartmann meines Zuges durch die Flankieringsbatterie tödlich in die Seite getroffen.

Am 25. Februar wurden wir durch einen Todesfall, der

uns einen vortrefflichen Kameraden entriß, besonders betrübt. Kurz vor der Ablösung bekam ich in meinem Unterstand die Meldung, daß soeben der Kriegsfreiwillige Karg im Stollen nebenan gefallen sei. Ich begab mich dorthin und fand, wie schon so oft, eine ernste Gruppe bei der regungslosen Gestalt, die mit verkrampften Händen auf blutgetränktem Schnee lag, mit gläsernen Augen in den dämmernden Winterhimmel starrend. Wieder ein Opfer der Flankierungsbatterie! Karg war bei den ersten Schüssen im Graben gewesen und sogleich in den Stollen gesprungen. Eine Granate schlug hoch oben auf dem gegenüberliegenden Grabenrand so unglücklich ein, daß sie einen großen Splitter in den eigentlich völlig gedeckten Stollenhals schleuderte. Karg, der sich bereits in Sicherheit wähnte, wurde am Hinterkopf getroffen; er fand einen schnellen, unerwarteten Tod.

Die Flankierungsbatterie war in diesen Tagen überhaupt sehr rege. Ungefähr stündlich gab sie eine einzige, überraschende Salve ab, deren Sprengstücke genau den Graben abfegten. In den sechs Tagen vom 3. bis zum 8. Februar kostete sie uns drei Tote, drei Schwer- und vier Leichtverwundete. Obwohl sie höchstens fünfzehnhundert Meter von uns entfernt an einem Berghang in unserer linken Flanke stehen mußte, war es der Artillerie unmöglich, sie zum Schweigen zu bringen. Wir versuchten daher, durch Vermehrung und Erhöhung der Schulterwehren ihre Reichweite auf möglichst kleine Grabenstücke zu beschränken. Stellen, die von der Höhe aus eingesehen werden konnten, blendeten wir durch Gardinen aus Heu oder Zeugfetzen ab. Auch verstärkten wir die Postenstände durch Balken oder Platten aus Eisenbeton. Immerhin genügte der starke Durchgangsverkehr, um die Absicht des Engländers, sich hier und dort ohne besonderen Munitionsaufwand »einen zu schnappen«, zu begünstigen.

Anfang März hatten wir den größten Dreck hinter uns. Das Wetter wurde trocken, und der Graben war sauber

verschalt. Jeden Abend saß ich im Unterstand vor meinem kleinen Schreibtisch und las, oder plauderte, wenn ich Besuch bekommen hatte. Wir waren mit dem Kompanieführer vier Offiziere und lebten sehr kameradschaftlich. Jeden Tag tranken wir im Unterstande des einen oder des anderen Kaffee oder aßen zu Abend, oft bei einer oder mehreren Flaschen, rauchten, spielten Karten und führten eine Landsknechtsunterhaltung dazu. Wenn es hoch herging, gab es Hering mit Pellkartoffeln und Schmalz, ein köstliches Essen. Diese gemütlichen Stunden wiegen in der Erinnerung manchen Tag voll Blut, Schmutz und Arbeit auf. Sie waren auch nur in dieser langenstellungsperiode möglich, wo wir uns fest ineinander eingelebt und beinahe friedensmäßige Gewohnheiten angenommen hatten. Unser Hauptstolz war unsere Bautätigkeit, in die uns von hinten wenig hineinregiert wurde. In rastloser Arbeit wurde ein dreißigstufiger Stollen neben dem andern in den lehmigen Kreideboden getrieben und durch Quergalerien verbunden, so daß wir bequem tief unter der Erde vom rechten zum linken Flügel unserer Züge gelangen konnten. Mein Lieblingswerk war ein sechzig Schritt langer Stollengang von meinem zum Kompanieführerunterstand, von dem sich rechts und links wie von einem unterirdischen Flur Munitions- und Wohnzellen abgliederten. Diese Anlage war während der späteren Kämpfe von Wert.

Wenn wir uns nach dem Morgenkaffee — man bekam sogar fast regelmäßig die Zeitung nach vorn — frisch gewaschen, mit dem Zollstock in der Hand im Graben begegneten, verglichen wir die Fortschritte unserer Abschnitte, während sich das Gespräch um Stollenrahmen, Musterunterstände, Arbeitszeiten und ähnliche Themen drehte. Ein beliebter Gegenstand der Unterhaltung war der Bau meines »Puffs«, einer kleinen Schlafkoje, die von dem unterirdischen Verbindungsgang aus in die trockene Kreide getrieben werden sollte als eine Art von Fuchsbau, in dem man selbst den Weltuntergang hätte verträumen können. Als Matratze



hatte ich mir feinen Maschendraht, zur Bekleidung der Wände besondere Sandsackstoffe zurückgelegt.

Am 1. März platzte, als ich mit dem Landwehrmann Ikemann, der bald darauf fiel, hinter einer Zeltbahn stand, ein Geschöß unmittelbar neben uns. Die Splitter fegten, ohne zu treffen, an uns vorbei. Als wir nachsahen, fanden wir, daß mehrere Eisenstücke von ekelhafter Länge und Schärfe die Zeltbahn zerschnitten hatten. Wir nannten diese Dinger Ratscher oder Kartätschen, weil man von ihnen nichts hörte als eine Wolke von Splintern, von der man plötzlich umpfiffen war.

Am 14. März schlug der Volltreffer einer Fünfzehn-Zentimeter-Granate in unseren rechten Nachbarabschnitt, verwundete drei Mann schwer und tötete drei andere. Einer von ihnen war spurlos verschwunden, ein anderer ganz schwarz gebrannt. Am 18. wurde der Posten vor meinem Unterstande von einem Granatsplitter getroffen, der ihm die Backe aufriß und einen Ohrzipfel abschlug. Am 19. wurde der Füsilier Schmidt II am linken Flügel durch Kopfschuß schwer verwundet. Am 23. fiel rechts neben meinem Unterstande der Füsilier Lohmann durch Kopfschuß. Am selben Abend meldete mir ein Posten, daß eine feindliche Patrouille im Drahtverhau stecke. Ich verließ mit einigen Leuten den Graben, konnte jedoch nichts feststellen.

Am 7. April wurde am rechten Flügel der Füsilier Kramer durch Gewehrgeschößsplitter am Kopfe verletzt. Diese Art der Verwundung kam infolge der beim geringsten Aufprall zerschellenden englischen Munition sehr häufig vor. Am Nachmittag wurde die Umgebung meines Unterstandes stundenlang mit schweren Granaten beworfen. Der Lichtschacht wurde zersplittert, und bei jedem Aufschlag flog ein Hagel von hartem Lehm durch die Öffnung, ohne uns jedoch beim Kaffeetrinken stören zu können.

Nachher hatten wir ein Duell mit einem tollkühnen Engländer, dessen Kopf über den Rand eines höchstens hundert Schritt entfernten Grabens schaute und der uns eine Reihe

haarscharf gezielter Schüsse durch unsere Schießscharten pfefferte. Ich erwiderte das Feuer mit einigen Leuten, doch schlug sofort am Rand unserer Scharte eine sauber gezielte Kugel auf, die uns die Augen voll Sand spritzte und mich durch einen kleinen Splitter unbedeutend am Hals verwundete. Wir ließen jedoch nicht locker, indem wir auftauchten, kurz zielten und wieder verschwanden. Gleich darauf platzte ein Geschoß am Gewehr des Füsiliers Storch, dessen Gesicht, durch mindestens zehn Splitter getroffen, an vielen Stellen blutete. Der nächste Schuß riß ein Stück aus dem Rand unserer Schießscharte; ein weiterer zerschmetterte den Spiegel, mit dem wir beobachteten, doch hatten wir die Genugtuung, daß unser Gegner nach einigen genau auf der Lehmbank vor seinem Gesicht aufgeschlagenen Geschossen spurlos verschwand. Gleich darauf schoß ich mit drei Schuß Hartmunition den Schutzschild über den Haufen, hinter dem dieser rabiate Bursche immer wieder erschienen war.

Am 9. April flogen zwei englische Flieger wiederholt dicht über unsere Stellungen. Die ganze Besatzung stürzte aus den Unterständen und feuerte wie rasend in die Luft. Ich sagte gerade zu dem Leutnant Sievers: »Wenn nur die Flankierbatterie nicht aufmerksam wird!«, als uns auch schon die eisernen Fetzen um die Ohren flogen und wir in den nächsten Stollen sprangen. Sievers stand vorm Eingang; ich riet ihm, weiter hereinzukommen, und klatsch! schlug ein handbreiter, noch dampfender Splitter vor seinen Füßen auf den feuchten Lehm. Als Zugabe bekamen wir etliche Schrapnellminen, deren schwarze Kugeln mit großer Wucht über unseren Köpfen zersplitterten. Ein Mann wurde an der Achsel durch ein Sprengstück getroffen, das kaum die Größe eines Nadelkopfes besaß und doch ziemliche Schmerzen bereitete. Ich pflanzte den Engländern dafür einige Ananasse in den Graben, das heißt, fünfpfündige Wurfminen, die in ihrer Form an diese köstlichen Früchte erinnerten. Es war stillschweigende Übereinkunft der Infanterie, sich

auf das Gewehr zu beschränken, und die Anwendung von Sprengstoffen wurde in doppelten Mengen heimgezahlt. Leider hatte der Gegner meist so reichlich Geschöß, daß er den längeren Atem behielt.

Auf diesen Schrecken tranken wir in Sievers' Unterstande einige Flaschen Rotwein, die mich unversehens so in Stimmung brachten, daß ich trotz hellem Mondschein über Deckung nach meiner Behausung zurückspazierte. Bald verlor ich die Richtung, geriet in einen riesigen Minentrichter und hörte im nahen feindlichen Graben die Engländer arbeiten. Nachdem ich durch zwei Handgranaten ruhestörend gewirkt hatte, zog ich mich eilig in unseren Graben zurück, wobei ich noch mit der Hand in den aufgerichteten Dorn einer unserer schönen Fußangeln fiel. Sie bestanden aus vier geschärften Eisenstacheln, die so angeordnet waren, daß einer von ihnen senkrecht stand. Wir legten sie auf den Schleichpfaden aus.

In diesen Tagen herrschte überhaupt vorm Draht eine lebhaftige Tätigkeit, die zuweilen eines gewissen blutigen Humors nicht entbehrte. So wurde einer unserer Patrouillengänger von eigenen Leuten angeschossen, weil er stotterte und den Paroleruf nicht schnell genug herausbringen konnte. Ein anderes Mal stieg einer, der in Monchy bei der Küche bis Mitternacht gefeiert hatte, über das Hindernis und eröffnete ein selbständiges Schützenfeuer gegen unsere eigene Linie. Er wurde, nachdem er sich verschossen hatte, hereingezogen und gehörig verbleut.

## DER AUFTAKT ZUR SOMME-SCHLACHT

Mitte April 1916 wurde ich nach Croisilles, einem Städtchen hinter der Divisionsfront, zu einem Ausbildungskurs befohlen, den unser Divisionskommandeur, Generalmajor Sontag, leitete. Dort wurde theoretischer und prakti-

scher Unterricht in einer Reihe von militärischen Fächern erteilt. Besonders fesselnd waren die taktischen Ausritte unter dem Major von Jarotzky, einem kleinen, dicken Stabs-offizier, der sich im Dienst oft ungemein ereiferte. Wir nannten ihn den »Selbstkocher«. Häufige Ausflüge und Besichtigungen der meist aus dem Boden gestampften Einrichtungen des Hinterlandes gaben uns, die wir gewohnt waren, alles über die Achsel anzusehen, was sich hinter dem ersten Graben befand, einen Begriff von der unermeßlichen Arbeit, die im Rücken der kämpfenden Truppe geleistet wird. So besuchten wir die Schlachtereier, das Proviantdepot und die Geschützreparaturstelle in Boyelles, die Sägemühle und den Pionierpark im Walde von Bourlon, die Molkerei, die Schweinezüchtereier und die Kadaververwertungsstelle in Inchy, den Flugpark und die Bäckerei in Quéant. Sonntags fuhren wir in die naheliegenden Städte Cambrai, Douai und Valenciennes, »um wieder mal Frauen mit Hüten zu sehen«.

Es wäre nicht nett von mir, wenn ich in diesem Buche, das soviel Blutiges bringt, ein Abenteuer verschweigen wollte, in dem ich eine etwas komische Rolle spielte. Damals im Winter, als unser Bataillon beim König von Quéant zu Gaste gewesen war, hatte ich zum ersten Mal als junger Offizier die Wache zu revidieren gehabt. Am Ortsausgange hatte ich mich verirrt und war, um nach dem Wege zu einer kleinen Bahnhofswache zu fragen, in ein winziges allein-stehendes Häuschen getreten. Ich fand als einzigen Bewohner ein siebzehnjähriges Mädchen namens Jeanne vor, dessen Vater kurz vorher gestorben war und das nun allein dort wirtschaftete. Als es mir Auskunft gab, lachte es und meinte, als ich nach dem Grunde fragte: »Vous êtes bien jeune, je voudrais avoir votre devenir.« — Wegen des kriegerischen Geistes, der aus diesen Worten sprach, hatte ich ihm damals den Namen Jeanne d'Arc gegeben und hatte in der folgenden Zeit des Grabenkampfes manchmal an das einsame Häuschen zurückgedacht.

An einem Abend in Croisilles spürte ich plötzlich den Wunsch, einmal hinüberzureiten. Ich ließ satteln und hatte bald das Städtchen im Rücken. Es war ein Maiabend, wie geschaffen für einen solchen Ritt. Der Klee lag in schweren dunkelroten Polstern auf den von Weißdornhecken gesäumten Wiesen, und vor den Dorfeingängen brannten die Riesenkandelaber blühender Kastanienbäume in der Dämmerung. Ich ritt durch Bullecourt und Ecooust, ohne zu ahnen, daß ich zwei Jahre später inmitten einer gänzlich veränderten Landschaft gegen die schauerlichen Trümmer dieser Dörfer, die jetzt so friedlich zwischen Weihern und Hügeln im Abend lagen, zum Sturm vorgehen sollte. An der kleinen Station, die ich damals revidiert hatte, luden Zivilisten noch Gasflaschen aus. Ich begrüßte sie und sah ihnen zu. Dann tauchte bald das Häuschen mit seinem braunroten und von runden Moosflecken gesprenkelten Dache vor mir auf. Ich klopfte an die Läden, die schon geschlossen waren.

»Qui est là?«

»Bon soir, Jeanne d'Arc!«

»Ah, bon soir, mon petit officier Gibraltar!«

Ich wurde so freundlich aufgenommen, wie ich gehofft hatte. Nachdem ich mein Pferd angebunden hatte, trat ich ein und mußte am Abendessen teilnehmen: Eier, Weißbrot und Butter, die appetitlich auf einem Kohlblatt lag. Unter solchen Umständen läßt man sich nicht lange einladen, sondern man greift zu.

Soweit wäre alles sehr schön gewesen, wenn nicht nachher, als ich wieder ins Freie trat, eine Taschenlampe vor mir aufgeblitzt wäre und ein Feldgendarm mich nach meinen Personalien gefragt hätte. Mein Gespräch mit den Zivilisten, die Aufmerksamkeit, mit der ich die Gasflaschen betrachtet hatte, meine unbekannte Erscheinung in dieser schwach belegten Gegend, das alles hatte den Verdacht der Spionage erweckt. Natürlich hatte ich mein Soldbuch vergessen und mußte mich vor den König von Quéant führen lassen, der wie gewöhnlich noch am runden Tische saß.

Dort hatte man für solche Abenteuer Sinn. Ich wurde legitimiert und freundlich in die Gesellschaft aufgenommen. Diesmal erschien mir der König in anderem Licht; es war schon spät, und er erzählte von tropischen Urwäldern, in denen er lange den Bau einer Eisenbahn geleitet hatte.

Am 16. Juni wurden wir vom General wieder zur Truppe entlassen, mit einer kleinen Ansprache, der wir entnahmen, daß sich ein feindlicher Großangriff an der Westfront vorbereitete, dessen linker Flügel ungefähr unserer Stellung gegenüberliegen sollte. Es war die Somme-Schlacht, die bereits ihre Schatten warf. Mit ihr sollte dieser erste und leichteste Abschnitt des Krieges beendet sein; wir zogen nun gleichsam in einen neuen Krieg. Was wir bislang, freilich ohne es zu ahnen, erlebt hatten, war der Versuch gewesen, den Krieg durch Feldschlachten alten Stiles zu gewinnen, und das Versanden dieses Versuches im Stellungskrieg. Nun stand uns die Materialschlacht mit ihrem riesenhaften Aufgebot bevor. Diese wiederum wurde gegen Ende des Jahres 1917 durch die mechanische Schlacht abgelöst, deren Bild jedoch nicht mehr zur vollen Entfaltung kam.

Daß etwas in der Luft liegen mußte, wurde uns auch nach der Rückkehr zum Regiment klar, denn die Kameraden erzählten von der zunehmenden Unruhe im Vorfelde. Die Engländer hatten zweimal, allerdings ohne Erfolg, eine Gewaltpatrouille gegen den Abschnitt C unternommen. Wir hatten uns durch einen schwer vorbereiteten Angriff von drei Offizierspatrouillen auf das sogenannte Grabendreieck gerächt und dabei Gefangene gemacht. Während meiner Abwesenheit war Wetje durch eine Schrapnellkugel am Arm verwundet worden, übernahm jedoch bald nach meiner Ankunft wieder die Führung der Kompanie. Mein Unterstand hatte sich inzwischen auch verändert, er war durch einen Treffer um die Hälfte kleiner geworden. Die Engländer hatten ihn bei der erwähnten Patrouille mit Handgranaten ausgeräuchert. Es war meinem Stellvertreter gelungen, sich durch

das Lichtschachtfenster ins Freie zu zwängen, während sein Bursche gefallen war. Das verspritzte Blut war noch in großen braunen Flecken an den Brettern der Verschalung zu sehen.

Am 20. Juni bekam ich den Auftrag, vorm feindlichen Graben zu lauschen, ob der Gegner mit Minierarbeiten beschäftigt wäre, und kletterte mit dem Fähnrich Wohlgemut, dem Gefreiten Schmidt und dem Füsilier Parthenfelder gegen Mitternacht über unseren eigenen ziemlich hohen Drahtverhau. Wir gingen die erste Strecke gebückt vor und krochen dann nebeneinander über das dicht bewucherte Vorfeld weiter. Tertianererinnerungen aus Karl May kamen mir ins Gedächtnis, als ich so auf dem Bauche durch betautes Gras und Distelgestrüpp rutschte, ängstlich bemüht, jedes Rascheln zu vermeiden, da sich fünfzig Schritt vor uns der englische Graben als schwarzer Strich aus dem Halbdunkel hob. Die Garbe eines entfernten Maschinengewehrs klatschte fast senkrecht um uns nieder; ab und zu fuhr eine Leuchtkugel hoch und warf ihr kaltes Licht auf den unwirtlichen Flecken Erde.

Einmal ertönte hinter uns lebhaftes Rascheln. Zwei Schatzen huschten zwischen den Gräben dahin. Während wir uns bereitmachten, auf sie loszustürzen, waren sie schon spurlos verschwunden. Gleich darauf verriet der Donner von zwei Handgranaten im englischen Graben, daß eigene Leute unseren Weg gekreuzt hatten. Langsam krochen wir weiter vor.

Plötzlich krampfte sich die Hand des Fähnrichs um meinen Arm: »Achtung rechts, ganz nahe, leise, leise!« Gleich darauf hörte ich zehn Schritt rechts von uns ein vielfaches Rauschen im Gras. Wir waren von der Richtung abgekommen und am englischen Draht entlanggekrochen; wahrscheinlich hatte uns der Feind gehört und kam nun aus seinem Graben, um das Vorgelände zu untersuchen.

Unvergeßlich sind solche Augenblicke auf nächtlicher Schleiche. Auge und Ohr sind bis zum äußersten gespannt,

das näherkommende Rauschen der fremden Füße im hohen Grase nimmt eine unheildrohende Stärke an. Der Atem geht stoßweise; man muß sich zwingen, sein keuchendes Wehen zu dämpfen. Mit kleinem, metallischem Knacks springt die Sicherung der Pistole zurück; ein Ton, der wie ein Messer durch die Nerven geht. Die Zähne knirschen auf der Zündschnur der Handgranate. Der Zusammenprall wird kurz und mörderisch sein. Man zittert unter zwei gewaltigen Gefühlen: der gesteigerten Aufregung des Jägers und der Angst des Wildes. Man ist eine Welt für sich, vollgesogen von der dunklen, entsetzlichen Stimmung, die über dem wüsten Gelände lastet.

Eine Reihe verschwommener Gestalten tauchte dicht neben uns auf, Flüstern wehte herüber. Wir wandten ihnen den Kopf zu; ich hörte, wie der Bayer Parthenfelder auf die Klinge seines Dolches biß.

Sie kamen noch einige Schritte auf uns zu, fingen dann aber an, am Draht zu arbeiten, ohne uns bemerkt zu haben. Wir krochen ganz langsam, sie immer im Auge behaltend, zurück. Der Tod, der schon in ragender Erwartung zwischen den Parteien gestanden hatte, entglitt mißmutig. Nach einiger Zeit erhoben wir uns und gingen aufrecht weiter, bis wir wohlbehalten in unserem Abschnitt ankamen.

Der gute Ausgang dieses Ausfluges begeisterte uns zu dem Gedanken, einen Gefangenen zu machen, und wir beschloßen, am nächsten Abend wieder loszugehen. Am Nachmittag hatte ich mich deshalb gerade zur Ruhe gelegt, als ich durch einen donnerartigen Krach in der Nähe meines Unterstandes hochgeschreckt wurde. Die Engländer schickten Kugelminen herüber, die trotz dem geringen Abschlußgeräusch von solcher Schwere waren, daß ihre Splitter die baumdicken Verschalungspfähle glatt abschlugen. Fluchend kletterte ich von meinem »coucher« und begab mich in den Graben, um, wenn ich drüben wieder einen der schwarzen Stielbälle seine bogenförmige Laufbahn antreten sah, mit dem Geschrei: »Mine links!« zum nächsten Stollen zu sausen. Mit



Minen aller Größen und Arten wurden wir in den nächsten Wochen so ausgiebig versorgt, daß es uns Gewohnheit wurde, bei unseren Gängen durch den Graben immer ein Auge in die Luft, das andere auf den nächsten Stolleneingang zu richten.

In der Nacht schlich ich also wieder mit drei Begleitern zwischen den Gräben herum. Wir robbten uns auf den Fußspitzen und Ellenbogen bis dicht vor das englische Hindernis und verbargen uns dort hinter einzelstehenden Grasbüscheln. Nach einiger Zeit erschienen mehrere Engländer, die eine Rolle Draht schlepten. Sie blieben dicht vor uns stehen, setzten die Rolle ab, knipsten mit einer Drahtschere daran herum und unterhielten sich flüsternd. Wir schlängelten uns aneinander heran und führten im Hauchton eine hastige Unterhaltung: »Jetzt 'ne Handgranate dazwischen und dann auf ihn!« »Mensch, das sind vier Mann!« »Hei hett de Böx all wedder gestrichen vull!« »Quatsch doch nich!« »Leise, leise!« Meine Warnung kam zu spät; als ich hochsah, krochen die Engländer gerade wie die Eidechsen unter ihren Draht und verschwanden im Graben. Nun wurde die Stimmung doch etwas schwül. Der Gedanke: »Gleich bringen sie ein Maschinengewehr in Stellung« verursachte mir einen faden Geschmack im Munde. Auch die anderen hegten ähnliche Befürchtungen. Wir rutschten unter großem Waffengerassel auf dem Bauche zurück. Im englischen Graben wurde es lebhaft. Getrappel, Geflüster, Hin- und Herlaufen. Pschscht . . . eine Leuchtkugel. Ringsum wurde es taghell, während wir uns bemühten, unsere Köpfe in den Grasbüscheln zu verstecken. Noch eine Leuchtkugel. Painliche Momente. Man möchte in die Erde verschwinden und lieber an jedem anderen Ort sein als zehn Meter vorm feindlichen Postenstand. Noch eine. Peng! Peng! Der unverkennbare scharfe, betäubende Knall einiger aus nächster Entfernung abgefeuerter Gewehrschüsse. »Oha! Wir sind entdeckt!«

Wir ermunterten uns ohne weitere Rücksicht mit lauter

Stimme, den Lauf ums Leben zu wagen, sprangen auf und rasten in dem nun losprasselnden Feuer auf unsere Stellung zu. Nach einigen Sätzen stolperte ich und schlug in einen kleinen, ganz flachen Granattrichter, während die drei anderen mich für erledigt hielten und an mir vorbeihetzten. Ich preßte mich fest an den Boden, zog Kopf und Beine ein und ließ die Geschosse durch das hohe Gras über mich hinwegfegen. Ebenso unangenehm waren die glühenden Magnesiumklumpen der herabfallenden Leuchtkugeln, die zum Teil dicht neben mir abbrannten und die ich mit der Mütze abzuwehren suchte. Allmählich wurde das Schießen schwächer, und nach einer weiteren Viertelstunde verließ ich zunächst langsam, dann so schnell mich Hände und Füße tragen wollten, meinen Zufluchtsort. Da inzwischen der Mond untergegangen war, verlor ich bald jede Übersicht und wußte weder, wo die englische noch wo die deutsche Seite sich befand. Nicht einmal die charakteristische Ruine der Monchy-Mühle hob sich mehr vom Horizont ab. Zuweilen strich ein Geschöß von der einen oder anderen Seite mit beängstigender Schärfe über den Boden dahin. Ich legte mich endlich ins Gras und beschloß, die Morgendämmerung abzuwarten. Plötzlich ertönte dicht neben mir Gewisper. Ich machte mich wieder gefechtsbereit und gab als vorsichtiger Mann zunächst eine Reihe von Naturlauten ab, aus denen sich nicht erraten ließ, ob ich ein Deutscher oder ein Engländer wäre. Den ersten englischen Zuruf beschloß ich mit einer Handgranate zu bestätigen. Zu meiner Freude stellte sich jedoch heraus, daß ich meine Leute vor mir hatte, die gerade beim Abschnallen der Koppel waren, um meine Leiche darauf zurückzutragen. Wir saßen noch eine Weile in einem Trichter zusammen und freuten uns über unser glückliches Wiedersehen. Dann begaben wir uns in unseren Graben zurück, den wir nach dreistündiger Abwesenheit erreichten.

Am Morgen hatte ich schon wieder um fünf Uhr Grabendienst. Im Abschnitt des ersten Zuges fand ich den Feld-

webel Hock vor seinem Unterstand. Als ich mich wunderte, ihn zu so früher Stunde zu sehen, erzählte er mir, daß er beim Anstand auf eine große Ratte sei, die ihm durch ihr Knabbern und Rascheln den Nachtschlaf raube. Dabei betrachtete er angelegentlich seinen lächerlich kleinen Unterstand, den er »Villa Leberecht Hühnchen« getauft hatte.

Als wir so nebeneinander standen, hörten wir einen dumpfen Abschuß, der indes nichts Besonderes zu bedeuten hatte. Hock, der am Tage vorher beinahe von einer großen Kugelmine erschlagen worden wäre und daher sehr ängstlich war, fuhr wie ein Blitz nach dem nächsten Stolleneingang, rutschte in seiner Hast die ersten fünfzehn Stufen sitzend hinunter und benutzte die letzten fünfzehn dazu, sich dreimal zu überschlagen. Ich stand oben am Eingang und vergaß vor Lachen Mine und Stollen, als ich diese schmerzhaft Unterbrechung einer Rattenjagd von dem armen Opfer unter empfindsamem Reiben verschiedener Körperstellen und Einrenkungsversuchen an einem verstauchten Daumen beklagen hörte. Der Unglücksmensch gestand mir auch noch, daß er gestern gerade beim Abendbrot gegessen sei, als die Mine ihn aufschreckte. Erstlich sei sein ganzes Essen versandet gewesen und er außerdem schon dabei recht empfindlich die Treppe hinuntergefallen. Er war frisch aus der Heimat gekommen und hatte sich an unseren rauhen Ton noch nicht gewöhnt.

Nach diesem Zwischenspiel begab ich mich in meinen Unterstand, sollte indes auch heute nicht zum erquickenden Schlummer kommen. Vom frühen Morgen an wurde unser Graben in immer kürzeren Abständen mit Minen beworfen. Gegen Mittag wurde mir die Sache zu bunt. Ich machte mit einigen Leuten unseren Lanzschen Minenwerfer fertig und nahm die feindlichen Gräben unter Feuer — eine allerdings recht schwächliche Erwidern der schweren Geschosse, mit denen wir reichlich beharkt wurden. Schwitzend hockten wir auf dem von der Junisonne heißgebrannten Lehm einer kleinen Grabenmulde und schickten Mine auf Mine nach drüben.

Da sich die Engländer durchaus nicht stören ließen, begab ich mich mit Wetje an den Fernsprecher, wo wir nach reiflicher Überlegung folgenden Notruf erschallen ließen: »Helene spuckt in unseren Graben, lauter dicke Brocken, wir brauchen Kartoffeln, große und kleine!« Dieses Kauderwelsch pflegten wir anzuwenden, wenn Gefahr bestand, daß der Gegner mithörte; es kam dann auch bald vom Oberleutnant Deichmann die tröstliche Antwort, daß sogleich der dicke Wachtmeister mit dem strammen Schnurrbart nebst einigen kleinen Jungen nach vorn kommen würde, und gleich darauf sauste unsere erste Zwei-Zentner-Mine mit unerhörtem Krachen in den feindlichen Graben, gefolgt von einigen Gruppen der Feldartillerie, so daß wir für den Rest des Tages Ruhe hatten.

Am nächsten Mittag begann jedoch der Tanz in bedeutend schärferer Weise. Beim ersten Schuß begab ich mich durch meinen unterirdischen Gang in den zweiten Graben und von dort in den Laufgraben, in dem wir unseren Minenwerfer aufgebaut hatten. Wir eröffneten das Feuer in der Weise, daß wir bei jeder ankommenden Kugelmine eine Lanz-Mine abschossen. Nachdem wir ungefähr vierzig Minen gewechselt hatten, schien sich der feindliche Richtschütze auf uns persönlich einzuschießen. Bald schlugen einige Geschosse rechts, andere links neben uns ein, ohne unsere Tätigkeit unterbrechen zu können, bis eins gerade auf uns zusteuerte. Wir rissen im letzten Augenblick noch unsere Abzugsleine durch und liefen dann so schnell wie möglich fort. Gerade war ich in einen schlammigen, drahtdurchzogenen Graben gelangt, als das Uding dicht hinter mir zerbarst. Der gewaltige Luftdruck warf mich über ein Bündel Stacheldraht in ein mit grünlichem Schlamm gefülltes Granatloch, während gleichzeitig ein Schauer harter Lehmklumpen auf mich herabprasselte. Halb betäubt und übel zugerichtet erhob ich mich. Hose und Stiefel waren durch den Stacheldraht zerrissen, Gesicht, Hände und Uniform mit zähem Lehm überkleistert, und das Knie blutete aus einer

langen Schramme. Ziemlich abgekämpft schlich ich durch den Graben in meinen Unterstand, um auszuruhen.

Sonst hatten die Minen keinen großen Schaden angerichtet. Der Graben war an einigen Stellen zerstört, ein Priester-Minenwerfer zerschmettert, und »Villa Leberecht Hühnchen« hatte durch einen Volltreffer den Rest bekommen. Der unglückliche Besitzer hatte schon unten im Stollen gegessen, sonst hätte er wohl bei dieser Gelegenheit seinen dritten Treppensturz vollführt.

Den ganzen Nachmittag ging die Schießerei ununterbrochen weiter und wurde in den Abendstunden durch eine Unzahl zylindrischer Minen zum Trommelfeuer gesteigert. Wir nannten diese walzenförmigen Geschosse die »Waschkorbminen«, da es manchmal den Eindruck machte, als würden sie mit Körben vom Himmel geschüttet. Ihre Form vergegenwärtigt man sich am besten, wenn man an eine Nudelrolle mit zwei kurzen Handgriffen denkt. Sie wurden anscheinend aus besonderen, revolverartigen Gestellen abgefeuert und überschlugen sich unter schwerfälligem Rauschen in der Luft, aus einiger Entfernung wie lange Mettwürste anzusehen. Sie folgten so dicht aufeinander, daß ihre Einschläge an das Abbrennen eines Raketensatzes erinnerten. Während die Kugelminen etwas Zerstampfendes hatten, brachten sie eine mehr zerreißende Wirkung auf die Nerven hervor.

Wir saßen voll gespannter Erwartung in den Stolleneingängen, bereit, jeden Ankömmling mit Gewehr und Handgranate zu begrüßen, jedoch flaute das Schießen nach einer halben Stunde wieder ab. In der Nacht hatten wir noch zwei Feuerüberfälle zu bestehen, während deren unsere Posten unerschütterlich auf ihren Ständen Ausschau hielten. Sowie das Feuer nachließ, bestrahlten zahlreich emporsteigende Leuchtkugeln die aus den Stollen hervorstürzenden Verteidiger, und ein rasendes Feuer überzeugte den Feind, daß noch Leben in unseren Gräben war.

Trotz dem schweren Beschuß verloren wir nur einen Mann, den Füsilier Diersmann, dem durch eine auf seinen Schutz-

schild schlagende Mine der Schädel zerschmettert wurde. Ein anderer wurde am Rücken verwundet.

Auch am Tage, der diese unruhige Nacht ablöste, bereiteten uns zahlreiche Feuerwirbel auf einen nahen Angriff vor. Unser Graben wurde während dieser Zeit kurz und klein geschossen und durch die zerschlagenen Hölzer der Verschalung fast ungangbar gemacht; auch wurde eine Reihe von Unterständen eingedrückt.

Der Abschnittskommandant schickte eine Meldekarte nach vorn: »Abgefangener englischer Telephonbericht: Die Engländer beschreiben genau die Lücken in unserem Drahtverhau und fordern ›Stahlhelme‹ an. Ob Stahlhelm Deckwort für schwere Minen, ist noch nicht bekannt. Bereit sein!«

Wir beschlossen also, während der kommenden Nacht gut auf dem Posten zu sein, und verabredeten, daß derjenige, der auf den Zuruf »Hallo« nicht seinen Namen rief, sofort niedergeschossen werden solle. Jeder Offizier hatte seine Leuchtpistole mit einer roten Kugel geladen, um die Artillerie unverzüglich verständigen zu können.

Die Nacht wurde wirklich noch toller als die vorige. Besonders ein Feuerüberfall um 2.15 Uhr übertraf alles Vorhergegangene. Rings um meinen Unterstand schlug ein Hagel schwerer Geschosse ein. Wir standen in voller Bewaffnung auf der Stollentreppe, während das Licht der kleinen Kerzenstümpfe sich glitzernd an den nassen, schimmeligen Wänden spiegelte. Durch die Eingänge strömte blauer Qualm, Erde bröckelte von der Decke herab. Wumm! »Donnerwetter!« »Streichholz, Streichholz!« »Alles fertigmachen!« Das Herz schlug bis zum Halse. Fliegende Hände lösten die Kapseln der Handgranaten. »Das war die letzte!« »Rrraus!« Als wir zum Ausgang stürzten, ging noch eine Mine mit verzögerter Zündung los und schleuderte uns durch ihren Luftdruck wieder zurück. Trotzdem waren, während noch die letzten Eisenvögel herunterrauschten, schon alle Postenstände von der Mannschaft besetzt. Ein Feuerwerk von Leuchtkugeln strahlte Mittagshelle auf das mit dichten Rauch-

schwaden behängte Vorgelände. Diese Augenblicke, in denen die volle Besatzung in höchster Spannung hinter der Brüstung stand, hatten etwas Zauberhaftes; sie erinnerten an jene atemlose Sekunde vor einer entscheidenden Vorführung, während deren die Musik abbricht und die große Beleuchtung eingeschaltet wird.

Während einiger Stunden dieser Nacht stand ich in den Eingang meines Unterstandes gelehnt, der gegen die Regel der Feindseite zugewendet war, und sah hin und wieder auf die Uhr, um mir über den Beschuß Notizen zu machen. Ich beobachtete den Posten, einen älteren Mann und Familienvater, der über mir, vollkommen unbeweglich und zuweilen vom Blitzlicht einer Explosion beleuchtet, hinter seinem Gewehre stand.

Als das Feuer schon verstummt war, erlitten wir noch einen Verlust. Der Füsilier Nienhüser fiel plötzlich von seinem Postenstand und rollte polternd die Stollentreppe herab, mitten in den Kreis seiner Kameraden, die unten bereitstanden. Als sie den unheimlichen Ankömmling untersuchten, fanden sie eine kleine Wunde an der Stirn und eine blutende Öffnung über der rechten Brustwarze. Es blieb unklar, ob die Verwundung oder der jähe Sturz ihm den Tod brachte.

Am Ende dieser Schreckensnacht wurden wir von der Sechsten abgelöst. In der eigentümlichen Mißstimmung, wie sie die Morgensonne nach durchwachten Nächten erzeugt, zogen wir durch die Laufgräben nach Monchy und von dort zu der vor den Waldrand von Adinfer geschobenen zweiten Stellung, die uns einen gewaltigen Ausblick auf das Vorspiel zur Somme-Schlacht bot. Die Frontabschnitte links von uns waren in weiße und schwarze Rauchwolken gehüllt, turmhoch spritzte ein schwerer Einschlag neben dem anderen; darüber zuckten zu Hunderten die kurzen Blitze platzender Schrapnells. Nur die bunten Signale, die stummen Hilferufe zur Artillerie, verrieten, daß in den Stellungen noch Leben war. Zum ersten Mal sah ich hier

ein Feuer, das nur einem Naturschauspiel zu vergleichen war.

Als wir am Abend endlich einmal ausschlafen wollten, bekamen wir Befehl, in Monchy schwere Minen zu verladen, und mußten die ganze Nacht vergeblich auf einen steckengebliebenen Wagen warten, während der Engländer mit Maschinengewehrsteilfeuer und die Straße hinunterfegenden Schrapnells verschiedene, zum Glück erfolglose Anschläge auf unser Leben unternahm. Besonders ärgerte uns ein Maschinengewehrkunstschütze, der seine Garbe so steil in die Luft schoß, daß sie, nur durch die Schwerkraft beschleunigt, senkrecht wieder herunterfiel. Es hatte daher gar keinen Sinn, hinter einer Mauer in Deckung zu gehen.

In dieser Nacht gab uns der Gegner ein Beispiel seiner höchst sorgfältigen Beobachtung. In der zweiten Stellung, ungefähr zweitausend Meter vom Feinde, hatte sich vor einem im Bau befindlichen Munitionsstollen ein Haufen Kreide aufgewölbt. Der Engländer zog daraus den leider richtigen Schluß, daß dieser Hügel in der Nacht getarnt werden sollte, und schoß eine Gruppe Schrapnells darauf ab, durch die er wirklich drei Mann schwer verwundete.

Am Morgen wurde ich schon wieder durch den Befehl, meinen Zug zum Schanzen in den Abschnitt C zu führen, aus dem Schlaf geschreckt. Meine Gruppen wurden innerhalb der sechsten Kompanie verteilt. Ich ging mit einigen Leuten zum Wald von Adinfer zurück, um sie beim Holzhauen anzustellen. Auf dem Rückweg zum Graben trat ich in meinen Unterstand, um dort ein halbes Stündchen auszuruhen. Doch umsonst, ich sollte in diesen Tagen keinen ungestörten Schlaf finden. Kaum hatte ich die Stiefel ausgezogen, als ich unsere Artillerie vom Waldrande her merkwürdig lebhaft feuern hörte. Gleichzeitig erschien mein Bursche Paulicke am Stolleneingang und schrie herunter: »Gasangriff!«

Ich riß die Gasmasken heraus, fuhr in die Stiefel, schnallte um, rannte nach draußen und sah dort, wie eine riesige Gaswolke in dichten weißlichen Schwaden über Monchy



hing und sich, durch einen schwachen Wind getrieben, auf den im Grunde liegenden Punkt 124 zuwälzte.

Da mein Zug zum größten Teile vorn in Stellung lag und ein Angriff wahrscheinlich war, gab es kein langes Überlegen. Ich sprang über das Hindernis der zweiten Stellung, rannte vor und war bald mitten in der Gaswolke. Ein stechender Chlorgeruch belehrte mich, daß es sich hier nicht, wie ich zuerst gedacht hatte, um künstlichen Nebel, sondern wirklich um ein starkes Kampfgas handelte. Ich setzte also die Maske auf, riß sie aber gleich wieder herunter, da ich so schnell gelaufen war, daß ich durch den Einsatz nicht genügend Luft bekommen konnte; auch waren die Augengläser im Nu beschlagen und vollkommen undurchsichtig. Das alles entsprach sehr wenig dem »Unterricht über Gasangriffe«, den ich selbst oft genug abgehalten hatte. Da ich Bruststiche verspürte, versuchte ich, die Wolke wenigstens so schnell wie möglich zu durchqueren. Vor dem Dorfrande mußte ich noch einen Sperrfeuerriegel durchbrechen, dessen Einschläge, von zahlreichen Schrapnellwolken überhöht, eine lange, regelmäßige Kette über die verödeten, sonst nie betretenen Felder zogen.

Artilleriefeuer in derartig offenem Gelände, in dem man sich frei bewegen kann, hat weder dieselbe tatsächliche noch moralische Wirkung wie in Ortschaften oder Stellungen. So hatte ich im Nu die Feuerlinie hinter mich gelegt und befand mich in Monchy, das unter einem tollen Schrapnellhagel lag. Ein Schauer von Kugeln, Ausbläsern und Zündern zischte und fegte durch das Geäst der Obstbäume in den verwilderten Gärten oder klatschte gegen das Mauerwerk.

In einem Unterstand der Gärten sah ich meine Kompaniekameraden Sievers und Vogel sitzen; sie hatten ein loderndes Holzfeuer entzündet und beugten sich über die reinigende Flamme, um den Wirkungen des Chlors zu entgehen. Ich leistete ihnen bei dieser Beschäftigung Gesellschaft, bis das Feuer abgeflaut war, und ging dann durch den Laufgraben 6 nach vorn.

Im Schlendern sah ich mir die kleinen Tiere an, die, durch das Chlor getötet, reichlich auf der Grabensohle lagen, und dachte dabei: »Gleich muß das Sperrfeuer wieder einsetzen, und wenn du so weiter bummelst, dann sitzt du hier ohne Deckung wie die Maus in der Falle.« Trotzdem gab ich mich meinem unverbesserlichen Phlegma hin.

Und wirklich begegnete es mir, daß ich, nur noch fünfzig Meter vom Kompanieunterstand entfernt, in einen neuen und wilderen Feuerüberfall geriet, in dem es völlig unmöglich schien, auch nur dieses kurze Grabenstück ungetroffen zu überwinden. Zum Glück sah ich dicht neben mir eine der Nischen, die für Meldegänger in die Wände der Laufgräben geschantzt waren. Drei Stollenrahmen, das war ja nicht viel, aber immerhin besser als nichts. So drückte ich mich denn hinein und ließ das Unwetter über mich ergehen.

Ich schien mir gerade die windigste Ecke ausgesucht zu haben. Leichte und schwere Kugelnminen, Flaschenminen, Schrapnells, »Ratscher«, Granaten aller Art — ich konnte gar nicht mehr unterscheiden, was da alles durcheinander schnurrte, brummte und krachte. Ich mußte an meinen biederen Korporal im Walde von Les Esparges denken und an seinen Schreckensruf: »Ja, was sind denn das für Dinger?«

Zuweilen wurde das Ohr durch einen einzigen, von Flammenerscheinungen begleiteten höllischen Krach völlig betäubt. Dann erweckte wieder ein ununterbrochenes scharfes Zischen den Eindruck, daß Hunderte von Pfundstücken mit unglaublicher Geschwindigkeit hintereinanderherschauten. Zuweilen fuhr mit kurzem, schwerem Stoß ein Blindgänger ein, daß rings das Erdreich wackelte. Schrapnells platzten zu Dutzenden, zierlich wie Knallbonbons, streuten ihre Kügelchen in dichter Wolke aus, und die Hohlbläser fauchten hinter ihnen her. Wenn in der Nähe eine Granate einhieb, rasselte und rieselte der Dreck zu Boden, dazwischen zackten sich mit scharfem Einschlag die Splitter ein.

Doch diese Geräusche sind leichter beschrieben als ausgestanden, denn das Gefühl verbindet jeden Einzelton des

schwirrenden Eisens mit der Idee des Todes, und so hockte ich denn in meinem Erdloch, die Hand vor den Augen, während an meiner Vorstellung alle Möglichkeiten des Getroffenwerdens vorüberzogen. Ich glaube einen Vergleich gefunden zu haben, der das besondere Gefühl dieser Lage, in der ich wie jeder andere Soldat dieses Krieges so oft gewesen bin, recht gut trifft: Man stelle sich vor, ganz fest an einen Pfahl gebunden und dabei von einem Kerl, der einen schweren Hammer schwingt, ständig bedroht zu sein. Bald ist der Hammer zum Schwung zurückgezogen, bald saust er vor, daß er fast den Schädel berührt, dann wieder trifft er den Pfahl, daß die Splitter fliegen — genau dieser Lage entspricht das, was man deckungslos inmitten einer schweren Beschießung erlebt. Zum Glück hatte ich immer noch ein kleines Untergefühl der Zuversicht, jenes »Die Sache wird schon gut gehen«, das man auch beim Spiel empfindet und das, wenn es auch keine Berechtigung hat, doch beruhigend wirkt. So nahm auch diese Beschießung ihr Ende, und ich konnte meinen Weg, nun mit größter Beschleunigung, fortsetzen.

Vorn waren alle Leute beschäftigt, dem so oft geübten »Verhalten bei Gasangriff« gemäß ihre Gewehre einzufetten, deren Läufe durch das Chlor vollkommen geschwärzt waren. Ein Fähnrich zeigte mir wehmütig sein neues Portepeee, das seinen silbernen Glanz eingebüßt und dafür ein grünlich-schwarzes Aussehen angenommen hatte.

Da beim Gegner alles ruhig geblieben war, rückte ich mit meinen Gruppen wieder ab. In Monchy sahen wir vor dem Revier eine Menge von Gaskranken sitzen, die sich die Hände in die Seiten preßten, stöhnten und würgten, während ihnen das Wasser aus den Augen lief. Die Sache war keineswegs harmlos, denn einige von ihnen starben wenige Tage darauf nach furchtbaren Schmerzen. Wir hatten einen Blasangriff von reinem Chlor auszuhalten gehabt, einem Kampfgas, das durch Ätzen und Verbrennen der Lunge wirkt. Von diesem Tage an beschloß ich, nie ohne Gasmaske

auszugehen, denn bisher hatte ich oft in unglaublichem Leichtsinne die Maske im Unterstand gelassen, um in der BÜchse wie in einer Botanisiertrommel Butterbrote mitzunehmen. Nun hatte mich der Augenschein belehrt.

Auf dem Rückweg ging ich, um etwas zu kaufen, in die Kantine des zweiten Bataillons und fand dort den betäubten Kantinenjüngling inmitten eines Haufens zerschlagener Waren vor. Eine Granate war durch die Decke gefahren, im Laden krepirt und hatte seine Schätze in ein Gemisch von Marmelade, ausgelaufenen Konserven und grüner Seife verwandelt. Er hatte gerade mit preußischer Genauigkeit eine Verlustrechnung von 82 Mark und 58 Pfennig aufgestellt.

Am Abend wurde mein Zug, der bisher abgezweigt in der zweiten Stellung gelegen hatte, der unsicheren Gefechtslage wegen in das Dorf vorgezogen und bekam das Bergwerk als Unterkunft zugeteilt. Wir richteten uns die zahlreichen Nischen als Lagerplätze ein und zündeten ein riesiges Feuer an, dessen Rauch wir durch den Brunnenschacht abziehen ließen, sehr zum Ärger einiger Kompanieköche, die oben beim Aufwinden ihrer Wassereimer fast erstickten. Da wir einen kräftigen Grog empfangen hatten, setzten wir uns rings um das Feuer auf die Kreideblöcke, sangen, tranken und rauchten.

Um Mitternacht ging im Gefechtsbogen von Monchy ein Höllenspektakel los. Dutzende von Alarmglocken bimmelten, Hunderte von Gewehren knallten, und ununterbrochen stiegen grüne und weiße Leuchtkugeln hoch. Gleich darauf setzte unser Sperrfeuer ein, schwere Minen krachten und zogen Schweife von feurigen Funken hinter sich her. Überall, wo im Trümmergewirr eine Menschenseele hauste, erscholl der langgezogene Schrei: »Gasangriff! Gasangriff! Gas! Gaas! Gaaas!«

Im Schein der Leuchtkugeln wälzte sich ein blendender Gastrom durch das schwarze Zinnenwerk des Gemäuers dahin. Da sich auch im Bergwerk starker Chlorgeruch be-

merkbar machte, zündeten wir vor den Eingängen große Strohfeuer an, deren beizender Qualm uns fast aus unserem Zufluchtsort vertrieb und uns zwang, die Luft durch Schwenken von Mänteln und Zeltbahnen zu reinigen.

Am nächsten Morgen konnten wir im Dorf die Spuren bestaunen, die das Gas hinterlassen hatte. Ein großer Teil aller Pflanzen war verwelkt, Schnecken und Maulwürfe lagen tot umher, und den in Monchy untergebrachten Pferden der Meldereiter lief das Wasser aus Maul und Augen. Die überall verstreuten Geschosse und Granatsplitter waren von einer schönen grünen Patina bereift. Selbst in Douchy hatte sich die Wolke noch bemerkbar gemacht. Die Zivilisten, denen die Sache unheimlich wurde, versammelten sich vor dem Quartier des Oberst von Oppen und verlangten Gasmasken. Sie wurden auf Lastautos gesetzt und in weiter zurückliegende Ortschaften gebracht.

Die nächste Nacht verbrachten wir wieder im Bergwerk; am Abend bekam ich Nachricht, daß um 4.15 Uhr Kaffee empfangen werden solle, da ein englischer Überläufer ausgesagt habe, daß um fünf Uhr angegriffen würde. Wirklich, kaum hatten uns am Morgen die zurückkehrenden Kaffeeholer aus dem Schlaf gestört, als der uns nicht mehr fremde Ruf »Gasangriff!« erscholl. Draußen lag ein süßlicher Geruch in der Luft; wie wir später erfuhren, hatte man uns diesmal mit Phosgengas bedacht. Im Monchy-Bogen tobte starkes Trommelfeuer, das jedoch bald abflaute.

Ein erquickender Morgen folgte dieser unruhigen Stunde. Aus dem Laufgraben 6 trat der Leutnant Brecht auf die Dorfstraße, einen blutigen Verband um die Hand gewunden, von einem Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr und einem gefangenen Engländer begleitet. Brecht wurde im Stabsquartier West im Triumph empfangen und erzählte folgendes:

Die Engländer hatten um fünf Uhr Gas- und Rauchwolken abgeblasen und anschließend den Graben stark mit Minen betrommelt. Unsere Leute waren wie gewöhnlich

noch im Feuer aus Deckung gesprungen und hatten dabei über dreißig Verluste gehabt. Dann waren, in Rauchwolken verborgen, zwei starke englische Patrouillen erschienen, von denen eine in den Graben eingedrungen war und einen verwundeten Unteroffizier mitgenommen hatte. Die andere war schon vor dem Drahtverhau zusammengeknallt worden. Ein einziger, der bereits das Hindernis überwunden hatte, wurde von Brecht, der vorm Kriege ein Pflanzeleben in Amerika geführt hatte, an der Gurgel gepackt und mit einem »Come here, you son of a bitch!« in Empfang genommen. Dieser einzige wurde nun mit einem Glase Wein bewirtet und schaute mit halb erschrockenen, halb verwunderten Augen auf die eben noch menschenleere Dorfstraße, die jetzt von Essenholern, Krankenträgern, Meldegängern und Neugierigen wimmelte. Es war ein großer, ganz junger Mensch mit goldblonden Haaren und frischem Kindergesicht. »Ein Jammer, solche Kerle totschießen zu müssen«, dachte ich, als ich ihn sah.

Bald traf ein langer Zug von Bahren am Verbandplatz ein. Auch von Monchy-Süd kamen viele Verwundete, denn im Kompanieabschnitt E war dem Feinde ebenfalls ein kurzer Einbruch geglückt. Unter diesen Eindringlingen mußte ein toller Bursche gewesen sein. Er war unbemerkt in den Graben gesprungen und hinter den Postenständen entlang gerannt, auf denen die Mannschaft das Vorgelände beobachtete. Der Reihe nach sprang er von hinten auf die durch die Gasmaske in der Sicht behinderten Verteidiger zu und kehrte, nachdem er eine Anzahl von ihnen durch Keulen- oder Kolbenhiebe gefällt hatte, ebenso unbemerkt in die englische Linie zurück. Als der Graben aufgeräumt wurde, fand man acht Posten mit zerschmettertem Hinterkopf vor.

Ungefähr fünfzig Tragen, auf denen stöhnende Menschen mit weißen, blutdurchtränkten Verbänden lagen, waren vor einigen Wellblechbögen aufgestellt, unter denen der Arzt mit aufgekrempeelten Ärmeln seines Amtes waltete.

Ein junges Kerlchen, dessen blaue Lippen als schlimmes Vorzeichen aus einem schneeweißen Gesicht leuchteten, stammelte: »Ich bin zu schwer ... ich werde nicht wieder ... ich — muß — sterben.« Ein dicker Sanitätsunteroffizier sah ihn mitleidig an und murmelte verschiedene Male ein tröstendes: »Nun, nun, Kamerad!«

Obwohl der Engländer diesen kleinen Angriff, der unsere Kräfte zugunsten der Somme-Offensive binden sollte, durch zahlreiche Minenüberfälle und Gaswolken vorbereitet hatte, fiel ihm dabei nur ein, dazu verwundeter, Gefangener in die Hand, während er zahlreiche Tote vor unserem Draht liegen ließ. Unsere Verluste waren allerdings auch beträchtlich; das Regiment beklagte an diesem Vormittag über vierzig Tote, darunter drei Offiziere, und viele Verwundete.

Am nächsten Nachmittag rückten wir endlich wieder für einige Tage nach unserem lieben Douchy ab. Noch am selben Abend feierten wir den glücklichen Verlauf der Aktion durch einige wohlverdiente Flaschen.

Am 1. Juli wurde uns die traurige Aufgabe, einen Teil unserer Toten auf unserem Kirchhofe zu bestatten. Neun- unddreißig Holzsäрге, auf deren ungehobelte Bretter man mit Bleistift die Namen geschrieben hatte, wurden nebeneinander in die Grube gesenkt. Der Pfarrer sprach über den Text: »Sie haben einen guten Kampf gekämpft« und begann mit den Worten: »Gibraltar, das ist euer Zeichen, und fürwahr, ihr habt gestanden wie der Fels im brandenden Meer!«

Während dieser Tage lernte ich die Männer schätzen, mit denen zusammen ich noch zwei Kampfjahre verbringen sollte. Es handelte sich hier um ein Unternehmen des Engländer, das in den Heeresberichten kaum Erwähnung fand und das uns an einem Abschnitt beschäftigen sollte, der für den Großangriff nicht vorgesehen war. Dabei kam es für die Mannschaft eigentlich immer nur darauf an, wenige Schritte zu tun, nämlich jene kurze Spanne zu überwinden, die den Postenstand von den Stolleneingängen trennt. Diese

Schritte aber waren während der Sekunde der höchsten Feuersteigerung zu tun, die den Angriff vorbereitet und die nur gefühlsmäßig zu erfassen ist. Die dunkle Welle, die in diesen Nächten häufig und ohne daß ein Befehl möglich gewesen wäre, durch das wütende Feuer hinter die Brustwehren flutete, blieb mir im Herzen als ein verborgenes Gleichnis menschlicher Zuverlässigkeit.

Mit besonderer Stärke prägte sich meiner Erinnerung das Bild der aufgerissenen und noch dampfenden Stellung ein, wie ich sie kurz nach dem Angriff durchschritt. Die Tagesposten waren schon aufgezogen, aber die Gräben noch nicht aufgeräumt. Hier und dort waren die Postenstände mit Gefallenen bedeckt, und zwischen ihnen, gleichsam aus ihren Körpern hervorgewachsen, stand die neue Ablösung am Gewehr. Der Anblick dieser Gruppen rief eine seltsame Erstarung hervor — als erlöschte für einen Augenblick der Unterschied von Leben und Tod.

Am Abend des 3. Juli rückten wir wieder nach vorn. Es war verhältnismäßig ruhig, doch verrieten kleine Anzeichen, daß noch etwas in der Luft liegen mußte. Bei der Mühle klopfte und hämmerte es leise und unaufhörlich, als ob man Metall bearbeitete. Oft fingen wir geheimnisvolle, an einen englischen Pionieroffizier in vorderer Linie gerichtete Ferngespräche über Gasflaschen und Sprengungen auf. Vom Morgengrauen bis zum letzten Tagesschimmer riegelten englische Flugzeuge das Hinterland durch eine dichte Luftsperrung ab. Der Durchschnitt der täglichen Grabenbeschießung war bedeutend stärker als sonst; auch fand ein verdächtiger Zielwechsel statt, als ob neue Batterien sich eintasteten. Trotzdem wurden wir am 12. Juli abgelöst, ohne unangenehme Erlebnisse gehabt zu haben, und blieben als Reserve in Monchy zurück.

Am 13. abends wurden unsere Unterstände in den Gärten durch ein Vierundzwanzig-Zentimeter-Schiffsgeschütz beschossen, dessen gewaltige Granaten in scharfer Flachbahn herangurgelten. Sie zerbarsten mit wahrhaft furchtbarem



Knall. In der Nacht wurden wir durch lebhaftes Feuer und einen Gasangriff geweckt. Wir saßen im Unterstand mit aufgesetzter Gasmaske um den Ofen herum, bis auf Vogel, der seine Maske nicht finden konnte und, in alle Winkel spähend, hin- und herlief, während einige schadenfrohe Gesellen, die er geschliffen hatte, einen immer stärkeren Gasgeruch meldeten. Schließlich gab ich ihm meine zweite Atempatrone, und er hockte eine Stunde lang hinter dem gewaltig qualmenden Ofen, hielt sich die Nase zu und sog an seinem Einsatz herum.

An demselben Tage verlor ich zwei Leute meines Zuges durch Verwundung im Dorf: Hasselmann Gewehrschuß durch den Arm, Maschmeier Schrapnellkugel durch den Hals.

Ein Angriff erfolgte in dieser Nacht nicht; trotzdem büßte das Regiment wiederum fünfundzwanzig Tote und viele Verwundete ein. Am 15. und 17. hatten wir zwei weitere Gasangriffe auszuhalten. Am 17. wurden wir abgelöst und erlitten in Douchy zwei schwere Beschießungen. Eine überraschte uns gerade während einer Offiziersbesprechung unter Major von Jarotzky in einem Obstgarten. Trotz der Gefahr war es sehr lächerlich, zu sehen, wie die Gesellschaft auseinanderspritzte, auf die Nase fiel, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Hecken zwängte und blitzschnell in allen möglichen Deckungen verschwunden war. Eine Granate tötete im Garten meines Quartiers ein kleines Mädchen, das dort in einer Grube nach Abfällen stöberte.

Am 20. Juli rückten wir in Stellung. Am 28. verabredete ich mich mit dem Fähnrich Wohlgemut und den Gefreiten Bartels und Birkner zu einer Patrouille. Wir hatten kein anderes Ziel im Auge als etwas zwischen den Drähten herumzustreichen und zu sehen, was uns das Niemandsland Neues brächte, denn die Stellung begann allmählich wieder langweilig zu werden. Am Nachmittag kam der mich ablösende Offizier der sechsten Kompanie, Leutnant Brauns,

zu Besuch in meinen Unterstand und brachte einen guten Burgunder mit. Gegen Mitternacht brachen wir die Sitzung ab; ich ging in den Graben, wo meine drei Gefährten schon im dunklen Winkel einer Schulterwehr zusammenstanden. Nachdem ich mir einige trockene Handgranaten ausgesucht hatte, kletterte ich in bester Laune über den Draht, und Brauns rief mir ein »Hals- und Bauchschuß!« nach.

Wir hatten uns in kurzer Zeit an das feindliche Hindernis herangepirscht. Dicht davor entdeckten wir im hohen Gras einen ziemlich starken, gut isolierten Draht. Ich hielt die Beobachtung für wichtig und beauftragte Wohlgemut, ein Stück davon abzuschneiden und mitzunehmen. Während er sich in Ermangelung eines anderen Instruments mit seiner Zigarrenscheren daran abplagte, klirrte es gerade vor uns im Draht; einige Engländer tauchten auf und begannen zu arbeiten, ohne unsere in das Gras gedrückten Gestalten wahrzunehmen.

Der bösen Erfahrungen der vorigen Streife eingedenk, hauchte ich fast unhörbar: »Wohlgemut, Handgranate dazwischen!«

»Herr Leutnant, ich glaube, wir lassen sie noch etwas arbeiten!«

»Direkter Befehl, Fähnrich!«

Die Formel verfehlte auch in dieser Einöde nicht ihre mächtige Wirkung. Mit dem fatalen Gefühl eines Mannes, der sich auf ein ungewisses Abenteuer eingelassen hat, hörte ich neben mir das trockene Knistern der herausgerissenen Zündschnur und sah, wie Wohlgemut, um sich möglichst wenig zu zeigen, die Handgranate ganz flach über den Boden rollen ließ. Sie blieb im Gestrüpp, beinahe zwischen den Engländern, liegen, die nichts bemerkt zu haben schienen. Es vergingen einige Augenblicke höchster Spannung. »Krrrach!« Ein Blitz beleuchtete taumelnde Gestalten. Mit dem Angriffsschrei: »You are prisoners!« stürzten wir uns wie die Tiger in die weiße Wolke. Ein wüstes Spiel wickelte sich in Bruchteilen von Sekunden ab. Ich hielt meine Pistole

mitten in ein Gesicht, das mir wie eine blasse Maske aus der Dunkelheit entgegenleuchtete. Ein Schatten schlug mit quäkendem Aufschrei rücklings ins Drahtverhau. Es war ein schrecklicher Schrei, etwa: Uäh — wie ihn der Mensch vielleicht nur findet, wenn ihm ein Gespenst entgentritt. Links neben mir feuerte Wohlgemut seine Pistole ab, während Bartels in seiner Erregung blindlings eine Handgranate zwischen uns schleuderte.

Beim ersten Schuß war mir das Magazin aus dem Pistolenkolben gesprungen. Ich stand schreiend vor einem Engländer, der sich entsetzt mit dem Rücken in den Stacheldraht preßte, und drückte immer wieder vergebens den Abzugsbügel zurück. Kein Schuß ertönte — es war wie in einem lähmenden Traum. Im Graben vor uns wurde es laut. Zurufe erschollen, ratternd setzte ein Maschinengewehr ein. Wir sprangen zurück. Noch einmal blieb ich in einem Trichter stehen und richtete die Pistole auf einen Schatten, der mir dicht auf den Fersen war. Diesmal erwies sich das Versagen als ein Glück, denn es war Birkner, den ich schon längst zurück glaubte.

Nun ging es in sausendem Lauf dem eigenen Graben zu. Vor unserem Draht pfften die Geschosse schon so, daß ich in einen wassergefüllten, drahtversponnenen Minentrichter springen mußte. Auf schwingendem Stacheldraht über dem Wasserspiegel pendelnd, hörte ich die Geschosse wie einen gewaltigen Immenschwarm über mich hinwegbrausen, während Drahtfetzen und Metallsplitter in die Böschung des Trichters fegten. Nach einer halben Stunde, als sich das Feuer beruhigt hatte, arbeitete ich mich über unser Hindernis und sprang, freudig begrüßt, in den Graben hinein. Wohlgemut und Bartels waren schon da; nach einer weiteren halben Stunde kam auch Birkner zurück. Alles freute sich über den glücklichen Ausgang und bedauerte nur, daß uns der ersehnte Gefangene auch diesmal entronnen war. Daß das Erlebnis an die Nerven gegangen war, merkte ich erst, als ich im Unterstande zähneklappernd auf einer

Pritsche lag und trotz der Erschöpfung keinen Schlaf finden konnte. Ich hatte vielmehr ein Gefühl des höchsten und angespanntesten Wachseins, als ob irgendwo im Körper ununterbrochen eine kleine elektrische Klingel läutete. Am nächsten Morgen konnte ich kaum gehen, da sich über mein Knie, das schon mehrere historische Narben aufwies, ein langer Drahtriß zog und in dem anderen ein Splitterchen der von Bartels geschleuderten Handgranate steckte.

Diese kurzen Streifzüge, bei denen man das Herz fest in die Hand nehmen mußte, waren ein gutes Mittel, den Mut zu stählen und die Eintönigkeit des Grabendaseins zu unterbrechen. Der Soldat darf sich vor allem nicht langweilen.

Am 11. August trieb sich vor dem Dorfe Berles-au-Bois ein schwarzes Reitpferd herum, das von einem Landwehrmann mit drei Schuß zur Strecke gebracht wurde. Der englische Offizier, dem es entlaufen war, wird bei diesem Anblick wohl kein sehr vergnügtes Gesicht gemacht haben. In der Nacht flog dem Füsilier Schulz der Mantel eines Infanteriegeschosses ins Auge. Auch in Monchy nahmen die Verluste zu, da die durch Artilleriefeuer rasierten Mauern immer weniger Schutz vor den ins Blinde gesandten Garben der Maschinengewehre boten. Wir begannen, das Dorf mit Gräben zu durchziehen, und führten an den gefährlichsten Stellen neue Mauern auf. In den verwilderten Gärten waren die Beeren gereift, und sie schmeckten um so süßer, als man sich nur beim Schwirren der verirrtten Geschosse an ihnen erlaben konnte.

Der 12. August war der langersehnte Tag, an dem ich zum zweiten Male während des Krieges auf Urlaub fahren konnte. Kaum war ich jedoch zu Hause wieder etwas warm geworden, als mir ein Telegramm nachgeflogen kam: »Sofort zurückkommen, Näheres erfragen bei Ortskommandantur Cambrai.« Drei Stunden später saß ich im Zug. Auf dem Wege zum Bahnhof schlenderten drei Mädchen in hellen Kleidern an mir vorüber, die Tennisschläger unter dem

Arm — ein strahlender Abschiedsgruß des Lebens, dessen ich mich draußen noch lang erinnerte.

Am 21. war ich wieder in der bekannten Gegend, deren Straßen infolge des Abmarsches der 111. und des Zuzuges einer neuen Division von Truppen wimmelten. Das erste Bataillon lag in dem Dorfe Ecooust-Saint-Mein, dessen Trümmer wir zwei Jahre später im Sturm wiederbesetzen sollten.

Paulicke, dessen Tage nun auch gezählt waren, begrüßte mich. Er berichtete mir, daß die jungen Leute aus meinem Zuge sich wohl schon ein dutzendmal erkundigt hätten, ob ich denn noch nicht zurückgekommen sei. Diese Nachricht ergriff mich lebhaft und erfüllte mich mit Kraft; ich merkte aus ihr, daß ich in den heißen Tagen, die uns bevorstanden, nicht nur von Amts wegen auf Gefolgschaft zählen durfte, sondern daß ich auch ein persönliches Guthaben besaß.

Ich war für die Nacht mit acht anderen Offizieren auf dem Dachboden eines leerstehenden Hauses untergebracht. Am Abend saßen wir noch lange wach und tranken in Ermangelung von etwas Stärkerem den Kaffee, den uns zwei Französinen im Nebenhause bereiteten. Wir wußten, daß es diesmal in eine Schlacht gehen sollte, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Wir waren nicht weniger angriffslustig als die Truppen, die vor zwei Jahren die Grenze überschritten hatten, aber gefährlicher als sie, weil im Kampfe erfahrener. Wir waren dabei in der besten, heitersten Laune, und Worte wie »Ausweichen« waren uns unbekannt. Wer die Teilnehmer dieser fröhlichen Runde sah, der mußte sich sagen, daß Stellungen, die ihnen anvertraut waren, erst verloren gehen konnten, wenn der letzte Verteidiger gefallen war.

So sollte es denn auch geschehen.

## GUILLEMONT

Am 23. August 1916 wurden wir in Lastautos verladen und fuhren bis Le Mesnil. Obgleich wir bereits erfahren hatten, daß wir im sagenhaften Brennpunkt der Sommeschlacht, dem Dorfe Guillemont, eingesetzt werden sollten, war die Stimmung vorzüglich. Scherzworte flogen unter allgemeinem Gelächter von einem Auto zum anderen.

Während eines Haltes quetschte sich ein Fahrer beim Anwerfen seines Wagens den Daumen entzwei. Der Anblick dieser Wunde bereitete mir, der ich solchen Dingen gegenüber immer empfindlich gewesen bin, fast Übelkeit. Ich erwähne das, weil es um so merkwürdiger ist, als ich in den nächsten Tagen den Anblick schwerer Verstümmelungen zu ertragen imstande war. Das ist ein Beispiel dafür, daß im Leben der Sinn des Ganzen die Eindrücke bestimmt.

Von Le Mesnil marschierten wir nach Einbruch der Dunkelheit bis Sailly-Saillisel, wo das Bataillon auf einer großen Wiese die Tornister ablegte und Sturmgepäck fertigmachte.

Vor uns rollte und donnerte ein Artilleriefeuer von nie geahnter Stärke; tausend zuckende Blitze hüllten den westlichen Horizont in ein Flammenmeer. Fortwährend schleppten sich Verwundete mit bleichen, eingefallenen Gesichtern zurück, oft jäh von vorüberrasselnden Geschützen oder Munitionskolonnen in den Straßengraben gedrückt.

Ein Gefechtsläufer aus einem württembergischen Regiment meldete sich bei mir, um meinen Zug in das berühmte Städtchen Combles zu führen, wo wir vorläufig in Reserve bleiben sollten. Er war der erste deutsche Soldat, den ich im Stahlhelm sah, und er erschien mir sogleich als der Bewohner einer fremden und härteren Welt. Neben ihm im Straßengraben sitzend, fragte ich ihn begierig nach den Verhältnissen in Stellung aus und vernahm eine eintönige Erzählung von tagelangem Hocken in Granattrichtern ohne Verbindung und Annäherungswege, von unaufhörlichen Angriffen, von Leichenfeldern und wahnsinnigem Durst,

vom Verschmachten Verwundeter und anderem mehr. Das vom stählernen Helmrand umrahmte unbewegliche Gesicht und die eintönige, vom Lärm der Front begleitete Stimme machten einen gespenstischen Eindruck auf uns. Wenige Tage hatten diesem Boten, der uns in das Reich der Flammen geleiten sollte, einen Stempel aufgeprägt, der ihn auf eine unaussprechliche Weise von uns zu unterscheiden schien.

»Wer fällt, bleibt liegen. Da kann keiner helfen. Niemand weiß, ob er lebend zurückkommt. Jeden Tag wird angegriffen, doch durch kommen sie nicht. Jeder weiß, daß es auf Tod und Leben geht.«

Nichts war in dieser Stimme zurückgeblieben als ein großer Gleichmut; sie war vom Feuer ausgeglüht. Mit solchen Männern kann man kämpfen.

Wir schritten auf einer breiten Straße, die sich im Mondschein wie ein weißes Band über das dunkle Gelände spannte, dem Kanonendonner entgegen, dessen verschlingendes Gebrüll immer unermesslicher wurde. Laßt jede Hoffnung hinter euch! Was dieser Landschaft ein besonders finsternes Gesicht verlieh, war der Umstand, daß alle ihre Straßen wie ein helles Geäder im Mondlicht offenlagen und daß auf ihnen kein lebendes Wesen zu sehen war. Wir schritten wie auf den schimmernden Wegen eines mitternächtlichen Friedhofes dahin.

Bald schlugen die ersten Granaten rechts und links von unserem Wege ein. Die Unterhaltung wurde leiser und verstummte zuletzt ganz. Jeder lauschte dem gezogenen Heranheulen der Geschosse mit jener seltsamen Spannung, die dem Ohr eine äußerste Schärfe verleiht. Besonders das Durchschreiten von Frégicourt-Ferme, einer kleinen Häusergruppe vor dem Friedhof von Combles, stellte eine erste Probe an uns. Dort war der Sack, der um Combles gezogen war, bereits am engsten zugeschnürt. Jeder, der die Stadt betreten oder verlassen wollte, mußte hier hindurch, daher war ein ununterbrochenes schwerstes Feuer gleich den Strahlen eines Brennglases auf diese Lebensader zusammen-

gefaßt. Der Führer hatte uns schon auf diesen berüchtigten Engpaß vorbereitet; wir liefen im Eilschritt hindurch, während die Trümmer prasselten.

Über den Ruinen lag, wie über allen gefährlichen Zonen dieses Gebietes, ein dicker Leichengeruch, denn das Feuer war so stark, daß sich um die Gefallenen niemand kümmerte. Man rannte durchaus auf Leben und Tod, und als ich diesen Dunst im Laufen verspürte, war ich kaum überrascht — er gehörte zum Ort. Übrigens war dieser schwere und süßliche Hauch nicht lediglich widerwärtig; er rief darüber hinaus, eng mit den stechenden Nebeln des Sprengstoffs vermischt, eine fast hellseherische Erregung hervor, wie sie nur die höchste Nähe des Todes zu erzeugen vermag.

Ich machte hier, und während des ganzen Krieges eigentlich nur in dieser Schlacht, die Beobachtung, daß es eine Art des Grauens gibt, die fremdartig ist wie ein unerforschtes Land. So spürte ich in diesen Augenblicken keine Furcht, sondern eine hohe und fast dämonische Leichtigkeit; auch überraschende Anwandlungen eines Gelächters, das nicht zu bezähmen war.

Combles war, soweit wir in der Dunkelheit beobachten konnten, nur noch als das Gerippe einer Siedlung anzusehen. Große Mengen von Holz zwischen den Trümmern und auf den Weg geschleudertes Hausgerät verrieten, daß die Zerstörung ganz jungen Datums war. Nach dem Übersteigen zahlreicher Schutthaufen, das durch eine Reihe von Schrapnells beschleunigt wurde, erreichten wir unser Quartier, ein großes, von Löchern durchsiebtes Haus, das ich mit drei Gruppen zum Wohnsitz erwählte, während meine beiden anderen Gruppen sich im Keller einer gegenüberliegenden Ruine einrichteten.

Schon um vier Uhr wurden wir von unserem aus Bettstücken zusammengesuchten Lager geweckt, um Stahlhelme zu empfangen. Bei dieser Gelegenheit fanden wir in einer Kellernische einen Sack voll Kaffeebohnen — eine Entdeckung, der eine eifrige Mokkasiederei folgte.



Nachdem ich gefrühstückt hatte, sah ich mich etwas im Orte um. In wenigen Tagen hatte die Wirkung der schweren Artillerie ein friedliches Etappenstädtchen in ein Bild des Grauens verwandelt. Ganze Häuser waren durch einen Treffer niedergestampft oder mitten auseinandergerissen, so daß die Zimmer und ihre Einrichtung wie Theaterkulissen über dem Chaos schwebten. Aus manchen Ruinen drang Leichengeruch, denn der erste, jähe Feuerüberfall hatte auch die Einwohner völlig überrascht und viele von ihnen unter den Trümmern begraben, ehe sie noch aus den Häusern stürzen konnten. Vor einer Schwelle lag ein kleines Mädchen in einer roten Lache ausgestreckt.

Ein stark beschossener Ort war der Platz vor der zerstörten Kirche gegenüber dem Eingang der Katakomben, eines uralten Höhlenganges mit eingesprengten Nischen, in denen zusammengedrängt fast sämtliche Stäbe der kämpfenden Truppen hausten. Es wurde erzählt, daß die Einwohner bei Beginn der Beschießung mit Hacken den vermauerten Zugang freigelegt hätten, der während der ganzen Besatzungszeit den Deutschen verheimlicht worden war.

Die Straßen bestanden nur noch aus schmalen Trampelpfaden, die sich in Schlangenlinien durch und über gewaltige Hügel von Balken und Mauerwerk wanden. In den zerwühlten Gärten verkamen Gemüse und Obst.

Nach dem Mittagessen, das wir uns in der Küche aus den im Überfluß vorhandenen eisernen Rationen gekocht hatten und das natürlich durch einen kräftigen Kaffee beschlossen wurde, legte ich mich oben in einen Lehnstuhl, um auszu-ruhen. Aus umherliegenden Briefen ersah ich, daß das Haus dem Brauereibesitzer Lesage gehörte. Im Zimmer standen aufgerissene Schränke und Kommoden, ein umgestürzter Waschtisch, eine Nähmaschine und ein Kinderwagen. An den Wänden hingen zerschlagene Bilder und Spiegel. Auf dem Boden waren in meterhoher Unordnung herausgerissene Schubladen, Wäsche, Korsetts, Bücher, Zeitungen, Nachttische, Scherben, Flaschen, Notenbücher, Stuhlbeine, Röcke,

Mäntel, Lampen, Gardinen, Fensterläden, aus den Angeln gerissene Türen, Spitzen, Photographien, Ölgemälde, Albums, zerschmetterte Kisten, Damenhüte, Blumentöpfe und Tapeten wirr ineinander verknäult.

Durch die zersplitterten Fensterläden blickte man auf das von Granaten zerpflogte Viereck eines verödeten Platzes, den das Geäst zerfetzter Linden bedeckte. Dieses Gewirr von Eindrücken wurde noch verfinstert durch das unaufhörliche Artillerief Feuer, das rings um den Ort brandete. Ab und zu überbrüllte der riesenhafte Einschlag einer Acht- und dreißig-Zentimeter-Granate den Lärm. Wolken von Splittern fegten dann durch Combles, klatschten gegen die Zweige der Bäume oder schlugen auf die wenigen noch erhaltenen Dächer, so daß die Schiefertafeln herabrollten.

Im Lauf des Nachmittags schwoll das Feuer zu solcher Stärke an, daß nur noch das Gefühl eines ungeheuren Getöses verblieb, in dem jedes Einzelgeräusch verschluckt wurde. Von sieben Uhr an wurden der Platz und die umliegenden Häuser in Abständen von halben Minuten mit Fünfzehn-Zentimeter-Granaten beworfen. Es waren viele Blindgänger darunter, deren kurze, unangenehme Stöße das Haus bis in die Grundmauern erschütterten. Wir saßen während der ganzen Zeit in unserem Keller auf seidenbezogenen Sesseln rund um den Tisch, den Kopf in die Hände gestützt, und zählten die Zeit zwischen den Einschlägen. Die Witzworte wurden immer seltener, und endlich verstummte auch der Verwegenste. Um acht Uhr brach das Nebenhaus nach zwei Volltreffern zusammen; der Einsturz blies eine mächtige Staubwolke hoch.

Von neun bis zehn Uhr gewann das Feuer eine wahnwitzige Wucht. Die Erde wankte, der Himmel schien ein brodelnder Riesenkessel. Hunderte von schweren Batterien krachten um und in Combles, unzählige Granaten kreuzten sich heulend und fauchend über uns. Alles war in dichten Rauch gehüllt, der von bunten Leuchtkugeln unheildrohend bestrahlt wurde. Bei heftigen Kopf- und Ohrenscherzen

konnten wir uns nur noch durch abgerissene, gebrüllte Worte verständigen. Die Fähigkeit des logischen Denkens und das Gefühl der Schwerkraft schienen aufgehoben. Man hatte das Empfinden des Unentrinnbaren und unbedingt Notwendigen wie einem Ausbruch der Elemente gegenüber. Ein Unteroffizier des dritten Zuges wurde tobsüchtig.

Um zehn Uhr beruhigte sich diese Fastnacht der Hölle allmählich und ging in ein ruhiges Trommelfeuer über, in dem man allerdings den einzelnen Abschluß auch noch nicht wahrnehmen konnte.

Um elf Uhr kam ein Läufer und brachte Befehl, die Gruppen auf den Kirchplatz zu führen. Wir vereinigten uns daraufhin mit den beiden anderen Zügen zum Abmarsch in Stellung. Um Verpflegung nach vorn zu bringen, war noch ein vierter Zug unter Führung des Leutnants Sievers ausgeschieden. Diese Leute umringten uns, während wir uns unter hastigen Zurufen an dem gefährlichen Ort sammelten, und beluden uns mit Brot, Tabak und Büchsenfleisch. Sievers drängte mir ein Kochgeschirr voll Butter auf, drückte mir zum Abschied die Hand und wünschte uns viel Glück.

Dann marschierten wir ab, in Reihe zu einem hintereinander. Jeder hatte Befehl, sich unbedingt hinter seinem Vordermann zu halten. Gleich am Ortsausgang merkte unser Führer, daß er sich verirrt hatte. Wir waren gezwungen, bei starkem Schrapnellfeuer kehrtzumachen. Dann ging es, meist im Laufschrift, an einem als Leitfaden ausgelegten, in kleine Teile zerschossenen weißen Bande entlang über freies Feld. Oft mußten wir gerade an den übelsten Stellen stehenbleiben, wenn der Führer die Richtung verloren hatte. Dabei war es zur Aufrechterhaltung der Verbindung verboten, sich hinzulegen.

Trotzdem waren plötzlich der erste und dritte Zug verschwunden. Weiter! In einem heftig beschossenen Hohlweg stauten sich die Gruppen. Hinlegen! Ein ekelhaft aufdringlicher Geruch belehrte uns, daß dieser Durchgang schon viele Opfer gefordert hatte. Nach todbedrohtem Lauf gelangten

wir in einen zweiten Hohlweg, der den Unterstand des Kampftruppenkommandeurs barg, verrannten uns und machten im qualvollen Gedränge aufgeregter Menschen kehrt. Höchstens fünf Meter neben Vogel und mir schlug eine mittlere Granate mit dumpfem Krach auf die hintere Böschung und bewarf uns mit gewaltigen Erdklumpen, während Todesschauer über unseren Rücken glitten. Endlich fand der Führer durch den Merkpunkt einer auffälligen Leichengruppe wieder den Weg. Einer von diesen Gefallenen lag wie gekreuzigt auf dem Kreidehange — welche Phantasie hätte einen Wegweiser erfinden können, der dieser Landschaft angemessener war?

Weiter! Weiter! Leute brachen im Laufe zusammen, von uns hart bedroht, damit sie die letzte Kraft aus ihren erschöpften Körpern herausholten. Verwundete schlugen mit unbeachtetem Hilfeschrei rechts und links in die Granatlöcher. Weiter ging es, die Augen starr auf den Vordermann gerichtet, durch einen knietiefen, von einer Kette riesiger Trichter gebildeten Graben, in dem ein Toter neben dem anderen lag. Widerstrebend trat der Fuß auf die weichen, nachgebenden Körper, deren Form die Finsternis dem Auge entzog. Auch der in den Weg stürzende Verwundete verfiel dem Schicksal, unter die Stiefel der Weiterhastenden getreten zu werden.

Und immer dieser süßliche Geruch! Auch mein Gefechsläufer, der kleine Schmidt, Begleiter auf mancher gefährlichen Streife, begann zu taumeln. Ich riß ihm das Gewehr aus der Hand, wogegen der gute Junge sich selbst in diesem Augenblick noch sträuben wollte.

Endlich gelangten wir in die vordere Linie, die von eng in die Löcher gekauerten Leuten besetzt war, deren tonlose Stimmen vor Freude zitterten, als sie erfuhren, daß die Ablösung gekommen sei. Ein bayerischer Feldwebel übergab mir mit einigen Worten Abschnitt und Leuchtpistole.

Mein Zugabschnitt bildete den rechten Flügel der Regimentsstellung und bestand aus einem flachen, muldenartig

zertrommelten Hohlweg, der ein paar hundert Schritt links von Guillemont und etwas näher rechts vom Bois de Trônes in das offene Gelände eingeschnitten war. Von der rechten Nachbartruppe, dem Infanterieregiment 76, trennte uns ein fünfhundert Schritt breiter unbesetzter Raum, in dem sich wegen des überaus heftigen Feuers niemand aufhalten konnte.

Der bayerische Feldwebel war plötzlich verschwunden, und ich stand ganz allein, meine Leuchtpistole in der Hand, mitten in dem unheimlichen Trichtergelände, das am Boden lagernde Nebelschwaden auf eine drohende und rätselhafte Weise verschleierten. Hinter mir ertönte ein gedämpftes, unangenehmes Geräusch; ich stellte mit merkwürdiger Sachlichkeit fest, daß es von einem riesenhaften, in Zersetzung übergehenden Leichnam herrührte.

Da mir nicht einmal klar war, wo der Feind ungefähr liegen könnte, begab ich mich zu meinen Leuten und riet ihnen, sich auf das Äußerste gefaßt zu machen. Wir blieben alle wach; ich verbrachte die Nacht mit Paulicke und meinen beiden Gefechtsläufern in einem Fuchsloch von vielleicht einem Kubikmeter Rauminhalt.

Als der Morgen graute, entschleierte sich die fremde Umgebung allmählich den staunenden Augen.

Der Hohlweg erschien nur noch als eine Reihe riesiger, mit Uniformstücken, Waffen und Toten gefüllter Trichter; das umliegende Gelände war, soweit der Blick reichte, völlig von schweren Granaten umgewälzt. Nicht ein einziger armseliger Grashalm zeigte sich dem suchenden Blick. Der zerwühlte Kampfplatz war grauenhaft. Zwischen den lebenden Verteidigern lagen die toten. Beim Ausgraben von Dekungslöchern bemerkten wir, daß sie in Lagen übereinandergeschichtet waren. Eine Kompanie nach der anderen war, dicht gedrängt im Trommelfeuer ausharrend, niedergemäht, dann waren die Leichen durch die von den Geschossen hochgeschleuderten Erdmassen verschüttet worden, und die Ablösung war an den Platz der Gefallenen getreten. Nun war die Reihe an uns.

Der Hohlweg und das Gelände dahinter war mit Deutschen, das Gelände davor mit Engländern bestreut. Aus den Böschungen starrten Arme, Beine und Köpfe; vor unseren Erdlöchern lagen abgerissene Gliedmaßen und Tote, über die man zum Teil, um dem steten Anblick der entstellten Gesichter zu entgehen, Mäntel oder Zeltbahnen geworfen hatte. Trotz der Hitze dachte niemand daran, die Körper mit Erde zu bedecken.

Das Dorf Guillemont schien spurlos verschwunden zu sein; nur ein weißlicher Fleck im Trichterfelde deutete noch die Fläche an, auf welcher der Kreidestein der Häuser zu Staub zermahlen war. Vor uns lag der wie ein Kinderspielzeug zerknüllte Bahnhof; weiter hinten der in Späne zerrissene Wald von Delville.

Kaum war der Tag hereingebrochen, als sich ein tief-fliegender Engländer heranschraubte und uns gleich einem Aasvogel überkreiste, während wir in unsere Löcher flohen und uns dort zusammenkauerten. Das scharfe Auge des Beobachters mußte uns trotzdem erspäht haben, denn bald erklangen von oben in kurzen Abständen langgezogene, dumpfe Sirenentöne. Sie glichen den Rufen eines Fabelwesens, das unbarmherzig über einer Wüste schwebt.

Nach kurzer Zeit schien eine Batterie die Zeichen aufgenommen zu haben. Ein schweres Flachbahngeschoß nach dem andern sauste mit unglaublicher Wucht heran. Wir hockten untätig in unseren Zufluchtsorten, ab und zu eine Zigarre anzündend und wieder fortwerfend, gewärtig, jeden Augenblick verschüttet zu werden. Schmidts Rockärmel wurde durch einen großen Splitter aufgeschlitzt.

Gleich beim dritten Schuß wurde der Bewohner des Erdloches neben uns durch einen ungeheuren Einschlag verschüttet. Wir gruben ihn sofort wieder aus; trotzdem war er durch den Druck der Erdmassen zu Tode erschöpft, sein Gesicht eingefallen und einem Totenkopf ähnlich. Es war der Gefreite Simon. Er war durch den Schaden klug ge-

worden, denn wenn im Laufe des Tages Leute bei Flieger-sicht sich außer Deckung bewegten, vernahm man seine scheltende Stimme und sah seine Faust aus einer Öffnung seines zeltbahnverhangenen Fuchsloches drohen.

Um drei Uhr nachmittags kamen meine Posten von links und gaben an, sich nicht mehr halten zu können, da ihre Löcher zusammengeschoßen wären. Ich mußte meine volle Befehlsgewalt aufbieten, um sie wieder an ihre Plätze zu bringen. Allerdings befand ich mich am gefährlichsten Ort, und dort genießt man die höchste Autorität.

Kurz vor zehn Uhr abends setzte am linken Flügel des Regiments ein Feuersturm ein, der nach zwanzig Minuten auch auf uns übergriff. Bald waren wir völlig in Rauch und Staub gehüllt, doch lagen die meisten Einschläge dicht vor oder hinter dem Graben, wenn man unserer zusammengewalzten Mulde diesen Namen zubilligen will. Während des uns umbrausenden Orkans ging ich den Abschnitt meines Zuges ab. Die Männer hatten die Bajonette aufgepflanzt. Sie standen in steinerner Unbeweglichkeit, das Gewehr in der Hand, am vorderen Hange des Hohlwegs und starteten in das Vorgefälle. Ab und zu, beim Schein einer Leuchtkugel, sah ich Stahlhelm an Stahlhelm, Klinge an Klinge blinken und wurde von einem Gefühl der Unverletzbarkeit erfüllt. Wir konnten zermalmt, aber nicht besiegt werden.

Im linken Nachbarzuge wollte der Feldwebel Hock, der unglückliche Rattenfänger von Monchy, eine weiße Leuchtkugel abschießen, vergriff sich indes, und ein rotes Sperrfeuersignal zischte, von allen Seiten weitergegeben, gen Himmel. Im Nu setzte unsere Artillerie ein, daß es eine Freude war. Eine Mörsergranate neben der anderen kam hoch aus den Lüften herabgeheult und zerschellte im Vorgefälle zu Splintern und Funken. Ein Gemisch von Staub, stickigen Gasen und dem Dunsthauch aufgeschleuderter Leichen braute aus den Trichtern.

Nach dieser Orgie der Vernichtung flutete das Feuer wieder auf seinen gewöhnlichen Spiegel zurück. Der aufgeregte

Griff eines Einzelnen hatte die gewaltige Kriegsmaschinerie ins Rollen gebracht.

Hock war und blieb ein Unglücksmensch; er schoß sich noch in derselben Nacht beim Laden seiner Pistole eine Leucht-  
kugel in den Stiefelschaft und mußte mit schweren Brand-  
wunden zurückgetragen werden.

Am nächsten Tage regnete es stark, was uns nicht unlieb war, da das Gefühl der Trockenheit im Gaumen nach der Löschung des Staubes nicht mehr so quälend war und die großen blauschwarzen Fliegen, die sich in riesigen Klumpen wie dunkle Sammetkissen an den sonnigen Stellen gesammelt hatten, vertrieben wurden. Ich saß fast den ganzen Tag vor meinem Fuchsloch auf dem Boden, rauchte und aß trotz der Umgebung mit gutem Appetit.

Am nächsten Vormittag erhielt der Füsilier Knicke meines Zuges von irgendwoher einen Gewehrschuß durch die Brust, der auch das Rückenmark streifte, so daß er die Beine nicht mehr bewegen konnte. Als ich nach ihm sah, lag er gefaßt in einem Erdloch, wie jemand, der seine Rechnung mit dem Tod gemacht hat. Er wurde am Abend durch das Artilleriefeuer geschleppt, wobei er, als seine Träger plötzlich Deckung nehmen mußten, noch einen Beinbruch erlitt. Er starb auf dem Verbandplatz.

Am Nachmittag rief mich ein Mann meines Zuges und ließ mich über das abgerissene Bein eines Engländers zum Bahnhof Guillemont visieren. Durch einen flachen Laufgraben eilten Hunderte von Engländern nach vorn, ohne sich sonderlich um das schwache Gewehrfeuer zu kümmern, das ich sogleich auf sie richten ließ. Der Anblick war bezeichnend für die Ungleichheit der Mittel, mit denen wir kämpften. Hätten wir dasselbe gewagt, so wären unsere Abteilungen innerhalb weniger Minuten zusammengeschossen worden. Während sich auf unserer Seite auch nicht ein einziger Fesselballon blicken ließ, waren drüben gleich über dreißig zu einer großen, leuchtendgelben Traube zusammengeballt und beobachteten mit Argusaugen jede Bewegung, die sich



in dem zerstampften Gelände zeigte, um sofort einen Eisenhagel dorthin zu lenken.

Am Abend, als ich die Parole ausgab, schnurrte mir noch ein großer Granatsplitter gegen den Magen, der zum Glück ziemlich am Ende seiner Flugbahn war und nach einem kräftigen Schlag an mein Koppelschloß zu Boden fiel. Ich war davon so überrascht, daß mir erst die besorgten Zurufe meiner Begleiter, die mir ihre Feldflaschen anboten, die Gefahr vergegenwärtigten.

Vor dem Abschnitt des ersten Zuges erschienen bei Einbruch der Dunkelheit zwei englische Essenholer, die sich verlaufen hatten. Sie näherten sich mit großer Gemütlichkeit; der eine hielt ein rundes Eßgefäß, der andere einen langen Kessel voll Tee in der Hand. Beide wurden auf kürzeste Entfernung niedergeschossen; der eine schlug mit dem Oberkörper in den Hohlweg, während seine Beine auf der Böschung liegenblieben. Gefangene zu machen war in diesem Inferno kaum möglich, und wie hätte man sie durch die Sperrfeuerzone bringen sollen?

Gegen ein Uhr nachts wurde ich von Schmidt aus wirrem Schlaf gerüttelt. Erregt fuhr ich hoch und griff zum Gewehr. Unsere Ablösung war gekommen. Wir übergaben, was zu übergeben war, und ließen so schnell wie möglich diesen Ort des Teufels hinter uns.

Kaum hatten wir den flachen Laufgraben erreicht, als die erste Gruppe Schrapnells zwischen uns zündete. Eine Kugel durchschlug meinem Vordermann das Handgelenk, aus dem das Blut lebhaft hervorspritzte. Er begann zu taumeln und wollte sich auf die Seite legen. Ich packte ihn am Arm, riß ihn trotz seinem Stöhnen hoch und gab ihn erst beim Sanitätsunterstand neben dem Stollen des Kampftruppenkommandeurs ab.

In beiden Hohlwegen ging es scharf her. Wir kamen stark außer Atem. Die schlimmste Ecke war ein Tal, in das wir gerieten und in dem ununterbrochen Schrapnells und leichte Granaten aufflammten. Brrruch! Brrruch! umkrachte uns

der eiserne Wirbel, einen Funkenregen in die Dunkelheit sprühend. Huiiiiii! Wieder eine Gruppe! Mir blieb der Atem aus, denn ich erkannte Bruchteile von Sekunden vorher aus dem immer schärfer werdenden Heulen, daß der absteigende Ast der Geschosßbahn unmittelbar bei mir enden mußte. Gleich darauf wuchtete neben meiner Fußsohle ein schwerer Aufschlag, weiche Lehmfetzen hochschleudernd. Gerade diese Granate ging blind!

Überall eilten ablösende und abgelöste Trupps durch Nacht und Feuer, zum Teil völlig verirrt, vor Aufregung und Erschöpfung stöhnend; dazwischen erschollen Zurufe, Befehle und in eintöniger Wiederholung die langgezogenen Hilfeschreie im Trichtergelände verlorener Verwundeter. Ich gab Verirrten im Vorbeirasen Auskunft, zog Leute aus Granatlöchern, bedrohte andere, die sich hinlegen wollten, schrie dauernd meinen Namen, um alle zusammenzuhalten, und brachte so meinen Zug wie durch ein Wunder nach Combles zurück.

Wir mußten dann noch über Sailly und die Gouvernements-Ferme zum Walde von Hennois marschieren, in dem wir biwakieren sollten. Jetzt zeigte sich unsere Erschöpfung erst in vollem Maß. Den Kopf stumpfsinnig zu Boden gerichtet, schlichen wir, oft von Automobilen oder Munitionskolonnen an die Seite gedrückt, unsere Straße entlang. In krankhafter Überreizung glaubte ich nicht anders, als daß die vorbeirasselnden Fahrzeuge nur uns zum Ärger so scharf am Wegrand fuhren, und überraschte meine Hand mehr als einmal am Pistolenschaft.

Nach dem Marsche mußten wir noch Zelte aufschlagen und konnten uns dann erst auf den harten Boden werfen. Während unseres Aufenthalts in diesem Waldlager gingen gewaltige Regengüsse nieder. Das Stroh in den Zelten begann zu faulen, und viele erkrankten. Wir fünf Kompanieoffiziere ließen uns durch die Nässe wenig stören, sondern saßen abends auf unseren Koffern im Zelt hinter einigen dickbauchigen Flaschen beisammen, die man irgendwo aufgetrieben hatte. Rotwein in solchen Lagen ist Medizin.

An einem dieser Abende stürmte die Garde im Gegenangriff das Dorf Maurepas. Während die beiden Artillerien auf ausgedehnten Flächen gegeneinander wüteten, brach ein furchtbares Gewitter los, so daß wie in der homerischen Schlacht der Götter und Menschen der Aufruhr der Erde mit dem des Himmels wetteiferte.

Drei Tage später rückten wir wieder nach Combles ab, wo ich mit meinem Zug vier kleinere Keller bezog. Diese Keller waren aus Kreideblöcken aufgeführt, schmal, lang und tonnenförmig gewölbt; sie versprachen Sicherheit. Sie schienen einem Winzer gehört zu haben — so wenigstens erklärte ich mir die Tatsache, daß sie mit kleinen, in die Mauer gebrochenen Kaminen ausgestattet waren. Nachdem ich Posten ausgestellt hatte, strecken wir uns auf die zahlreichen Matratzen aus, die unsere Vorgänger hier zusammengetragen hatten.

Am ersten Morgen war es verhältnismäßig ruhig; ich machte daher einen kleinen Spaziergang durch die verwüsteten Gärten und plünderte mit köstlichen Pflirsichen behangene Spaliere. Auf meinen Irrgängen geriet ich in ein von hohen Hecken umschlossenes Haus, das ein Liebhaber schöner alter Dinge bewohnt haben mußte. An den Wänden der Zimmer hingen eine Sammlung bemalter Teller, Weihwasserbecken, Kupferstiche und holzgeschnitzte Heiligenbilder. In großen Schränken stapelte altes Porzellan, zierliche Lederbände waren auf den Boden geschleudert, darunter eine köstliche alte Ausgabe des Don Quijote. Alle diese Schätze lagen dem Verderben preis. Gern hätte ich mir ein Andenken mitgenommen, allein es ging mir wie Robinson mit dem Goldklumpen; diese Dinge waren hier nichts wert. So verkamen in einer Manufaktur große Ballen der herrlichsten Seidenstoffe, ohne daß sich jemand um sie kümmerte. Wenn man an den glühenden Riegel bei Frégicourt-Ferme dachte, der diese Landschaft verschloß, verzichtete man gern auf jedes überflüssige Gepäck.

Als ich meine Behausung erreichte, hatten die Leute, von

einem ähnlichen Erkundungszuge durch die Gärten zurückgekehrt, aus Fleischkonserven, Kartoffeln, Erbsen, Möhren, Artischocken und vielerlei Grünkram eine Suppe gebraut, in der der Löffel stehenblieb. Während des Essens schlug eine Granate ins Haus und drei in die Nähe, ohne uns weiter zu stören. Wir waren durch die Überfülle der Eindrücke schon zu sehr abgestumpft. In dem Hause mußte sich Blutiges zugetragen haben, denn auf einem Schuttberg im Mittelzimmer erhob sich ein rohgeschnittes Kreuz mit einer Reihe ins Holz gegrabener Namen. Am nächsten Mittag holte ich mir aus dem Hause des Porzellansammlers einen Band der illustrierten Beilagen des »Petit Journal«; dann setzte ich mich in ein erhaltenes Zimmer, entzündete im Kamin aus Möbelstücken ein Feuerchen und begann zu lesen. Ich mußte häufig den Kopf schütteln, denn mir waren die zur Zeit der Faschoda-Affäre gedruckten Nummern in die Hände geraten. Während dieser Lektüre umkrachten in regelmäßigen Abständen die vier Einschläge unser Haus. Ungefähr um sieben Uhr hatte ich die letzte Seite umgeblättert und ging in den Vorraum vor dem Eingang des Kellers, wo die Männer an einem kleinen Herde das Abendessen bereiteten.

Kaum stand ich zwischen ihnen, gab es vor der Haustür einen scharfen Knall, und im selben Augenblick spürte ich einen starken Schlag gegen den linken Unterschenkel. Mit dem uralten Kriegerruf: »Ich habe einen weg!« sprang ich, meine Shagpfeife im Munde, die Kellertreppe hinab.

Rasch wurde ein Licht entzündet und der Fall untersucht. Ich ließ mir, wie stets in solchen Lagen, zunächst Bericht erstatten, während ich an die Decke blickte, denn man selbst sieht nicht gern hin. In der Wickelgamasche klaffte ein gezacktes Loch, aus dem ein feiner Blutstrahl auf den Boden sprang. Auf der anderen Seite erhob sich der rundliche Wulst einer unter der Haut liegenden Schrapnellkugel.

Die Diagnose war also einfach — ein typischer Heimatschuß: nicht zu leicht und nicht zu schwer. Das war aller-

dings die letzte Gelegenheit, sich »ankratzen« zu lassen, wenn man den Anschluß nach Deutschland nicht verpassen wollte. Der Treffer hatte etwas Ausgeklügeltes, denn das Schrapnell war jenseits der Ziegelmauer, die unseren Hof umschloß, auf dem Boden explodiert. In diese Mauer hatte eine Granate ein rundes Fenster gebrochen, vor dem ein Oleanderkübel stand. Meine Kugel war also erst durch das Granatloch, dann durch das Oleanderlaub geflogen, hatte den Hof und die Haustür durchquert und sich im Flur unter den vielen Beinen, die dort zusammenstanden, das meine ausgesucht.

Nachdem mir die Kameraden einen flüchtigen Verband angelegt hatten, trugen sie mich über die beschossene Straße in die Katakomben und legten mich gleich auf den Operationstisch. Während mir der herbeigeeilte Leutnant Wetje den Kopf hielt, schnitt mir unser Oberstabsarzt mit Messer und Schere die Schrapnellkugel heraus, wobei er mich beglückwünschte, denn das Blei war scharf zwischen Schien- und Wadenbein hindurchgefahren, ohne einen Knochen zu verletzen. »Habent sua fata libelli et balli«, meinte der alte Korpsstudent, indem er mich einem Sanitäter zum Verbinden überließ.

Während ich bis zum Einbruch der Dunkelheit auf einer Bahre in einer Nische der Katakomben lag, kamen zu meiner Freude viele meiner Leute, um Abschied von mir zu nehmen. Schweres stand ihnen bevor. Auch mein verehrter Oberst von Oppen besuchte mich für kurze Zeit.

Am Abend wurde ich mit anderen Verwundeten an den Ortsausgang getragen und dort in einen Sanitätswagen geladen. Ohne auf das Geschrei der Insassen zu achten, raste der Fahrer auf der bei Frégicourt-Ferme wie immer unter starkem Feuer liegenden Straße über Trichter und andere Hindernisse hinweg und gab uns endlich an ein Auto weiter, das uns in der Kirche des Dorfes Fins ablieferte. Der Fahrzeugwechsel vollzog sich mitten in der Nacht bei einer einsamen Häusergruppe, in der ein Arzt die Verbände prüfte

und über unser Verbleiben entschied. Halb im Fieber hatte ich den Eindruck eines noch jungen Mannes mit vollkommen weißen Haaren, der sich mit unglaublicher Behutsamkeit mit den Wunden beschäftigte.

Die Kirche von Fins war mit Hunderten von Verwundeten belegt. Eine Krankenschwester erzählte mir, daß in den letzten Wochen mehr als dreißigtausend an diesem Ort gepflegt und verbunden worden seien. Vor solchen Zahlen kam ich mir mit meinem armseligen Beinschuß recht unbedeutend vor.

Von Fins wurde ich mit vier anderen Offizieren in ein kleines Lazarett gebracht, das in einem Bürgerhause von Saint Quentin eingerichtet war. Als wir ausgeladen wurden, zitterten alle Fensterscheiben der Stadt; es war gerade um die Stunde, in der unter höchstem Aufgebot aller Artilleriekräfte die Engländer Guillemont eroberten.

Als die Bahre neben mir aus dem Wagen gehoben wurde, hörte ich eine jener tonlosen Stimmen, die man nicht vergißt:

»Bitte gleich zum Arzt — — ich bin sehr krank — — ich habe eine Gasphegmone.«

Mit diesem Namen wurde eine furchtbare Form der Blutvergiftung bezeichnet, die zuweilen im Anschluß an Verwundungen das Leben zerstört.

Ich wurde in ein Zimmer getragen, in dem zwölf Betten so dicht nebeneinanderstanden, daß man den Eindruck eines ganz mit schneeweißen Kissen ausgefüllten Raumes gewann. Die Verwundungen waren meist schwer, und es herrschte ein Trubel, an dem ich im Fieber traumhaften Anteil nahm. So sprang bald nach meinem Eintritt ein junger Mensch, dem ein Verband turbanartig um den Kopf gewunden war, aus seinem Bett in die Höhe und hielt eine Ansprache. Ich glaubte an einen sonderbaren Scherz, allein man sah ihn ebenso plötzlich zusammenbrechen, wie er aufgesprungen war. Sein Bett wurde unter beklommenem Schweigen durch eine kleine dunkle Tür hinausgerollt.

Neben mir lag ein Pionieroffizier. Er war im Graben auf einen Sprengkörper getreten, der bei der Berührung eine lange Stichflamme ausgespien hatte. Man hatte über seinen durch die Flamme verstümmelten Fuß eine durchsichtige Gazeglocke gestellt. Er war übrigens guter Laune und froh, in mir einen Zuhörer gefunden zu haben. Links neben mir wurde ein blutjunger Fähnrich mit Rotwein und Eigelb gefüttert; er hatte den letzten Grad der Auszehrung erreicht, den man sich vorstellen kann. Wenn die Schwester sein Bett machen wollte, hob sie ihn wie eine Feder empor; man sah unter seiner Haut alle Knochen, die der Mensch im Leibe trägt. Als die Schwester ihn am Abend fragte, ob er seinen Eltern nicht einen netten Brief schreiben wolle, ahnte ich, was die Uhr geschlagen hatte, und wirklich wurde noch in der Nacht auch sein Bett durch die dunkle Tür in das Sterbezimmer gerollt.

Bereits am nächsten Mittag lag ich in einem Lazarettzug, der mich nach Gera brachte, wo ich im Garnisonlazarett eine vorzügliche Pflege fand. Schon nach einer Woche schwärmte ich des Abends aus, mußte allerdings aufpassen, daß ich dem Chefarzt nicht begegnete.

Hier zeichnete ich auch die dreitausend Mark, die ich damals besaß, als Kriegsanleihe, um sie niemals wiederzusehen. Als ich die Bogen in den Händen hielt, fiel mir das schöne Feuerwerk ein, das auf die verkehrte Leuchtkugel hin losgegangen war — ein Schauspiel, das gewiß nicht unter einer Million zu haben war.

Wir kehren noch einmal in den furchtbaren Hohlweg zurück, um den letzten Akt zu betrachten, der ein solches Drama beschließt, und halten uns dabei an die Berichte der wenigen überlebenden Verwundeten, vor allem an den meines Gefechtsläufers Otto Schmidt.

Nach meiner Verwundung übernahm mein Stellvertreter, der Feldwebel Heistermann, den Zug, um ihn wenige Minuten später in das Trichterfeld bei Guillemont vorzuführen.

Bis auf vereinzelte Leute, die noch während des Anmarsches getroffen wurden und, soweit sie gehen konnten, nach Combles zurückkehrten, verschwand die Mannschaft spurlos in den feurigen Labyrinthen der Schlacht.

Der Zug richtete sich nach der Ablösung wieder in den wohlbekanntesten Fuchslöchern ein. Die Lücke am rechten Flügel hatte sich in der Zwischenzeit durch das unausgesetzte Vernichtungsfeuer so verbreitert, daß sie unübersehbar geworden war. Auch am linken Flügel waren Löcher entstanden, so daß die Stellung einer durch mächtige Feuerströme eingeschlossenen Insel glich. Aus ähnlichen, größeren und kleineren, immer mehr zusammenschmelzenden Inseln bestand der Abschnitt im weiteren Sinne überhaupt. Der Angriff fand ein Netz vor, dessen Maschen zu weit geworden waren, als daß es ihn noch hätte einfangen können.

So verging unter wachsender Unruhe die Nacht. Gegen Morgen erschien eine zwei Mann starke Streife des Regiments 76, die nach unendlichen Mühen sich durchgetastet hatte. Sie verschwand gleich wieder im Feuermeer und mit ihr die letzte Verbindung mit der Außenwelt. Immer heftiger griff das Feuer auf den rechten Flügel herüber und vergrößerte langsam die Lücke, indem es ein Widerstandsnest nach dem anderen aus der Linie brach.

Gegen sechs Uhr morgens wollte Schmidt, um zu frühstücken, nach dem Kochgeschirr greifen, das er vor unserem alten Fuchsloch aufbewahrt hatte, allein es fand sich nur noch ein plattgewalztes, durchlöchertes Stück Aluminiumblech vor. Bald setzte die Beschießung wieder ein und begann sich zu einer Wucht zu steigern, die als untrügliches Zeichen eines nahen Angriffs angesehen werden mußte. Flugzeuge tauchten auf und begannen, wie niederstoßende Geier, dicht über dem Boden ihre Kreise zu ziehen.

Heistermann und Schmidt, die beiden einzigen Bewohner der winzigen Erdhöhle, die so lange wie durch ein Wunder standgehalten hatte, wußten, daß der Augenblick gekommen war, sich fertigzumachen. Als sie in den mit Rauch und



Staub erfüllten Hohlweg hinaustraten, sahen sie sich in völliger Einsamkeit. Das Feuer hatte im Laufe der Nacht die letzten spärlichen Deckungen, die sich zwischen ihnen und dem rechten Flügel befanden, eingeebnet und die Insassen unter den einstürzenden Erdmassen verschüttet. Aber auch zu ihrer linken Hand zeigte sich der Rand des Hohlweges von Verteidigern entblößt. Der Überrest der Besatzung, darunter die Mannschaft eines Maschinengewehrs, hatte sich in einen engen, nur mit Brettern und einer dünnen Erdschicht abgedeckten Unterstand zusammengezogen, der mit zwei Eingängen ungefähr in der Mitte des Hohlweges in die rückwärtige Böschung gegraben war. Diese letzte Zuflucht suchten auch Heistermann und Schmidt zu erreichen. Auf dem Wege dorthin verschwand jedoch auch der Feldwebel, der gerade an diesem Tage Geburtstag hatte. Er blieb hinter einer Biegung zurück und wurde nie mehr gesehen.

Der einzige Mensch, der dann noch von rechts bei der kleinen Unterstandsgruppe erschien, war ein Gefreiter mit verbundenem Gesicht, der sich plötzlich den Verband herunterriß, um Männer und Waffen mit einem Schwall von Blut zu übersprudeln und sich zum Sterben niederzulegen. Während dieser Zeit war die Mächtigkeit des Feuers noch ununterbrochen im Wachsen; jeden Augenblick mußte in dem überfüllten Unterstand, in dem längst kein Wort mehr gesprochen wurde, mit einem Treffer gerechnet werden.

Weiter links hatten sich noch einige Leute des dritten Zuges in ihre Trichter verbissen, wie ja überhaupt die Stellung von rechts, von der ehemaligen Lücke her, die nun längst zu einem unübersehbaren Dammbuch angewachsen war, zermalmt wurde. Diese Leute müssen auch die ersten gewesen sein, welche die nun nach einem allerletzten, zusammengefaßten Feuerschlage eindringenden englischen Stoßtrupps wahrnahmen. Jedenfalls wurde die Besatzung zuerst durch ein links von ihr erschallendes, den Gegner ankündigendes Geschrei alarmiert.

Schmidt, der den Unterstand als letzter erreicht hatte und daher dem Ausgang am nächsten saß, tauchte als erster im Hohlweg auf. Er sprang in den spritzenden Kegel einer Granate hinein. Durch die sich verziehende Wolke erblickte er nun auch bereits rechts, gerade an der Stelle des alten Fuchsloches, das uns so treulich beschirmt hatte, kauernde khakifarbene Gestalten. Im gleichen Augenblick brach der Gegner in dichten Gruppen in den linken Teil der Stellung ein. Was sich jenseits der vorderen Böschung abspielte, war wegen der Tiefe des Hohlweges nicht zu übersehen.

In dieser verzweifelten Lage stürzten die nächsten Insassen des Unterstandes, vor allem der Feldwebel Sievers, mit einem noch intakten Maschinengewehr und dessen Richtschützen heraus. In Sekunden war die Waffe auf der Sohle des Hohlweges in Stellung gebracht und der Gegner zur Rechten aufs Korn genommen. Aber während der Richtschütze bereits die Faust am Gurt und den Finger am Ladehebel hatte, rollten über die vordere Böschung englische Handgranaten herab. Die beiden Schützen brachen, ohne einen Schuß aus dem Lauf bekommen zu haben, neben ihrer Waffe zusammen. Wer sonst noch aus dem Unterstand sprang, wurde bereits mit Gewehrshüssen empfangen, so daß sich in wenigen Augenblicken um jeden der beiden Eingänge ein weiter Kranz von Gefallenen legte.

Auch Schmidt wurde schon durch die erste Handgranatensalve zu Boden gestreckt. Ein Splitter traf ihn am Kopf, andere rissen ihm drei Finger auf. Er blieb mit gegen den Boden gepreßtem Gesicht in der Nähe des Unterstandes liegen, der noch längere Zeit ein lebhaftes Gewehr- und Handgranatenfeuer auf sich zog.

Endlich wurde es still; der Engländer nahm auch diesen Teil der Stellung in Besitz. Schmidt, vielleicht die letzte lebende Seele im Hohlweg selbst, hörte Schritte, die die Annäherung der Angreifer ankündigten. Gleich darauf ertönten dicht über dem Boden hallende Gewehrshüsse und Explosionen von Sprengladungen und Gasbomben, mit

denen der Unterstand ausgeräuchert wurde. Trotzdem krochen gegen Abend aus ihm noch einige Überlebende hervor, die sich in einem geschützten Winkel verborgen hatten. Aus ihnen setzten sich wohl die Grüppchen Gefangener zusammen, die den Sturmtruppen in die Hände fielen. Sie wurden von englischen Krankenträgern aufgelesen und zurückgebracht.

Bald darauf fiel auch Combles, nachdem der Sack bei Frégicourt-Ferme zugeschnürt worden war. Seine letzten Verteidiger, die sich während des Feuers in den Katakomben aufgehalten hatten, wurden im Kampf um die Trümmer der Kirche niedergemacht.

Dann wurde es still in dieser Gegend, bis wir sie im Frühjahr 1918 wiedereroberten.

#### AM SAINT PIERRE-VAAST

Nachdem ich vierzehn Tage im Lazarett und ebenso viele auf Urlaub verbracht hatte, begab ich mich wieder zum Regiment, das bei Deuxnouds, ganz nahe der uns wohlbekannten Grande Tranchée, in Stellung lag. Es blieb nach meiner Ankunft nur zwei Tage dort und die gleiche Zeit in dem altertümlichen Bergnest Hattonchâtel. Dann dampften wir vom Bahnhof Mars-la-Tour wieder in Richtung auf das Sommegebiet ab.

Wir wurden in Bohain eingeladen und in Brancourt untergebracht. Diese Gegend, die wir später noch oft berührten, wird von Ackerbauern bewohnt, doch ist fast in jedem Hause ein Webstuhl aufgestellt.

Ich war bei einem Ehepaar einquartiert, das eine recht hübsche Tochter besaß. Wir teilten die beiden Räume, aus denen das Häuschen bestand, und ich mußte abends durch das Familienschlafzimmer hindurch.

Der Vater bat mich gleich am ersten Tage, ihm eine Anklageschrift an den Ortskommandanten aufzusetzen, da ihn ein Nachbar an der Kehle gepackt, geprügelt und unter dem Rufe »Demande pardon!« mit dem Tode bedroht hätte.

Als ich eines Morgens mein Zimmer verlassen wollte, um zum Dienst zu gehen, drückte die Tochter von außen die Türe zu. Ich hielt das für einen ihrer Scherze und stemmte mich auch von meiner Seite kräftig gegen die Tür, die sich unter unserem gemeinsamen Druck aus den Angeln hob, so daß wir mit ihr im Zimmer umherwanderten. Plötzlich fiel die Scheidewand, und die Schöne stand zu unser beider Verlegenheit und zur großen Heiterkeit ihrer Mutter im Evakostüm da.

Niemals habe ich jemand mit so großer Zungengeläufigkeit schimpfen hören wie diese Rose von Brancourt auf die Anschuldigung einer Nachbarin hin, in einer gewissen Straße von Saint Quentin Pensionärin gewesen zu sein. »Ah, cette plure, cette pomme de terre pourrie, jetée sur un fumier, c'est la crème de la crème pourrie«, sprudelte sie hervor, während sie mit krallenartig vorgestreckten Händen durch das Zimmer raste, ohne ein Opfer für ihre Wut finden zu können.

Es ging in diesem Nest überhaupt recht landsknechtsmäßig zu. Eines Abends wollte ich noch einen Kameraden aufsuchen, der bei dieser besagten Nachbarin, einer derbfälämischen Schönheit, Madame Louise genannt, einquartiert war. Ich ging gleich durch die Gärten und sah durch ein kleines Fenster Madame Louise am Tische sitzen und sich noch an einer großen Kanne Kaffee gütlich tun. Plötzlich öffnete sich die Tür, und der Inhaber dieses gemütlichen Quartiers trat wie ein Nachtwandler und zu meinem Erstaunen auch nicht reichlicher bekleidet als ein solcher ins Zimmer herein. Ohne ein Wort zu sprechen, ergriff er die Kanne und goß sich zielsicher durch die Tülle eine gehörige Portion Kaffee in den Mund. Dann schritt er ebenso wort-

los wieder hinaus. Da ich fühlte, daß ich ein solches Idyll nur stören könne, schlich ich mich leise wieder davon.

Es herrschte ein lockerer Zug in dieser Gegend, der in seltsamem Kontrast zu ihrem ländlichen Charakter stand. Das hing wohl mit der Weberei zusammen, denn in Städten und Landschaften, in denen die Spindel herrscht, wird man immer einen ganz anderen Geist antreffen als etwa in solchen, in denen geschmiedet wird.

Da wir kompanieweise auf die einzelnen Ortschaften verteilt waren, bildeten wir abends nur einen kleinen Kreis. Unsere Gesellschaft bestand gewöhnlich aus Leutnant Boje, der die zweite Kompanie führte, Leutnant Heilmann, einem grimmigen Krieger, dem ein Auge ausgeschossen war, Fähnrich Gornick, der später zu den Parisfliegern ging, und mir. Allabendlich speisten wir Salzkartoffeln mit Büchsengulasch, dann kamen die Karten und einige Flaschen »Polnischer Reiter« oder »Grüne Pomeranzen« auf den Tisch. Hier führte vor allem Heilmann das Wort, der zu den Menschen gehörte, denen nichts imponieren kann. Er wohnte in einem der zweitschönsten Quartiere, wurde am zweitschwersten verwundet oder nahm an einer der zweitgrößten Beerdigungen teil. Nur seine Heimat Oberschlesien machte eine Ausnahme, denn sie besaß das größte Dorf, den größten Güterbahnhof und den tiefsten Schacht der Welt.

Für den bevorstehenden Einsatz war ich als Spähoffizier bestimmt und stand mit einem Trupp von zwei Unteroffizieren und vier Mann der Division zur Verfügung. Solche Sonderaufträge behagten mir wenig, denn ich fühlte mich in meiner Kompanie wie in einer Familie, und nur ungern verließ ich sie vor einer Schlacht.

Am 8. November fuhr das Bataillon bei strömendem Regen nach dem von der Bevölkerung verlassenen Dorfe Gonnellieu. Von dort wurde der Spähtrupp nach Liéramont abkommandiert und dem Nachrichtenoffizier der Division, Rittmeister Böckelmann, unterstellt. Der Rittmeister bewohnte mit uns vier Spähtruppführern, zwei Beobachtungs-

offizieren und seinem Adjutanten das geräumige Pfarrhaus, dessen Zimmer wir unter uns aufteilten. An einem der ersten Abende entspann sich in der Bibliothek ein langes Gespräch über das deutsche Friedensangebot, das gerade bekanntgegeben war. Böckelmann beendete es mit dem Satze, daß es jedem Soldaten während eines Krieges verboten sein müsse, daß Wort Frieden überhaupt nur auszusprechen.

Unsere Vorgänger machten uns mit der Stellung der Division vertraut. Wir mußten uns jede Nacht nach vorn begeben. Unsere Aufgabe bestand darin, die jeweilige Lage zu erkunden, die Anschlüsse zu prüfen und uns überall ins Bild zu setzen, um im Notfall Truppen einweisen und Sonderaufträge ausführen zu können. Der mir als Arbeitsgebiet zugewiesene Abschnitt lag links vom Saint Pierre-Vaast-Wald, unmittelbar vor dem »Namenlosen Wald«.

Die nächtliche Landschaft war schlammig und wüst, oft von schweren Feuerstößen durchdröhnt. Häufig stiegen gelbe Raketen auf, die in der Luft zersprangen und einen Feuerregen niederrieseln ließen, dessen Farbe mich an den Ton einer Bratsche erinnerte.

Gleich in der ersten Nacht verirrte ich mich bei völliger Dunkelheit in den Sümpfen des Tortillebachs, in denen ich fast ertrunken wäre. Es gab hier unergründliche Stellen; erst in der Nacht vorher war ein bespannter Munitionswagen spurlos in einem riesigen Granattrichter verschwunden, der unter dem Schlamm Spiegel verborgen war.

Nachdem ich dieser Wildnis entronnen war, suchte ich mich zum Namenlosen Walde vorzutasten, in dessen Umgebung ein schwaches, aber ununterbrochenes Granatfeuer lag. Ziemlich sorglos schritt ich darauf zu, denn der matte Klang der Einschläge ließ mich vermuten, daß dort der Engländer seine Ladenhüter verpulverte. Plötzlich aber trug ein kleiner Windstoß einen süßlichen Zwiebelgeruch heran, zugleich hörte ich im Walde eine Reihe von Stimmen: »Gas, Gas, Gas!« Dieser Ruf klang aus der Entfernung eigenartig fein und klagend, so wie man etwa ein Grillenzirpen hört.

Wie ich am nächsten Morgen erfuhr, erlitten um diese Stunde in dem Walde, in dessen Unterholz die schweren Phosgenwolken mit Zähigkeit hafteten, viele der unseren den Vergiftungstod.

Mit tränenden Augen stolperte ich zum Vaux-Wald zurück, indem ich, durch die beschlagenen Fenster der Gasmaske geblendet, aus einem Trichter in den anderen stürzte. Diese Nacht war, mit der Weite und Unwirtlichkeit ihrer Räume, von gespenstischer Einsamkeit. Wenn ich in dieser Finsternis auf Posten oder umherirrende Versprengte stieß, hatte ich das eisige Gefühl, daß ich mich nicht mehr mit Menschen, sondern mit Dämonen unterhielt. Man schweifte wie auf einem riesigen Schuttplatz jenseits der Ränder der bekannten Welt.

Am 12. November tat ich, auf besseres Glück hoffend, mit dem Auftrag, die Anschlüsse in der Trichterstellung zu prüfen, meinen zweiten Gang nach vorn. Entlang einer in Erdlöchern verborgenen Kette von Relaisposten strebte ich meinem Ziele zu.

Die Trichterstellung trug ihren Namen zu Recht. Auf einem Höhenrücken vor dem Dorfe Rancourt waren zahllose Krater verstreut und hier und dort von einigen Leuten besetzt. Die dunkle Fläche, über der sich pfeifend die Geschosse kreuzten, war öde und beängstigend.

Nach einiger Zeit verlor ich den Anschluß an die Trichterkette und ging zurück, um nicht den Franzosen in die Hände zu laufen. Ich stieß dabei auf einen bekannten Offizier vom Regiment 164, der mich warnte, in der anbrechenden Dämmerung noch länger zu verweilen. Eilig durchschritt ich daher den »Namenlosen Wald« und stolperte durch tiefe Trichter, über entwurzelte Bäume und ein fast undurchdringliches Gewirr herabgeschlagener Äste.

Als ich aus dem Waldrande trat, war es hell geworden. Das Trichterfeld dehnte sich ohne eine Spur von Leben vor mir aus. Ich stutzte, weil im Kriege menschenleere Flächen stets verdächtig sind.

Plötzlich fiel ein von einem unsichtbaren Schützen abgefeuerter Schuß, der mich an beiden Beinen traf. Ich warf mich in den nächsten Trichter und verband die Wunden mit meinem Taschentuch, da ich meine Verbandpäckchen natürlich wieder vergessen hatte. Ein Geschöß hatte die rechte Wade durchbohrt und die linke gestreift.

Mit äußerster Vorsicht kroch ich in den Wald zurück und humpelte von dort durch das schwerbeschossene Gelände dem Verbandplatz zu.

Kurz davor erlebte ich wieder ein Beispiel dafür, wie kleine Umstände das Glück im Kriege ausmachen. Ungefähr hundert Meter vor einer Straßenkreuzung, der ich zustrebte, rief mich der Führer einer schanzenden Abteilung an, mit dem ich in der neunten Kompanie zusammengewesen war. Kaum hatten wir eine Minute gesprochen, als mitten auf der Kreuzung eine Granate krepierete, der ich ohne diese Begegnung wahrscheinlich zum Opfer gefallen wäre. Derartiges sieht man nicht als Zufall an.

Nach Einbruch der Dunkelheit wurde ich bis Nurlu auf einer Bahre getragen. Von dort holte mich der Rittmeister mit einem Auto ab. Auf der von feindlichen Scheinwerfern bestrahlten Landstraße zog der Führer plötzlich die Bremse an. Ein dunkles Hindernis sperrte den Weg. »Sehen Sie nicht hin!« sagte mir Böckelmann, der mich im Arme hielt. Es war eine Infanteriegruppe mit ihrem Führer, die soeben einem Volltreffer zum Opfer gefallen war. Die Kameraden lagen im Tode wie friedliche Schläfer vereint.

Im Pfarrhaus nahm ich noch am Abendessen teil, wenigstens insofern, als ich im gemeinsamen Zimmer auf ein Sofa gebettet wurde und mir ein Glas Rotwein munden ließ. Diese Gemütlichkeit wurde aber bald dadurch gestört, daß Liéramont seinen Abendsegn erhielt. Ortsbeschießungen sind besonders unangenehm, und so siedelten wir denn eilig in den Keller über, nachdem wir einige Male dem zischenenden Gesang der eisernen Boten gelauscht hatten, der krachend in den Gärten oder im Gebälk der Häuser endete.



Ich wurde als erster in eine Decke gerollt und nach unten geschleppt. Noch in derselben Nacht kam ich dann in das Feldlazarett Villeret und von dort zum Kriegslazarett Valenciennes.

Das Kriegslazarett war nahe dem Bahnhof im Gymnasium eingerichtet und beherbergte über vierhundert Schwerverwundete. Tag für Tag verließ unter dumpfem Trommelschlag ein Leichenzug das große Portal. In dem weiten Operationssaal verdichtete sich der ganze Jammer des Krieges. An einer Reihe von Operationstischen walteten die Ärzte ihres blutigen Handwerkes. Hier wurde ein Glied abgeteilt, dort ein Schädel aufgemeißelt oder ein festgewachsener Verband gelöst. Wimmern und Schmerzensschreie hallten durch den von mitleidlosem Licht durchfluteten Raum, während weißgekleidete Schwestern geschäftig mit Instrumenten oder Verbandzeug von einem Tisch zum andern eilten.

Neben meinem Bett lag ein Feldweibel, der ein Bein verloren hatte, mit einer schweren Blutvergiftung im Kampf. Wirre Hitzeschauer wechselten mit Schüttelfrösten ab, und die Fieberkurve machte Sprünge wie ein durchgehendes Pferd. Die Ärzte suchten das Leben mit Sekt und Kampfer zu unterstützen, aber immer deutlicher neigte sich die Waagschale dem Tode zu. Merkwürdig war, daß er, der die letzten Tage eigentlich bereits von uns abwesend gewesen war, in der Stunde seines Todes die volle Klarheit wieder fand und noch einige Vorbereitungen traf. So ließ er sich von der Schwester sein Lieblingskapitel aus der Bibel vorlesen, dann verabschiedete er sich von uns allen, indem er uns um Entschuldigung bat, daß er uns durch seine Fieberanfälle so oft des Nachts in der Ruhe gestört habe. Endlich flüsterte er mit einer Stimme, der er noch einen scherzhaften Klang zu geben suchte: »Haben S' nit noch a bisserl Brot, Fritz?«, und war in wenigen Minuten tot. Dieser letzte Satz bezog sich auf unseren Krankenpfleger Fritz, einen älteren Mann, dessen Dialekt wir nachzuahmen pflegten,

und er erschütterte uns, weil in ihm eine Absicht des Sterbenden, uns aufzuheitern, zum Ausdruck kam.

Während dieses Aufenthaltes litt ich unter einem Anfall von Trübsinn, zu dem wohl auch die Erinnerung an die kalte Urschlammlandschaft beitrug, in der ich verwundet worden war. Jeden Nachmittag humpelte ich an den Ufern eines öden Kanals zwischen entlaubten Pappeln entlang. Besonders bedrückte mich, daß ich an dem Sturm meines Regiments auf den Saint Pierre-Vaast-Wald nicht hatte teilnehmen können — einer glänzenden Waffentat, die Hunderte von Gefangenen in unsere Hand gebracht hatte.

Sowie sich nach vierzehn Tagen die Wunden halbwegs geschlossen hatten, kehrte ich zur Truppe zurück. Die Division hielt noch dieselbe Stellung, in der ich sie nach meiner Verwundung verlassen hatte. Als mein Zug in Epéhy einrollte, ertönte draußen eine Reihe von Einschlägen. Verbeulte Trümmer von Güterwagen, die neben den Geleisen umherlagen, verrieten, daß hier nicht gespaßt wurde.

»Was ist denn hier los?« fragte ein mir gegenüberstehender Hauptmann, der anscheinend frisch aus der Heimat verfrachtet war. Ohne mich mit einer Antwort aufzuhalten, riß ich die Tür des Abteils auf und nahm hinter dem Bahndamm Deckung, während der Zug noch ein Stück weiterfuhr. Zum Glück waren diese Einschläge die letzten. Von den Reisenden war niemand getroffen; nur einige blutende Pferde wurden aus dem Viehwagen geführt.

Da ich noch nicht gut marschieren konnte, wurde mir der Posten eines Beobachtungsoffiziers übertragen. Die Beobachtungsstelle lag an dem abfallenden Hang zwischen Nurlu und Moislains. Sie bestand aus einem eingebauten Scherenfernrohr, durch das ich die mir wohlbekannte vordere Linie beobachtete. Bei stärkerem Feuer, bunten Leuchtkugeln oder besonderen Ereignissen war die Division telefonisch zu benachrichtigen. Tagelang hockte ich frierend auf einem Stühlchen hinter dem Doppelglase im Novembernebel und verschaffte mir höchstens durch eine Leitungsprobe

eine dürftige Abwechslung. War der Draht zerschossen, so mußte ich ihn durch meinen Störungstrupp flicken lassen. Ich entdeckte in diesen Leuten, deren Tätigkeit mir bisher im Kampfgebiete kaum aufgefallen war, eine besondere Art von unbekanntem Arbeitern im tödlichen Raum. Während jeder andere sich gemeinhin beeilte, den Zonen des Beschusses auszuweichen, strebte der Störungstrupp unverzüglich und berufsmäßig auf sie zu. Bei Tag und Nacht suchte er die vom Einschlage noch warmen Trichter auf, um zwei Drahtenden wieder zusammenzuflechten; diese Tätigkeit war ebenso gefährlich wie unscheinbar.

Der Beobachtungsstand war unauffällig in das Gelände gebaut. Von außen war nur ein schmaler Schlitz zu sehen, der sich halb unter einer Graskuppe verbarg. So kamen nur Zufallstreffer in die Nähe, und ich konnte aus dem sicheren Versteck bequem das Benehmen der einzelnen Leute und kleinen Abteilungen verfolgen, auf das man weniger achtet, wenn man selbst den beschossenen Raum durchquert. Ich hatte dabei zuweilen, vor allem in den Stunden der Dämmerung, den Eindruck einer großen Steppe, die von Tieren bevölkert ist. Besonders, wenn auf in regelmäßigen Abständen beschossene Punkte immer wieder neue Ankömmlinge zustrebten, um sich dann plötzlich zu Boden zu werfen und in höchster Geschwindigkeit davonzueilen, drängte sich der Vergleich mit einer böartigen Naturlandschaft auf. Der Eindruck war wohl deshalb so stark, weil ich gleichsam als ein vorgeschobenes Sinnesorgan der Führung die Vorgänge in aller Ruhe betrachtete. Ich hatte eigentlich weiter nichts zu tun, als die Stunde des Angriffs abzuwarten.

Nach je vierundzwanzig Stunden löste mich ein anderer Offizier ab, und ich erholte mich im nahen Nurlu, wo in einem großen Weinkeller ein verhältnismäßig bequemes Quartier eingerichtet war. Ich erinnere mich noch manchmal der langen, nachdenklichen Novemberabende, die ich, meine Pfeife rauchend, einsam vor dem Kamin des kleinen tonnenförmigen Gewölbes verbrachte, während draußen im ver-

wüsteten Park der Nebel von den kahlen Kastanienbäumen tropfte und in langen Pausen ein widerhallender Einschlag die Stille unterbrach.

Am 18. Dezember wurde die Division abgelöst, und ich stieß wieder zum Regiment, das im Dorfe Fresnoy-le-Grand in Ruhe lag. Dort übernahm ich für den beurlaubten Leutnant Boje die Führung der zweiten Kompanie. In Fresnoy hatte das Regiment vier Wochen ungestörter Ruhe, und jeder bemühte sich, davon soviel wie möglich zu genießen. Weihnachten und Neujahr wurden durch Kompaniefeste gefeiert, bei denen Bier und Grog in Strömen flossen. Es waren gerade noch fünf Mann in der zweiten Kompanie, die das vorige Weihnachtsfest mit mir zusammen in den Schützengräben von Monchy gefeiert hatten.

Ich bewohnte mit dem Fähnrich Gornick und meinem Bruder Fritz, der als Fahnenjunker für sechs Wochen zum Regiment gekommen war, den Salon und zwei Schlafzimmer eines französischen Kleinrentners. Hier taute ich wieder etwas auf und kam häufig erst in der Frühe nach Haus.

Eines Morgens, als ich noch schlaftrunken im Bette lag, trat ein Kamerad zu mir ins Zimmer, um mich zum Dienst abzuholen. Während wir noch etwas plauderten, spielte er an meiner Pistole herum, die wie gewöhnlich auf dem Nachttisch lag, und jagte mir dabei eine Kugel dicht am Schädel vorbei. Ich habe im Krieg eine Reihe von tödlichen Verletzungen durch unvorsichtigen Waffengebrauch miterlebt; solche Zufälle sind besonders ärgerlich.

In der ersten Woche fand eine Besichtigung durch den General Sonntag statt, bei der das Regiment für seine Leistungen beim Sturm auf den Saint Pierre-Vaast-Wald gerühmt und mit zahlreichen Auszeichnungen bedacht wurde. Als ich die zweite Kompanie im Parademarsch vorführte, glaubte ich zu bemerken, daß Oberst von Oppen dem General über mich berichtete. Einige Stunden später wurde ich in das Stabsquartier befohlen, wo mir der General das Eiserne Kreuz Erster Klasse überreichte. Ich war um so mehr erfreut, als ich

eigentlich in der heimlichen Erwartung irgendeines Anpiffes dem Befehl nachgekommen war. »Sie pflegen öfters verwundet zu werden«, begrüßte mich jedoch der General, »ich habe daher an ein Pflaster für Sie gedacht.«

Am 17. Januar 1917 wurde ich von Fresnoy für vier Wochen auf den Truppenübungsplatz Sissonne bei Laon zu einem Kompanieführerkurs kommandiert. Der Dienst wurde uns durch den Leiter unserer Abteilung, Hauptmann Funk, sehr angenehm gemacht. Er besaß das Talent, die große Fülle der Vorschriften aus wenigen Grundregeln abzuleiten; durch diese Methode wird man immer gefördert, auf welchem Gebiet man ihr auch begegnen mag.

Die Verpflegung während dieser Zeit war dagegen recht kümmerlich. Die Kartoffeln hatten sich rar gemacht; Tag für Tag fanden wir, wenn wir in unserem riesigen Speisesaal die Deckel der Schüsseln lüfteten, ein wässriges Steckrübengemüse vor. Bald konnten wir die gelben Erdfrüchte kaum noch sehen. Dabei sind sie eigentlich besser als ihr Ruf — vorausgesetzt allerdings, daß man sie mit einem tüchtigen Stück Schweinefleisch schmort und auch den Pfeffer nicht spart. Daran freilich fehlte es.

## DER SOMME-RÜCKZUG

Ende Februar 1917 stieß ich wieder zum Regiment, das seit einigen Tagen bei den Ruinen von Villers-Carbonnel in Stellung lag, und übernahm die Führung der achten Kompanie.

Der Anmarsch zu den Kampfgräben schlängelte sich durch das unheimliche, verödete Gebiet der Somme-Niederung; eine alte, schon stark beschädigte Brücke führte über den Fluß. Andere Annäherungspfade waren als schmale Knüppeldämme quer über das Sumpfbecken gelegt, das sich in der

Niederung ausbreitete; auf ihnen galt es, Mann hinter Mann, breite, raschelnde Schilfgürtel zu durchbrechen und schweigende, schwarzblinkende Wasserflächen zu überschreiten. Wenn auf diesen Strecken Granaten einschlugen und den Morast in hohen Springsäulen aufrissen oder wenn die Garben der Maschinengewehre über die Sumpfflächen irrten, konnte man nur die Zähne zusammenbeißen, denn man schritt wie auf einem Seile dahin, zu dessen Seiten es keine Deckung gab. Daher wurden einige phantastisch zerschossene Lokomotiven, die am hohen Ufer der anderen Seite auf einem Bahngleis stehengeblieben waren und das Ende des Weges ankündigten, jedesmal mit einem Gefühl der Erleichterung begrüßt.

In der Niederung lagen die Dörfer Brie und Saint Christ. Türme, von denen sich nur eine einzige schmale Mauer erhalten hatte, in deren Fensteröffnungen das Mondlicht spielte, dunkle Trümmerhaufen, von wirrem Balkenwerk überragt, und vereinzelte, ihrer Zweige beraubte Bäume auf weiten, von schwarzen Einschlügen gemusterten Schneeflächen säumten den Weg als starre metallische Kullissen, hinter denen das Gespenstische dieser Landschaft auf der Lauer zu liegen schien.

Die Kampfgräben waren nach einer starken Schlammperiode gerade wieder notdürftig in Ordnung gebracht. Die Zugführer erzählten mir, daß sie eine Zeitlang die Ablösung nur durch Leuchtkugeln vollzogen hätten, um sich nicht der Gefahr des Ertrinkens auszusetzen. Eine schräg über den Graben geschossene Leuchtkugel bedeutete »Ich gebe die Wache ab«, eine andere, in entgegengesetzter Richtung, »Ich habe sie übernommen«.

Mein Unterstand lag ungefähr fünfzig Meter hinter der vorderen Linie in einem Quergraben, in dem außer mir und meinem kleinen Stabe noch eine mir persönlich zur Verfügung stehende Gruppe hauste. Er war trocken und gut ausgebaut. An seinen beiden durch Zeltbahnen verhängten Ausgängen standen kleine eiserne Öfen mit langen

Rohren, durch die bei schweren Beschießungen oft Erdbrocken mit einem fatalen Poltern herunterrollten. Vom Stollen zweigten sich rechtwinklig einige blinde Gänge ab, die eine Reihe winziger Zellen bildeten. In einer von ihnen nahm ich Quartier. Außer einer schmalen Pritsche, einem Tisch und einigen Handgranatenkisten bestand die Einrichtung nur noch aus wenigen altvertrauten Gegenständen, der Spiritusbüchse, dem Kerzenhalter, dem Kochgeschirr und der persönlichen Ausrüstung.

Hier hielten wir auch des Abends, jeder auf fünfundzwanzig scharfen Handgranaten hockend, eine gemütliche Plauderstunde ab. Gesellschaft leisteten mir dabei die beiden Kompanieoffiziere Hambrock und Eisen, und ich glaube, daß die unterirdischen Sitzungen unserer kleinen Runde, dreihundert Meter vorm Feinde, seltsam genug waren.

Hambrock, seines Zeichens Astronom, ein großer Liebhaber E. Th. A. Hoffmanns, pflegte lange Reden über die Beobachtung der Venus zu halten, von der er behauptete, daß dieser Stern in seinem reinen Glanze auf Erden nie zu finden sei. Er war von winziger Figur, spinnendünn, rot-haarig und hatte ein mit gelben und grünlichen Sommersprossen besätes Gesicht, das ihm unter uns den Beinamen »Marquis Gorgonzola« eingetragen hatte. Im Verlaufe des Krieges hatte er eigentümliche Gewohnheiten angenommen; so pflegte er tagsüber zu schlafen und erst am Abend lebendig zu werden, um dann zuweilen einsam vor den deutschen oder den englischen Gräben umherzugeistern. Auch hatte er die bedenkliche Manier, sich leise an einen Posten heranzuschleichen und plötzlich dicht neben seinem Ohre eine Leuchtkugel abzufeuern, »um den Mut zu prüfen«. Leider war er von viel zu schwächlicher Gesundheit für einen Krieg, und daher kam es wohl auch, daß er einer an sich harmlosen Verwundung erlag, die er bald danach bei Fresnoy erhielt.

Eisen war von ebenso kleiner Gestalt, aber beleibt, und da er als der Sohn eines Ausgewanderten im wärmeren

Klima Lissabons aufgewachsen war, von einem ewigen Frösteln geplagt. Aus diesem Grunde pflegte er sich den Kopf durch ein großes rotkariertes Taschentuch zu wärmen, das oben über den Stahlhelm lief und unter dem Kinn zugeknotet war. Außerdem hatte er eine Vorliebe dafür, sich mit Waffen zu behängen — außer einem Gewehr, das er ständig trug, hatte er noch allerhand Messer, Pistolen, Handgranaten und eine Lampe im Gürtel stecken, so daß man, wenn man im Graben auf ihn stieß, zunächst glaubte, einer Art von Armenier begegnet zu sein. Eine Zeitlang trug er auch noch einige Eierhandgranaten in den Hosentaschen, bis diese Angewohnheit zu einem sehr unangenehmen Erlebnis führte, das er uns eines Abends zum besten gab. Er hatte nämlich in der Tasche herumgekramt, um seine Pfeife herauszuziehen, die sich dann in der Schlaufe einer Eierhandgranate verfangen und diese zum Abzug gebracht hatte. So hatte ihn plötzlich der unverkennbare matte Knall überrascht, der das drei Sekunden währende leise Zischeln des abbrennenden Zündsatzes einzuleiten pflegt. In seinem entsetzten Bestreben, das Ding herauszuziehen, um es über Deckung zu schleudern, verfitzte er sich dermaßen in seiner eigenen Hosentasche, daß es ihn längst in Stücke gerissen hätte, wenn nicht durch einen märchenhaften Glücksfall gerade dieses Geschloß ein Versager gewesen wäre. Halb gelähmt und in Angstschweiß gebadet, sah er sich dem Leben wiedergeschenkt.

Es war jedoch nur ein kurzer Aufschub, den er so gewann, denn er blieb wenige Monate später bei Langemarck im Gefecht. Auch bei ihm mußte der Wille dem Körper sehr zu Hilfe kommen; er war sowohl kurzsichtig wie schwerhörig und mußte, wie es sich bald bei einer kleinen Begegnung erwies, von seinen Leuten erst in die Richtung des Gegners gestellt werden, um sich am Kampf beteiligen zu können.

Immerhin sind schwächliche Leute von Herz besser als kräftige Feiglinge, was sich während der wenigen Wochen,



die wir in dieser Stellung verbrachten, wiederum bei mancher Gelegenheit erwies.

Wenn dieser Teil der Front auch als ruhig bezeichnet werden konnte, so verrieten doch mächtige Feuerstöße, die zuweilen überraschend auf die Gräben hämmerten, daß es an Artillerie nicht mangelte. Auch war der Engländer recht neugierig, und es verging keine Woche, in der er nicht durch kleine Erkundungsabteilungen mit List oder mit Gewalt sich einen Einblick bei uns zu verschaffen suchte. Man munkelte manches von einer großen »Übermaterialschlacht«, durch die uns im Frühling noch ganz andere Feste bereitet werden sollten als jene, an die wir durch die Somme-Schlacht des vergangenen Jahres gewohnt waren. Um die erste Wucht des Anpralls zu dämpfen, bereiteten wir eine großzügige Räumung vor. Ich berichte hier einige Erlebnisse aus dieser Zeit:

1. März 1917. Am Nachmittag herrschte des klaren Wetters wegen lebhafte Feuertätigkeit. Besonders eine schwere Batterie ebnete unter Ballonbeobachtung den Abschnitt des dritten Zuges fast vollkommen ein. Um meine Stellungskarte zu ergänzen, patschte ich am Nachmittag durch den vollständig versoffenen »Namenlosen Graben« dorthin. Während dieses Weges sah ich vor uns eine riesige gelbe Sonne zur Erde sinken, die eine lange schwarze Rauchfahne nach sich zog. Ein deutscher Flieger hatte sich an den unangenehmen Fesselballon herangemacht und ihn in Brand geschossen. Vom rasenden Feuer der Erdabwehr verfolgt, zog er glücklich in steilen Flügelkurven davon.

Am Abend kam der Gefreite Schnau zu mir und meldete, daß unter seinem Gruppenunterstande schon seit vier Tagen ein pickendes Geräusch zu hören sei. Ich gab die Beobachtung weiter und bekam ein Pionierkommando mit Horchapparaten gestellt, das allerdings nichts Verdächtiges erkundete. Später hieß es, daß damals die ganze Stellung unterminiert gewesen sei.

Am 5. März näherte sich in den frühen Morgenstunden

eine Streife unserem Graben und begann den Drahtverhau zu durchschneiden. Eisen eilte mit einigen Leuten auf die Meldung eines Postens herbei und warf Handgranaten, worauf die Angreifer sich zur Flucht wandten und zwei Mann liegen ließen. Der eine, ein junger Leutnant, starb gleich darauf; der andere, ein Sergeant, war schwer an Arm und Bein verwundet. Aus den Papieren des Offiziers ging hervor, daß er den Namen Stokes trug und dem Royal Munster 2. Füsilierregiment angehörte. Er war sehr gut angezogen, und sein im Tode verkrampftes Gesicht war intelligent und energisch geschnitten. In seinem Notizbuch las ich eine Menge Anschriften von Londoner Mädchen; das rührte mich an. Wir begruben ihn hinter unserem Graben und setzten ihm ein einfaches Kreuz, in das ich mit Schuhnägeln seinen Namen einhämmern ließ. Ich ersah aus diesem Erlebnis, daß nicht jede Streife so glücklich zu enden brauchte wie meine bisherigen.

Am nächsten Morgen griff der Engländer nach kurzer Artilleriesvorbereitung mit fünfzig Mann den Abschnitt der Nachbarkompanie an, in dem der Leutnant Reinhardt befehligte. Die Angreifer hatten sich vor den Draht geschlichen, und nachdem einer von ihnen mit einer am Ärmel befestigten Reibfläche ein Lichtzeichen gegeben hatte, um die englischen Maschinengewehre zum Schweigen zu bringen, waren sie gleichzeitig mit den letzten Granaten gegen unseren Graben angelaufen. Alle hatten berußte Gesichter, um sich möglichst wenig von der Dunkelheit abzuheben.

Unsere Leute empfingen sie indessen so meisterlich, daß nur ein einziger in den Graben gelangte. Dieser rannte gleich bis zur zweiten Linie durch, wo er, nachdem er die Aufforderung, sich zu ergeben, nicht beachtet hatte, niedergeschossen wurde. Den Draht zu überspringen, gelang nur einem Leutnant und einem Sergeanten. Der Leutnant fiel, obwohl er unter der Uniform einen Panzer trug, da ihm eine von Reinhardt auf nächste Entfernung entgegengesandte Pistolenkugel eine Platte in den Leib jagte. Dem

Sergeanten wurden durch Handgranatensplitter beide Beine fast abgerissen; trotzdem behielt er mit stoischer Ruhe seine kurze Pfeife bis zum Tode zwischen den zusammengebissenen Zähnen. Auch hier hatten wir wieder wie überall, wo wir Engländern begegneten, den erfreulichen Eindruck kühner Männlichkeit.

Am Vormittag dieses erfolgreichen Morgens schlenderte ich durch meinen Graben und sah auf einem Postenstand den Leutnant Pfaffendorf, der von dort mit einem Scherenfernrohr das Feuer seiner Minenwerfer leitete. Neben ihn tretend, bemerkte ich sofort einen Engländer, der hinter der dritten feindlichen Linie über Deckung ging und sich in seiner khakibraunen Uniform scharf vom Horizont abzeichnete. Ich riß dem nächsten Posten das Gewehr aus der Hand, stellte Visier sechshundert, nahm den Mann scharf aufs Korn, hielt etwas vor den Kopf und zog ab. Er tat noch drei Schritte, fiel dann auf den Rücken, als ob ihm die Beine unter dem Leib fortgezogen wären, schlug ein paar Mal mit den Armen und rollte in ein Granatloch, aus dem wir durch das Glas noch lange seinen braunen Ärmel leuchten sahen.

Am 9. März pflasterte der Engländer unseren Abschnitt wieder einmal nach allen Regeln der Schießkunst aus. Am frühen Morgen schon wurde ich durch einen starken Feuerüberfall geweckt, griff nach der Pistole und stürzte schlaftrunken nach draußen. Als ich die Zeltbahn vor meinem Stolleneingang zur Seite riß, war es noch stockdunkel. Das grelle Aufflammen der Geschosse und der sausende Dreck machten mich sofort munter. Ich rannte durch den Graben, ohne einer Menschenseele zu begegnen, bis ich an eine Stollentreppe kam, auf der eine führerlose Gruppe kauerte, wie Hühner beim Regen aneinandergedrängt. Ich nahm sie mit und machte den Graben mobil. Irgendwo hörte ich zu meiner Freude die piepsende Stimme des kleinen Hambrock, der schon in ähnlicher Weise aufräumte.

Mißmutig ging ich, nachdem das Feuer abgeflaut war,

in meinen Stollen zurück, wo meine schlechte Stimmung durch den Anruf einer Befehlsstelle noch erhöht wurde.

»Zum Donnerwetter, was ist bei Ihnen eigentlich los? Warum kommen Sie jetzt erst ans Telefon?«

Nach dem Frühstück setzte sich die Beschießung fort. Diesmal hämmerte der Engländer langsam, doch planmäßig die Stellung mit schweren Granaten ab. Endlich wurde es langweilig; ich besuchte durch einen unterirdischen Gang den kleinen Hambrock, sah zu, was er zu trinken hatte, und spielte mit ihm Siebzehn und Vier. Einmal wurden wir durch einen Riesenkrach gestört; Erdklumpen rollten durch die Tür und das Ofenrohr. Der Stollenhals war eingeschossen, die Verschalung wie eine Streichholzschachtel zerknickt. Manchmal zog ein stickiger Bittermandelgeruch durch den Schacht — sollten die Kerle mit Blausäure schießen? Na, Prösterchen! Einmal mußte ich verschwinden; es mußte wegen der dauernden Unterbrechung durch schwere Geschosse in vier Zeiten geschehen. Gleich darauf stürzte der Bursche herein mit der Meldung, daß die Latrine durch Volltreffer zu Sägespänen zerrissen sei, was Hambrock zu einer anerkennenden Bemerkung über meinen Dusel veranlaßte. Ich meinte: »Wenn ich draußen geblieben wäre, hätte ich jetzt vielleicht ebensoviel Sommersprossen wie Sie.«

Gegen Abend hörte das Feuer auf. Ich ging in der Stimmung, die mich immer nach schweren Beschießungen überkam und die ich nur dem aufgelockerten Gefühl nach einem Gewitter vergleichen kann, den Graben ab. Er sah wüst aus; ganze Strecken waren eingeebnet, fünf Stollenhälse zusammengedrückt. Mehrere Leute waren verwundet; ich besuchte sie und fand sie verhältnismäßig wohlauf. Ein Toter lag im Graben, mit seiner Zeltbahn zugedeckt. Ein langer Splitter hatte ihm, als er tief unten auf der Stollentreppe stand, die linke Hüfte weggerissen.

Am Abend wurden wir abgelöst.

Am 13. März bekam ich vom Oberst von Oppen den Auftrag, den Kompanieabschnitt mit einer Patrouille von

zwei Gruppen bis zum völligen Rückzug des Regiments über die Somme zu halten. Jeder der vier Abschnitte in vorderer Linie sollte durch eine solche Patrouille, deren Führung Offizieren übertragen war, besetzt werden. Die Abschnitte waren, vom rechten Flügel an, den Leutnants Reinhardt, Fischer, Lorek und mir unterstellt.

Die Dörfer, die wir auf dem Anmarsch durchschritten, hatten das Aussehen großer Tollhäuser angenommen. Ganze Kompanien stießen und rissen Mauern um oder saßen auf den Dächern und zertrümmerten die Ziegel. Bäume wurden gefällt, Scheiben zerschlagen; rings stiegen von gewaltigen Schutthaufen Rauch- und Staubwolken auf. Man sah Leute in den von den Einwohnern zurückgelassenen Anzügen und Frauenkleidern, Zylinderhüte auf den Köpfen, umherrasen. Sie fanden mit zerstörerischem Scharfsinn die Hauptbalken der Häuser heraus, befestigten Seile daran und zogen mit taktmäßigem Geschrei so lange, bis alles zusammenprasselte. Andere schwangen gewaltige Hämmer und zerschmetterten damit, was ihnen in den Weg kam, vom Blumentopf vorm Fensterbrett bis zur kunstvollen Glaskonstruktion eines Wintergartens.

Bis zur Siegfriedstellung war jedes Dorf ein Trümmerhaufen, jeder Baum gefällt, jede Straße unterminiert, jeder Brunnen verseucht, jeder Flußlauf abgedämmt, jeder Keller gesprengt oder durch versteckte Bomben gefährdet, jede Schiene abgeschraubt, jeder Telefondraht abgerollt, alles Brennbares verbrannt; kurz, wir verwandelten das Land, das den vordringenden Gegner erwartete, in eine Wüstenei.

Die Bilder erinnerten, wie gesagt, an ein Tollhaus und riefen eine ähnliche, halb komische, halb widrige Wirkung hervor. Sie waren auch, wie man sogleich bemerkte, der Mannszucht abträglich. Zum ersten Male sah ich hier die planmäßige Zerstörung, der ich später im Leben noch bis zum Überdruß begegnen sollte; sie ist unheilvoll mit dem ökonomischen Denken unserer Epoche verknüpft, bringt auch dem

Zerstörer mehr Schaden als Nutzen und dem Soldaten keine Ehre ein.

Unter den Überraschungen, die für unsere Nachfolger vorbereitet wurden, waren einige von erfinderischer Bösartigkeit. So wurden in Haus- und Stolleneingänge fast unsichtbare, pferdehaardünne Drähte gespannt, die bei der leise- sten Berührung verborgene Sprengladungen entzündeten. An manchen Stellen wurden schmale Schächte in die Straßen gegraben, in die man eine Granate versenkte; das Ganze wurde mit einer Eichenbohle und dann wieder mit Erde verdeckt. In die Bohle war ein Nagel getrieben, der dicht über dem Granatzünder stand. Ihre Dicke war so bemessen, daß marschierende Abteilungen ungefährdet passieren konnten, sowie aber das erste Lastauto oder das erste Geschütz anrollten, mußte sich die Bohle durchbiegen, und die Granate flog in die Luft. Zu den gehässigen Erfindungen gehörten die Zeitbomben, die man in den Kellern von unbeschädigten Gebäuden vergrub. Sie waren durch eine Metallwand in zwei Teile geteilt. Die eine Kammer war mit Sprengstoff, die andere mit einer Säure gefüllt. Nachdem man diese Teufelseier versteckt hatte, fraß die Säure in wochenlanger Arbeit die Metallwand durch und zündete. Eins von ihnen jagte das Rathaus von Bapaume in die Luft, gerade als sich in ihm die Spitzen der Behörden zu einer Siegesfeier vereint hatten.

Am 13. März verließ also die Zweite die Stellung, die ich mit meinen beiden Gruppen übernahm. In der Nacht wurde ein Mann mit dem Namen Kirchhof durch Kopfschuß niedergestreckt. Merkwürdigerweise war dieses Unglücksge- schoß das einzige, das der Gegner innerhalb mehrerer Stun- den abfeuerte.

Ich ordnete alles Mögliche an, um den Feind über unsere Stärke zu täuschen. Bald wurden hier, bald dort einige Schaufeln voll Erde über Deckung geworfen, und unser ein- ziges Maschinengewehr mußte bald vom rechten, bald vom linken Flügel eine Reihe von Schüssen abgeben. Trotzdem

klang unser Feuer recht dünn, wenn niedrigfliegende Beobachter die Stellung überkreuzten oder eine Abteilung von Schanzern das feindliche Hinterland durchquerte. Daher tauchten jede Nacht an verschiedenen Punkten vor unserem Graben Patrouillen auf, die sich am Draht zu schaffen machten.

Am vorletzten Tage hätte ich beinahe ein ärgerliches Ende gefunden. Der Blindgänger einer Ballonabwehrkanone sauste aus gewaltiger Höhe herunter und explodierte auf der Schulterwehr, an die ich mich ahnungslos gelehnt hatte. Ich wurde durch den Luftdruck genau in die gegenüberliegende Öffnung eines Stollens geschleudert, wo ich mich äußerst verduzt wiederfand.

Am 17. morgens merkten wir, daß ein Angriff nahe bevorstehen mußte. Im vorderen, sonst unbesetzten, stark verschlammten englischen Graben erklang das Patschen vieler Stiefel. Das Lachen und Rufen einer starken Abteilung verriet, daß diese Leute sich auch innerlich gut angefeuchtet haben mußten. Dunkle Gestalten näherten sich unserem Draht und wurden durch Schüsse vertrieben; eine brach jammernd zusammen und blieb liegen. Ich zog meine Gruppen igelförmig um die Einmündung eines Laufgrabens zusammen und bemühte mich, das Vorgelände in dem plötzlich einsetzenden Artillerie- und Minenfeuer durch Leuchtkugeln zu erhellen. Da uns die weißen bald ausgingen, jagten wir ein wahres Feuerwerk von bunten in die Luft. Als um fünf Uhr die Stunde der Räumung anbrach, sprengten wir noch rasch die Unterstände mit Handgranaten auseinander, soweit wir sie nicht vorher mit teilweise genial konstruierten Höllenmaschinen versehen hatten, in die wir die Reste unserer Munition verwandelten. In den letzten Stunden hatte ich schon keine Kiste, keine Tür und keinen Wassereimer mehr berühren mögen in der Sorge, plötzlich in die Luft zu fliegen.

Zur festgesetzten Zeit zogen sich die Patrouillen, zum Teil schon in Handgranatenkämpfe verwickelt, gegen die

Somme zurück. Nachdem wir als die letzten die Niederung überschritten hatten, wurden die Brücken durch Pionierkommandos in die Luft gesprengt. Auf unserer Stellung tobte noch immer das Trommelfeuer. Erst nach einigen Stunden erschienen die ersten feindlichen Streifen an der Somme. Wir zogen uns hinter die noch im Bau befindliche Siegfriedstellung zurück; das Bataillon bezog Quartier in dem am Canal de Saint Quentin gelegenen Dorfe Lehaucourt. Ich bewohnte mit meinem Burschen ein gemütliches Häuschen, in dem sich der Vorrat noch in Truhen und Schränken speicherte. Mein Bursche, der treue Knigge, war trotz allem Zureden nicht zu bewegen, sein Nachtlager im warmen Wohnzimmer aufzuschlagen, sondern wollte durchaus in der kalten Küche schlafen — ein bezeichnender Zug für die unseren Niedersachsen eigene Zurückhaltung.

Am ersten Ruheabend lud ich meine Freunde zu einem mit sämtlichen vom Hausbesitzer hinterlassenen Gewürzen gefeuerten Glühwein ein, denn unsere Patrouille hatte uns neben anderen Anerkennungen einen vierzehntägigen Urlaub eingebracht.

#### IM DORFE FRESNOY

Der Urlaub, den ich einige Tage später antrat, wurde diesmal nicht unterbrochen. In meinem Tagebuch finde ich die kurze, aber vielsagende Notiz: »Urlaub sehr gut verbracht, brauche mir nach meinem Tode keine Vorwürfe zu machen.« Am 9. April 1917 kam ich wieder bei der Zweiten an, die im Dorfe Merignies unweit Douai in den Quartieren lag. Die Wiedersehensfreude wurde von einem Alarm gestört, der mir besonders durch den Auftrag, den Gefechtstroß nach Beaumont zu führen, unangenehm wurde. Durch Regenschauer und Schneegestöber ritt ich an der Spitze der



über die Straße schleichenden Wagenkolonne, bis wir um ein Uhr nachts unser Ziel erreicht hatten.

Nachdem Mann und Pferd notdürftig untergebracht waren, ging ich auf Suche nach einem Quartier für mich, doch fand ich auch den kleinsten Platz schon besetzt. Endlich kam ein Intendanturbeamter auf den guten Gedanken, mir sein Bett anzubieten, da er am Fernsprecher wachen mußte. Während ich mich mit Stiefeln und Sporen darauf warf, erzählte er mir, daß die Engländer den Bayern die Vimy-Höhe und ein großes Stück Gelände abgenommen hätten. Bei all seiner Gastfreundlichkeit mußte ich feststellen, daß ihm die Verwandlung des stillen Etappendörfchens in einen Treffplatz der Kampftruppen äußerst unangenehm war.

Am folgenden Morgen marschierte das Bataillon dem Kanonendonner entgegen bis zum Dorfe Fresnoy. Dort bekam ich Befehl, eine Beobachtungsstelle zu errichten. Ich suchte mir mit einigen Leuten am Westrande des Dorfes ein Häuschen aus, durch dessen Dach ich einen zur Front gerichteten Auslug schlagen ließ. Unsere Wohngemächer verlegten wir in den Keller, bei dessen Ausräumung uns als angenehmer Zuschuß zu unserer äußerst knappen Verpflegung ein Sack Kartoffeln in die Hände fiel. So machte mir Knigge jeden Abend Pellkartoffeln mit Salz. Auch schickte mir Gornick, der das bereits geräumte Dorf Villerwal mit einer Feldwache besetzt hielt, als kameradschaftliches Geschenk aus den in der Eile zurückgelassenen Beständen eines Proviantlagers einige Flaschen Rotwein und eine große Dose Leberwurst. Ein von mir sofort mit Kinderwagen und ähnlichen Fahrzeugen ausgerüsteter Beutetrupp zur Bergung dieser Schätze mußte leider unverrichteter Dinge wieder umkehren, da der Engländer den Dorfrand bereits mit dichten Schützenlinien erreicht hatte. Gornick erzählte mir später, daß sich nach Entdeckung des Rotweinlagers in dem schon unter Feuer liegenden Dorf ein unbekümmertes Zechgelage entwickelt hatte, das nur schwer wieder abzu-

bremsen gewesen war. Wir pflegten daraufhin in solchen Fällen Glasballons und ähnliche Gefäße mit der Pistole entzweizuschießen.

Am 14. April bekam ich den Auftrag, im Dorf einen Meldekopf einzurichten. Dafür wurden mir Meldeläufer, Radfahrer, Telefone, Lichtsignalstation und Erdtelegraph, Brieftauben und eine Leuchtpostenkette zur Verfügung gestellt. Ich suchte mir am Abend einen passenden Keller mit eingebautem Stollen aus und begab mich dann zum letztenmal in meine alte Wohnung am Westrande. Es hatte viel Arbeit an diesem Tag gegeben, und ich kehrte ermüdet zurück.

In der Nacht glaubte ich einige Male ein dumpfes Krachen und Knigges Geschrei zu hören, war aber so schlaftrunken, daß ich nur murmelte: »Laß man schießen!« und mich auf die andere Seite wälzte, obwohl der Staub wie in einer Kalkmühle im Raume hing. Am nächsten Morgen wurde ich durch den Neffen des Obersten von Oppen, den kleinen Schultz, mit dem Rufe geweckt: »Mensch, wissen Sie noch gar nicht, daß Ihr Haus zusammengeschoßen ist?« Als ich aufstand und mir den Schaden besah, mußte ich feststellen, daß eine schwere Granate oben am Dach geplatzt war und sämtliche Räume nebst dem Beobachtungsstande eingegrissen hatte. Der Zünder hätte nur ein wenig gröber zu sein brauchen, und man hätte uns »mit dem Löffel abkratzen und im Kochgeschirr beerdigen« müssen, wie der schöne Frontausdruck lautete. Schultz erzählte mir, daß sein Läufer beim Anblick des zerstörten Hauses gesagt habe: »Da hat doch gestern ein Leutnant drin gewohnt, wollen doch mal sehen, ob der noch is.« Knigge war ganz außer sich über meinen unglaublich festen Schlaf.

Am Vormittag siedelten wir in unseren neuen Keller über. Auf dem Wege dorthin hätten uns beinahe die Trümmer des einstürzenden Kirchturms erschlagen, der von einem Pionierkommando ohne alle Umstände in die Luft gesprengt wurde, um der feindlichen Artillerie das Einschießen zu

erschweren. In einem Nachbardorf hatte man sogar vergessen, einen Doppelposten zu benachrichtigen, der aus der Turmluke beobachtete. Wunderbarerweise konnte man die Leute unverletzt aus dem Gebälk hervorziehen. An diesem Vormittag flogen in der näheren Umgebung über ein Dutzend Kirchtürme in die Luft.

Wir richteten uns in unserem geräumigen Keller ganz leidlich ein, indem wir Möbelstücke aus Schloß und Hütte zusammenschleppten, wie sie uns gerade in die Hand fielen. Was uns nicht behagte, wurde verheizt.

Während dieser Tage spielte sich über uns eine Reihe erbitterter Luftkämpfe ab, die fast immer mit der Niederlage der Engländer endeten, da die Kampfstaffel Richthofen über der Gegend kreiste. Oft wurden fünf, sechs Flugzeuge nacheinander auf den Boden gedrückt oder brennend abgeschossen. Einmal sahen wir den Insassen in weitem Bogen herausfliegen und als schwarzen Punkt von seiner Maschine getrennt zur Erde stürzen. Das Hinaufstarren barg freilich auch seine Gefahren; so wurde ein Mann der vierten Kompanie durch einen herabfallenden Splitter tödlich am Halse getroffen.

Am 18. April besuchte ich die zweite Kompanie in ihrer Stellung, die in einem um das Dorf Arleux geschlungenen Frontbogen lag. Boje erzählte mir, daß er bislang nur einen einzigen Verwundeten gehabt habe, da das pedantische Einschießen der Engländer jedesmal eine Räumung der beschossenen Abschnitte gestattete.

Nachdem ich ihm alles Gute gewünscht hatte, verließ ich der ständig einschlagenden schweren Granaten wegen das Dorf im Galopp. Dreihundert Meter hinter Arleux blieb ich stehen und betrachtete die Wolken der hochsitzenden Einschläge, die, je nachdem Ziegelwerk zermalmt oder Gartenerde aufgeschleudert wurde, rot oder schwarz gefärbt waren, vermischt mit dem zarten Weiß platzender Schrapnells. Als jedoch einige Gruppen leichter Granaten auf die schmalen Trampelpfade fielen, die Arleux mit Fres-

noy verspannen, verzichtete ich auf weitere Eindrücke und räumte eilig das Feld, um mich nicht »antöten« zu lassen, wie der damals gerade übliche Fachausdruck der zweiten Kompanie lautete.

Derartige Spaziergänge, die ich zum Teil bis zum Städtchen Henin-Liétard ausdehnte, machte ich ziemlich oft, da in den ersten vierzehn Tagen trotz dem großen Personal nicht eine einzige Meldung zu befördern war.

Vom 20. April an wurde Fresnoy durch ein Schiffsgeschütz beschossen, dessen Granaten mit höllischem Fauchen heranheulten. Nach jedem Einschlag war das Dorf in eine gewaltige rotbraune Pikrinwolke gehüllt, die sich pilzförmig ausbreitete. Schon die Blindgänger verursachten ein kleines Erdbeben. Ein Mann der neunten Kompanie, auf dem Schloßhof von einem solchen Geschosß überrascht, wurde hoch über die Bäume des Parkes geschleudert und brach beim Aufschlag sämtliche Knochen.

Eines Abends strebte ich mit dem Rade von einer Höhe aus auf das Dorf zu, als ich die wohlbekanntere rotbraune Wolke aufsteigen sah. Ich stieg ab und stellte mich auf ein Feld, um in Ruhe das Ende der Beschießung abzuwarten. Ungefähr drei Sekunden nach jedem Einschlag hörte ich den gewaltigen Krach, an den sich ein vielstimmiges Pfeifen und Zwitschern schloß, als ob sich ein dichter Vogelschwarm näherte. Dann fielen Hunderte von Splittern ein und stäubten ringsumher den trockenen Ackerboden auf. Das Spiel wiederholte sich mehrfach, und ich wartete jedesmal mit dem Gefühl einer halb peinlichen, halb prickelnden Neugier den verhältnismäßig langsamen Anflug der Splitter ab.

An den Nachmittagen lag das Dorf unter dem Feuer verschiedenster Kaliber. Trotz der Gefahr konnte ich mich schwer vom Dachfenster meines Hauses trennen, denn es war ein spannender Anblick, einzelne Abteilungen und Meldegänger hastig und oft sich niederwerfend über das beschossene Gelände eilen zu sehen, während rechts und links von ihnen der Boden aufwirbelte. Indem man so dem

Schicksal in die Karten spähte, vergaß man leicht die eigene Sicherheit.

Als ich nach dem Abschluß einer dieser Feuerproben, denn um solche handelte es sich wohl, ins Dorf ging, wurde noch ein Keller eingedrückt. Wir bargen nur noch drei Leichen aus dem schwelenden Raum. Neben dem Eingang lag in zeretzter Uniform ein Toter auf dem Bauche; der Kopf war abgerissen und das Blut in eine Wasserpfütze geflossen. Als ein Sanitäter ihn herumdrehte, um ihm die Wertsachen abzunehmen, sah ich wie in einem bösen Traume, daß am Stumpf seines Armes nur noch der Daumen emporrage.

Von Tag zu Tag wurde die Artillerietätigkeit lebhafter und schloß bald jeden Zweifel an einem nahen Angriff aus. Am 27. bekam ich um Mitternacht den Fernspruch: »67 von 5 a. m.«, was nach unserem Ziffernschlüssel »von fünf Uhr vormittags an erhöhte Alarmbereitschaft« bedeutete.

Ich legte mich also, um den zu erwartenden Anstrengungen gewachsen zu sein, gleich nieder, doch als ich gerade am Einschlafen war, schlug eine Granate ins Haus, drückte die Wand der Kellertreppe ein und warf uns das Mauerwerk in den Raum. Wir sprangen hoch und eilten in den Stollen.

Als wir verdrossen und müde beim Schein einer Kerze auf der Treppe hockten, kam der Führer meiner Lichtsignalisten, deren Station nebst zwei wertvollen Signallampen am Nachmittag zerschmettert worden war, angestürmt und meldete: »Herr Leutnant, der Keller von Haus Nr. 11 hat einen Volltreffer bekommen, es liegen noch welche unter den Trümmern!« Da ich in diesem Hause zwei Radfahrer und drei Telefonisten liegen hatte, eilte ich mit einigen Leuten zu Hilfe.

Ich fand dort im Stollen einen Gefreiten und einen Verwundeten und erhielt folgenden Bericht: Als die ersten Schüsse verdächtig nahe einschlugen, beschlossen vier von den fünf Bewohnern, sich in den Stollen zu begeben. Der

eine sprang gleich hinunter, einer blieb ruhig auf seinem Bette liegen, während die übrigen erst ihre Stiefel anzogen. Der Vorsichtigste und der Gleichgültigste kamen, wie so oft im Kriege, gut davon, der eine ganz ohne Verwundung, der Schlafende mit einem Splitter am Oberschenkel. Die drei anderen wurden von der durch die Kellerwand fliegenden und in der gegenüberliegenden Ecke zerschellenden Granate zerrissen.

Nach dieser Erzählung zündete ich mir für alle Fälle eine Zigarre an und trat in den raucherfüllten Raum, in dessen Mitte sich ein wüster Haufen von Strohsäcken, zerschlagenen Bettstellen und Möbelstücken fast bis zur Decke emporwölbte. Nachdem wir einige Lichter zwischen die Mauerfugen gesteckt hatten, machten wir uns an die traurige Arbeit. Wir packten die aus den Trümmern ragenden Gliedmaßen und zogen die Leichen heraus. Dem einen war der Kopf abgeschlagen, und der Hals saß am Rumpf wie ein großer blutiger Schwamm. Aus dem Armstumpf des zweiten ragte der zersplitterte Knochen, und die Uniform war vom Blut einer großen Brustwunde durchtränkt. Dem dritten quollen die Eingeweide aus dem aufgerissenen Leib. Als wir ihn herauszogen, stemmte sich ein zersplittertes Brett mit häßlichem Geräusch in die schauerliche Wunde ein. Die eine Ordonnanz machte eine Bemerkung darüber und wurde von Knigge mit den Worten: »Swieg man stille, bi solchen Sachen hat Quasseln kein' Zweck!« zur Ruhe verwiesen.

Ich nahm ein Verzeichnis der Wertsachen auf, die wir bei ihnen fanden. Es war ein unheimliches Geschäft. Die Kerzen flackerten rötlich durch den dichten Dunst, während die Männer mir Brieftaschen und silberne Gegenstände zu-reichten wie bei einer geheimen dunklen Tat. Auf den Gesichtern der Toten hatte sich das feine gelbe Ziegelmehl niedergeschlagen und gab ihnen das starre Aussehen von Wachsmasken. Wir warfen Decken über sie und eilten aus dem Keller, nachdem wir unseren Verwundeten in eine Zeltbahn gepackt hatten. Mit dem stoischen Rat: »Beiß die

Zähne zusammen, Kamerad!« schleppten wir ihn durch ein wildes Schrapnellfeuer zum Sanitätsunterstand.

In meine Behausung zurückgekehrt, brachte ich mich zunächst durch Cherry-Brandy ins Gleichgewicht. Bald bekamen wir wieder schärferes Feuer und versammelten uns eilig im Stollen, da uns allen das eben geschaute Beispiel von Artilleriewirkung in Kellern noch deutlich vor Augen stand.

Um 5.14 Uhr schwoll das Feuer in wenigen Sekunden zu unerhörter Stärke an. Unser Nachrichtendienst hatte die Ereignisse also gut vorausgesehen. Der Stollen wankte und zitterte wie ein Schiff auf stürmischer See; ringsum erdröhnte das Bersten von Mauerwerk und das Krachen der benachbarten Häuser, die unter den Treffern einstürzten.

Um sieben Uhr fing ich einen Lichtspruch der Brigade an das zweite Bataillon auf: »Brigade will sofort Klarheit über die Lage.« Nach einer Stunde brachte mir ein tödlich erschöpfter Meldeläufer die Nachricht zurück: »Feind besetzte Arleux, Park von Arleux. Setzte achte Kompanie zum Gegenstoß an, bislang keine Nachricht. Rocholl, Hauptmann.«

Dies war die einzige, allerdings sehr wichtige Nachricht, die ich mit meinem großen Apparat während der drei Wochen meines Aufenthaltes in Fresnoy weitergab. Jetzt, wo meine Tätigkeit von höchstem Wert war, hatte mir die Artillerie fast alle Anlagen außer Gefecht gesetzt. Ich selbst saß unter der Feuerglocke wie eine gefangene Maus. Der Bau dieser Meldestelle war also unzweckmäßig; sie war überzentralisiert.

Mir wurde durch diese überraschende Aufklärung verständlich, warum schon seit einiger Zeit aus ziemlicher Nähe abgefeuerte Infanteriegeschosse gegen die Mauern klapperten.

Kaum waren wir uns über die großen Verluste des Regiments im klaren, als die Beschießung mit erneuter Wucht einsetzte. Knigge stand als letzter noch auf der obersten

Stollenstufe, als ein Donnerkrach ankündete, daß es dem Engländer endlich gelungen war, unseren Keller einzuschließen. Der biedere Knigge bekam einen derben Kantstein auf den Buckel, nahm aber sonst keinen Schaden. Oben war alles kurz und klein. Das Tageslicht blickte nur noch durch zwei in den Stolleneingang gepreßte Fahrräder zu uns hinab. Wir zogen uns ziemlich kleinlaut auf die unterste Stufe zurück, während fortwährend dumpfe Erschütterungen und Steingepolter uns von der Unsicherheit unserer Zuflucht überzeugten.

Wie durch ein Wunder hatte der Fernsprecher noch Strom; ich stellte dem Chef des Divisionsmeldewesens unsere Lage vor und bekam Befehl, mich mit der Mannschaft in den naheliegenden Sanitätsstollen zurückzuziehen.

Wir packten also das Unentbehrliche zusammen und schickten uns an, den Stollen durch den zweiten, noch erhaltenen Ausgang zu verlassen. Obwohl ich an Befehlen und Drohungen nicht sparte, zögerten die wenig kriegserfahrenen Leute der Fernsprechkompanie so lange, sich aus dem Schutz des Stollens ins Feuer zu begeben, bis auch dieser Eingang, von einer schweren Granate zermalmt, krachend zusammenbrach. Zum Glück wurde niemand getroffen, nur unser kleiner Hund heulte jämmerlich auf und war von diesem Augenblick an verschwunden.

Wir rissen nun die den Ausgang zum Keller versperrenden Fahrräder zur Seite, krochen auf allen Vieren über den Trümmerhaufen hinweg und gewannen durch eine Mauerspalte das Freie. Ohne uns mit der Betrachtung der unglaublichen Verwandlung des Ortes aufzuhalten, rannten wir dem Dorfausgang zu. Kaum hatte der letzte das Hoftor verlassen, als das Haus, durch einen mächtigen Einschlag getroffen, den Gnadenstoß bekam.

Auf dem Gelände zwischen dem Dorfrand und dem Sanitätsstollen lag ein geschlossener Feuerriegel. Leichte und schwere Granaten mit Aufschlag-, Brenn- und Verzögerungszündern, Blindgänger, Hohlbläser und Schrapnells verein-



ten sich zu einer Augen und Ohren verwirrenden Raserei. Dazwischen strebten, rechts und links dem Hexenkessel des Dorfes ausweichend, Unterstützungstrupps nach vorn.

In Fresnoy löste eine kirchturmhohe Erdsäule die andere ab, jede Sekunde schien die vorhergehende noch übertrumpfen zu wollen. Wie durch Zaubermacht wurde ein Haus nach dem andern vom Erdboden eingesogen; Mauern brachen, Giebel stürzten, und kahle Sparrengerüste wurden durch die Luft geschleudert, die benachbarten Dächer abmähend. Über weißlichen Dampfchwaden tanzten Wolken von Splittern. Auge und Ohr hingen wie gebannt an dieser wirbelnden Vernichtung.

Im Sanitätsstollen verbrachten wir noch zwei Tage in qualvoller Enge, denn außer von meinen Leuten wurde er noch von zwei Bataillonsstäben, Ablösungskommandos und den unvermeidlichen »Versprengten« bevölkert. Der starke Verkehr an den Eingängen, vor denen es wie vor den Fluglöchern eines Bienenkorbes wimmelte, blieb natürlich nicht unbemerkt. Bald saßen in Abständen von einer Minute scharf gezielte Granaten auf dem vorüberführenden Feldweg und streckten zahlreiche Opfer nieder, so daß das Rufen nach Sanitätern kein Ende nahm. Ich büßte durch die unangenehme Schießerei vier Fahrräder ein, die wir neben den Stolleneingang gelegt hatten. Sie wurden, zu seltsamen Gebilden verbogen, in alle Winde geschleudert.

Vor dem Eingang lag steif und stumm, in eine Zeltbahn gerollt, die große Hornbrille noch im Gesicht, der Führer der achten Kompanie, Leutnant Lemière, den seine Leute hierher getragen hatten. Er hatte einen Schuß in den Mund bekommen. Sein jüngerer Bruder fiel einige Monate später durch genau dieselbe Verletzung.

Am 30. April übernahm mein Nachfolger vom ablösenden Regiment 25 den Dienst, und wir rückten nach Flers, dem Sammelort des ersten Bataillons. Das Kalkwerk »Chezbon-temps« mit seinen schweren Einschlägen links liegen lassend, schlenderten wir seelenvergnügt durch den warmen

Nachmittag über den Feldweg nach Beaumont. Die Augen genossen wieder die Schönheit der Erde, froh, der unerträglichen Enge des Stollenloches entronnen zu sein, und die Lunge berauschte sich an der milden Frühlingsluft. Den Kanonendonner im Rücken, durften wir sagen:

Ein Tag, von Gott, dem hohen Herrn der Welt,  
Gemacht zu süßerm Ding als sich zu schlagen.

In Flers fand ich das mir zugewiesene Quartier von einigen Feldwebeln der Etappe besetzt, die sich unter dem Vorwande, das Zimmer für einen Freiherrn von X. bewachen zu müssen, weigerten, Platz zu machen, jedoch nicht mit der üblen Laune eines ermüdeten und gereizten Frontsoldaten rechneten. Ich ließ von meinen Begleitern kurzerhand die Tür einschlagen, und nach einem kleinen Handgemenge vor den Augen der erschreckt im Nachtgewand herbeigeeilten Hausbewohner flogen die Herren die Treppe hinunter. Knigge trieb die Höflichkeit sogar so weit, ihnen ihre langen Stiefel nachzuschleudern. Nach diesem Angriffsgeschehen bestieg ich das angewärmte Bett, dessen Hälfte ich noch meinem ohne Quartier umherirrenden Freunde Kius anbot. Der Schlaf in diesem langentbehrten Möbel tat uns so wohl, daß wir am nächsten Morgen »in alter Frische« erwachten.

Da das erste Bataillon während der verflossenen Kampftage nur wenig gelitten hatte, war die Stimmung recht heiter, als wir zum Bahnhof Douai marschierten. Unser Ziel war das Dorf Sérain, wo wir uns einige Tage erholen sollten. Wir fanden bei der freundlichen Bevölkerung gute Unterkunft, und schon am ersten Abend drang aus vielen Häusern der fröhliche Lärm kameradschaftlicher Wiedersehensfeiern.

Dieses Trankopfer nach glücklich bestandener Schlacht zählt zu den schönsten Erinnerungen alter Krieger. Und wenn zehn vom Dutzend gefallen waren, die letzten zwei trafen sich mit Sicherheit am ersten Ruheabend beim Becher,

brachten den toten Kameraden ein stilles Glas und besprachen scherzend die gemeinsamen Erlebnisse. In diesen Männern war ein Element lebendig, das die Wüstheit des Krieges unterstrich und doch vergeistigte, die sachliche Freude an der Gefahr, der ritterliche Drang zum Bestehen eines Kampfes. Im Laufe von vier Jahren schmolz das Feuer ein immer reineres, ein immer kühneres Kriegertum heraus.

Am nächsten Morgen erschien Knigge und las mir Befehle vor, aus denen mir gegen Mittag klar wurde, daß ich die Führung der vierten Kompanie übernehmen sollte. In ihr war im Herbst 1914 der niedersächsische Dichter Hermann Löns vor Reims als Kriegsfreiwilliger gefallen, fast fünfzig Jahre alt.

## GEGEN INDER

Am 6. Mai 1917 waren wir schon wieder auf dem Marsch nach dem uns wohlbekanntem Brancourt, und am folgenden Tage rückten wir über Montbréhain, Ramicourt, Joncourt in die Siegfriedstellung, die wir erst vor einem Monat verlassen hatten.

Der erste Abend war stürmisch; starke Regenschauer prasselten auf das überschwemmte Gelände nieder. Bald versöhnte uns jedoch eine Reihe von schönen, warmen Tagen mit unserem neuen Aufenthalt. Ich genoß die prächtige Landschaft in vollen Zügen, unbekümmert um die weißen Bälle der Schrapnells und die springenden Kegel der Granaten, auf die ich kaum noch achtete. Mit jedem Frühling begann auch ein neues Kampfsjahr; die Anzeichen eines Großangriffes gehörten ebenso dazu wie Himmelsschlüssel und junges Grün.

Unser Abschnitt bildete einen halbmondförmigen Vorsprung vor dem Kanal von Saint Quentin, dahinter lag die berühmte Siegfriedstellung. Es blieb mir rätselhaft, warum

wir uns in die engen, unausgebauten Kreidegräben legen mußten, während wir das riesenstarke Bollwerk im Rücken hatten.

Die vordere Linie schlängelte sich durch ein von kleinen Baumgruppen beschattetes Wiesengelände, das die zarten Farben des ersten Frühjahrs trug. Man konnte sich ungestraft vor und hinter den Gräben bewegen, da zahlreiche, weit vorgeschobene Feldwachen die Stellung sicherten. Diese Postierungen waren dem Gegner ein Dorn im Auge, und es verging in mancher Woche keine Nacht, in der er nicht hier oder dort mit List oder Gewalt die kleinen Besatzungen zu vertreiben suchte.

Unsere erstestellungsperiode verfloß jedoch in angenehmer Ruhe; die Witterung war so schön, daß wir die milden Nächte im Grase liegend zubrachten. Am 14. Mai wurden wir von der achten Kompanie abgelöst und rückten, das brennende Saint Quentin zur Rechten, nach unserem Ruheort Montbréhain, einem großen Dorfe, das noch wenig durch den Krieg gelitten hatte und recht gemütliche Quartiere bot. Am 20. besetzten wir als Reservekompanie die Siegfriedstellung. Wir hatten die reine Sommerfrische; tagsüber saßen wir in den zahlreichen in die Böschung eingebauten Lauben oder badeten und ruderten im Kanal. Während dieser Zeit las ich, im Grase ausgestreckt, mit großem Genuß den ganzen Ariost.

Der Nachteil solcher Musterstellungen liegt in dem häufigen Besuch von Vorgesetzten, der gerade in den Schützengräben die Gemütlichkeit erheblich stört. Allerdings hatte sich mein linker, an das schon erheblich »angekratzte« Dorf Bellenglise grenzender Flügel keineswegs über Mangel an Feuer zu beklagen. Gleich am ersten Tage bekam einer meiner Leute einen Schrapnellsteckschuß in die rechte Gesäßseite. Als ich auf diese Nachricht hin zur Unglücksstelle eilte, saß er schon wieder ganz vergnügt, die Sanitäter erwartend, auf der linken Backe, trank Kaffee und aß eine riesige Marmeladenstulle dazu.

Am 25. Mai lösten wir die zwölfte Kompanie in der Riqueval-Ferme ab. Diese Ferme, ehemals ein großer Gutshof, diente jeweils einer der vier Stellungskompanien zum Aufenthalt. Von dort aus waren mit je einer Gruppe drei im Hintergelände verstreute Maschinengewehrnestern zu besetzen. Diese schachbrettartig hinter der Stellung gruppierten Stützpunkte stellten die ersten Versuche einer elastischen Verteidigung dar.

Die Ferme lag höchstens fünfzehnhundert Meter hinter der vorderen Linie; dennoch waren ihre von einem verwachsenen Park umschlossenen Gebäude noch völlig unversehrt. Sie war, da Stollen erst gebaut werden mußten, auch dicht bewohnt. Die blühenden Rotdorngänge des Parks und die anmutige Umgebung verliehen unserem Dasein trotz der Nähe der Front eine Ahnung jenes heiteren ländlichen Lebensgenusses, auf den sich der Franzose so gut versteht. In meinem Schlafzimmer hatte sich ein Schwalbenpärlchen eingenistet, das schon in den frühesten Morgenstunden mit der geräuschvollen Fütterung seiner unersättlichen Nachkommenschaft begann.

Abends nahm ich den Spazierstock aus der Ecke und wanderte die schmalen Feldwege entlang, die ihre Bogen durch die hügelige Landschaft schlangen. Die verrotteten Felder trugen Blumen von heißerem und wilderem Geruch. Zuweilen standen einzelne Bäume am Weg, unter denen im Frieden der Landmann gerastet haben mochte, weiß, rosa oder dunkelrot überblüht, zauberhafte Erscheinungen inmitten der Einsamkeit. Der Krieg hatte dem Bilde dieser Landschaft, ohne seine Lieblichkeit zu zerstören, heroische und schwermütige Lichter aufgesetzt; der blühende Überfluß wirkte betäubender und strahlender als sonst.

Es fällt leichter, inmitten einer solchen Natur in die Schlacht zu gehen als aus einem toten und kalten Winterland heraus. Hier drängt sich auch dem einfachen Gemüt die Ahnung auf, daß sein Leben tief eingebettet und daß sein Tod kein Ende ist.

Am 30. Mai war dieses Idyll für mich vorüber, denn der aus dem Lazarett entlassene Leutnant Vogeley übernahm wieder die Führung der vierten Kompanie. Ich begab mich zu meiner alten Zweiten in die vordere Linie.

Unser Abschnitt war von der Römerstraße bis zum sogenannten Artilleriegraben von zwei Zügen besetzt; der Kompanieführer lag mit dem dritten hinter einem kleinen Hang ungefähr zweihundert Schritt zurück. Dort erhob sich auch die winzige Bretterbude, in der ich mich mit Kius zusammen im Vertrauen auf die Stümperhaftigkeit der englischen Artillerie einrichtete. Die eine Seite war an einen kleinen, in der Schußrichtung verlaufenden Hang geklebt, die drei anderen boten dem Feinde die Flanken dar. Jeden Tag, wenn der Morgengruß angelegt kam, konnte man ungefähr folgendes Zwiegespräch vernehmen, das sich zwischen dem Besitzer der oberen und dem der unteren Pritsche entspann:

»Du, Ernst!«

»Hm?«

»Ich glaube, sie schießen!«

»Na, laß uns man noch ein bißchen liegen; ich denke, das waren die letzten.«

Nach einer Viertelstunde:

»Du, Oskar!«

»Ja?«

»Das hört ja heute gar nicht mehr auf; ich glaube, eben ist eine Schrapnellkugel durch die Wand geflogen. Wir wollen doch lieber aufstehen. Der Artilleriebeobachter nebenan ist schon lange ausgerissen!«

Die Stiefel hatten wir leichtsinnigerweise immer ausgezogen. Wenn wir fertig waren, war es der Engländer meist auch, und wir konnten uns vergnügt an den lächerlich kleinen Tisch setzen, den von der Hitze sauer gewordenen Kaffee trinken und die Morgenzigarre anzünden. Nach-

mittags wurde vor der Tür der englischen Artillerie zum Hohn ein Sonnenbad auf der Zeltbahn genommen.

Auch sonst war unsere Bude äußerst kurzweilig. Wenn man im süßen Nichtstun auf der Drahtpritsche lag, pendelten riesige Regenwürmer an der Erdwand, die bei Störungen mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in ihre Löcher schossen. Ein grämlicher Maulwurf schnüffelte ab und zu aus seinem Bau heraus und trug viel zur Belebung unserer ausgedehnten Mittagsruhe bei.

Am 12. Juni mußte ich mit zwanzig Mann die zum Kompanieabschnitt gehörige Feldwache besetzen. Zu später Stunde verließen wir die Stellung und schritten auf einem Trampelpfade, der sich durch das wellige Gelände schlängelte, in den lauen Abend hinein. Die Dämmerung war so weit vorgeschritten, daß der Klatschmohn auf den verwilderten Feldern mit dem hellgrünen Grase in einen satten Ton verschmolz. Im abnehmenden Lichte trat immer eindringlicher meine Lieblingsfarbe hervor, das fast schwarze Rot, das zu gleicher Zeit wild und schwermütig stimmt.

Wir schlenderten, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, mit umgehängtem Gewehr lautlos über den blumigen Teppich dahin und hatten nach zwanzig Minuten unser Ziel erreicht. Flüsternd wurden Parole und Wache übergeben, leise die Posten aufgestellt, dann entschwand die abgelöste Mannschaft in der Dunkelheit.

Die Feldwache lehnte sich an einen kleinen Steilhang, in den eine Reihe von flüchtig ausgehobenen Fuchslöchern gegraben war. Im Rücken floß ein wirr verwachsenes Waldstück in die Nacht, vom Hange durch einen hundert Meter breiten Wiesenstreifen getrennt. Davor und in der rechten Flanke erhoben sich zwei Hügel, auf denen die englische Linie verlief. Der eine trug eine Ruine mit dem verheißungsvollen Namen »Himmelfahrtsferme«. Zwischen diesen Hügeln führte ein Hohlweg auf den Gegner zu.

Dort stieß ich beim Abgehen meiner Posten auf den Vizefeldwebel Hackmann und einige Leute der siebenten

Kompanie; sie standen im Begriff, auf Patrouille zu gehen. Obwohl ich eigentlich meine Feldwache nicht verlassen durfte, schloß ich mich ihnen als Schlachtenbummler an.

Wir überschritten, indem wir eine von mir erfundene Art des Vorgehens anwandten, zwei den Weg sperrende Drahtverhaue und gelangten, seltsamerweise ohne auf einen Posten zu stoßen, über den Hügelkamm, auf dem wir rechts und links von uns Engländer schanzen hörten. Später wurde mir klar, daß der Gegner seine Posten zurückgezogen hatte, um sie nicht bei dem Feuerüberfall auf unsere Feldwache, von dem ich gleich berichten werde, in Mitleidschaft zu ziehen.

Die eben erwähnte Art des Vorgehens bestand darin, daß ich in einem Gelände, in dem wir jeden Augenblick auf den Feind stoßen konnten, die Patrouillenteilnehmer abwechselnd vorkriechen ließ. So befand sich zur Zeit immer nur einer, den sich das Schicksal auswählen mochte, in der Gefahr, von einem lauernenden Schützen erschossen zu werden, während die anderen geschlossen weiter hinten zum Eingreifen bereit waren. Ich schloß mich von diesem Dienst nicht aus, obwohl meine Anwesenheit bei der Patrouille richtiger gewesen wäre; aber im Kriege entscheiden nicht taktische Rücksichten allein.

Wir umschlichen mehrere schanzende Abteilungen, die leider durch dichte Hindernisse von uns getrennt waren. Nachdem der Vorschlag des etwas absonderlichen Feldwebels, sich als Überläufer auszugeben und so lange zu verhandeln, bis wir den ersten feindlichen Posten umgangen hätten, in einer kurzen Beratung verworfen war, pirschten wir uns zur Feldwache zurück.

Solche Ausflüge wirken anregend; das Blut kreist schneller, und die Gedanken drängen sich auf. Ich beschloß, die milde Nacht zu verträumen, und richtete mir oben am Steilhang ein Nest im hohen Grase her, das ich mit meinem Mantel ausfütterte. Dann zündete ich mir so versteckt wie möglich eine Pfeife an und überließ mich meiner Phantasie.



Inmitten des schönsten Luftschlosses wurde ich durch ein merkwürdiges Rascheln im Waldstück und auf der Wiese hochgeschreckt. Vorm Feinde liegen die Sinne immer auf der Lauer, und es ist sonderbar, daß man in solchen Augenblicken bei gar nicht ungewöhnlichen Geräuschen sofort bestimmt weiß: Jetzt ist etwas los!

Gleich darauf kam der nächste Posten angestürzt: »Herr Leutnant, soeben gehen siebzig Engländer gegen den Waldrand vor!«

Ich wunderte mich etwas über die genaue Zahlenangabe, versteckte mich aber auf alle Fälle mit den vier in meiner Nähe liegenden Füsiliern oben auf dem Steilhang im hohen Gras, um die Entwicklung der Dinge zu beobachten. Nach einigen Sekunden sah ich einen Trupp über die Wiese huschen. Während meine Leute die Gewehre darauf richteten, rief ich ein leises »Wer da?« hinab. Es war der Unteroffizier Teilengerdes, ein bewährter alter Krieger der Zweiten, der seine aufgeregte Gruppe sammelte.

Auch die anderen Gruppen strömten eilig herbei. Ich ließ eine Schützenlinie bilden, deren Flügel sich an den Steilhang und das Waldstück anlehnten. In einer Minute standen die Männer mit aufgepflanztem Seitengewehr. Es konnte nichts schaden, die Richtung nachzusehen; in solchen Lagen geht nichts über die Pedanterie. Als ich einen etwas zurückstehenden Mann zurechtweisen wollte, bekam ich zur Antwort: »Ich bin Krankenträger.« Der hatte sein Reglement im Kopf. Beruhigt ließ ich antreten.

Während wir den Wiesenstreifen überschritten, fuhr ein Hagel von Schrapnellkugeln über unsere Köpfe hinweg. Der Gegner legte auf diese Weise eine dichte Feuerglocke über uns, um uns von unseren Verbindungen abzuschneiden. Wir gingen unwillkürlich in Laufschrift über, um den toten Winkel des vor uns liegenden Hügels zu gewinnen.

Plötzlich erhob sich vor mir ein dunkler Schatten aus dem Kraut. Ich riß eine Handgranate ab und schleuderte sie ihm mit einem Schrei entgegen. Zu meinem Schrecken

erkannte ich beim Aufblitzen der Explosion den Unteroffizier Teilengerdes, der unbemerkt vorgelaufen und über einen Draht gestolpert war. Glücklicherweise blieb er unverletzt. Gleichzeitig ertönte neben uns das schärfere Krachen englischer Handgranaten, und das Schrapnellfeuer nahm eine unangenehme Dichte an.

Die Schützenlinie zerflatterte und verschwand in der Richtung auf den Steilhang, der unter schwerem Feuer lag, während ich mit Teilengerdes und drei Getreuen meinen Platz behielt. Plötzlich stieß mich einer an: »Die Engländer!«

Wie ein Traumbild bohrte sich auf der nur durch stiebende Funken erhellten Wiese eine Doppelschnur kniender Gestalten in mein Auge in der Sekunde, in der sie sich erhoben, um vorzugehen. Ich erkannte deutlich die Figur des Offiziers, der am rechten Flügel den Befehl zu dieser Bewegung gab. Freund und Feind waren von der plötzlichen und unerwarteten Begegnung wie gelähmt. Dann rissen wir aus — das einzige, was uns übrigblieb — ohne daß der Gegner in seiner Erstarrung auf uns schoß.

Wir sprangen auf und rannten dem Steilhang zu. Obwohl ich über einen tückisch durchs hohe Gras gespannten Draht stolperte und mich überschlug, kam ich doch glücklich an und brachte meine erregten Leute, die ich dort wiederfand, mit knapper Not in eine auf Tuchfühlung gedrängte Schützenlinie.

Unsere Lage war nun so, daß wir unter der Feuerglocke saßen wie unter einem enggeflochtenen Korb. Allem Anschein nach hatten wir bei unserem Vorstoß die Abteilung, die uns ausheben sollte, in ihrer umfassenden Bewegung gestört. Wir lagen am Fuße des Steilhanges auf einem Feldweg, der etwas ausgefahren war. Die flache Mulde, die die Räder hinterlassen hatten, genügte jedoch, um uns notdürftig gegen Gewehrschüsse zu decken, denn in der Gefahr schmiegt man sich an die Erde wie an die Mutter an. Wir hielten die Gewehre gegen das Waldstück gerichtet, hatten also die englischen Linien hinter uns. Dieser Umstand beun-

ruhigte mich mehr als alles, was im Walde vor sich ging, deshalb schickte ich zuweilen während der nun folgenden Ereignisse einen Späher den Hang hinauf.

Plötzlich verstummte das Feuer; wir mußten uns auf den Angriff gefaßt machen. Kaum hatte sich das Ohr an die überraschende Stille gewöhnt, als ein vielfaches Knacken und Rauschen durch das Unterholz des Wäldchens glitt.

»Halt! Wer da! Parole?!«

Wir brüllten wohl fünf Minuten lang und schrien auch das alte Losungswort des ersten Bataillons »Lüttje Lage« — einen Ausdruck für Schnaps und Bier, der jedem Hannoveraner geläufig ist; doch antwortete uns nur ein unverständliches Geschrei. Endlich entschloß ich mich, den Feuerbefehl zu erteilen, obwohl einige von uns behaupteten, deutsche Worte gehört zu haben. Meine zwanzig Gewehre fegten ihre Geschosse in das Wäldchen, die Kammern raselten, und bald vernahmen wir im Dickicht das Klagen von Verwundeten. Ich hatte dabei ein flaes Gefühl der Ungewißheit, denn es war nicht unmöglich, daß wir auf herbeigeeilte Unterstützungen feuerten.

Daher beruhigte es mich, daß uns ab und zu gelbe Flämmchen entgegenblitzten, die allerdings bald erloschen. Einer bekam einen Schulterschuß und wurde durch den Krankenträger betreut.

»Stopfen!«

Langsam drang das Kommando durch, und das Feuer ruhte. Die Spannung war durch die Tat gedämpft.

Erneutes Parolerufen. Ich kramte mein Englisch zusammen und schrie einige überredende Aufforderungen hinüber: »Come here, you are prisoners, hands up!«

Darauf drüben vielstimmiges Geschrei, von dem die Unseren behaupteten, es klänge wie »Rache, Rache!« Ein einzelner Schütze trat aus dem Waldsaum heraus und kam auf uns zu. Einer beging den Fehler, ihm »Parole!« entgegenzurufen, worauf er unschlüssig stehenblieb und sich umdrehte. Ein Späher offenbar.

»Schießt ihn kaputt!«

Ein Dutzend Schüsse; die Gestalt sank zusammen und glitt ins hohe Gras.

Das Zwischenspiel erfüllte uns mit Genugtuung. Vom Waldrand erscholl wieder das seltsame Stimmengewirr; es klang, als ob die Angreifer sich gegenseitig ermutigten, gegen die geheimnisvollen Verteidiger vorzugehen.

In höchster Spannung starrten wir auf den dunklen Saum. Es begann zu dämmern, ein leichter Nebel stieg vom Wiesengrunde auf.

Nun bot sich uns ein Bild, wie es in diesem Kriege der weithintreffenden Waffen kaum noch zu sehen war. Aus dem Dunkel des Unterholzes löste sich eine Reihe von Schatten und trat auf die offene Wiese hinaus. Fünf, zehn, fünfzehn, eine ganze Kette. Zitternde Hände lösten die Sicherungsflügel. Auf fünfzig Meter waren sie heran, auf dreißig, auf fünfzehn ... Feuerrrr! Minutenlang knatterten die Gewehre. Funken sprühten auf, wenn spritzende Bleikerne gegen Waffen und Stahlhelme wuchteten.

Plötzlich ein Schrei: »Aaaachtung, links!« Eine Schar von Angreifern schnellte von ganz links auf uns zu, voran eine Riesengestalt mit vorgestrecktem Revolver, eine weiße Keule schwingend.

»Linke Gruppe links schwenken!«

Die Leute flogen herum und empfingen die Ankömmlinge stehend. Einige der Gegner, darunter der Führer, brachen unter den hastig abgefeuerten Schüssen zusammen, die anderen verschwanden ebenso schnell, wie sie gekommen waren.

Das war der Augenblick zum Draufgehen. Mit aufgezplantem Seitengewehr und wütendem Hurra stürmten wir das Wäldchen. Handgranaten flogen in das verschlungene Gestrüpp, und im Nu waren wir wieder im Alleinbesitz unserer Feldwache, allerdings ohne den geschmeidigen Gegner gepackt zu haben.

Wir sammelten uns in einem angrenzenden Kornfeld und starrten uns mit blassen, übernächtigen Gesichtern an. Die

Sonne war strahlend aufgegangen. Eine Lerche stieg hoch und ärgerte uns durch ihr Trillern. Unwirklich war das alles wie nach einer fieberhaft durchspielten Nacht.

Während wir uns die Feldflaschen boten und eine Zigarette ansteckten, hörten wir, wie sich der Gegner mit einigen laut jammernden Verwundeten durch den Hohlweg entfernte. Wir erblickten sogar für einen Augenblick seinen Zug, leider nicht lange genug, um ihm den Rest geben zu können.

Ich beschloß, den Kampfplatz abzugehen. Aus der Wiese stiegen fremdartige Rufe und Schmerzensschreie auf. Die Stimmen erinnerten an die Laute der Frösche, die man nach einem Gewitter in den Wiesen hört. Wir entdeckten im hohen Grase eine Reihe von Toten und drei Verwundete, die uns, auf ihre Arme gestützt, um Gnade anflehten. Sie schienen fest überzeugt, daß wir sie jetzt umbringen würden.

Auf meine Frage: »Quelle nation?« antwortete einer: »Pauvre Radschput!«

Wir hatten also Inder vor uns, weit übers Meer gekommen, um sich auf diesem gottverlassenen Stück Erde an Hannoverschen Füsiliern die Schädel einzurennen.

Die zierlichen Gestalten waren übel zugerichtet. Auf diese kurzen Entfernungen nimmt das Infanteriegeschloß Sprengwirkung an. Zum Teil waren sie im Liegen zum zweiten Mal getroffen, so daß die Geschloßbahn sich durch die ganze Länge des Körpers zog. Keiner hatte weniger als zwei Schüsse bekommen. Wir nahmen sie auf und schleppten sie unserem Graben zu. Da sie schrien, als ob sie am Spieße stäken, hielten ihnen meine Leute den Mund zu und drohten mit der Faust, wodurch sie in ihrer Angst noch bestärkt wurden. Einer starb unterwegs, aber er wurde doch noch mitgenommen, da auf jeden Gefangenen, ob tot oder lebend, ein Kopfpreis stand. Die beiden anderen suchten unser Wohlgefallen zu gewinnen, indem sie fortwährend riefen: »Anglais pas bon!« Weshalb diese Leute französisch sprachen,

ist mir nicht recht klar geworden. Der Aufzug, bei dem sich das Klagen der Gefangenen mit unserem Jubel mischte, hatte etwas Vorzeitliches. Das war kein Krieg mehr; es war ein uraltes Bild.

Im Graben wurden wir von der Kompanie, die den Lärm des Kampfes gehört und schweres Absperrungsfeuer bekommen hatte, im Triumph empfangen, und unsere Beute wurde gebührend bestaunt. Hier gelang es mir, unsere Gefangenen, denen man sehr böse Dinge über uns erzählt zu haben schien, ein wenig zu beruhigen. Sie begannen aufzutauen und nannten mir ihre Namen; der eine hieß Amar Singh. Ihre Truppe waren die First Haryana Lancers, ein gutes Regiment. Dann zog ich mich mit Kius, der gleich ein halbes Dutzend Aufnahmen machte, in unsere Hütte zurück und ließ mich von ihm zur Feier des Tages mit Spiegeleiern bewirten.

Unser kleines Gefecht wurde im Divisionstagesbefehl erwähnt. Wir hatten mit zwanzig Mann einer um das Mehrfache überlegenen Abteilung, die uns schon in den Rücken gekommen war, siegreich widerstanden, obwohl wir Anweisung erhalten hatten, uns bei überlegenem Angriff zurückzuziehen. Doch allzu begierig hatte ich während der Langeweile des Stellungskrieges auf eine solche Gelegenheit gehofft.

Es erwies sich übrigens, daß wir außer unserem Verwundeten noch einen Mann verloren hatten, der auf mysteriöse Weise verschwunden war. Es handelte sich um einen Soldaten, der kaum noch felddienstfähig war, weil eine frühere Verwundung in ihm eine krankhafte Ängstlichkeit hinterlassen hatte. Wir vermißten ihn erst am nächsten Tage; ich nahm an, daß er in seiner Furcht in eins der Kornfelder gelaufen und dort durch einen Treffer niedergestreckt war.

Am nächsten Abend bekam ich Befehl, die Feldwache wieder zu besetzen. Da sich der Gegner inzwischen dort eingestrichelt haben konnte, umfaßte ich mit zwei Abteilungen zangenförmig das Gehölz; eine führte Kius, die andere ich.

Ich wandte hier zum ersten Male eine besondere Art der Annäherung an einen gefährlichen Punkt an, die darin bestand, Mann hinter Mann in einem weiten Bogen darum herumzugehen. Stellte sich der Ort als besetzt heraus, so schaffte eine einfache Rechts- oder Linkswendung eine flankierende Feuerfront. Nach dem Kriege habe ich diese Ordnung unter dem Namen der Schützenreihe in die Infanterie-Gefechtsvorschrift eingeführt.

Die beiden Abteilungen trafen sich am Steilhang ohne Zwischenfall — wenn man davon absehen will, daß Kius mich beim Spannen seiner Pistole fast angeschossen hätte.

Vom Feinde war nichts zu bemerken, nur aus dem Hohlweg, den ich mit dem Feldwebel Hackmann erkundet hatte, rief uns ein Posten an, schoß eine Leuchtkugel ab und feuerte. Wir merkten uns den vorlauten jungen Mann für unseren nächsten Ausflug vor.

An der Stelle, an der wir in der vorigen Nacht den Flankenangriff abgeschlagen hatten, lagen drei Leichen. Es waren zwei Inder und ein weißer Offizier mit zwei goldenen Sternen auf den Achselstücken, also ein Oberleutnant. Er hatte einen Schuß ins Auge bekommen. Das Geschloß hatte beim Austritt die Schläfe durchbohrt und den Rand seines Stahlhelms zerschmettert, den ich als Trophäe an mich nahm. Seine Rechte hielt noch die von eigenem Blut bespritzte Keule, die Linke einen schweren, sechsschüssigen Coltrevolver umspannt, dessen Trommel nur noch zwei geladene Patronen enthielt. Er war uns also scharf auf den Leib gerückt.

In den nächsten Tagen machte sich noch eine Anzahl im Unterholz des Wäldchens verborgener Leichen bemerkbar — ein Zeichen der schweren Verluste des Angreifers, das den Ort noch verfinsterte. Als ich mich einmal allein durch das Gestrüpp arbeitete, befremdete mich ein leises zischen- des und sprudelndes Geräusch. Ich trat näher und stieß auf zwei Leichname, die infolge der Hitze zu einem gespenstischen Leben erwacht schienen. Die Nacht war schwül und still;

ich stand lange Zeit wie gebannt vor dem unheimlichen Bild.

Am 18. Juni wurde die Feldwache wieder angegriffen; diesmal verlief die Sache nicht so glücklich. Es entstand eine Panik; die Besatzung preschte auseinander und konnte nicht mehr gesammelt werden. Einer, der Unteroffizier Erdelt, lief in der Verwirrung gerade auf den Steilhang zu, rollte hinunter und fand sich unten inmitten eines Klumpens lauernder Inder wieder. Er warf mit Handgranaten um sich, wurde aber gleich von einem indischen Offizier am Kragen gepackt und mit einer Drahtpeitsche ins Gesicht geschlagen. Dann wurde ihm die Uhr abgenommen. Unter Stößen und Knüffen mußte er sich in Marsch setzen; es gelang ihm jedoch zu entkommen, als die Inder sich einmal im Strichfeuer hinwarfen. Nach längeren Irrfahrten hinter der feindlichen Front kam er wieder in unserer Linie an, mit dicken Striemen im Gesicht.

Am Abend des 19. Juni ging ich mit dem kleinen Schultz, zehn Mann und einem leichten Maschinengewehr von dem allmählich recht beklemmenden Ort auf Streife aus, um dem Posten, der sich neulich so forsch im Hohlweg bemerkbar gemacht hatte, einen Besuch abzustatten. Schultz ging mit seinen Leuten rechts, ich links vom Hohlweg vor, mit der Verabredung, uns gegenseitig beizuspringen, wenn ein Trupp Feuer bekäme. Wir arbeiteten uns kriechend, ab und zu lauschend, durch Gras und Ginstergestrüpp.

Plötzlich ertönte das klappende Geräusch einer Gewehrkammer, die aufgezogen und wieder zugestoßen wurde. Wir lagen wie angegossen am Boden. Jeder alte Streifengänger weiß die Reihe unangenehmer Gefühle der nächsten Sekunden zu würdigen. Man hat vorläufig die Freiheit des Handelns verloren und muß abwarten, was der Gegner tut.

Ein Schuß zerriß die drückende Stille. Ich lag hinter einer Ginsterstaude; rechts von mir warf ein Mann Handgranaten in den Hohlweg hinab. Dann sprühte eine Feuerlinie vor uns auf. Der ekelhaft scharfe Knall der Abschüsse verriet,



daß die Schützen nur wenige Schritt vor uns lagen. Ich sah, daß wir in eine üble Falle geraten waren, und rief zum Rückzug. Wir sprangen hoch und rannten in wahnsinniger Hast zurück, während auch zu unserer Linken Gewehrfeuer einsetzte. Inmitten dieses Geknatters gab ich jede Hoffnung auf ein heiles Zurückkommen auf. Das Bewußtsein war in ständiger Erwartung eines Treffers. Der Tod hielt eine Hetzjagd ab.

Von links ging eine Abteilung mit schrillum Hurräh auf uns los. Der kleine Schultz gestand mir später, die Vorstellung gehabt zu haben, daß ein hagerer Inder messerschwingend hinter ihm her wäre und ihn schon fast am Kragen gepackt hätte.

Einmal stürzte ich und über mich hinweg der Unteroffizier Teilengerdes. Ich verlor Stahlhelm, Pistole und Handgranaten. Nur weiter! Endlich erreichten wir den schirmenden Steilhang und preschten hinab. Zu gleicher Zeit kam Schultz mit seinen Leuten an. Er berichtete mir ganz außer Atem, daß er wenigstens den frechen Posten durch Handgranaten gezüchtigt habe. Gleich darauf wurde ein Mann angeschleppt, der Schüsse durch beide Beine bekommen hatte. Alle anderen waren unverwundet. Das größte Unglück war, daß der Mann, der das Maschinengewehr getragen hatte, ein Rekrut, über den Verwundeten gefallen war und das Ding im Stich gelassen hatte.

Während wir noch lebhaft hin- und herredeten und eine zweite Annäherung planten, setzte ein Artilleriefeuer ein, das mich genau an die Nacht vom 12. erinnerte, auch in bezug auf die heillose Verwirrung, die sofort um sich griff. Ich fand mich ohne Waffe am Steilhang allein mit dem Verwundeten, der sich mit beiden Händen vorwärtszog, an mich herankroch und jammerte: »Herr Leutnant, nicht allein lassen!«

Ich mußte, so leid es mir tat, ihn liegen lassen und die Feldwache aufstellen. Er wurde aber vor Tag zurückgebracht.

Wir sammelten uns in einer Reihe von Postenlöchern

am Waldrand und waren herzlich froh, als der Morgen dämmerte, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte.

Der nächste Abend fand uns an demselben Ort mit der Absicht, unser Maschinengewehr wiederzuholen, doch verriet uns eine Reihe verdächtiger Geräusche beim Anschleichen, daß wieder eine starke Besatzung lauerte.

Wir bekamen daher den Auftrag, die verlorene Waffe mit Gewalt wiederzuerobern, und zwar sollten wir in der nächsten Nacht um zwölf Uhr nach einer Feuervorbereitung von drei Minuten die feindlichen Postierungen angreifen und das Gewehr suchen. Ich hatte schon befürchtet, daß uns der Verlust Scherereien bereiten würde, machte aber gute Miene zum bösen Spiel und schoß am Nachmittag selbst einige Batterien ein.

Um elf Uhr fand ich mich mit meinem Unglückskameraden Schultz wieder auf dem unheimlichen Stück Erde, auf dem uns schon so manche wilde Stunde geblüht hatte. Der Verwesungsgeruch hatte sich in der schwülen Luft schier unerträglich verstärkt. Wir überstreuten die Gefallenen mit Chlorkalk, den wir in Säcken mitgebracht hatten. Wie Leichtenücher leuchteten die weißen Flecke aus der Dunkelheit.

Das Unternehmen fing damit an, daß uns die eigenen Maschinengewehrgeschosse um die Beine flogen und in den Steilhang klatschten. Deswegen entstand ein heftiger Zank zwischen mir und dem kleinen Schultz, der die Gewehre eingerichtet hatte. Wir versöhnten uns jedoch wieder, als Schultz mich hinter einem Busche im Zwiegespräch mit einer Flasche Burgunder entdeckte, die ich zur Stärkung für das bedenkliche Abenteuer mitgenommen hatte.

Zur verabredeten Zeit brauste die erste Granate heran. Sie schlug fünfzig Meter hinter uns ein. Ehe wir uns noch über diese seltsame Schießerei verwundern konnten, saß eine zweite neben uns auf dem Steilhang und überschauerte uns mit einem Erdregen. Hierbei durfte ich noch nicht einmal fluchen, denn ich hatte das Feuer ja festgelegt.

Nach dieser wenig ermunternden Einleitung gingen wir

vor, mehr der Ehre wegen als in der Hoffnung auf Erfolg. Wir hatten das Glück, daß die Posten anscheinend ihre Plätze verlassen hatten, sonst wäre uns wohl ein unsanfter Willkomm zuteil geworden. Leider fanden wir das Maschinengewehr nicht, allerdings suchten wir auch nicht lange danach. Wahrscheinlich war es schon längst im Besitz der Engländer.

Auf dem Rückwege sagten Schultz und ich uns noch einmal gründlich die Meinung, ich ihm über das Einrichten seiner Gewehre, er mir über das Einschießen der Geschütze. Ich hatte so genau eingeschossen, daß mir die Sache unbergreiflich war. Erst später erfuhr ich, daß jedes Geschütz bei Nacht kürzer schießt und daß ich bei der Entfernungsangabe hundert Meter hätte zulegen müssen. Dann berieten wir das Wichtigste des ganzen Unternehmens: die Meldung. Wir faßten sie so ab, daß jeder zufrieden war.

Da wir am folgenden Tage durch Truppen einer anderen Division abgelöst wurden, hatte das Geplänkel ein Ende. Wir kamen vorläufig nach Montbréhain zurück und marschierten von dort nach Cambrai, wo wir fast den ganzen Monat Juli verlebten.

Die Feldwache ging in der auf unseren Abzug folgenden Nacht endgültig verloren.

## LANGEMARCK

Cambrai ist ein verträumtes Städtchen des Artois, an dessen Namen sich manche historische Erinnerung knüpft. Enge, altertümliche Gassen schlingen sich um das mächtige Rathaus, um verwitterte Stadttore und die vielen Kirchen, in deren größter Fénélon predigte. Wuchtige Türme ragen aus einem Gewirr spitzer Giebel hervor. Breite Alleen führen zum gepflegten Stadtpark, den ein Denkmal des Fliegers Blériot ziert.

Die Einwohner sind stille, freundliche Leute, die in den großen, einfach aussehenden und reich ausgestatteten Häusern ein behagliches Dasein führen. Viele Rentiers verbringen hier ihren Lebensabend. Das Städtchen führt mit Recht den Beinamen »La ville des millionnaires«, denn kurz vor dem Kriege zählte man über vierzig Millionäre in ihm.

Der Große Krieg riß das Nest aus seinem Dornröschenschlummer und verwandelte es in einen Brennpunkt riesiger Schlachten. Ein hastiges neues Leben rasselte über das holprige Pflaster und klirrte gegen die kleinen Fenster, hinter denen ängstliche Gesichter lauerten. Fremde Gesellen tranken die liebevoll gefüllten Keller leer, warfen sich in die mächtigen Mahagonibetten und störten in ständigem Wechsel die beschauliche Ruhe der Privatiers, die nun inmitten der verwandelten Umgebung an den Ecken und Haustüren zusammenstanden und sich mit vorsichtiger Stimme Schauermaßen und sicherste Nachrichten über den nahen Endsieg der Landsleute zuraunten.

Die Mannschaft bezog eine Kaserne, die Offiziere waren in der Rue des Liniers untergebracht. Diese Straße nahm während unserer Anwesenheit das Aussehen eines Studentenviertels an; allgemeine Unterhaltungen aus den Fenstern, nächtliche Gesänge und kleine Abenteuer waren die Dinge, die uns beschäftigten.

Jeden Morgen rückten wir zum Exerzieren auf den großen Platz bei dem später berühmt gewordenen Dorfe Fontaine. Ich hatte einen Dienst nach meinem Sinn, denn Oberst von Oppen hatte mir die Zusammenstellung und Ausbildung eines Sturmtrupps anvertraut. Dazu hatten sich viele Freiwillige gemeldet, unter denen ich die Gefährten der Späh- und Streifgänge bevorzugte. Da es sich um neue Formen handelte, entwarf ich selbst das Reglement.

Mein Quartier war behaglich; selten ließen meine Wirte, das freundliche Juweliersehpaar Plancot-Bourlon, mich mittags essen, ohne mir irgend etwas Gutes heraufzuschicken. Abends saßen wir bei einer Tasse Tee zusammen, spielten

Tricktrack und plauderten. Besonders oft wurde natürlich die schwer zu beantwortende Frage erörtert, warum die Menschen Krieg führen.

Während dieser Stunden gab der gute Monsieur Plancot mancherlei Schwänke der allzeit müßigen und witzigen Bürger Cambrais zum besten, die in Friedenszeiten Straßen, Weinschenken und Wochenmarkt mit schallendem Gelächter erfüllt hatten und die mich lebhaft an den köstlichen »Onkel Benjamin« erinnerten.

So hatte einmal ein Schalk an sämtliche Buckligen der Umgebung eine Aufforderung geschickt, sich wegen einer wichtigen Erbschaftsangelegenheit bei einem bestimmten Notar einzufinden. Hinter einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses genoß er dann zur festgesetzten Stunde mit einigen Freunden das Schauspiel, siebzehn wütende und lärmende Kobolde auf den unglücklichen Notar eindringen zu sehen.

Gut war auch die Geschichte einer alten Schraube, die gegenüber wohnte und sich durch einen seltsam zur Seite verbogenen Schwanenhals auszeichnete. Sie war vor zwanzig Jahren als ein Mädchen bekannt gewesen, das sich durchaus verheiraten wollte. Sechs junge Leute verabredeten sich, und jeder nahm ihr das gern gegebene Versprechen ab, bei ihren Eltern um sie anhalten zu dürfen. Am nächsten Sonntag fuhr eine Riesenkutsche vor, in der die sechs Bewerber saßen, jeder mit einem Blumenstrauß in der Hand. In ihrem Schrecken verschloß die Schöne das Haus und versteckte sich, während die Freier zum Ergötzen der Nachbarschaft auf der Straße tolle Allotria vollführten.

Oder folgendes Histörchen: Auf den Markt kommt ein berüchtigter junger Cambrésien und fragt eine Bauersfrau, auf einen weichen, runden und appetitlich mit grünem Lauch bestreuten Käse zeigend:

»Was kostet dieser Käse hier?«

»Zwanzig Sous, mein Herr!«

Er gibt ihr die zwanzig Sous.

»Der Käse gehört also jetzt mir?«

»Gewiß, mein Herr!«

»Ich kann also mit diesem Käse machen, was ich will?«

»Aber gewiß doch!«

Klatsch! wirft er ihr den Käse ins Gesicht und läßt sie stehen.

Am 25. Juli nahmen wir Abschied von dem lieben Städtchen und fuhren nordwärts nach Flandern. In den Zeitungen hatten wir gelesen, daß dort schon wochenlang ein Artilleriekampf tobte, der auch den der Sommeschlacht noch übertraf, wenn nicht an absoluter Dichte wie bei Guillemont und Combles, so doch an Weiträumigkeit.

In Staden wurden wir unter fernem Kanonendonner ausgeladen und marschierten durch die ungewohnte Landschaft, dem Ohndanklager zu. Rechts und links von der schnurgeraden Heerstraße grünt fruchtbare, beetartig erhöhte Felder und saftige, von Hecken besäumte Wiesen. Weit verstreut lagen saubere Bauernhöfe mit niederen Stroh- oder Ziegeldächern, an deren Mauern Bündel von Tabakblättern zum Trocknen aufgehängt waren. Die des Weges kommenden Landleute waren von flämischem Schlag und unterhielten sich in derber, heimatlich anmutender Sprache. Wir verbrachten den Nachmittag in den Gärten von Einzelgehöften, der Sicht der feindlichen Flieger entzogen. Ab und zu sausten mit weit herkommendem Gurgeln gewaltige Granaten von Schiffsgeschützen über unsere Köpfe hinweg und schlugen in der Nähe ein. Eine fuhr in einen der zahlreichen kleinen Bäche und tötete einige Leute vom Regiment 91, die dort badeten.

Gegen Abend mußte ich mit einem Vorkommando zur Stellung des Bereitschaftsbataillons abrücken, um die Ablösung vorzubereiten. Wir gingen durch den Houthulster Wald und das Dorf Kokuit zum Reservebataillon und wurden auf diesem Wege durch schwere Granaten einige Male »aus dem Schritt gebracht«. In der Dunkelheit hörte ich die Stimme eines mit unseren Sitten noch unvertrauten Rekruten: »Der Leutnant legt sich ja nie hin.«

»Der weiß Bescheid«, wurde er durch einen vom Sturmtrupp belehrt. »Wenn eine richtig kommt, ist er der erste, der liegt.«

Wir nahmen nur noch Deckung, wenn es nötig war, dann aber plötzlich. Den Grad der Notwendigkeit kann allerdings nur der Erfahrene beurteilen, der den Endpunkt der Geschosßbahn schon im Gefühl hat, ehe der Neuling noch das leichte, ankündigende Flattern vernimmt. Um besser hören zu können, tauschte ich im gefährdeten Bereich den Stahlhelm gegen die Feldmütze.

Unsere Führer, die ihrer Sache nicht ganz sicher schienen, wanden sich durch einen endlos langen Schachtelgraben vor. So nennt man Gänge, die des Grundwassers wegen nicht tief gebaut, sondern mit Sandsäcken und Faschinen auf dem gewachsenen Boden errichtet sind. Dann streiften wir einen unheimlich zerflederten Wald, aus dem, wie die Führer erzählten, vor einigen Tagen ein Regimentsstab durch die Kleinigkeit von tausend Vierundzwanzig-Zentimeter-Granaten vertrieben war. »Hier scheint es ja großzügig zuzugehen«, dachte ich mir dabei.

Nachdem wir kreuz und quer durch dichtes Unterholz geirrt waren, standen wir ratlos, von unseren Führern verlassen, auf einem schilfbewachsenen Stück Erde, von moorigen Sümpfen eingefaßt, auf deren schwarzen Spiegeln sich das Mondlicht brach. Granaten fuhren in den weichen Boden, und hochgeschleuderter Schlamm klatschte plätschernd herab. Endlich kam der unglückliche Führer, auf den sich unsere Wut verdichtete, zurück und gab an, den Weg gefunden zu haben. Er führte uns jedoch wieder irre, bis zu einem Sanitätsunterstand, über dem in regelmäßigen, ganz kurzen Abständen zwei Schrapnells zerpufften, deren Kugeln und Hohlbläser durch die Äste prasselten. Der diensthabende Arzt stellte uns einen vernünftigen Mann, der uns zur Mäuseburg, dem Sitze des Bereitschaftskommandeurs, geleitete.

Ich begab mich gleich weiter zu der Kompanie des Regiments 225, die von unserer Zweiten abgelöst werden sollte,

und fand nach langem Suchen im Trichtergelände einige zerfallene Häuser, die innen unauffällig mit Eisenbeton ausgefüllt waren. Das eine war am Tage vorher durch einen schweren Treffer eingedrückt und die Besatzung durch die niederkrachende Dachplatte wie in einer Mausefalle zerquetscht worden.

Für den Rest der Nacht zwängte ich mich in den überfüllten Betonklotz des Kompanieführers, eines biederen Frontschweins, das sich mit seinem Burschen die Zeit mittels einer Schnapsflasche und einer großen Dose Pökelfleisch vertrieb und öfters innehielt, um kopfschüttelnd dem ständig wachsenden Artillerief Feuer zu lauschen. Dann pflegte er die schönen Zeiten in Rußland zu beseufzen und fluchte über die Auspumpung seines Regiments. Endlich fielen mir die Augen zu.

Der Schlaf war schwer und beklommen; die in der undurchdringlichen Dunkelheit rings um das Haus niederfallenden Brisanzgeschosse riefen inmitten der toten Landschaft ein unsägliches Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit hervor. Ich schmiegte mich unwillkürlich an einen Mann, der neben mir auf der Pritsche lag. Einmal wurde ich durch einen starken Stoß in die Höhe geschreckt. Wir leuchteten die Wände ab, um zu untersuchen, ob das Haus durchlöchert sei. Es stellte sich heraus, daß eine leichte Granate an der Außenwand zersplittert war.

Den nächsten Nachmittag verbrachte ich beim Bataillonskommandeur auf der Mäuseburg. In rastloser Folge schlugen neben der Befehlsstelle Fünfzehn-Zentimeter-Granaten ein, während der Rittmeister mit seinem Adjutanten und dem Ordonnanzoffizier einen endlosen Skat spielte und eine Seltersflasche voll Fusel kreisen ließ. Manchmal legte er die Karten hin, um einen Melder abzufertigen, oder knüpfte mit sorgenvoller Miene ein Gespräch über die Bombensicherheit unseres Betonklotzes an. Trotz seinen eifrigen Gegenreden überzeugten wir ihn, daß wir einem Treffer von oben nicht gewachsen wären.



Am Abend entbrannte das allgemeine Feuer zu rasender Heftigkeit. Vorn stiegen in unaufhörlicher Folge bunte Leuchtkugeln hoch. Staubbedeckte Läufer brachten die Meldung, daß der Feind angreife. Nach wochenlangem Trommeln brach der Infanteriekampf an. Wir kamen also gerade zu recht.

Zum Stande des Kompanieführers zurückgekehrt, wartete ich auf das Eintreffen der zweiten Kompanie, die um vier Uhr morgens während eines lebhaften Feuerüberfalls erschien. Ich übernahm meinen Zug und führte ihn an seinen Platz, einen von den Trümmern eines vernichteten Hauses bedeckten Betonbau, der inmitten eines riesigen Trichterfeldes von grauenhafter Wüstheit lag.

Um sechs Uhr morgens lichtete sich der dichte flandrische Nebel und gab uns einen Ausblick auf unsere schaurige Umgebung frei. Gleich darauf erschien, dicht über dem Erdboden hängend, ein Schwarm feindlicher Flieger und durchforschte, Sirensignale abgebend, das zerstampfte Gelände, während versprengt umherirrende Infanteristen sich in Granatlöchern zu verbergen suchten.

Eine halbe Stunde später setzte ein Feuerüberfall ein, der unsere Zufluchtsinsel einem taifungepeitschten Meere gleich umbrandete. Der Wald von Einschlägen um uns verdichtete sich zu einer wirbelnden Wand. Wir hockten zusammen und erwarteten jeden Augenblick den schmetternden Treffer, der uns samt den Betonblöcken spurlos hinwegfegen und unseren Aufenthalt der Trichterwüste gleichmachen mußte.

Unter solchen gewaltigen Feuerstößen, auf die wir uns in längeren Pausen vorbereiten konnten, verging der Tag.

Am Abend erschien ein erschöpfter Gefechtsläufer und übergab mir einen Befehl, dem ich entnahm, daß die erste, dritte und vierte Kompanie um 10.50 Uhr zum Gegenstoß antreten, die zweite ihre Ablösung erwarten und in die vordere Linie einschwärmen sollte. Um den nächsten Stunden gekräftigt entgegensehen zu können, legte ich mich nieder, nicht

ahnend, daß mein Bruder Fritz, den ich noch in Hannover wähnte, mit einer Gruppe der dritten Kompanie durch den Feuerorkan dicht an meiner Hütte vorbei zum Sturm voreilte.

Mein Schlaf wurde lange durch das Jammern eines Verwundeten gestört, den zwei im Trichterfelde verirrte Sachsen, die völlig erschöpft eingeschlafen waren, bei uns niedergelegt hatten. Als sie am nächsten Morgen erwachten, war ihr Kamerad tot. Sie trugen ihn in das nächste Granatloch, überdeckten ihn mit ein paar Schaufeln Erde und entfernten sich, eins der unzähligen einsamen und unbekanntenen Gräber dieses Krieges zurücklassend.

Ich erwachte erst um elf Uhr aus tiefem Schlummer, wusch mich in meinem Stahlhelm und schickte nach Befehlen zum Kompanieführer, der zu meinem Erstaunen abgerückt war, ohne uns auch nur zu benachrichtigen. So geht es im Kriege zu; man erlebt Versäumnisse, von denen man auf den Manöverfeldern nicht einmal zu träumen wagt.

Während ich noch fluchend auf meiner Pritsche saß und überlegte, was ich tun sollte, erschien ein Gefechtsläufer vom Bataillon und brachte mir den Befehl, sofort die achte Kompanie zu übernehmen.

Ich erfuhr, daß der Gegenangriff des ersten Bataillons in der vorigen Nacht unter starken Verlusten zusammengebrochen war und daß die Reste in einem vor uns liegenden Wäldchen, dem Dobschützwald, und rechts und links davon sich verteidigten. Die achte Kompanie hatte den Auftrag gehabt, zur Verstärkung in das Wäldchen einzuschwärmen, war jedoch im Zwischengelände unter starken Verlusten im Sperrfeuer zerstoßen. Da auch ihr Führer, Oberleutnant Büdingen, verwundet war, sollte ich sie erneut vorführen.

Nachdem ich mich von meinem verwaisten Zuge verabschiedet hatte, machte ich mich mit dem Läufer auf den Weg quer durch die schrapnellbestreute Einöde. Eine verzweifelte Stimme hielt unseren gebückten Lauf für einen Augenblick an. In der Ferne winkte eine halb aus einem Trichter ragende Gestalt mit blutendem Armstumpfe. Wir

wiesen auf die von uns verlassene Hütte und hasteten weiter.

Ich fand die Achte als ein entmutigtes, hinter einer Reihe von Betonklötzen hockendes Häuflein vor.

»Zugführer!«

Es erschienen drei Unteroffiziere, die ein zweites Vorgehen gegen den Dobschützwald für unmöglich erklärten. In der Tat standen die schweren Einschläge vor uns wie eine feurige Wand. Ich ließ die Züge zunächst hinter drei Betonklötzen sammeln; jeder zählte noch ungefähr fünfzehn bis zwanzig Mann. In diesem Augenblick griff das Feuer auch auf uns herüber. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Am linken Betonklotz flog eine ganze Gruppe in die Luft, der rechte bekam einen Volltreffer und begrub unter seinen tonnenschweren Trümmern den Oberleutnant Büdingen, der dort noch immer mit seiner Verwundung lag. Wir waren wie in einem Mörser, in den unaufhörlich schwere Stöße niederfuhren. Leichenbasse Gesichter starrten sich an, wieder und wieder erscholl der Aufschrei von Getroffenen.

Nun war es wohl gleichgültig, ob wir liegen blieben, nach hinten ausrissen oder nach vorn. Ich befahl also, mir zu folgen, und sprang mitten ins Feuer hinein. Schon nach ein paar Sätzen überschüttete mich eine Granate mit Erde und schleuderte mich in den nächsten Trichter zurück. Es war kaum erklärlich, daß ich nicht getroffen wurde, denn die Einschläge standen so dicht, daß sie den Helm und die Schultern zu berühren schienen, und sie wühlten wie große Tiere den Boden unter den Füßen auf. Daß ich sie durcheilte, ohne gestreift zu werden, lag wohl nur daran, daß der vielfach aufgepflügte Boden die Geschosse tief einschluckte, ehe sein Widerstand sie zündete. So fuhren ihre Kegel nicht wie breite Gebüsche, sondern steil wie lanzenförmige Pappeln hoch. Andere warfen nur eine Glocke auf. Auch merkte ich bald, daß die Wut des Feuers weiter vorn sich verringerte. Nachdem ich mich aus dem Schlimmsten herausgearbeitet hatte, sah ich mich um. Das Gelände war menschenleer.

Endlich tauchten zwei Mann aus Rauch- und Staubwolken auf, dann noch einer, dann wieder zwei. Mit diesen Fünfen erreichte ich glücklich mein Ziel.

In einem halb zerschmetterten Betonklotz saßen Leutnant Sandvoß, Führer der dritten Kompanie, und der kleine Schultz mit drei schweren Maschinengewehren. Ich wurde mit lautem Hallo und einem Schluck Kognak empfangen, dann erklärten sie mir die Lage, die sehr wenig angenehm war. Dicht vor uns saß der Engländer, rechts und links war kein Anschluß mehr. Wir stellten fest, daß diese Ecke nur für ganz alte, im Pulverdampf ergraute Krieger sei.

Unvermittelt fragte mich Sandvoß, ob ich etwas von meinem Bruder gehört hätte. Man wird sich meine Sorge vorstellen können, als ich erfuhr, daß er den nächtlichen Sturm mitgemacht hatte und vermißt wurde. Er war meinem Herzen der Nächste; das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes tat sich vor mir auf.

Gleich darauf kam ein Mann und teilte mir mit, daß mein Bruder verwundet in einem nahen Unterstand liege. Er zeigte dabei auf ein wüstes, von entwurzelten Bäumen bedecktes Blockhaus, das bereits von den Verteidigern verlassen war. Ich eilte über eine Lichtung, die unter gezieltem Gewehrfeuer lag, und trat ein. Welch ein Wiedersehen! Mein Bruder lag in einem von Leichengeruch erfüllten Raum inmitten einer Menge ächzender Schwerverwundeter. Ich fand ihn in einer traurigen Verfassung vor. Beim Sturm hatten ihn zwei Schrapnellkugeln getroffen, die eine hatte die Lunge durchschlagen, die andere das rechte Oberarmgelenk zerschmettert. Das Fieber glänzte ihm aus den Augen; eine geöffnete Gasmaske hing auf seiner Brust. Er konnte nur mit Mühe sich bewegen, sprechen und atmen. Wir drückten uns die Hand und berichteten.

Es war mir klar, daß er nicht an diesem Ort bleiben durfte, denn jeden Augenblick konnte der Engländer stürmen oder eine Granate dem schwerbeschädigten Beton-

klotz den Rest geben. Der beste Bruderdienst war, ihn sofort zurückzuschaffen. Obwohl Sandvoß sich gegen jede Schwächung unserer Kampfkraft sträubte, gab ich den fünf mit mir gekommenen Leuten den Auftrag, Fritz zum Sanitätsunterstand »Kolumbusei« zu tragen und von dort Leute zur Bergung der anderen Verwundeten mitzubringen. Wir knüpften ihn in eine Zeltbahn und steckten eine lange Stange hindurch, dann nahmen ihn zwei Mann auf die Schulter. Noch ein Händedruck, und der traurige Zug setzte sich in Bewegung.

Ich verfolgte mit meinen Blicken die schwankende Last, die sich durch einen Wald von kirchturm hohen Granatsäulen wand. Bei jedem Einschlag zuckte ich zusammen, bis der kleine Zug im Dunst des Gefechtes verschwunden war. Ich fühlte mich zugleich als Vertreter der Mutter und ihr für das Schicksals des Bruders verantwortlich.

Nachdem ich aus den Trichtern am vorderen Waldrande noch etwas mit den langsam vordringenden Engländern geplänkelt hatte, verbrachte ich die Nacht mit meiner Mannschaft, die sich inzwischen vermehrt hatte, und einer Maschinengewehrbedienung zwischen den Trümmern des Betonklotzes. Unaufhörlich schlugen in die Nähe Brisanzgranaten von ganz außergewöhnlicher Wucht, von denen mich am Abend eine um ein Haar getötet hätte.

Gegen Morgen ratterte plötzlich der Maschinengewehrschütze los, da sich dunkle Gestalten näherten. Es war eine Verbindungspatrouille des Infanterieregiments 76, von der er einen Mann niederstreckte. Derartige Irrtümer kamen in diesen Tagen häufig vor, ohne daß man lange darüber grübelte.

Um sechs Uhr morgens wurden wir durch Teile der Neunten abgelöst, die mir den Befehl überbrachten, in der Rattenburg Kampfstellung zu beziehen. Auf dem Wege dorthin wurde mir noch ein Fahnenjunker durch Schrapnellschuß kampfunfähig gemacht.

Die Rattenburg enthüllte sich uns als ein zerschossenes,

mit Betonquadern ausgemauertes Haus hart an dem sumpfigen Bett des Steenbaches. Der Name war gut gewählt. Ziemlich zermürbt hielten wir unseren Einzug und warfen uns auf die strohbedeckten Pritschen, bis uns ein reichliches Mittagessen und die ermunternde Pfeife Tabak hinterher wieder etwas auf die Beine brachten.

In den frühen Nachmittagsstunden setzte eine Beschießung mit schweren und schwersten Kalibern ein. Von sechs bis acht Uhr jagte eine Explosion die andere; oft wurde der Bau durch die ekelhaften Stöße in der Nähe einschlagender Blindgänger erschüttert und drohte einzustürzen. Während dieser Zeit wurden die üblichen Gespräche über die Sicherheit unserer Unterkunft geführt. Wir hielten die Betondecke für ziemlich zuverlässig; da die Burg aber hart am steilen Bachufer stand, hegten wir die Befürchtung, durch ein schweres Flachbahngeschoß unterminiert und mit den Betonblöcken zusammen in den Bachgrund geworfen zu werden.

Als das Feuer gegen Abend verebte, pirschte ich mich über eine Höhe, die von einem schwirrenden Netz von Schrapnellkugeln überzogen war, zum Sanitätsunterstand »Kolumbusei«, um mich bei dem Arzt, der gerade das grauenhaft zugerichtete Bein eines Sterbenden untersuchte, nach meinem Bruder zu erkundigen. Voll Freude hörte ich, daß er in verhältnismäßig guter Verfassung zurückgeschafft worden sei.

Zu später Stunde erschienen die Essenträger und brachten der kleinen, auf zwanzig Mann zusammengeschnittenen Kompanie warme Suppe, Büchsenfleisch, Kaffee, Brot, Tabak und Schnaps. Wir aßen kräftig und ließen die Flasche mit »Achtundneunzigprozentigem« rundgehen. Dann gaben wir uns dem Schläfe hin, der durch aus dem Bachgrund aufsteigende Mückenschwärme, Granaten und zeitweilige Gasbeschießungen reichlich gestört wurde.

Nach dieser unruhigen Nacht schlief ich so tief, daß meine Leute mich wecken mußten, als ihnen am Morgen die Stei-

gerung des Feuers bedenklich zu werden begann. Sie berichteten, daß von vorn schon Versprengte zurückkämen mit der Angabe, die vordere Linie sei geräumt und der Gegner im Vordringen.

Nach dem alten Soldatengrundsatz: »Gut gefrühstückt hält Leib und Seele zusammen«, stärkte ich mich zunächst, steckte mir meine Pfeife an und sah dann zu, was es draußen gab.

Ich hatte nur einen bescheidenen Überblick, denn die Umgebung war in dichten Qualm gehüllt. Das Feuer wurde von Minute zu Minute gewaltiger und erreichte bald jenen Höhepunkt, auf dem die Erregung, keiner weiteren Steigerung fähig, einer fast lustigen Gleichgültigkeit weicht. Rastlos prasselten Schauer von Erdklumpen auf unser Dach, zweimal wurde das Haus selbst gefaßt. Brandgranaten warfen schwere milchweiße Wolken hoch, aus denen feurige Garben zur Erde rieselten. Ein Stück dieser phosphorigen Masse klatschte auf einen Stein vor meinen Füßen und brannte noch minutenlang. Wir hörten später, daß davon getroffene Leute sich auf der Erde gewälzt hatten, ohne das Feuer löschen zu können. Verzögerungsgeschosse wühlten sich dröhnend in den Boden, flache Erdglocken hochstoßend. Gas- und Nebelschwaden krochen schwerfällig über das Feld. Kurz vor uns ertönte Gewehr- und Maschinen-  
gewehrfeuer, ein Zeichen, daß der Feind schon nahe herangekommen sein mußte.

Unten im Steenbachgrunde schritt eine Gruppe von Leuten durch den wechselnden Wald hochspritzender Schlammgeiser. Ich erkannte den Bataillonskommandeur, Hauptmann von Brixen, der sich mit verbundenem Arm auf zwei Sanitäter stützte, und eilte zu ihm. Er rief mir hastig zu, daß der Feind im Vordringen sei, und warnte mich vor längerem Verweilen ohne Deckung.

Bald klatschten die ersten Infanteriegeschosse in die umliegenden Trichter oder zerschellten an den Mauerresten. Immer mehr flüchtige Gestalten verschwanden hinter uns

im Dunst, während rasendes Gewehrfeuer für die erbitterte Verteidigung der vorn Aushaltenden zeugte.

Die Stunde war da. Es galt, die Rattenburg zu verteidigen, und ich machte den Leuten, von denen einige flau Gesicht zogen, klar, daß an Rückzug nicht zu denken sei. Die Mannschaft wurde hinter Schießscharten verteilt und unser einziges Maschinengewehr in eine Fensteröffnung gestellt. Ein Trichter wurde zum Verbandplatz bestimmt und ein Sanitäter, der gleich reichlich Arbeit fand, hineingesetzt. Auch ich nahm ein herrenloses Gewehr vom Boden auf und hing einen Gurt Patronen um den Hals.

Da unser Häuflein sehr klein war, versuchte ich, es durch die zahlreichen führungslos umherirrenden Leute zu verstärken. Die meisten folgten willig unseren Zurufen, froh, sich anschließen zu können, während andere weitereilten, nachdem sie einen Augenblick gestutzt und gesehen hatten, daß es bei uns nichts zu holen gab. In solchen Lagen hört jede Rücksicht auf. Ich ließ auf sie anschlagen.

Von den Mündungen der Gewehre magnetisch angezogen, kamen sie langsam näher, obgleich man ihren Mienen ansah, wie ungern sie uns Gesellschaft leisteten. Es gab Ausflüchte, Palaver, mehr oder minder gütliches Zureden.

»Aber ich habe ja gar kein Gewehr!«

»Dann warten Sie, bis einer totgeschossen wird!«

Während einer letzten, gewaltigen Feuersteigerung, bei der die Trümmer des Hauses mehrere Male getroffen wurden und die Ziegelbrocken hoch aus der Luft auf unsere Stahlhelme klirrten, wurde ich im Blitz eines furchtbaren Schlages zu Boden geworfen. Zum Erstaunen der Mannschaft raffte ich mich unverletzt wieder auf.

Nach diesem mächtigen Schlußwirbel wurde es ruhiger. Das Feuer sprang über uns hinweg und blieb an der Straße Langemark-Bixchoote stehen. Uns war nicht wohl dabei. Bislang hatten wir den Wald vor Bäumen nicht gesehen; die Gefahr war so gewaltig und vielgestaltig auf uns eingedrungen, daß wir uns nicht mit ihr beschäftigen konnten.



Nachdem der Sturm über uns hinweggebraust war, fand jeder Zeit, sich für das zu rüsten, was unvermeidlich kommen mußte.

Und es kam. Die Gewehre vor uns verstummten. Die Verteidiger waren niedergemacht. Aus dem Qualm tauchte eine dichte Schützenlinie auf. Meine Leute schossen, hinter den Trümmern kauern, das Maschinengewehr tackte. Wie weggewischt verschwanden die Angreifer in den Trichtern und fesselten uns durch ihr Feuer. Rechts und links gingen starke Abteilungen vor. Bald waren wir von einem Kranze von Schützen umringt.

Die Lage war aussichtslos; es hatte keinen Sinn, die Mannschaft hinzuopfern. Ich gab Befehl zum Rückzuge. Nun war es schwierig, die im Feuerkampf verbissenen Leute hochzubekommen.

Eine lange, im Grunde lagernde Rauchwolke ausnutzend, entkamen wir, zum Teil durch Bäche, deren Wasser uns bis über die Hüften ging. Obwohl der Sack fast zugezogen war, schlängelten wir uns behutsam durch. Ich verließ die kleine Feste als letzter, den Leutnant Höhle mann unterstützend, der aus einer schweren Kopfwunde blutete und sich mit einigen Witzen über seine Unbeholfenheit hinwegsetzte.

Beim Überschreiten der Straße stießen wir auf die zweite Kompanie. Kius hatte durch Verwundete von unserer Lage gehört und war, nicht nur aus eigenem Entschluß, sondern auch auf das Drängen seiner Leute hin, angetreten, um uns herauszuhauen.

Das war ohne Befehl geschehen. Es rührte uns und rief einen freudigen Übermut, eine Stimmung, in der man Bäume ausreißen möchte, hervor.

Nach kurzer Beratung beschlossen wir, stehenzubleiben und den Gegner auflaufen zu lassen. Auch hier waren Artilleristen, Lichtsignalisten, Fernsprecher und ähnliche Einzelgänger, die das Gefechtsfeld durchirrten, nur durch Gewalt zu der Einsicht zu bringen, daß unter diesen Umständen auch sie sich mit einem Gewehr in die Schützenlinie

zu legen hätten. Mit Bitten, Befehlen und Kolbenstößen schafften wir eine neue Feuerfront.

Dann setzten wir uns in einen angedeuteten Graben und frühstückten. Kius zog seinen unvermeidlichen Apparat hervor und fotografierte. Links vor uns am Ausgang von Langemarck entstand Bewegung. Unsere Leute schossen auf umherlaufende Gestalten, bis ich es verbot. Bald darauf erschien ein Unteroffizier und meldete, daß sich eine Kompanie der Gardefüsiliere an der Straße eingenistet und durch unser Feuer Verluste erlitten habe.

Ich ließ daraufhin unter starkem Gewehrfeuer in ihre Höhe vorgehen. Einige fielen, der Leutnant Bartmer von der zweiten Kompanie wurde schwer verwundet. Kius blieb an meiner Seite, im Vorgehen sein Butterbrot zu Ende essend. Als wir die Straße besetzt hatten, von der das Gelände zum Steenbach abfiel, bemerkten wir, daß die Engländer im Begriff gewesen waren, dasselbe zu tun. Bis auf zwanzig Meter waren die ersten khakifarbenen Gestalten schon heran. Soweit das Auge blicken konnte, war das Vorgebiet von Schützenlinien und Reihenkolonnen erfüllt. Auch um die Rattenburg wimmelten sie schon herum.

Sie waren unbekümmert in ihrer Geschäftigkeit. Einer trug eine Rolle auf dem Rücken, von der sich eine Leitung abwickelte. Offenbar waren sie noch kaum beschossen worden und munter im Vorgehen. Wir schoben dem, obwohl sie in gewaltiger Übermacht ankamen, gleich einen Riegel vor. Es wurde lebhaft geschossen, aber auch gezielt. Ich sah einen stämmigen Gefreiten der achten Kompanie mit großer Ruhe sein Gewehr auf einen zersplitterten Baumstumpf legen; mit jedem Schuß fiel ein Angreifer. Die anderen stutzten und begannen im Feuer wie die Hasen hin- und herzuspringen, während Staubwölkchen zwischen ihnen aufwirbelten. Ein Teil wurde getroffen, die übrigen verkrochen sich in die Granattrichter, um sich dort bis zur Dunkelheit verborgen zu halten. Der Vorstoß war rasch gescheitert; sie hatten ihn teuer bezahlt.

Gegen elf Uhr schraubten sich kokardengeschmückte Flugzeuge auf uns herunter und wurden durch lebhaftes Feuer vertrieben. Inmitten dieser irren Knallerei mußte ich über einen Mann lachen, der sich bei mir meldete und bescheinigt haben wollte, daß er mit seinem Gewehr ein Flugzeug in Brand geschossen hätte.

Gleich nach der Besetzung der Straße hatte ich dem Regiment gemeldet und um Unterstützung gebeten. Am Nachmittag kamen Infanteriezüge, Pioniere und Maschinengewehre zur Verstärkung. Nach der Taktik des Alten Fritzen wurde alles in die überfüllte vordere Linie gesteckt. Ab und zu streckte der Engländer einige unvorsichtig über die Straße gehende Leute nieder.

Gegen vier Uhr begann eine sehr unangenehme Schrapnellschießerei. Die Ladungen wurden haarscharf auf die Straße geschleudert. Ohne Zweifel hatten die Flieger unsere neue Widerstandslinie bereits festgestellt, und schwere Stunden kündeten sich an.

Wirklich setzte bald eine gewaltige Beschießung mit leichten und schweren Granaten ein. Wir lagen dicht nebeneinander in dem überfüllten, schnurgeraden Straßengraben. Das Feuer tanzte uns vor den Augen, Zweige und Lehmklumpen piffen auf uns herab. Links neben mir flammte ein Feuerblitz auf, weißen, stickigen Dampf zurücklassend. Ich kroch auf allen Vieren zu meinem Nebenmann. Er regte sich nicht mehr. Das Blut sickerte ihm aus vielen von schmalen, zackigen Splittern geschlagenen Wunden. Auch weiter rechts traten schwere Verluste ein.

Nach einer halben Stunde wurde es still. Wir gruben emsig tiefe Löcher in die flache Mulde des Grabens, um bei einem zweiten Überfall wenigstens Schutz gegen Splitter zu haben. Unsere Spaten stießen dabei auf Gewehre, Koppelzeug und Patronenhülsen aus dem Jahre 1914 — ein Zeichen dafür, daß dieser Boden nicht zum ersten Male Blut eintrank. Hier fochten vor uns die Freiwilligen von Langemarck.

Während der Dämmerung wurden wir noch einmal gründlich bedacht. Ich hockte neben Kius in einem Sitzloch, das uns manche Schwiele gekostet hatte. Der Boden rollte wie eine Schiffsplanke unter nahen und nächsten Einschlägen. Wir waren auf das Ende gefaßt.

Den Stahlhelm in die Stirn gedrückt, zerkaute ich meine Pfeife, starrte auf die Straße, deren Steine unter aufspringenden Eisenbrocken Funken sprühten, und philosophierte mir mit Erfolg Courage an. Merkwürdige Gedanken schossen mir durch den Kopf. So beschäftigte ich mich lebhaft mit einem französischen Kolportageroman »Le vautour de la Sierra«, der mir in Cambrai in die Hände gefallen war. Mehrere Male murmelte ich ein Wort Ariosts: »Ein großes Herz fühlt vor dem Tod kein Grauen, wann er auch kommt, wenn er nur rühmlich ist.« Das rief eine angenehme Art von Trunkenheit hervor, wie man sie ungefähr in der Hexenschaukel erlebt. Wenn die Granaten dem Ohr etwas Ruhe ließen, hörte ich Bruchstücke des schönen Liedes vom Schwarzen Walfisch zu Askalon neben mir ertönen und hielt meinen Freund Kius für übergeschnappt. Jeder hat eben seinen eigenen Spleen.

Am Ende der Beschießung flog mir ein großer Splitter gegen die Hand. Kius leuchtete mit seiner Taschenlaterne. Wir entdeckten einen oberflächlichen Riß.

Nach Mitternacht begann es zu rieseln; Streifen eines inzwischen eingeschwärmten Regiments, die bis zum Steenbach vorgingen, fanden nur schlammgefüllte Trichter vor. Der Feind hatte sich hinter den Bach zurückgezogen.

Von den Anstrengungen dieses gewaltigen Tages erschöpft, setzten wir uns bis auf die zur Wache eingeteilten Posten in unsere Löcher. Ich zog mir den zerfetzten Mantel meines toten Nebenmannes über den Kopf und verfiel in einen unruhigen Schlaf. Zur Zeit der Dämmerung erwachte ich fröstelnd und entdeckte, daß ich mich in einer betrüblichen Lage befand. Es regnete in Strömen, und die Rinnsale der Straße ergossen sich in die Tiefe meines Sitzloches. Ich er-

richtete einen kleinen Damm und schöpfte meinen Ruheort mit dem Kochgeschirrdeckel aus. Mit dem Steigen der Rinnale setzte ich meinem Erdwerk eine Krone nach der anderen auf, bis endlich der schwache Bau dem wachsenden Druck wich und ein schmutziger Strom das Sitzloch gurgelnd bis obenhin füllte. Während ich mich bemühte, aus dem Schlamm Pistole und Stahlhelm zu angeln, trieben Tabak und Brot den Straßengraben entlang, dessen übrigen Bewohnern es ähnlich ergangen war. Zitternd und frierend, ohne einen trockenen Faden am Leibe, standen wir in dem Bewußtsein, der nächsten Beschießung völlig deckungslos ausgesetzt zu sein, im Schlamm der Straße. Es war ein erbärmlicher Vormittag. Wieder machte ich die Erfahrung, daß kein Artilleriefuer die Widerstandskraft so gründlich zu brechen vermag wie Nässe und Kälte.

Im weiteren Rahmen der Schlacht jedoch bedeutete dieser Landregen für uns ein wahres Gottesgeschenk, denn der englische Angriff mußte durch ihn gerade in den ersten, wichtigsten Tagen ins Stocken kommen. Der Gegner mußte mit seiner Artillerie die versumpfte Trichterzone überwinden, während wir unsere Munition auf unberührten Straßen heranrollen konnten.

Um elf Uhr vormittags, als uns schon die Verzweiflung gepackt hatte, erschien ein rettender Engel in Gestalt eines Meldeläufers, der den Befehl brachte, daß sich das Regiment in Kokuit sammeln sollte.

Auf dem Rückmarsch sahen wir, wie schwierig die Verbindung nach vorn am Angriffstage gewesen sein mußte. Die Straßen waren von Menschen und Pferden besät. Neben einigen wie Reibeisen durchlöcherten Protzen sperrten zwölf grauenhaft verstümmelte Pferde den Weg.

Auf einer regenfeuchten Wiese, über der sich die milchweißen Bälle vereinzelter Schrapnells wölkten, sammelten sich die Reste des Regiments. Da stand ein Häuflein von der Stärke einer Kompanie, ein paar Offiziere in seiner Mitte. Welche Verluste! Von zwei Bataillonen fast alle Offiziere

und Mannschaften. Düsteren Blicks standen die Überlebenden im strömenden Regen und warteten auf die Quartiermacher. Dann trockneten wir uns in einer Holzbaracke, um einen glühenden Ofen geschart, und faßten bei einem kräftigen Frühstück wieder Lebensmut.

Gegen Abend schlugen Granaten ins Dorf. Eine der Baracken wurde getroffen und eine Reihe von Leuten der dritten Kompanie getötet. Trotz der Beschießung legten wir uns bald nieder mit der einzigen Hoffnung, nicht zum Gegenangriff oder zu plötzlicher Verteidigung wieder in den Regen hinausgeworfen zu werden.

Um drei Uhr morgens kam der Befehl zum Abrücken. Wir marschierten über die mit Leichen und zerschossenen Wagen bestreute Landstraße auf Staden zu. Bis fernhin hatte das Feuer gewütet; wir fanden den Krater eines einzigen Einschlages von zwölf Toten umringt. Staden, das bei unserer Ankunft noch so belebt gewesen war, wies schon viele zerschossene Häuser auf. Der verödete Marktplatz war mit zerschlagenem Hausrat besät. Eine Familie verließ mit uns das Städtchen, als einzigen Besitz eine Kuh hinter sich herziehend. Es waren einfache Leute; der Mann hatte ein Stelzbein, die Frau hielt die weinenden Kinder an der Hand. Der wirre Lärm im Rücken schattierte das traurige Bild.

Die Überreste des zweiten Bataillons wurden in einem einsamen Hof untergebracht, der sich inmitten saftiger, hochaufgeschossener Felder hinter dichten Hecken verbarg. Dort wurde mir die Führung der siebenten Kompanie übertragen, mit der ich bis zum Schluß des Krieges Freud und Leid teilen sollte.

Am Abend saßen wir vor dem mit alten Kacheln ausgelegten Kamin, stärkten uns durch einen steifen Grog und lauschten dem wiederauflebenden Donner der Schlacht. Aus dem Heeresbericht einer neuen Zeitung sprang mir der Satz in die Augen: »Es gelang uns, den Feind an der Steenbachlinie aufzuhalten.«

Es war seltsam, zu erfahren, daß unser scheinbar wirres Tun in finsterner Nacht offenkundig geworden war. Wir hatten unser Teil dazu beigetragen, den mit so mächtigen Kräften begonnenen Angriff zum Stillstand zu bringen. Wie gewaltig auch die Menschen- und Materialmengen waren, so wurde die Arbeit an den entscheidenden Punkten doch nur von wenigen Kämpfern vollbracht.

Bald begaben wir uns zur Ruhe auf den Heuboden. Trotz dem ausgiebigen Schlaftrunk phantasierten die meisten der Schläfer und wälzten sich hin und her, als ob sie die Flandernschlacht noch einmal durchkämpfen müßten.

Am 3. August setzten wir uns, reich beladen mit Vieh und Feldfrüchten der verlassenen Gegend, nach dem Bahnhof des nahen Städtchens Gits in Marsch. In der Bahnhofskneipe trank das zusammengeschrumpfte Bataillon schon wieder in glänzender Stimmung Kaffee, den zwei derbflämische Kellnerinnen zum allgemeinen Vergnügen mit sehr gewagten Redewendungen würzten. Besonderen Spaß machte es den Leuten, daß sie nach Landesbrauch jeden, auch die Offiziere, mit »du« traktierten.

Nach einigen Tagen erhielt ich aus einem Gelsenkirchener Lazarett einen Brief von Fritz. Er schrieb, daß er wohl einen steifen Arm und eine klapprige Lunge behalten würde.

Ich entnehme seinen Aufzeichnungen folgenden Abschnitt, der meinen Bericht ergänzt und die Eindrücke eines in das Tosen der Materialschlacht geworfenen Neulings anschaulich wiedergibt:

»Antreten zum Sturm!« Das Gesicht meines Zugführers beugte sich über die kleine Höhle. Die drei Leute neben mir beendeten ihr Gespräch und rafften sich fluchend auf. Ich erhob mich, rückte den Stahlhelm fest und trat in die Dämmerung hinaus.

Es war neblig und kühl; das Bild hatte sich inzwischen geändert. Das Granatfeuer hatte sich verzogen und lagerte dumpf donnernd auf anderen Teilen des riesigen Schlacht-

feldes. Flugzeuge durchknatterten die Luft und beruhigten das ängstlich spähende Auge durch die großen eisernen Kreuze, die auf die Unterseite der Tragflächen gemalt waren.

Ich lief noch einmal zu einem Brunnen, der sich zwischen Trümmern und Schutt merkwürdig klar erhalten hatte, und füllte meine Feldflasche.

Die Leute der Kompanie traten in Zügen an. Eilig hakte ich mir vier Handgranaten ins Koppel und begab mich zu meiner Gruppe, von der zwei Mann nicht zur Stelle waren. Kaum war noch Zeit, ihre Namen aufzuschreiben, als alles sich in Bewegung setzte. In Reihen zu einem bewegten sich die Züge durch das Trichtergelände, umbogen Balken, preßten sich an Hecken und wanden sich klirrend und polternd auf den Feind zu.

Der Angriff wurde von zwei Bataillonen ausgeführt; ein Bataillon des Nachbarregiments wurde zugleich mit uns eingesetzt. Der Befehl war kurz und bündig. Englische Abteilungen, die über den Kanal gedrungen waren, sollten zurückgeworfen werden. Mir war bei diesem Unternehmen zgedacht, mit meiner Gruppe vorn in der erreichten Stellung liegenzubleiben und den Gegenstoß aufzufangen.

Wir kamen vor den Trümmern eines Dorfes an. Aus der schrecklich zernarbten Ebene Flanderns ragten schwarz und zersplittert die Stümpfe einzelner Bäume, Überreste eines großen Waldes. Ungeheure Rauchschwaden zogen durch die Luft und verhängten den Abendhimmel mit düsterem, schwerem Gewölk. Über der kahlen Erde, die so unbarmherzig zerrissen und wieder zerrissen war, schwebten stickige Gase, die, gelb und braun, träge umherwanderten.

Es wurde Gasbereitschaft befohlen. In diesem Augenblick setzte ein ungeheures Feuer ein — der Angriff war von den Engländern erkannt. Die Erde sprang in fauchenden Fontänen auf, und ein Hagel von Splintern fegte wie ein Regenschauer über das Land. Einen Augenblick stand jeder wie erstarrt, dann stürzten alle auseinander. Noch einmal hörte ich die Stimme unseres Bataillonskommandeurs, des



Rittmeisters Böckelmann, der mit dem Aufgebot äußerster Stimmkraft einen Befehl rief, der mir unverständlich blieb.

Meine Leute waren verschwunden. Ich befand mich in einem fremden Zug und drängte mich mit den anderen nach den Trümmern eines Dorfes, das die unerbittlichen Granaten bis auf den Grund rasiert hatten. Wir rissen die Gasmasken heraus.

Alles warf sich nieder. Links neben mir kniete der Leutnant Ehlert, ein Offizier, den ich schon von der Somme her kannte. Neben ihm lag spähend ein Unteroffizier. Die Wucht des Sperrfeuers war fürchterlich; ich gestehe, daß sie selbst meine kühnsten Erwartungen übertraf. Vor uns flatterte gelb eine Feuerwand; ein Schauer von Erdklumpen, Ziegelstücken und Eisensplintern hagelte auf uns herab und schlug helle Funken aus den Stahlhelmen. Ich hatte die Empfindung, als ob das Atmen jetzt schwerer geworden sei, als ob die Luft in einer von massivem Eisen gesättigten Atmosphäre für die Lungen nicht mehr ganz zureiche.

Lange starrte ich in den glühenden Hexenkessel hinein, dessen sichtbare Grenze das stechende Mündungsfeuer der englischen Maschinengewehre bildete. Der tausendköpfige Bienenschwarm dieser Geschosse, der sich über uns ergoß, war für das Ohr unhörbar. Es kam mir zum Bewußtsein, daß unser Angriff, den ein halbstündiges Trommelfeuer vorbereitet hatte, durch dieses mächtige Abwehrfeuer schon im Ansatz zerschlagen war. Zweimal verschlang ein ungeheurerlicher Krach in kurzen Zwischenräumen das Toben. Minen von allerschwerstem Kaliber zerbarsten. Ganze Schuttfelder flogen in die Luft, wirbelten durcheinander und stürzten mit höllischem Prasseln nieder.

Auf eine schreiende Aufforderung Ehlerts schaute ich nach rechts. Er erhob die linke Hand, winkte nach hinten und sprang vor. Ich stand schwerfällig auf und folgte laufend. Meine Füße brannten immer noch wie Feuer, doch hatte der stechende Schmerz nachgelassen.

Ich hatte kaum zwanzig Schritte getan, da blendete mich,

als ich aus einem Trichter wieder auftauchte, das brennende Licht eines Schrapnells, das keine zehn Schritt vor mir in drei Meter Höhe auseinandersprang. Ich fühlte zwei dumpfe Schläge gegen Brust und Schulter. Automatisch fiel mir das Gewehr aus der Hand, den Kopf nach hinten brach ich zusammen und kollerte in den Trichter zurück. Verschwommen hörte ich noch die Stimme Ehlerts, der im Vorbeilaufen rief: ›Den hats erwischt!‹

Er sollte den nächsten Tag nicht beenden. Der Vorstoß mißlang, und beim Zurückgehen wurde er mit allen seinen Begleitern getötet. Ein Schuß durch den Hinterkopf setzte dem Leben dieses tapferen Offiziers ein Ende.

Als ich nach einer langen Ohnmacht erwachte, war es ruhiger geworden. Ich versuchte mich aufzurichten, da ich mit dem Kopf nach unten lag, empfand jedoch heftigen Schmerz in der Schulter, den jede Bewegung verstärkte. Der Atem ging kurz und stoßweise, die Lungen konnten nicht genug Luft schaffen. Prellschuß an Lunge und Schulter, dachte ich, indem ich mich der beiden dumpfen, schmerzlosen Schläge entsann, die ich erhalten hatte. Ich warf Sturmgepäck und Koppel und in einem Zustande völliger Gleichgültigkeit auch die Gasmaske fort. Den Stahlhelm behielt ich auf und hängte die Feldflasche an den Taillenhaken des Rockes.

Es gelang mir, aus dem Trichter herauszukommen. Nach etwa fünf Schritten aber, die ich, mühsam kriechend, zurücklegte, blieb ich in einem Nebentrichter regungslos liegen. Eine Stunde darauf versuchte ich zum zweiten Male fortzukriechen, da das Feld schon wieder von leichten Trommelfeuern überschauert wurde. Auch dieser Versuch mißlang. Ich verlor meine mit kostbarem Wasser gefüllte Feldflasche und versank in eine unendliche Erschöpfung, aus der mich nach langer Zeit das Gefühl brennenden Durstes erweckte.

Es begann leise zu regnen. Mit dem Stahlhelm gelang es mir, ein wenig schmutziges Wasser zu sammeln. Ich hatte

allen Richtungssinn verloren und konnte mir vom Verlauf der Front keinen deutlichen Begriff machen. Trichter reihte sich hier an Trichter, einer mächtiger als der andere, und vom Boden dieser tiefen Gruben aus konnte man nur Lehmwände und den grauen Himmel sehen. Ein Gewitter zog auf, seine Donnerschläge wurden übertönt vom einsetzenden Lärm eines neuen Trommelfeuers. Ich drückte mich eng an die Trichterwand. Ein Lehmklumpen traf meine Schulter; schwere Splitter fegten über meinen Kopf dahin. Allmählich verlor ich auch den Sinn für die Zeit; ich wußte nicht, ob es Morgen oder Abend war.

Einmal tauchten zwei Leute auf, die in langen Sprüngen über das Feld setzten. Ich rief sie auf deutsch und englisch an; sie verschwanden wie Schatten im Nebel, ohne auf mich zu hören. Endlich kamen drei andere Leute auf mich zu. Ich erkannte in dem einen von ihnen den Unteroffizier, der am Tage zuvor neben mir gelegen hatte. Sie nahmen mich mit zu einer kleinen Hütte, die in der Nähe stand — vollgestopft mit Verwundeten, die von zwei Sanitätern gepflegt wurden. Ich hatte dreizehn Stunden im Trichter gelegen.

Das gewaltige Feuer der Schlacht arbeitete wie ein riesenhaftes Hammer- und Walzwerk fort. Granate um Granate schlug neben uns ein, häufig das Dach mit Sand und Erde überschüttend. Man verband mich, gab mir eine neue Gasmaske, ein Brot mit grober roter Marmelade und ein wenig Wasser. Der Sanitäter sorgte für mich wie ein Vater.

Schon begannen die Engländer vorzudringen. Sprungweise näherten sie sich und verschwanden in den Trichtern. Schreie und Zurufe schallten von draußen herein.

Plötzlich stürzte, von den Schuhen bis zum Stahlhelm mit Lehm bespritzt, ein junger Offizier herein. Es war mein Bruder Ernst, der beim Regimentsstab schon den Tag zuvor totgesagt war. Wir begrüßten uns, ein wenig seltsam und gerührt lächelnd. Er blickte sich um und sah mich voll Angst an. Die Tränen traten ihm in die Augen. Wenn wir

auch zu dem gleichen Regiment gehörten, so hatte doch dieses Wiedersehen auf dem unermeßlichen Schlachtfeld etwas Wunderbares, Erschütterndes, und die Erinnerung daran blieb mir für immer kostbar und verehrungswürdig. Nach wenigen Minuten verließ er mich und brachte die fünf letzten Leute seiner Kompanie herbei. Ich wurde auf eine Zeltbahn gelegt, durch deren Schnüre man einen jungen Baum steckte, und vom Schlachtfelde getragen.

Je zwei und zwei der Träger lösten sich ab. Der kleine Transport eilte bald nach rechts, bald nach links und wich im Zickzack den massenhaft einschlagenden Granaten aus. Gezwungen, schnelle Deckung zu nehmen, warfen sie mich einige Male ab, so daß ich hart in die Trichter schlug.

Wir langten endlich bei einem mit Beton und Blech verkleideten Unterstand an, der den wunderlichen Namen ›Kolumbusei‹ führte. Man schleppte mich hinunter und legte mich auf eine Holzpritsche. In diesem Raum saßen schweigend zwei mir unbekannte Offiziere und lauschten dem orkanischen Konzert der Artillerie. Der eine war, wie ich später erfuhr, der Leutnant Bartmer, der andere ein Feldhilfsarzt namens Helms. Nie mundete ein Trunk mir besser als das Gemisch von Regenwasser und Rotwein, das er mir einflößte. Wie ein Feuer ergriff mich das Fieber. Ich rang in schwerer Atemnot nach Luft, und gleich einem Alb lastete die Vorstellung auf mir, daß die Betondecke des Unterstandes auf meiner Brust liege und daß ich sie mit jedem Atemzug emporstemmen müsse.

Der Assistenzarzt Köppen trat atemlos herein. Er war, verfolgt von Granaten, über das Schlachtfeld gelaufen. Er erkannte mich, beugte sich über mich, und ich sah, wie sich sein Gesicht zu einer beruhigend lächelnden Grimasse verzerrte. Ihm folgte mein Bataillonskommandeur, und da er, ein strenger Mann, mir sanft auf die Schulter klopfte, mußte ich lächeln, denn es kam mir der Gedanke, daß nun gleich der Kaiser selbst eintreten und sich nach mir erkundigen werde.

Die vier Männer setzten sich zusammen, tranken aus Feldbechern und flüsterten. Ich merkte, daß sie einen Augenblick von mir sprachen, und vernahm abgerissene Worte wie ›Brüder‹, ›Lunge‹, ›Verwundung‹, über deren Zusammenhang ich dann nachdachte. Laut fingen sie an, über den Stand der Schlacht zu reden.

In die tödliche Ermattung, in der ich mich befand, drang jetzt ein Bewußtsein des Glückes ein, das sich mehr und mehr verstärkte und das sich Wochen hindurch bei mir erhielt. Ich dachte an den Tod, ohne daß der Gedanke mich beunruhigte. Alle meine Verhältnisse schienen mir bis ins Erstaunliche einfach, und mit dem Bewußtsein ›Du bist in Ordnung‹ glitt ich in den Schlaf hinüber.«

## REGNIEVILLE

Am 4. August 1917 verließen wir in dem berühmten Mars-la-Tour den Zug. Die siebente und achte Kompanie kamen in Doncourt unter, wo wir einige Tage lang ein ganz beschauliches Leben führten. Nur brachten mich die knappen Verpflegungssätze in manche Verlegenheit. Es war streng verboten, in den Feldern zu furagieren; trotzdem meldeten mir fast jeden Morgen die Feldgendarmen einige Leute, die sie beim nächtlichen Kartoffelroden angetroffen hatten und deren Bestrafung ich nicht umgehen konnte — »weil sie sich hatten fassen lassen«, wie meine, allerdings nicht offizielle, Begründung lautete.

Auch ich mußte in diesen Tagen erfahren, daß unrecht Gut nicht gedeiht. Tebbe und ich hatten aus einem verlassenen flämischen Herrnsitz eine fürstliche Glaskutsche mitgenommen und verstanden, sie während der Bahnfahrt allen spähenden Augen zu entziehen. Nun planten wir einen herrlichen Ausflug nach Metz, um einmal wieder das Leben aus vollen Bechern zu genießen. Wir spannten also eines

Nachmittags an und fuhren los. Leider hatte der Wagen keine Bremse, er war eben für die flandrische Ebene und nicht für das Lothringer Bergland gebaut. Schon im Dorfe kamen wir ins Rollen und befanden uns bald in einer sausenenden Fahrt, die nur übel enden konnte. Als erster sprang der Kutscher heraus, dann Tebbe, der übel zugerichtet in einem Haufen von Ackergeräten landete. Ich blieb allein auf den seidenen Polstern und fühlte mich sehr unbehaglich. Eine Tür sprang auf und wurde durch einen Telegraphenmast glatt abgeschlagen. Endlich rollte der Wagen einen Steilhang hinunter und zerschellte an einer Hausmauer. Zu meinem Erstaunen stellte ich, während ich das zertrümmerte Gefährt durch ein Fenster verließ, fest, daß ich unverletzt geblieben war.

Am 9. August wurde die Kompanie durch den Divisionskommandeur, Generalmajor von Busse, besichtigt, der ihr sein Lob für gutes Verhalten im Gefecht aussprach. Am nächsten Nachmittag wurden wir verladen und fuhren bis in die Nähe von Thiaucourt. Von dort marschierten wir gleich in unsere neue Stellung, die sich auf den waldreichen Höhen der Côte Lorraine gegenüber dem zerschossenen, aus manchem Tagesbefehl bekannten Dorfe Regniéville hinzog.

Am ersten Morgen besah ich meinen Abschnitt, der mir reichlich lang für eine Kompanie erschien und aus einem unübersichtlichen Gewirr zum Teil halbverfallener Gräben bestand. Die vordere Linie war an vielen Stellen durch die hier üblichen dreibeinigen Flügelminen zerstört. Mein Stollen lag um hundert Meter zurück in dem sogenannten Verkehrsgraben, nahe der aus Regniéville herausführenden Straße. Zum ersten Mal seit langer Zeit lagen wir wieder Franzosen gegenüber.

In dieser Stellung hätte sich ein Geologe wohlgeföhlt. Die Annäherungsgräben schlossen der Reihe nach sechs Schichten auf, vom Korallenkalk bis zum »Mergel von Gravelotte«, in den der Kampfgraben eingebettet war. Der

gelbbraune Fels wimmelte von Versteinerungen, vor allem von einem flachen, semmelförmigen Seeigel, dessen Rand zu Tausenden die Grabenwände durchbrach. Jedesmal, wenn ich den Abschnitt durchschritt, kam ich mit Taschen voll Muscheln, Seeigeln und Ammonshörnern in den Unterstand zurück. Der Mergel hatte auch die Annehmlichkeit, daß er der Witterung bedeutend mehr widerstand als der gewohnte Lehm Boden. Stellenweise war der Graben sogar sorgfältig ausgemauert und die Sohle auf langen Strecken betoniert, so daß selbst die stärksten Regenmassen leicht abließen.

Mein Stollen war tief und tropfig. Er hatte eine Eigenschaft, die mir wenig Freude machte: es kamen nämlich in dieser Gegend statt der üblichen Läuse die viel beweglicheren Verwandten vor. Diese beiden Arten stehen anscheinend in demselben feindschaftlichen Verhältnis zueinander wie Wander- und Hausratte. Hier half nicht einmal der gewohnte Wäschewechsel, denn die sprunggewandten Schmarotzer lauerten tückisch im Stroh der Lagerstätte. Der zur Verzweiflung getriebene Schläfer riß endlich die Decken heraus, um eine gründliche Treibjagd zu veranstalten.

Auch die Verpflegung ließ viel zu wünschen übrig. Außer der dünnen Mittagssuppe gab es nur ein Drittel Brot mit einer lächerlich kleinen Beilage, die meist aus halbverdorbener Marmelade bestand. Die Hälfte davon fraß mir jedesmal eine fette Ratte auf, der ich oft vergeblich nachstellte.

Die Reserve- und Ruhekompanien hielten sich in tief im Wald versteckten, urtümlichen Blockhaussiedlungen auf. Besonders gefiel mir mein Quartier in der Reservestellung, dem Stumpflager, das im toten Winkel an den Hang einer engen Waldschlucht geklebt war. Ich hauste dort in einer winzig kleinen, halb in den Hang eingebauten Hütte, die dicht von Haselnußsträuchern und Kornelkirschen umwuchert war. Das Fenster bot einen Ausblick auf den gegenüberliegenden bewaldeten Bergrücken und einen schmalen, bachdurchflossenen Wiesenstreifen im Grund. Ich vergnügte mich hier mit der Fütterung unzähliger Kreuz-

spinnen, die ihre mächtigen Räder in die Büsche gesponnen hatten. Eine an der Rückwand des Blockhauses aufgestapelte Sammlung von Flaschen aller Sorten verriet, daß hier schon mancher Einsiedler beschauliche Stunden verbracht haben mußte, und auch ich bemühte mich, des Ortes ehrwürdigen Brauch nicht zu vernachlässigen. Wenn abends die Nebel, sich mit dem schweren weißen Qualm meines Holzfeuers mischend, aus dem Grunde stiegen und ich bei offener Tür im ersten Dämmer zwischen der frischen Herbstluft und der Wärme des Feuers hockte, schien mir ein friedliches Getränk dazu passend: Rotwein mit Eierkognak zur Hälfte in einem bauchigen Glas. Dazu las ich ein Buch und führte meine Aufzeichnungen fort. Diese stillen Feiern trösteten mich auch über die Tatsache hinweg, daß ein vom Ersatzbataillon eingetroffener dienstälterer Herr meine Kompanie übernommen hatte und ich als Zugführer wieder den langweiligen Grabendienst verrichtete. Ich suchte die endlosen Wachen nach alter Gewohnheit durch häufige Streifen zu umgehen.

Am 24. August wurde der tapfere Rittmeister Böckelmann durch einen Granatsplitter verwundet — der dritte Bataillonskommandeur, den das Regiment innerhalb kurzer Zeit verlor.

Während des Grabendienstes freundete ich mich mit dem Unteroffizier Kloppmann an, einem schon älteren und verheirateten Mann, der sich durch große Kampflust auszeichnete. Er gehörte zu den Menschen, bei denen in bezug auf den Mut auch nicht die kleinste wunde Stelle aufzuspüren ist und die man unter Hunderten nur einmal trifft. Wir verabredeten, daß wir den Franzosen etwas in die Gräben sehen wollten, und machten ihnen am 29. August unseren ersten Besuch.

Wir krochen auf eine Lücke des feindlichen Hindernisses zu, die Kloppmann in der Nacht vorher geschnitten hatte. Zu unserer unangenehmen Überraschung war der Draht geflickt; trotzdem durchschnitten wir ihn wieder mit ziem-



lichem Geräusch und stiegen in den Graben ein. Nachdem wir lange hinter der nächsten Schulterwehr gelauert hatten, schlichen wir weiter, einen Telephondraht verfolgend, der bei einem in die Erde gesteckten Seitengewehr endigte. Wir fanden die Stellung mehrfach durch Draht und einmal durch eine gitterförmige Tür versperrt, doch unbesetzt. Nachdem wir alles genau angesehen hatten, gingen wir denselben Weg zurück und verspannen die Lücke wieder sorgfältig, um unseren Besuch zu verheimlichen.

Am nächsten Abend spionierte Kloppmann wieder um diese Stelle herum, wurde jedoch mit Gewehrschüssen und zitronenförmigen Handgranaten, den sogenannten »Enteneiern«, empfangen, deren eine dicht neben seinem in den Boden gepreßten Kopf niederfiel, ohne zu zünden. Er mußte schleunigst Fersengeld geben. Den Abend darauf waren wir zu zweit unterwegs und fanden den vorderen Graben besetzt. Wir belauschten die Posten und stellten ihre Stände fest. Einer piff eine nette Melodie vor sich hin. Endlich bekamen wir Feuer und schlichen zurück.

Als ich wieder im Graben stand, erschienen plötzlich meine Kameraden Voigt und Haverkamp, die offensichtlich gefeiert hatten und auf die seltsame Idee verfallen waren, aus dem gemütlichen Stumpflager heraus durch den stockfinsteren Wald in die vorderste Linie zu pilgern, um Patrouille zu gehen, wie sie sagten. Ich habe immer den Grundsatz gehabt, daß jeder seine Haut zu Markte tragen mag, wo es ihm paßt, und ließ sie daher aus dem Graben klettern, obwohl der Gegner noch immer aufgeregt war. Ihre Patrouille bestand allerdings nur darin, daß sie Seidenfallschirme französischer Raketen suchten und sich, diese weißen Tücher schwingend, vorm feindlichen Draht gegenseitig hin- und herhetzten. Natürlich wurde auf sie geschossen, doch kamen sie nach einer ganzen Weile glücklich zurück. Bacchus hielt sie in seiner bewährten Hut.

Am 10. September begab ich mich vom Stumpflager zum Regimentsgefechtsstand, um Urlaub einzureichen. »Ich habe

schon an Sie gedacht«, erwiderte mir der Oberst, »das Regiment muß jedoch eine gewaltsame Aufklärung unternehmen, deren Durchführung ich Ihnen anvertrauen will. Suchen Sie sich die geeigneten Leute aus und üben Sie mit ihnen unten im Sousloeuvre-Lager.«

Wir sollten an zwei Stellen in den feindlichen Graben eindringen und versuchen, Gefangene zu machen. Die Patrouille zweigte sich in drei Teile, zwei Stoßtrupps und eine Abteilung, die die erste feindliche Linie besetzen und uns den Rücken decken sollte. Ich übernahm außer dem Oberbefehl die Führung des linken Trupps, den rechten wies ich dem Leutnant von Kienitz zu.

Als ich Freiwillige aufrief, traten zu meiner Überraschung — es war immerhin bereits Ende 1917 — aus allen Kompanien des Bataillons fast drei Viertel der Mannschaft vor. Ich traf die Auswahl der Teilnehmer nach meiner Gewohnheit, indem ich an der Front entlangging und die »guten Gesichter« aussuchte. Einige Überzählige weinten fast, als sie zurückgewiesen wurden.

Mein Trupp bestand, mich eingerechnet, aus vierzehn Mann, unter ihnen der Fähnrich von Zglinitzky, die Unteroffiziere Kloppmann, Mevius, Dujesiefken und zwei Pioniere. Die tollsten Draufgänger des zweiten Bataillons hatten sich zusammengefunden.

Zehn Tage lang übten wir uns im Werfen von Handgranaten und führten das Unternehmen an einem der Wirklichkeit nachgebildeten Sturmwerk aus. Es war ein Wunder, daß ich bei dem Übereifer nur drei schon vorher durch Splitter Verletzte hatte. Im übrigen taten wir keinen Dienst, so daß ich am Nachmittag des 22. September als Meister einer verwilderten, aber brauchbaren Bande zur zweiten Stellung zog, in der wir für die Nacht untergebracht werden sollten.

Am Abend pilgerten Kienitz und ich durch den dunklen Wald zum Gefechtsstand des Bataillons, da wir vom Rittmeister Schumacher zu einer Henkersmahlzeit geladen

waren. Dann legten wir uns in unserem Stollen nieder, um noch einige Stunden zu ruhen. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man weiß, daß man am nächsten Morgen einen Gang auf Leben und Tod zu bestehen hat, und vorm Einschlafen noch eine Zeitlang in sich hineinhorcht, Abrechnung hält.

Um drei Uhr wurden wir geweckt, standen auf, wuschen uns und ließen das Frühstück zurechtmachen. Ich hatte gleich einen tüchtigen Ärger, da mein Bursche die Spiegeleier, die ich mir zur Stärkung und Feier des Tages leisten wollte, völlig versalzen hatte; das fing gut an.

Wir schoben die Teller zurück und sprachen zum hundertsten Mal alle Einzelheiten durch, die uns begegnen konnten. Zwischendurch boten wir uns Cherry-Brandys an, während Kienitz einige uralte Witze zum besten gab. Zwanzig Minuten vor fünf nahmen wir die Männer zusammen und führten sie in die Bunker der vorderen Linie. Es waren schon Lücken in den Draht geschnitten, und lange, mit Kalkmehl gestreute Pfeile wiesen wie große Zeiger auf unsere Angriffspunkte hin. Wir trennten uns mit einem Händedruck und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Ich hatte eine dem Handwerk, das wir auszuüben gedachten, angemessene Arbeitstracht angelegt: vor der Brust zwei Sandsäcke mit je vier Stielhandgranaten, links mit Aufschlag-, rechts mit Brennzünder, in der rechten Rocktasche eine Pistole 08 am langen Bande, in der rechten Hosentasche eine kleine Mauserpistole, in der linken Rocktasche fünf Eierhandgranaten, in der linken Hosentasche Leuchtkompaß und Trillerpfeife, am Koppel Karabinerhaken zum Abreißen der Handgranaten, Dolch und Drahtschere. In der inneren Brusttasche steckte eine gefüllte Brieftasche und meine Heimatanschrift, in der hinteren Rocktasche eine platte Flasche voll Cherry-Brandy. Achselklappen und Gibraltarband hatten wir abgelegt, um dem Gegner keinen Aufschluß über unsere Herkunft zu geben. Als Erkennungszeichen trugen wir an jedem Arm eine weiße Binde.

Vier Minuten vor fünf setzte bei der linken Nachbardivision Ablenkungsfeuer ein. Punkt fünf Uhr flammte hinter unserer Front der Himmel auf, und rauschend wölbten die Geschosse über unseren Köpfen ihre Bahn. Ich stand mit Kloppmann vorm Stolleneingang und rauchte eine letzte Zigarre; wir mußten jedoch wegen zahlreicher Kurzschüsse Deckung nehmen. Mit der Uhr in der Hand zählten wir die Minuten aus.

Punkt 5.05 Uhr ging es aus dem Stollen heraus und auf den vorbereiteten Wegen durchs Hindernis. Ich rannte, eine Handgranate hochhebend, voran und sah auch die rechte Patrouille in der ersten Dämmerung vorstürmen. Der feindliche Verhau war schwach; ich übersprang ihn in zwei Sätzen, stolperte aber über eine dahintergezogene Drahtwalze und stürzte in einen Trichter, aus dem mich Kloppmann und Mevius hervorzogen.

»Rin!« Wir sprangen in den ersten Graben, ohne auf Widerstand zu stoßen, während rechts ein krachender Handgranatenkampf begann. Ohne uns darum zu kümmern, setzten wir über eine Sandsacksperrre, verschwanden geduckt in den Trichtern und tauchten bei einer Reihe Spanischer Reiter vor der zweiten Linie wieder auf. Da auch diese völlig zerstört war und keine Hoffnung auf Gefangene gab, eilten wir, ohne uns aufzuhalten, durch einen verschanzten Laufgraben weiter vor. Zunächst schickte ich die Pioniere vor, um aufzuräumen; da mir aber das Tempo nicht genügte, nahm ich selbst die Spitze. Mit Feuerwerkerei konnten wir uns nicht aufhalten.

Bei der Einmündung in die dritte Linie machten wir einen Fund, der uns den Atem verschlug: ein glühendes Zigarettenende, das am Boden lag, kündete die unmittelbare Nähe des Feindes an. Ich gab meinen Leuten ein Zeichen, faßte die Handgranate fester und schlich durch den gut ausgebauten Graben vor, an dessen Wänden zahlreiche verlassene Gewehre lehnten. In solchen Lagen erfaßt das Gedächtnis jede Kleinigkeit. So prägte sich mir an dieser Stelle wie

im Traum das Bild eines Kochgeschirrs ein, in dem ein Löffel stand. Diese Beobachtung sollte mir zwanzig Minuten später das Leben retten.

Plötzlich verschwanden vor uns schattenhafte Gestalten. Wir rannten hinter ihnen her und gerieten in eine Sackgasse, in deren Wand ein Stolleneingang gebrochen war. Ich stellte mich davor und schrie: »Montez!« Eine herausgeschleuderte Handgranate war die Antwort. Es handelte sich offenbar um ein Geschloß mit Vorzündung; ich hörte den kleinen Knall und hatte Zeit zurückzuspringen. Es zerschellte in Höhe meines Kopfes an der gegenüberliegenden Wand, zerfetzte meine seidene Mütze, verwundete meine linke Hand mehrfach und schlug mir die Kuppe des kleinen Fingers weg. Dem neben mir stehenden Pionierunteroffizier wurde die Nase durchbohrt. Wir zogen uns einige Schritte zurück und bombardierten den gefährlichen Platz mit Handgranaten. Ein Übereifriger schleuderte eine Brandröhre in den Eingang und machte dadurch jeden weiteren Angriff unmöglich. Wir machten kehrt und verfolgten die dritte Linie in entgegengesetzter Richtung, um endlich einen Gegner zu fassen. Überall lagen fortgeworfene Waffen und Ausrüstungsstücke. Die Frage: »Wo mögen nur die Leute zu diesen vielen Gewehren sein? Wo lauern die?« stieg immer unheimlicher in uns empor, doch hasteten wir entschlossen mit fertiger Handgranate und vorgehaltener Pistole immer tiefer in die öden, pulverdampfverhangenen Gräben hinein.

Unser Weg von da an ist mir erst bei späterem Nachdenken klar geworden. Ohne es zu bemerken, bogen wir in einen dritten Laufgraben ein und näherten uns, bereits mitten im eigenen Absperungsfeuer, der vierten Linie. Ab und zu rissen wir einen der in die Wände eingebauten Kästen auf und steckten uns zum Andenken eine Handgranate in die Tasche.

Nachdem wir einige Male durch Kreuz- und Quergräben gelaufen waren, wußte niemand mehr, wo wir uns befanden und in welcher Richtung die deutsche Stellung lag.

Allmählich wurden alle aufgereggt. Die Nadeln der Leucht-  
kompassse tanzten in den fliegenden Händen, und beim Su-  
chen des Polarsterns ließ uns in der Erregung unsere ganze  
Schulweisheit im Stich. Stimmengewirr in nahen Gräben  
verriet, daß der Gegner sich von der ersten Überraschung  
erholt hatte. Er mußte unsere Lage bald erraten.

Nachdem wir wieder einmal kehrtgemacht hatten, ging  
ich als letzter und sah plötzlich vor mir über einer Sand-  
sackschulterwehr die Mündung eines Maschinengewehrs hin-  
und herpendeln. Ich sprang, über eine französische Leiche  
stolpernd, darauf zu und erblickte den Unteroffizier Klopp-  
mann und den Fähnrich von Zglinitzky, die sich mit dem  
Gewehr beschäftigten, während der Füsilier Haller einen  
zerfetzten Leichnam nach Papieren absuchte. Wir hantierten,  
ohne uns um die Umgebung zu kümmern, in fieberhafter  
Eile an der Waffe herum, um wenigstens eine Beute mitzu-  
bringen. Ich versuchte, die Halteschrauben zu lösen; ein ande-  
rer kniff mit der Drahtschere den Ladestreifen ab; endlich  
packten wir das auf einem Dreifuß stehende Ding, um es  
unzerlegt mitzuschleppen. In diesem Augenblick ertönte aus  
einem Parallelgraben in der Richtung, in der wir die eigene  
Linie vermuteten, sehr erregt, aber drohend eine feindliche  
Stimme: »Qu'est ce qu'il y a?«, und ein schwarzer Ball  
flog, sich undeutlich vom dämmernden Himmel abhebend,  
in hohem Bogen auf uns zu. »Achtung!« Zwischen Mevius  
und mir blitzte es auf; ein Splitter fuhr Mevius in die  
Hand. Wir stoben auseinander, uns immer tiefer in das  
Grabengewirr verstrickend. Bei mir befanden sich jetzt nur  
noch der Pionierunteroffizier, dem das Blut aus der Nase  
lief, und Mevius mit seiner verletzten Hand. Nur die Ver-  
wirrung der Franzosen, die sich immer noch nicht aus ihren  
Löchern heraustreten, verzögerte unsern Untergang. Es  
konnte sich indes nur noch um Minuten handeln, bis wir  
auf eine stärkere Abteilung stoßen mußten, die uns mit  
Vergnügen den Garaus gemacht hätte. Pardonstimmung lag  
nicht in der Luft.

Als ich schon jede Hoffnung aufgegeben hatte, wieder heil aus diesem Wespennest herauszukommen, entfuhr mir plötzlich ein Freudenschrei. Mein Blick war auf das Kochgeschirr mit dem Löffel gefallen; nun war ich im Bild. Da es schon ganz hell geworden war, hatten wir keine Sekunde zu verlieren. Wir sprangen über freies Gelände, von den ersten Gewehrkugeln umpfiffen, den eigenen Linien zu. Im vorderen französischen Graben stießen wir auf die Patrouille des Leutnants von Kienitz. Als uns der Ruf »Lüttje Lage!« entgegentönte, wußten wir, daß wir das Größte hinter uns hatten. Ich fiel von oben leider gerade auf einen Schwerverwundeten. Kienitz erzählte mir hastig, daß er französische Schanzer im ersten Graben durch Handgranaten vertrieben und beim weiteren Vorgehen gleich zu Anfang durch eigene Artillerie Tote und Verwundete gehabt habe.

Nach längerem Warten erschienen noch zwei meiner Leute, der Unteroffizier Dujesiefken und der Füsilier Haller, der mir wenigstens einen kleinen Trost mitbrachte. Er war beim Umherirren in einen entlegenen Stichgraben geraten und hatte dort drei verlassene Maschinengewehre entdeckt, von denen er eins vom Gestell geschraubt und mitgenommen hatte. Da es immer heller wurde, hasteten wir über das Niemandsland in unsere vordere Linie.

Von den vierzehn Mann, die mit mir ausgezogen waren, kamen nur vier zurück, und auch die Patrouille Kienitz hatte schwere Verluste. Meine Niedergeschlagenheit wurde etwas erhellt durch die Worte des biedereren Oldenburgers Dujesiefken, der, als ich mir im Stollen die Hand verbinden ließ, vorm Eingang seinen Kameraden die Ereignisse berichtete und mit dem Satze schloß: »Vor Leutnant Jünger habe ich jetzt aber Respekt; Junge, Junge, der flitzte dich man so über die Barrikaden!«

Danach marschierten wir, fast alle mit verbundenen Händen und Köpfen, durch den Wald zum Regimentsgefechtsstand. Oberst von Oppen begrüßte uns und ließ uns Kaffee einschenken. Er war zwar enttäuscht von unserem Mißerfolg,

sprach uns jedoch seine Anerkennung aus. Das tröstete uns. Dann wurde ich in ein Auto gepackt und fuhr zur Division, die genauen Bericht haben wollte. Während mir die wüsten Explosionen der Handgranaten noch in den Ohren dröhnten, genoß ich mit vollen Zügen die Wohltat, zurückgelehnt in schnellem Fluge über die Landstraße zu brausen.

Der Generalstabsoffizier der Division empfing mich in seinem Arbeitszimmer. Er war recht gallig, und ich merkte zu meinem Ärger, daß er versuchte, mich für den Ausgang des Unternehmens verantwortlich zu machen. Wenn er den Finger auf die Karte legte und Fragen stellte wie etwa: »Warum sind Sie denn nicht rechts in diesen Laufgraben abgebogen?«, merkte ich, daß ein Durcheinander, in dem es Begriffe wie rechts und links gar nicht mehr gibt, außerhalb seiner Vorstellung lag. Für ihn war das Ganze ein Plan, für uns eine mit Leidenschaft erlebte Wirklichkeit.

Der Divisionskommandeur begrüßte mich freundlich und verscheuchte bald meine Mißstimmung. Beim Mittagessen saß ich im verschlissenen Feldrock mit verbundener Hand neben ihm und bemühte mich, ohne falsche Bescheidenheit unsere Taten vom Morgen in das rechte Licht zu stellen, was mir auch gelang.

Am nächsten Tage besichtigte Oberst von Oppen die Patrouille noch einmal, verteilte Eiserne Kreuze und gab jedem Teilnehmer vierzehn Tage Urlaub. Am Nachmittag wurden die Gefallenen, deren Zurückschaffung gelungen war, auf dem Soldatenfriedhof Thiaucourt begraben. Zwischen den Opfern dieses Krieges ruhten dort auch Kämpfer von 1870/71. Eins dieser alten Gräber schmückte ein bemooster Stein mit der Inschrift: »Dem Auge fern, dem Herzen ewig nah!« In eine große Steintafel war gemeißelt:

»Heldentaten, Heldengräber reihen neu sich an die alten,  
Künden, wie das Reich erstanden, künden, wie das Reich erhalten.«

Abends las ich im französischen Heeresbericht: »Ein deutsches Unternehmen bei Regniéville mißglückte; wir mach-



ten Gefangene.« Es waren Wölfe gewesen, die sich beim Einbruch in eine Hürde verirrt hatten. Der knappen Meldung durfte ich zu meiner Freude entnehmen, daß es unter den Kameraden, die wir verloren hatten, Überlebende gab.

Einige Monate später erhielt ich einen Brief von einem der Vermißten, dem Füsilier Meyer, der dort im Handgranatenkampf ein Bein verloren hatte; er war mit drei Kameraden nach langem Umherirren in einen Kampf verwickelt und schwerverwundet gefangen worden, nachdem die anderen, darunter auch der Unteroffizier Kloppmann, gefallen waren. Kloppmann gehörte freilich zu den Männern, die man sich gefangen nicht vorstellen kann.

Ich habe im Kriege manches Abenteuer bestanden, doch keins war unheimlicher. Noch immer gerate ich in eine beklommene Stimmung, wenn ich an unseren Irrweg durch die unbekanntenen, vom kalten Frühlicht erhellten Gräben zurückdenke. Es war wie in einem labyrinthischen Traum.

Einige Tage darauf sprangen die Leutnants Domeyer und Zürn mit mehreren Begleitern nach einigen Schrapnellschüssen in die erste feindliche Linie. Domeyer stieß auf einen französischen Landwehrmann mit mächtigem Vollbart, der seine Aufforderung: »Rendez-vous!« mit grimmigem »Ah non!« erwiderte und sich auf ihn stürzte. Im Verlauf eines erbitterten Ringkampfes schoß Domeyer ihn mit der Pistole durch den Hals und mußte wie ich ohne Gefangene zurückkehren. Nur war bei meinem Unternehmen eine Munition verpulvert worden, die 1870 für eine ganze Schlacht ausgereicht hätte.

## NOCH EINMAL FLANDERN

Am gleichen Tag, an dem ich von meinem Urlaub zurückkehrte, wurden wir von bayerischen Truppen abgelöst und zunächst in dem nahegelegenen Dorfe Labry untergebracht.

Am 17. Oktober 1917 wurden wir verladen und betraten nach einer Fahrt von anderthalb Tagen wieder den Boden Flanderns, den wir erst vor zwei Monaten verlassen hatten. Wir übernachteten in dem Städtchen Iseghem und marschierten am nächsten Morgen nach Roulers oder, wie es flämisch heißt, Roeselaere. Die Stadt befand sich im ersten Stadium der Zerstörung. Noch wurden in den Läden Waren feilgehalten, doch hauste die Bevölkerung schon in den Kellern, und die Bande des bürgerlichen Lebens waren durch häufige Beschießungen zerrissen. Ein Schaufenster mit Damenhüten gegenüber meinem Quartier bot in dem Kriegsgewühl einen Anblick von gespenstischer Beziehungslosigkeit. Nachts brachen Plünderer in die verlassenene Wohnungen ein.

In meinem in der Ooststraat gelegenen Quartier war ich der einzige Bewohner der überirdischen Räume. Das Haus gehörte einem Tuchhändler, der zu Beginn des Krieges geflohen war und eine alte Wirtschafterin mit ihrer Tochter zur Bewachung zurückgelassen hatte. Die beiden sorgten für ein kleines verwaistes Mädchen, das sie während unseres Vormarsches in den Straßen umherirrend aufgefunden hatten und von dem sie nicht einmal Alter und Namen kannten. Sie hatten eine gewaltige Angst vor Bomben und beschworen mich fast auf den Knien, oben kein Licht zu machen, um die bösen Flieger nicht anzulocken. Mir verging das Lachen allerdings auch, als, während ich neben meinem Freunde Reinhardt am Fenster stand und einen im Lichte der Scheinwerfer dicht über die Dächer huschenden Engländer betrachtete, eine Riesenbombe in der Nähe des Hauses aufschlug und der Luftdruck uns die Splitter der Fensterscheiben um die Ohren warf.

Für die bevorstehenden Kämpfe war ich zum Spähoffizier bestimmt und dem Regimentsstab zugeteilt. Um mich einweisen zu lassen, begab ich mich vor unserem Einsatz zum Gefechtsstand des bayerischen Reserveregiments 10, das wir ablösen sollten. Ich fand in dem Kommandeur einen freundlichen Herrn, obgleich er beim Empfang etwas über mein unvorschriftsmäßiges »rotes Mützenbandl« brummte, das eigentlich, um

die bösen Kopfschüsse nicht anzulocken, grau übernährt sein sollte.

Zwei Gefechtsläufer führten mich zu dem Meldekopf, der einen guten Überblick bieten sollte. Wir hatten kaum den Gefechtsstand verlassen, als eine Granate den Wiesengrund hochschleuderte. Meine Führer wußten indes dem Feuer, das gegen Mittag in ein ununterbrochenes Rollen überging, in dem durch zahlreiche kleine Pappelgehölze maskierten Gelände sehr geschickt auszuweichen. Sie arbeiteten sich mit dem Instinkt des alten Materialkämpfers, der auch im dichtesten Feuer noch einen halbwegs sicheren Pfad zu finden weiß, durch das Herbstland, das golden leuchtete.

Auf der Schwelle eines einsamen Gehöftes, das die Spuren frischer Einschläge aufwies, erblickten wir einen auf dem Gesicht liegenden Toten. »Den hats a derwischt!« äußerte der biedere Bayer. »Dicke Luft«, meinte der andere mit witterndem Umblick und schritt rasch weiter. Der Meldekopf lag jenseits der stark beschossenen Straße Passchendaele—Westroosebeke und erwies sich als eine Sammelstelle ähnlich der, die ich in Fresnoy geführt hatte. Er war neben einem zum Schutthaufen zusammengeschossenen Hause errichtet und hatte so wenig Deckung, daß ihn der erste derbere Treffer vernichten mußte. Ich ließ mich von drei Offizieren, die dort ein geselliges Höhlendasein führten und über die nahe Ablösung sehr erfreut waren, von Feind, Stellung und Annäherung unterrichten und ging dann über Roodkruis—Oostnieuwkerke nach Roulers zurück, wo ich dem Oberst Bericht erstattete.

Auf dem Wege durch die Straßen der Stadt studierte ich die gemütlichen Namen der zahlreichen kleinen Schenken, die so recht die flämische Behäbigkeit ausdrückten. Wer fühlte sich nicht angezogen durch ein Wirtschaftsschild, das den Titel »De Zalm« (Salm), »De Reeper« (Reiher), »De Nieuwe Trompette«, »De drie Koningen« oder »Den Olifant« führt? Schon der Empfang in der kräftigen Sprache mit dem traulichen Du versetzt in behagliche Stimmung. Gott gebe, daß dieses prächtige Land, das schon so oft den Schauplatz kämpfender Heere

bildete, auch aus diesem Kriege in seinem alten Wesen wieder auferstehe.

Am Abend wurde die Stadt wieder mit Bomben belegt. Ich stieg in den Keller, in dem sich die Frauen zitternd in eine Ecke gedrückt hatten, und knipste meine Taschenlampe an, um das kleine Mädchen zu beruhigen, das vor Angst schrie, da eine Explosion das Licht verlöscht hatte. Hier zeigte sich wieder, wie fest der Mensch mit seiner Heimat verwachsen ist. Trotz der gewaltigen Furcht, die diese Frauen vor der Gefahr hatten, klammerten sie sich fest an die Scholle, die jeden Augenblick zum Grab werden konnte.

Am Morgen des 22. Oktober brach ich mit meinem Spähtrupp von vier Mann nach Kalve auf, wo der Regimentsstab im Lauf des Vormittags ablösen sollte. An der Front tobte ein gewaltiges Feuer, dessen Blitze den Nebel blutigrot färbten. Am Eingang von Oostnieuwkerke stürzte neben uns ein Haus, von einer schweren Granate getroffen, krachend zusammen. Steintrümmer rollten über die Straße. Wir versuchten, den Ort zu umgehen, mußten aber doch hindurch, da wir die Richtung Roodkruis—Kalve nicht kannten. Im Vorbeieilen fragte ich einen fremden Unteroffizier, der im Eingang eines Kellers stand, nach dem Weg. Statt zu antworten, vergrub er seine Hände in die Taschen und zuckte die Achseln. Da ich inmitten der Geschosse keine Zeit zu verlieren hatte, sprang ich auf ihn zu und erzwang mir mittels der ihm unter die Nase gehaltenen Pistole die nötigen Auskünfte.

Dies war das erstemal, daß ich im Gefecht einem Manne begegnete, der nicht aus Feigheit, sondern offenbar aus völliger Unlust Schwierigkeiten machte. Obwohl diese Unlust in den letzten Jahren natürlich immer größer und allgemeiner wurde, war ihre Bekundung während der Aktion doch höchst ungewöhnlich, denn die Schlacht bindet, während die Untätigkeit zerstreut. Im Gefecht steht man unter sachlichem Zwang. Dagegen äußerte sich auf dem Marsch inmitten der aus der Materialschlacht rückenden Kolonnen das Abbröckeln der Kriegszucht am unverhohlensten.

Bei Roodkruis, einem kleinen Gehöft an einer Straßengabel, wurde die Sache bedenklich. Protzen rasten über die beschossene Straße, Infanterietrupps schlängelten sich zu beiden Seiten durchs Gelände, und zahllose Verwundete schleppten sich von vorn zurück. Wir begegneten einem jungen Artilleristen, dem ein langer, zackiger Splitter wie eine abgebrochene Speerspitze in der Schulter stak. Er schritt, ohne aufzublicken, wie ein Traumwandler an uns vorbei.

Wir bogen rechts von der Straße ab zum Regimentsgefechtsstand, der von einem Feuerkranz umschlossen war. In der Nähe rollten zwei Telefonisten auf einem Kohlfeld ihre Leitung ab. Unmittelbar neben dem einen schlug eine Granate ein; wir sahen ihn stürzen und hielten ihn für ausgelöscht. Er erhob sich jedoch gleich wieder und zog kaltblütig seinen Draht weiter. Da der Gefechtsstand nur aus einem winzigen Betonblock bestand, der kaum für den Kommandeur mit seinem Adjutanten und dem Ordonnanzoffizier Platz bot, suchte ich in der Nähe Unterkunft. Ich zog mit den Nachrichten-, Gaschutz- und Minenwerferoffizieren in eine leichte Holzbaracke, die nicht gerade das Muster einer bombensicheren Unterkunft verkörperte.

Am Nachmittag ging ich in Stellung, da die Meldung eingelaufen war, daß der Feind am Morgen unsere fünfte Kompanie angegriffen hatte. Mein Weg führte über den Meldekopf zum Nordhof, einem zur Unkenntlichkeit zerschossenen Gehöft, unter dessen Trümmern der Kommandeur des Bereitschaftsbataillons hauste. Von dort lief ein, allerdings nur noch ange deuteter, Pfad zum Kampftruppenkommandeur. Durch die starken Regenfälle der letzten Tage war das Trichterfeld in eine Schlammwüste verwandelt, die besonders im Paddebachgrund eine lebensgefährliche Tiefe besaß. Auf meinen Irrfahrten kam ich an manchem einsam und verlassen liegenden Toten vorbei; oft ragte nur noch der Kopf oder eine Hand über den schmutzigen Spiegel der Trichter. Tausende schlummern so, ohne daß ein von Freundeshand errichtetes Mal die Grabstätte schmückt.

Nach der äußerst anstrengenden Überquerung des Paddebaches, die nur durch einige von Granaten darübergeschleuderte Pappeln gelang, entdeckte ich in einem Riesentrichter den Führer der fünften Kompanie, Leutnant Heins, inmitten eines Häufleins von Getreuen. Die Trichterstellung lag an einem Hang und konnte, da sie nicht völlig versoffen war, von anspruchslosen Frontsoldaten als bewohnbar bezeichnet werden. Heins erzählte mir, daß am Morgen eine englische Schützenlinie erschienen und auf Beschießung verschwunden sei. Diese hatte wiederum einige verirrte 164er, die bei ihrer Annäherung fortgelaufen waren, erschossen. Sonst war alles in Ordnung; ich begab mich daher zum Gefechtsstand zurück, wo ich dem Oberst Bericht erstattete.

Am Tage darauf wurde unser Mittagessen in gröbster Weise durch einige scharf neben die Holzwand gesetzte Granaten unterbrochen, deren Dreckfontänen in langsamem Wirbel auf das Teerpappdach trommelten. Alles stürzte aus der Tür; ich flüchtete in ein nahes Gehöft, das ich des Regens wegen betrat. Am Abend wiederholte sich der Vorgang, nur blieb ich diesmal im Freien, da trockenes Wetter war. Die nächste Granate schlug mitten in das zusammenbrechende Gebäude. So spielt der Zufall im Krieg. Mehr als anderswo gilt hier: Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Am 25. Oktober wurden wir schon um acht Uhr aus den Baracken getrieben, von denen die uns gegenüberliegende beim zweiten Schuß einen Volltreffer erhielt. Andere Geschosse fuhren in die regenfeuchten Wiesen. Sie schienen dort zu verpuffen, rissen aber erhebliche Trichter. Durch die Erfahrungen des vorigen Tages gewitzigt, suchte ich mir in dem großen Kohlfeld hinter dem Regimentsgefechtsstand einen einsamen, vertrauenerweckenden Trichter aus, von dem ich mich jedesmal erst nach einer angemessenen Sicherheitspause wieder trennte. Während dieses Tages bekam ich die mir sehr nahegehende Nachricht vom Tode des Leutnants Brecht, der als Spähoffizier der Division in dem Trichterfeld rechts vom Nordhof im Kampf gefallen war. Er war einer der wenigen, die so-

gar in diesem Materialkrieg ein besonderer Schimmer umwob und die man für unverletzlich hielt. Leute wie ihn erkannte man immer aus der Masse der anderen heraus — sie lachten, wenn wieder einmal der Befehl zum Angriff kam. Bei solchen Todesnachrichten wurde man unwillkürlich von dem Gedanken beschlichen, daß man es vielleicht auch nicht mehr lange treiben würde.

Die Morgenstunden des 26. Oktober wurden durch ein Trommelfeuer von außergewöhnlicher Heftigkeit ausgefüllt. Auch unsere Artillerie verdoppelte auf die von vorn hochsteigenden Sperrfeuersignale hin ihre Wut. Jedes kleine Waldstück und jede Hecke waren mit Geschützen gespickt, hinter denen halbtote Kanoniere ihres Amtes walteten.

Da zurückkommende Verwundete unklare und übertriebene Angaben über einen englischen Angriff machten, wurde ich mit meinen vier Mann um elf Uhr nach vorn geschickt, um dort Genaueres zu erkunden. Unser Weg führte durch scharfes Feuer. Zahlreiche Verwundete begegneten uns, darunter Leutnant Spitz, Führer der Zwölften, mit einem Kinnschuß. Schon vor dem Stollen des Kampftruppenkommandeurs kamen wir in gezieltes Maschinengewehrfeuer, ein Anzeichen dafür, daß der Feind unsere Linien eingedrückt haben mußte. Dieser Verdacht wurde mir durch Major Dietlein, den Führer des dritten Bataillons, bestätigt. Ich fand den alten Herrn gerade beschäftigt, aus dem Eingange seines dreiviertel unter Wasser stehenden Betonklotzes zu kriechen, eifrig nach seiner in den Schlamm gefallen Meerschamuspitze fischend.

Der Engländer war in die vordere Linie eingedrungen und hatte einen Höhenrücken genommen, von dem aus er den Paddebachgrund, in dem der Kampftruppenkommandeur lag, unter Feuer nehmen konnte. Nachdem ich diese Veränderung der Lage mit einigen Rotstiftstrichen in die Karte eingetragen hatte, ermunterte ich meine Leute zu neuem Dauerlauf durch den Schlamm. Wir sprangen in großer Hast über die eingesehene Fläche bis hinter die nächste Bodenwelle und von dort langsamer zum Nordhof. Rechts und links schlugen

Granaten in den Sumpf und schleuderten riesige, von unzähligen Spritzern umringte Schlammkegel in die Höhe. Der Nordhof lag unter Feuer von Brisanzgranaten und mußte sprungweise überwunden werden. Die Dinger hatten einen besonders bössartigen und betäubenden Knall. Sie fuhren gruppenweise in kurzen Abständen heran. Es galt, jedesmal in einem schnellen Sprung Gelände zu gewinnen, um dann wieder im Trichter die nächsten Einschläge abzuwarten. In der Zeit zwischen dem ersten fernen Heulen und der ganz nahen Explosion drängte sich der Wille zum Leben besonders schmerzlich zusammen, da der Körper schutzlos und regungslos sein Schicksal erwarten mußte.

Auch Schrapnells waren in das schwere Feuer gemischt, eins warf seine Kugelladung mit vielfachem Klatschen zwischen uns. Einer meiner Begleiter wurde am hinteren Stahlhelmrand getroffen und zu Boden geschleudert. Nachdem er eine Zeitlang betäubt gelegen hatte, raffte er sich hoch und lief weiter. Das Gelände um den Nordhof war von einer Menge furchtbar zugerichteter Leichen bedeckt.

Da wir unsere Aufgabe als Späher mit Eifer betrieben, kamen wir oft an Orte, die eben noch unbeschreitbar gewesen waren. So taten wir einen Einblick in das Verborgene, das auf dem Schlachtfeld geschah. Überall stießen wir auf die Spuren des Todes; es war fast, als hause keine lebende Seele in dieser Wüste mehr. Hier lag hinter einer zerzausten Hecke eine Gruppe, die Körper noch von der frischen Erde bedeckt, die nach dem Einschlag auf sie heruntergerieselte war; dort waren zwei Meldeläufer neben einem Trichter, aus dem noch der stickige Dunst der Sprenggase schwelte, zu Boden gestreckt. An einer anderen Stelle fanden wir viele Leichen auf einer kleinen Fläche verstreut: ein in den Mittelpunkt eines Feuerwirbels geratener Trägertrupp oder ein verirrter Reservezug, der hier sein Ende gefunden hatte. Wir tauchten auf, umfaßten die Geheimnisse dieser tödlichen Winkel mit einem Blick und verschwanden wieder im Rauch.

Nachdem wir noch glücklich den stark beschossenen Grund



hinter der Straße Passchendaele—Westroosebeke durchteilt hatten, konnte ich Oberst von Oppen Meldung erstatten.

Am nächsten Morgen wurde ich schon um sechs Uhr nach vorn geschickt mit dem Auftrag, festzustellen, ob und wo das Regiment Anschluß hätte. Unterwegs traf ich den Feldwebel-leutnant Ferchland, der der achten Kompanie den Befehl überbringen mußte, auf Goudberg vorzugehen und, falls eine solche bestehen sollte, die Lücke zwischen uns und dem linken Nachbarregiment zu schließen. Um meinen Auftrag so schnell wie möglich auszuführen, konnte ich nichts Besseres tun, als ihn zu begleiten. Wir fanden nach längerem Suchen den Führer der Achten, meinen Freund Tebbe, in einem unwirtlichen Teil der Trichterlandschaft nahe dem Meldekopf. Er zeigte sich über den Auftrag, eine so auffällige Bewegung bei hellem Tage auszuführen, wenig erfreut. Wir steckten uns während unserer kargen, durch die unsägliche Nüchternheit des morgenbeschiedenen Trichterfeldes bedrückten Unterhaltung eine Zigarre an und warteten, bis sich die Kompanie gesammelt hatte.

Schon nach wenigen Schritten erhielten wir von den gegenüberliegenden Höhen gezieltes Infanteriefeuer und mußten einzeln von Trichter zu Trichter vorspringen. Beim Überschreiten des nächsten Hanges verdichtete sich das Feuer so, daß Tebbe, um den Schutz der Nacht abzuwarten, eine Trichterstellung beziehen ließ. Er ging, seine Zigarre rauchend, den Abschnitt ab und teilte die Gruppen ein.

Ich beschloß, weiter vorn die Größe der Lücke festzustellen, und ruhte mich noch einen Augenblick in Tebbes Trichter aus. Schon begann die feindliche Artillerie zur Strafe für das kühne Vorgehen der Kompanie sich auf den Geländestreifen einzuschließen. Ein auf den Rand unseres Zufluchtsortes wuchtendes Sprengstück, das Karte und Augen voll Lehm spritzte, mahnte mich zum Aufbruch. Ich verabschiedete mich von Tebbe und wünschte ihm viel Glück für die nächsten Stunden. Er rief hinter mir her: »Lieber Gott, laß Abend werden, Morgen wirds von selber!«

Wir schritten vorsichtig durch den eingesehenen Paddebachgrund, uns hinter den Laubmassen umgeschossener Schwarzpappeln verbergend und ihre Stämme als Brücke benutzend. Ab und zu verschwand einer bis über die Hüften im Schlamm und wäre ohne die helfend hingestreckten Gewehrkolben der Kameraden unfehlbar ertrunken. Ich wählte als Marschrichtungspunkt einen Betonklotz, den eine Gruppe von Soldaten umstand. Vor uns bewegte sich eine von vier Trägern geschleppte Bahre in derselben Richtung wie wir. Durch die Beobachtung, daß ein Verwundeter nach vorn gebracht wurde, stutzig gemacht, sah ich durchs Glas und erblickte eine Reihe von khakifarbenen Gestalten mit flachen Stahlhelmen. In diesem Augenblick knallten auch schon die ersten Schüsse. Da Deckungnehmen unmöglich war, rannten wir zurück, während die Geschosse rings um uns in den Schlamm spritzten. Die Hetze durch den Morast war äußerst anstrengend; doch als wir, völlig außer Atem, uns eine Weile den Engländern als Zielscheibe darboten, verlieh uns eine Gruppe Brisanzgranaten wieder die alte Frische. Sie hatte immerhin das Gute, uns durch ihren Qualm der Sicht zu entziehen. Das unangenehmste bei diesem Lauf war die Aussicht, durch eine Verwundung unfehlbar zur Moorleiche verwandelt zu werden. Wir eilten auf den Trichterkämmen wie auf den schmalen Wänden einer Bienenwabe entlang. Blutige Rinnsale verrieten, daß hier schon mancher verschwunden war.

Zu Tode erschöpft, erreichten wir den Regimentsgefechtsstand, wo ich meine Skizzen abgab und Bericht über die Lage erstattete. Wir hatten die Lücke erkundet. Tebbe würde über Nacht vorgehen und sie ausfüllen.

Am 28. Oktober wurden wir wieder durch das bayerische Reserveregiment 10 abgelöst und, zu stetem Eingreifen bereit, in den Dörfern hinter der Front untergebracht. Der Stab zog nach Most.

Nachts saßen wir im Zimmer einer verlassenen Schenke und feierten die Beförderung und Verlobung des Leutnants Zürn, der gerade vom Urlaub zurückgekommen war. Zur Strafe

für diesen Leichtsinns wurden wir am folgenden Morgen durch ein Riesentrommelfeuer geweckt, das trotz der Entfernung noch meine Fensterscheiben eindrückte. Gleich darauf wurde alarmiert. Offenbar hatte es bei der Lücke doch Überraschungen gegeben. Es ging das Gerücht, daß der Engländer dort in die Regimentsstellung eingedrungen sei. Ich verbrachte den Tag, auf Befehle wartend, beim Beobachtungsstand des Armeekorps-Oberkommandos, dessen Umgebung unter schwachem Streufeld lag. Eine leichte Granate fuhr durch das Fenster eines Häuschens, aus dem drei ziegelmehlbestäubte verwundete Artilleristen hervorstürzten. Drei andere lagen tot unter den Trümmern.

Am Morgen darauf bekam ich von dem bayerischen Kommandeur folgenden Gefechtsauftrag: »Durch abermaligen Vorstoß des Gegners ist die Stellung des linken Nachbarregiments noch mehr zurückgedrängt und die Lücke zwischen beiden Regimentern sehr vergrößert. Da Gefahr bestand, daß die Stellung des Regiments von links umgangen würde, trat gestern abend das erste Bataillon des Füsilierregiments 73 zum Gegenstoß an, wurde aber anscheinend vom Sperrfeuer zerfledert und kam nicht an den Feind. Heute morgen wurde das zweite Bataillon gegen die Lücke vorgeschickt. Nachricht ist bislang nicht eingetroffen. Es ist die Stellung des ersten und zweiten Bataillons zu erkunden.«

Ich machte mich auf den Weg und begegnete schon beim Nordhof dem Hauptmann von Brixen, Kommandeur des zweiten Bataillons, der die Stellungsskizze bereits in der Tasche trug. Ich zeichnete sie ab und hatte meinen Auftrag damit eigentlich erfüllt, begab mich jedoch noch zum Betonblock des Kampftruppenkommandeurs, um einen persönlichen Überblick zu gewinnen. Auf dem Wege lagen Gefallene, deren blasse Gesichter aus wassergefüllten Trichtern starrten oder die bereits so von Schlamm überzogen waren, daß man die menschliche Gestalt nur noch erriet. Von den Ärmeln der meisten leuchtete das blaue Gibraltarband.

Kampftruppenkommandeur war der bayerische Haupt-

mann Radlmaier. Dieser äußerst tätige Offizier teilte mir ausführlich mit, was mir Hauptmann von Brixen bereits hastig erzählt hatte. Unser zweites Bataillon hatte große Verluste erlitten; unter vielen anderen waren der Bataillonsadjutant und der Führer der braven Siebenten gefallen. Der Adjutant, Lemière, war der Bruder des im April bei Fresnoy gefallenen Führers der achten Kompanie. Die beiden Brüder waren Liechtensteiner und kämpften als Freiwillige auf deutscher Seite. Beide fielen auf gleiche Weise, durch einen Schuß in den Mund.

Der Hauptmann zeigte auf einen Betonblock, zweihundert Meter von dem unsrigen, der gestern besonders hartnäckig verteidigt worden war. Kurz nach dem Angriff sah der Kommandant der kleinen Feste, ein Feldwebel, einen Engländer, der drei Deutsche zurückführte. Er schoß den Engländer heraus und verstärkte mit den drei Leuten seine Besatzung. Als sie ihre Munition verschossen hatten, setzten sie einen verbundenen Engländer vor die Tür, um weitere Beschießung zu verhindern, und konnten sich nach Einbruch der Dunkelheit unbemerkt zurückziehen.

Ein anderer Betonklotz, den ein Leutnant kommandierte, wurde von einem englischen Offizier zur Übergabe aufgefordert; statt einer Antwort sprang der Deutsche heraus, packte den Engländer und zog ihn vor den Augen seiner verdutzten Leute hinein.

An diesem Tage sah ich kleine Trupps von Krankenträgern mit erhobenen Flaggen sich offen in der Zone des Infanteriefeuers bewegen, ohne daß ein Schuß gegen sie fiel. Solche Bilder zeigten sich dem Kämpfer in diesem unterirdischen Kriege nur, wenn die Not bis zur Unerträglichkeit gestiegen war.

Mein Rückweg wurde erschwert durch ein unangenehmes, nach faulen Äpfeln riechendes Reizgas englischer Granaten, das sich im Boden festgesogen hatte. Es beengte den Atem und trieb uns die Tränen aus den Augen. Nachdem ich im Gefechtsstand meine Meldung erstattet hatte, begegnete ich kurz vor

dem Verbandplatz den Bahren zweier befreundeter, schwerwundeter Offiziere. Der eine war Leutnant Zürn, den wir zwei Abende zuvor im fröhlichen Kreise gefeiert hatten. Jetzt lag er, halb entkleidet, mit jener wachsgelben Gesichtsfarbe, die ein sicheres Vorzeichen des Todes ist, auf einer losgerissenen Tür und sah mich mit stieren Augen an, als ich herantrat, um ihm die Hand zu streicheln. Dem anderen, Leutnant Haverkamp, waren Arm- und Beinknochen durch Granatsplitter so zerschmettert, daß eine Amputation wahrscheinlich war. Er lag totenblaß mit versteinerten Zügen auf seiner Bahre und rauchte Zigaretten, die er sich von seinen Trägern entzündete und in den Mund stecken ließ.

Wir hatten in diesen Tagen wieder erschreckende Verluste an jungen Offizieren gehabt. Diese zweite Flandernschlacht war eintönig; sie vollzog sich in einem zähen, schlammigen Element, aber sie hatte einen starken Verzehr.

Am 3. November wurden wir in dem uns von den ersten Flanderntagen her wohlbekannten Bahnhof Gits verladen. Wir sahen dort die beiden Fläminnen wieder; aber sie zeigten die alte Frische nicht mehr. Auch sie schienen inzwischen manchen Großkampftag erlebt zu haben.

Wir kamen für einige Tage nach Tourcoing, einer ansehnlichen Schwesterstadt von Lille. Das erste und letzte Mal im Kriege schlief hier jeder Mann der siebenten Kompanie in einem Federbett. Ich bewohnte ein prunkvolles Zimmer im Hause eines Industriebarons in der Rue de Lille. Mit großem Behagen genoß ich den ersten Abend in einem Klubsessel vorm Feuer des Marmorkamins.

Die wenigen Tage wurden von allen benutzt, sich des harterrungenen Daseins zu freuen. Noch konnte man es kaum fassen, daß man dem Tod entronnen war, und vergewisserte sich des neugewonnenen Lebens, indem man es in all seinen Formen genoß.

## DIE DOPPELSCHLACHT BEI CAMBRAI

Die schönen Tage von Tourcoing waren bald vorbei. Wir lagen noch kurze Zeit in Villers-au-tertre, wo wir Ersatz bekamen, und fuhren am 15. November 1917 nach Lécuse, dem Aufenthaltsort des jeweiligen Ruhebataillons der uns zugewiesenen Stellung. Lécuse war ein größeres, von Seen umkränztetes Dorf des Artois. Die ausgedehnten Schilfflächen bargen Enten und Wasserhühner, die Gewässer wimmelten von Fischen. Obwohl das Fischen streng verboten war, hörte man nachts auf dem Wasser oft rätselhafte Geräusche. Eines Tages bekam ich von der Ortskommandantur auch ein paar Soldbücher von Leuten meiner Kompanie, die beim Fischen mit Handgranaten erwischt waren. Ich machte jedoch keine Geschichte daraus, da mir die gute Stimmung der Mannschaft bedeutend mehr am Herzen lag als die Schonung der französischen Jagd oder die Tafel des Ortsgewaltigen. Seitdem wurde fast jeden Abend von unbekannter Hand ein Riesenhecht vor meiner Türe niedergelegt. Mittags gab ich dann meinen beiden Offizieren ein Essen mit dem Hauptgang »Hecht à la Lohengrin«.

Am 19. November besichtigte ich mit meinen Zugführern die Stellung, die wir in den nächsten Tagen besetzen sollten. Sie lag vor dem Dorfe Vis-en-Artois. Wir kamen jedoch nicht so rasch in die Gräben, wie wir gedacht hatten, da wir fast jede Nacht alarmiert und abwechselnd in der Wotanstellung, dem Artillerieschutzriegel oder dem Dorfe Dury bereitgestellt wurden. Erfahrenen Kriegern war klar, daß das nicht lange gutgehen konnte.

Wirklich erfuhren wir am 29. November durch Hauptmann von Brixen, daß wir an einem großangelegten Gegenangriff auf den Stellungsbogen teilnehmen sollten, den die Tankschlacht von Cambrai in unsere Front gedrückt hatte. Obwohl wir froh waren, endlich einmal die Rolle des Ambosses mit der des Hammers vertauschen zu können, hegten wir Bedenken, ob die noch von Flandern her erschöpfte Mannschaft diese

Probe bestehen würde. Ich setzte jedoch Vertrauen in meine Kompanie; sie hatte noch nie versagt.

In der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember wurden wir in Lastautomobile verladen. Dabei erlitten wir die ersten Verluste dadurch, daß ein Mann eine Handgranate fallen ließ, die auf rätselhafte Weise explodierte und ihn samt einem Kameraden schwer verwundete. Ein anderer versuchte sich wahnsinnig zu stellen, um der Schlacht zu entgehen. Nach langem Hin und Her wurde er durch den kräftigen Rippenstoß eines Unteroffiziers wieder vernünftig, und wir konnten einsteigen. Ich sah bei der Gelegenheit, daß diese Rolle sich schwer durchhalten läßt.

Wir fuhren, eng zusammengepökelt, bis dicht vor Baralle, wo wir in einem Straßengraben stundenlang auf Befehle warteten. Trotz der Kälte legte ich mich auf eine Wiese und schlief bis zum Morgengrauen. Da wir uns auf den Angriff vorbereitet hatten, erfuhren wir mit einer gewissen Enttäuschung, daß das Regiment 225, dem wir unterstellt waren, auf unsere Mitwirkung beim Sturm verzichtete. Wir sollten uns im Schloßpark von Baralle bereithalten.

Um 9 Uhr setzte unsere Artillerie in wuchtigen Feuerstößen ein, die sich von 11.45 Uhr bis 11.50 Uhr zum Trommelfeuer verdichteten. Der Bourslon-Wald, der wegen seiner starken Befestigungen nicht an der Stirnseite angegriffen, sondern ausgespart wurde, verschwand unter gelbgrünen Gaswolken. Um 11.50 sahen wir durch unsere Gläser Schützenlinien aus dem leeren Trichterfeld auftauchen, während im Hintergelände Batterien anspannten und zum Stellungswechsel vorjagten. Ein deutscher Flieger schoß einen englischen Fesselballon in Brand, dessen Beobachter mit Fallschirmen absprangen. Daß er die in der Luft Schwebenden noch einige Male umkreiste und mit Leuchtspurmunition beschoß, war auch ein Zeichen dafür, daß die Unbarmherzigkeit des Krieges sich steigerte.

Nachdem wir den Angriff von der Höhe des Schloßparks aus mit Spannung verfolgt hatten, leerten wir ein Kochgeschirr Nudeln und legten uns zu einem Nachmittagsschlaf auf den

gefrorenen Boden. Um drei Uhr bekamen wir Befehl, bis zum Regimentsgefechtsstand vorzurücken, der in der Schleusenkammer eines ausgetrockneten Kanalbettes verborgen war. Wir legten diesen Weg zugweise unter schwachem Streufener zurück. Von dort wurden die Siebente und Achte zum Bereitschaftskommandeur vorgeschickt, um zwei Kompanien von 225 abzulösen. Die fünfhundert Meter, die im Kanalbett zu überwinden waren, lagen unter einem dichten Feuerriegel. Wir rannten ohne Verluste, in einen Klumpen zusammengeballt, zum Ziel. Zahlreiche Tote verrieten, daß hier schon manche Kompanie blutigen Zoll gezahlt hatte. Unterstützungen lagen dicht an die Böschungen gepreßt und waren beschäftigt, in fieberhafter Hast Deckungslöcher in die ausgemauerten Wände zu schlagen. Da alle Plätze besetzt waren und der Ort als Geländemarke das Feuer auf sich zog, führte ich die Kompanie in ein Trichterfeld rechts daneben und überließ jedem Einzelnen, sich dort einzurichten. Ein Splitter flog klirrend gegen mein Seitengewehr. Ich suchte mir mit Tebbe, der mit seiner Achten unserem Beispiel gefolgt war, einen passenden Trichter aus, den wir mit einer Zeltbahn überspannten. Wir steckten eine Kerze an, aßen zu Abend, rauchten unsere Pfeifen und unterhielten uns fröstelnd. Tebbe, der selbst in dieser wüsten Umgebung etwas vom Dandy behielt, erzählte eine lange Geschichte von einem Mädchen, das ihm in Rom Modell gestanden hatte.

Um elf Uhr bekam ich Befehl, in die ehemalige vordere Linie einzurücken und mich beim Kampftruppenkommandeur zu melden. Ich ließ sammeln und führte die Leute vor. Nur noch vereinzelt schlugen mächtige Granaten ein, von denen eine gleich einem Gruß der Hölle vor uns zerschellte und das Kanalbett mit finsterem Qualm füllte. Die Mannschaft verstummte, wie von einer eisigen Faust im Nacken gepackt, und stolperte hastig über Stracheldraht und Steintrümmer hinter mir her. Ein unheimliches Gefühl beschleicht das Gemüt beim Durchschreiten einer unbekanntenen Stellung zur Nachtzeit, auch wenn das Feuer nicht sonderlich stark ist; Auge und Ohr



werden durch die sonderbarsten Täuschungen gereizt. Alles ist kalt und fremdartig wie in einer verwunschenen Welt.

Endlich fanden wir die enge Mündung der vorderen Linie in den Kanal und wanden uns durch menschenüberfüllte Gräben zum Bataillonsgefechtsstand vor. Ich trat ein und traf einen Haufen von Offizieren und Meldern inmitten einer Luft, aus der man Scheiben schneiden konnte. Dort erfuhr ich, daß der Angriff an dieser Stelle nicht viel erreicht hatte und am nächsten Morgen weiter vorgetrieben werden solle. Die Stimmung im Raum hatte wenig Zuversichtliches. Zwei Bataillonskommandeure begannen eine lange Verhandlung mit ihren Adjutanten. Ab und zu streuten Offiziere der Spezialwaffen einige Brocken von der Höhe ihrer Pritschen, die wie Hühnerkörbe bevölkert waren, in die Unterhaltung ein. Der Zigarrenqualm wurde erstickend. Burschen versuchten in dem Gedränge für ihre Herren Brote zu schneiden, ein hereinstürzender Verwundeter rief durch die Meldung eines feindlichen Handgranatenangriffs Alarm hervor.

Schließlich konnte ich meinen Angriffsbefehl niederschreiben. Ich sollte mit der Kompanie um sechs Uhr morgens den Drachenweg und von dort so weit wie möglich die Siegfriedlinie aufrollen. Die beiden Bataillone des Stellungsregiments würden um sieben Uhr rechts von uns angreifen. Dieser Zeitunterschied erweckte in mir den Verdacht, daß man oben dem Braten nicht recht traute und uns die Rolle von Versuchskaninchen zumutete. Ich erhob Einspruch gegen den zersplitterten Angriff und erreichte, daß auch wir erst um sieben Uhr antreten sollten. Der nächste Morgen zeigte, daß die Änderung von großer Bedeutung war.

Da mir die Lage des Drachenweges schleierhaft war, bat ich beim Abschied um eine Karte, die aber angeblich nicht entbehrt werden konnte. Ich dachte mir mein Teil und ging in die frische Luft. Unter fremdem Befehl wird man nicht verwöhnt.

Nachdem ich mit den schwerbepackten Leuten lange Zeit in der Stellung umhergeirrt war, entdeckte ein Mann an einem

kleinen, nach vorn abzweigenden Graben, der durch Spanische Reiter gesperrt war, ein Schild mit der halbverwischten Aufschrift »Drachenweg«. Als ich hineinging, hörte ich schon nach wenigen Schritten fremdartiges Stimmengewirr. Leise schlich ich zurück. Ich war auf die Spitze des englischen Angriffskeils gestoßen, die sich offenbar, sei es aus Verwirrung oder Sorglosigkeit, wenig vorsichtig verhielt. Ich ließ den Graben sofort durch eine Gruppe absperren.

Dicht neben dem Drachenweg lag ein riesiges Erdloch, anscheinend eine Tankfalle, in der ich die ganze Kompanie zusammenzog, um den Gefechtsauftrag zu erklären und die Züge zum Angriff einzuteilen. Meine Ansprache wurde mehrere Male durch leichte Granaten unterbrochen. Einmal sauste sogar ein Blindgänger in die rückwärtige Wand. Ich stand oben auf dem Rand und sah bei jedem Einschlag eine tiefe, gleichmäßige Verneigung der mondbeglänzten Stahlhelme unter mir.

Aus Sorge vor einem großen Unglückstreffer schickte ich den ersten und zweiten Zug in die Stellung zurück und richtete mich mit dem dritten in der Grube ein. Mannschaften einer Abteilung, die am vorigen Mittag im Drachenweg abgeschmiert war, machten die Männer kopfscheu, indem sie erzählten, daß nach fünfzig Schritt ein englisches Maschinengewehr den Graben als unüberwindliches Hindernis sperre. Wir beschloßen daraufhin, beim ersten Widerstand rechts und links auf Deckung zu springen und strahlenförmig mit Handgranaten anzugreifen.

Die endlos langen Stunden verbrachte ich, eng an den Leutnant Hopf gekauert, in einem Erdloche. Um sechs Uhr erhob ich mich und traf in der eigentümlichen Stimmung, die jedem Angriff vorausgeht, die letzten Anordnungen. Man hat ein flaes Gefühl im Magen, redet mit den Gruppenführern, versucht Scherze zu machen, läuft hin und her wie vor einer Parade vor dem Höchstkommmandierenden; kurz, man sucht sich möglichst zu beschäftigen, um den bohrenden Gedanken zu entgehn. Ein Mann bot mir einen auf Hartspiritus erwärmten

Becher Kaffee an, der Leben und Zuversicht ins Mark zauberte.

Punkt sieben Uhr traten wir in der bestimmten Reihenfolge in langer Schlange an. Wir fanden den Drachenweg unbesetzt; eine Reihe leerer Trommeln hinter einer Barrikade verriet, daß das berüchtigte Maschinengewehr zurückgenommen war. Das machte uns Laune. Wir betraten einen Hohlweg, nachdem ich einen rechts abzweigenden, gut ausgebauten Graben durch eine Sicherung abgeriegelt hatte. Der Hohlweg wurde immer flacher, und zuletzt fanden wir uns im grauenden Morgen auf freiem Feld. Wir machten kehrt und betraten den rechten Graben, in dem der gescheiterte Angriff seine Spuren hinterlassen hatte. Der Boden war bedeckt von englischen Toten und Kriegsgerät. Es war die Siegfriedstellung. Plötzlich riß der Führer der Stoßgruppen, Leutnant Hoppenrath, einem Mann das Gewehr aus der Hand und schoß. Er war auf einen englischen Posten gestoßen, der nach einigen Handgranatenwürfen die Flucht ergriff. Es ging weiter, bis gleich darauf von neuem Widerstand kam. Handgranaten flogen von beiden Seiten und barsten mit vielfachem Krachen. Die Stoßtrupps griffen an. Wurfgeschosse wanderten von Mann zu Mann durch die Kette der Hände; Scharfschützen nisteten sich hinter den Schulterwehren ein, um die feindlichen Werfer aufs Korn zu nehmen, die Zugführer spähten über Deckung, um einen Gegenstoß rechtzeitig zu erkennen, und die Bedienung der leichten Maschinengewehre bauten ihre Waffen an günstigen Stellen auf. Wir brachen den Graben vorn mit Handgranaten an und bestrichen ihn mit Gewehren der Länge nach. Im weiten Umkreis wurde es jetzt rege, und Schwärme von Geschossen kreuzten sich über unserem Ort.

Nach kurzem Kampf erschollen drüben aufgeregte Stimmen, und ehe wir recht begriffen, was geschah, kamen die ersten Engländer mit hochgerekten Händen auf uns zu. Einer nach dem anderen bog um die Schulterwehr und schnallte ab, während unsere Gewehre und Pistolen sich drohend auf ihn richteten. Es waren lauter junge, stramme Burschen in neuer

Uniform. Ich ließ sie mit der Aufforderung: »Hands down!« passieren und beauftragte eine Gruppe, sie abzuführen. Die meisten zeigten durch ihr zuversichtliches Lächeln, daß sie uns nichts Unmenschliches zutrauten. Andere suchten mit vorgehaltenen Zigarettenpäckchen und Schokoladetafeln uns zur Milde zu stimmen. Mit der sich steigernden Freude des Weidmannes sah ich, daß wir einen gewaltigen Fang gemacht hatten; der Zug wollte kein Ende nehmen. Schon hatten wir hundert- undfünfzig Mann gezählt, und immer noch erschienen neue mit erhobenen Armen. Ich hielt einen Offizier an und fragte ihn nach dem weiteren Verlauf und der Besetzung der Stellung. Er antwortete sehr höflich; daß er dabei strammstand, war unnötig. Dann geleitete er mich zum Führer der Kompanie, einem verwundeten Captain, der sich in einem nahen Unterstand aufhielt. Ich fand einen jungen Mann von ungefähr sechsundzwanzig Jahren mit feingeschnittenem Gesicht, der mit durchschossener Wade an den Stollenrahmen lehnte. Als ich mich vorstellte, hob er seine Hand, von der eine goldene Kette blitzte, an die Mütze, nannte seinen Namen und übergab mir seine Pistole. Seine ersten Worte zeigten, daß ich einen Mann vor mir hatte. »We were surrounded about.« Es drängte ihn, seinem Gegner zu erklären, warum sich seine Kompanie so rasch ergeben hatte. Wir unterhielten uns auf französisch über verschiedenes. Er erzählte mir, daß eine Reihe deutscher Verwundeter, von seinen Leuten verbunden und gepflegt, in einem nahen Unterstand läge. Als ich mich erkundigte, wie stark die Siegfriedstellung weiter hinten besetzt wäre, verweigerte er die Auskunft. Nachdem ich versprochen hatte, ihn und die anderen Verwundeten zurückschaffen zu lassen, verabschiedeten wir uns durch einen Händedruck.

Vorm Stollen stand Hoppenrath und meldete, daß wir an zweihundert Gefangene gemacht hätten. Für eine Kompanie von achtzig Köpfen war das allerhand. Nachdem ich Posten ausgestellt hatte, sahen wir uns in dem eroberten Graben um, der von Waffen und Ausrüstungsstücken startete. Auf den Postenständen lagen Maschinengewehre, Minenwerfer, Hand-

und Gewehrgranaten, Feldflaschen, Pelzwesten, Gummimäntel, Zeltbahnen, Dosen voll Fleisch, Marmelade, Tee, Kaffee, Kakao und Tabak, Kognakflaschen, Handwerkszeug, Pistolen, Leuchtpistolen, Wäsche, Handschuhe, kurz alles, was man sich nur denken kann. Ich legte wie ein alter Landsknechtsführer eine kleine Pause zum Plündern ein, um den Männern Zeit zu geben, zu verschnauften und die guten Sachen etwas näher anzusehen. Auch ich konnte der Versuchung nicht widerstehn, mir in einem Stolleneingang ein kleines Frühstück zusammenstellen zu lassen und eine Pfeife mit dem guten Navy cut zu stopfen, während ich meinen Bericht an den Kampftruppenkommandeur kritzelte. Als vorsichtiger Mann schickte ich eine Abschrift an unseren Bataillonskommandeur.

Nach einer halben Stunde traten wir in gehobener Stimmung — ich will nicht leugnen, daß der englische Kognak ein wenig dazu beigetragen haben mochte — wieder an und pirschten uns von Schulterwehr zu Schulterwehr die Siegfriedstellung entlang.

Aus einem in den Graben eingebauten Blockhaus erhielten wir Feuer und stiegen, um uns umzusehen, auf den nächsten Postenstand. Während wir mit den Insassen einige Kugeln wechselten, wurde ein Mann wie durch eine unsichtbare Faust zu Boden gestoßen. Ein Geschoß hatte den Scheitel seines Stahlhelms durchbohrt und eine lange Rille in die Schädeldecke gepflügt. Das Gehirn hob und senkte sich in der Wunde unter jedem Schlag des Blutes, trotzdem konnte er allein zurückgehen. Ich mußte ihm noch befehlen, seinen Tornister zurückzulassen, den er durchaus mitnehmen wollte, und beschwor ihn, ganz langsam und vorsichtig zu gehen.

Ich rief Freiwillige auf, um den Widerstand durch einen Angriff über freies Feld zu brechen. Die Leute sahen sich zögernd an; nur ein unbeholfener Pole, den ich immer für schwachsinzig gehalten hatte, kletterte aus dem Graben und stapfte schwerfällig auf das Blockhaus los. Leider habe ich den Namen dieses einfachen Mannes vergessen, der mich lehrte, daß man niemanden kennt, den man nicht in der Gefahr gesehen hat.

Nun sprang auch der Fähnrich Neupert mit seiner Gruppe auf Deckung, während wir gleichzeitig im Graben vorgingen. Die Engländer gaben einige Schüsse ab und rissen aus, das Blockhaus im Stich lassend. Einer der Stürmenden war mitten im Anlauf zusammengebrochen und lag wenige Schritte vorm Ziel mit dem Gesicht auf dem Boden. Er hatte einen jener Herzschüsse empfangen, durch die man in einer Haltung hingestreckt wird, die der des Schlafes gleicht.

Beim weiteren Vorgehen stießen wir auf die erbitterte Gegenwehr unsichtbarer Handgranatenwerfer und wurden im Verlauf eines längeren Gemetzels wieder bis zum Blockhaus zurückgedrängt. Dort verbarrikadierten wir uns. Sowohl wir als auch die Engländer ließen in dem umkämpften Grabenstück eine Anzahl von Toten zurück. Leider befand sich darunter auch der Unteroffizier Mevius, den ich in der Nacht von Regniéville als mutigen Kämpfer schätzen gelernt hatte. Er lag mit dem Gesicht in einer Blutlache. Als ich ihn umdrehte, sah ich an einem großen Loch in der Stirn, daß hier keine Hilfe mehr not tat. Ich hatte mit ihm gerade noch einige Worte gewechselt; plötzlich hörte ich ihn auf eine Frage nicht mehr antworten. Als ich nach Sekunden um die Schulterwehr trat, hinter der er verschwunden war, lag er bereits tot. Das hatte etwas Gespenstisches.

Nachdem sich auch der Gegner etwas zurückgezogen hatte, begann ein hartnäckiges Feuergefecht, während dessen ein fünfzig Meter von uns postiertes Lewis-Gewehr unsere Köpfe niederzwang. Ein leichtes Maschinengewehr von uns nahm den Zweikampf auf. Eine halbe Minute lang knatterten die beiden Waffen, von Geschossen umspritzt, gegeneinander los. Dann brach unser Richtschütze, der Gefreite Motullo, mit einem Kopfschuß zusammen. Obwohl ihm das Gehirn bis zum Kinn über das Gesicht lief, war er noch bei klarem Verstand, als wir ihn in den nächsten Stollen trugen. Motullo, ein älterer Mann, gehörte zu den Leuten, die sich niemals freiwillig gemeldet hätten; als er aber hinter seinem Maschinengewehr stand, beobachtete ich, die Augen auf sein Gesicht geheftet, daß er

trotz der Garbe, die ihn umspritzte, den Kopf auch nicht um einen Zoll tiefer nahm. Als ich mich nach seinem Ergehen erkundigte, war er imstande, mir in zusammenhängenden Sätzen zu antworten. Ich hatte den Eindruck, daß die tödliche Wunde ihm keine Schmerzen bereitete, ja daß er vielleicht gar keine Kenntnis von ihr besaß.

Allmählich wurde es etwas ruhiger, da auch die Engländer an einer Barrikade arbeiteten. Um zwölf Uhr erschienen Hauptmann von Brixen, Leutnant Tebbe und Leutnant Voigt; sie beglückwünschten mich zu den Erfolgen der Kompanie. Wir setzten uns in das Blockhaus, frühstückten von den englischen Vorräten und besprachen die Lage. Zwischendurch unterhandelte ich schreiend mit ungefähr fünfundzwanzig Engländern, deren Köpfe hundert Meter vor uns aus dem Graben tauchten und die sich anscheinend ergeben wollten. Sowie ich mich aber über Deckung erhob, wurde ich von weiter hinten beschossen.

Plötzlich entstand bei der Barrikade Bewegung. Handgranaten flogen, Gewehre knallten, Maschinengewehre ratterten. »Sie kommen! Sie kommen!« Wir sprangen hinter die Sandsäcke und schossen. Einer meiner Leute, der Gefreite Kimpenhäus, sprang in der Hitze des Kampfes oben auf die Barrikade und schoß so lange in den Graben, bis ihn zwei schwere Armschüsse herunterfegten. Ich merkte mir diesen Helden des Augenblicks und hatte die Freude, ihn vierzehn Tage später zum Eisernen Erster beglückwünschen zu können.

Kaum waren wir von diesem Zwischenspiel zum Frühstück zurückgekehrt, als von neuem ein Heidenlärm losbrach. Es trat einer jener merkwürdigen Zwischenfälle ein, durch die eine Lage plötzlich in unberechenbarer Weise verändert wird. Das Geschrei rührte von einem Offizierstellvertreter des linken Nachbarregiments her, der mit uns Verbindung aufnehmen wollte und von gewaltiger Rauflust beseelt war. Trunkenheit schien seine angeborene Tapferkeit zur Raserei entfacht zu haben. »Wo ist der Tommy? Ran an die Hunde! Los, wer kommt mit?« In seiner Wut riß er unsere schöne Barrikade ein und stürzte vor, sich den Weg mit krachenden Handgranaten

bahnend. Vor ihm glitt seine Ordonnanz durch den Graben und fällte mit Gewehrschüssen die dem Sprengstoff Entronnenen.

Mut, tollkühner Einsatz der eigenen Person wirken immer begeisternd. Auch wir wurden vom Furor gepackt und wetteiferten, einige Handgranaten aufraffend, uns an diesem Berserkergang zu beteiligen. Bald befand ich mich neben dem die Stellung Entlangrasenden, und auch die anderen Offiziere, gefolgt von Füsiliern meiner Kompanie, ließen sich nicht lange bitten. Selbst der Bataillonskommandeur, Hauptmann von Brixen, befand sich mit einem Gewehr in der Hand unter den Vordersten und streckte über unsere Köpfe hinweg mehrere feindliche Werfer nieder.

Die Engländer wehrten sich wacker. Es wurde um jede Schulterwehr gerungen. Die schwarzen Bälle der Mill-Handgranaten kreuzten sich in der Luft mit unseren gestielten. Hinter jeder genommenen Schulterwehr trafen wir Leichen oder noch zuckende Körper an. Man tötete sich, ohne sich zu sehen. Auch wir hatten Verluste. Neben der Ordonnanz fiel ein Stück Eisen zu Boden, dem der Mann nicht mehr ausweichen konnte; er brach zusammen, während sein Blut aus vielen Wunden auf den Lehm sickerte.

Über seinen Körper hinweg sprangen wir weiter vor. Donnerkrachen zeichnete unseren Weg. Hunderte von Augen lauerten in dem toten Gelände hinter Gewehren und Maschinengewehren auf Ziel. Wir waren schon weit vor den eigenen Linien. Von allen Seiten piffen uns Geschosse um die Stahlhelme oder zerschellten mit hartem Knall am Grabenrand. Jedesmal, wenn einer der eiförmigen Eisenklumpen über der Horizontlinie auftauchte, wurde er vom Auge mit jener Hell-sichtigkeit erfaßt, deren der Mensch nur der Entscheidung auf Leben und Tod gegenüber fähig ist. Während dieser Augenblicke der Erwartung mußte man einen Standort zu gewinnen suchen, von dem aus möglichst viel vom Himmel zu sehen war, denn nur gegen seinen blassen Hintergrund zeichnete sich das schwarze Riffeisen der tödlichen Bälle mit genügender



Schärfe ab. Dann warf man selbst und sprang vor. Den zusammengesackten Körper des Gegners streifte kaum ein Blick; der hatte ausgespielt, ein neues Duell begann. Der Handgranatenwechsel erinnert an das Florettfechten; man muß dabei Sprünge machen wie beim Ballett. Er ist der tödlichste der Zweikämpfe, der nur dadurch, daß einer der beiden Gegner in die Luft fliegt, beendet wird. Auch daß beide fallen, kann vorkommen.

Ich konnte während dieser Minuten die Toten, über die ich bei jedem Sprung hinwegsetzte, ohne Schauer sehen. Sie lagen alle in der entspannten und weich hingegossenen Haltung da, die den Augenblicken eigentümlich ist, in denen das Leben sich verabschiedet. Während dieser Sprünge hatte ich eine Auseinandersetzung mit dem Offizierstellvertreter, der wirklich ein toller Bursche war. Er beanspruchte den ersten Platz und verlangte von mir, daß ich nicht werfen, sondern ihm die Geschosse zureichen sollte. Zwischen den kurzen, furchtbaren Zurufen, durch die man die Arbeit regelt und sich auf die Bewegungen des Gegners aufmerksam macht, hörte ich zuweilen seine Stimme: »*Einer* wirft! Ich war Lehrer beim Sturmausbildungsbataillon!«

Ein rechts abzweigender Graben wurde von uns folgenden Leuten des Regiments 225 aufgeräumt. In die Zwickmühle geratene Engländer versuchten, über freies Feld zu fliehen, und fielen im Feuer, das sich sogleich von allen Seiten auf sie richtete.

Auch den anderen, denen wir dicht auf den Fersen blieben, wurde es in der Siegfriedstellung unheimlich. Sie suchten durch einen Verbindungsgraben zu entweichen, der rechts abbog. Wir sprangen auf die Postenstände und hatten dort einen Anblick, der uns ein wildes Jubelgeschrei entriß: Der Graben, durch den sie entkommen wollten, kehrte wie der geschwungene Flügel einer Leier gegen den unseren zurück und war an den engsten Stellen kaum zehn Schritt von uns entfernt. Sie mußten also noch einmal an uns vorbei. Wir konnten von unserem erhöhten Standpunkt den Engländern, die vor Eile

und Aufregung stolperten, auf die Stahlhelme sehen. Ich schleuderte den vordersten eine Handgranate vor die Füße, so daß sie stutzend stehenblieben und die ihnen Folgenden eingekieilt wurden. Nun gerieten sie in einen furchtbaren Engpaß; Handgranaten flogen wie Schneebälle durch die Luft, alles in milchweißen Qualm hüllend. Von unten reichte man uns immer neue Wurfgeschosse zu. Zwischen den zusammengeballten Engländern zuckten Blitze auf, Fetzen und Stahlhelme hochschleudernd. Wut- und Angstschreie mischten sich. Feuer vor den Augen, sprangen wir auf den Grabenrand. Die Gewehre der ganzen Gegend richteten sich auf uns.

Mitten in diesem Taumel wurde ich wie durch einen Hammer Schlag zu Boden geworfen. Ernüchtert riß ich meinen Stahlhelm herunter und erblickte zu meinem Schrecken zwei große Löcher in seinem Metall. Der Fahnenjunker Mohrmann, der mir beisprang, beruhigte mich durch die Versicherung, daß am Hinterkopf nur ein blutender Riß zu sehen sei. Das Geschos eines entfernten Schützen hatte meinen Stahlhelm durchschlagen und den Schädel gestreift. Halb betäubt wankte ich mit einem flüchtig angelegten Verbands zurück, um mich aus diesem Brennpunkt des Kampfes zu entfernen. Kaum hatte ich die nächste Schulterwehr passiert, als ein Mann hinter mir herstürzte und hervorstieß, daß Tebbe an derselben Stelle soeben durch Kopfschuß gefallen sei.

Die Nachricht schlug mich vollends zu Boden. Ein Freund von hohen Eigenschaften, mit dem ich jahrelang Freud, Leid und Gefahr geteilt und der mir vor wenigen Minuten noch ein Scherzwort zugerufen hatte, sollte durch ein winziges Stück Blei sein Ende gefunden haben! Ich sträubte mich, es zu fassen; doch war es leider nur zu wahr.

Gleichzeitig verbluteten in diesem mörderischen Grabenstückchen sämtliche Unteroffiziere und ein Drittel meiner Kompanie. Es hagelte Kopfschüsse. Auch der Leutnant Hopf fiel, ein bereits älterer Mann, Lehrer von Beruf, ein deutscher Schulmeister im besten Sinne des Wortes. Meine beiden Fähnriche und viele andere wurden verwundet. Trotzdem hielt die

siebente Kompanie die eroberte Stellung unter Führung des Leutnants Hoppenrath, des letzten Kompanieoffiziers, bis zur Ablösung.

Unter allen erregenden Momenten des Krieges ist keiner so stark wie die Begegnung zweier Stoßtruppführer zwischen den engen Lehmwänden der Kampfstellung. Da gibt es kein Zurück und kein Erbarmen. Das weiß jeder, der sie in ihrem Reich gesehen hat, die Fürsten des Grabens mit den harten, entschlossenen Gesichtern, tollkühn, geschmeidig vor- und zurückspringend, mit scharfen, blutdürstigen Augen, Männer, die ihrer Stunde gewachsen waren und die kein Bericht nennt.

Auf dem Rückweg blieb ich neben Hauptmann von Brixen stehen, der mit einigen Leuten einen Feuerkampf gegen eine Reihe von Köpfen führte, die sich vom Rand eines nahen Parallelgrabens abhoben. Ich stellte mich zwischen ihn und einen anderen Schützen und beobachtete die Geschoßeinschläge. In der traumhaften Stimmung, die dem eigentlichen Schock der Verwundung folgt, dachte ich nicht daran, daß mein Verband wie ein weißer Turban weithin leuchtete.

Plötzlich warf mich wieder ein Prall vor die Stirn auf die Grabensohle, während meine Augen durch herabströmendes Blut geblendet wurden. Der Mann neben mir stürzte zu gleicher Zeit und begann zu jammern. Kopfsteckschuß durch Stahlhelm und Schläfe. Der Hauptmann fürchtete, seinen zweiten Kompanieführer an diesem Tage verloren zu haben, stellte indes bei näherem Hinsehen nur zwei oberflächliche Löcher an der Haargrenze fest. Sie rührten wohl von dem zerschellenden Geschoß her oder von Stahlhelmsplintern des Verwundeten. Dieser Verwundete, mit dem ich das Metall ein und desselben Geschosses im Körper trug, besuchte mich nach dem Krieg; er war Arbeiter in einer Zigarettenfabrik und seit diesem Treffer kränklich und wunderlich.

Durch den erneuten Blutverlust geschwächt, schloß ich mich dem Hauptmann an, der zu seiner Befehlsstelle zurückkehrte. Den hart beschossenen Dorfrand von Mœuvres im Laufschrift

überwindend, gewannen wir den Unterstand im Kanalbett, wo ich Verband und Tetanusspritze erhielt.

Am Nachmittag setzte ich mich in ein Lastauto und fuhr nach Lécluse, wo ich dem Oberst von Oppen beim Abendessen Bericht erstattete. Nachdem ich halb im Schlaf, aber in vorzüglicher Stimmung mit ihm eine Flasche Wein geleert hatte, verabschiedete ich mich und warf mich nach diesem gewaltigen Tage mit einem Feierabendgefühl in das Bett, das mir mein treuer Vinke bereitet hatte.

Am übernächsten Tage rückte das Bataillon in Lécluse ein. Am 4. Dezember hielt der Divisionskommandeur, General von Busse, eine Ansprache an die beteiligten Bataillone, in der die Siebente besonders erwähnt wurde. Ich führte sie mit verbundenem Kopf an ihm vorbei.

Mit Recht durfte ich stolz auf meine Leute sein. Kaum achtzig Mann hatten ein langes Grabenstück erobert, eine Menge Maschinengewehre, Minenwerfer und Material erbeutet und zweihundert Gefangene gemacht. Ich hatte die Freude, eine Reihe von Beförderungen und Auszeichnungen verkünden zu können. So hefteten Leutnant Hoppenrath, der Führer der Stoßgruppen, Fähnrich Neupert, der Blockhausstürmer, und auch der kühne Barrikadenverteidiger Kimpenhaus das wohlverdiente Eiserne Erster an die Brust.

Ich behelligte wegen meiner fünften Doppelverwundung nicht erst die Lazarette, sondern ließ sie während eines Weihnachturlaubs zuheilen. Der Riß am Hinterkopf schloß sich schnell, der Splitter an der Stirn wuchs ein, um zwei anderen, die noch von Regniéville her in der linken Hand und im Ohr läppchen saßen, Gesellschaft zu leisten. Während dieser Zeit wurde ich durch das Ritterkreuz des Hausordens von Hohenzollern überrascht, das man mir von draußen nachsandte.

Dieses goldgerandete Kreuz und ein silberner Pokal mit der Inschrift »Dem Sieger von Moeuvres«, den mir die drei anderen Kompanieführer des Bataillons verehrten, sind meine Erinnerungszeichen an die Doppelschlacht vom Cambrai, die als ein erster Versuch, die tödliche Schwerkraft des Stellungskrieges

durch neue Methoden zu überwinden, in die Geschichte eingehen wird.

Auch den durchschossenen Stahlhelm brachte ich zurück und bewahre ihn als Gegenstück zu jenem anderen, den der Oberleutnant der indischen Lanzenreiter getragen hatte, als er seine Mannschaft gegen uns führte.

### AM COJEUL-BACH

Noch vor meinem Urlaub, am 9. Dezember 1917, lösten wir nach wenigen Tagen der Ruhe die zehnte Kompanie in vorderer Linie ab. Die Stellung lag, wie ich schon berichtete, vor dem Dorfe Vis-en-Artois. Mein Abschnitt wurde rechts durch die Straße Arras—Cambrai, links durch das versumpfte Bett des Cojeul-Baches begrenzt, über das wir die Verbindung mit der Nebenkompagnie durch nächtliche Pendelstreifen aufrechterhielten. Die feindliche Stellung entzog sich durch eine zwischen den vorderen Gräben liegende Erhebung der Sicht. Außer einigen Streifen, die sich nachts an unserm Draht zu schaffen machten, und dem Surren eines in der nahen Hubertus-Ferme aufgestellten Lichtmotors nahmen wir von der feindlichen Infanterie kein Lebenszeichen wahr. Unangenehm waren dagegen häufige Gasminenüberfälle, die manches Opfer forderten. Sie erfolgten durch mehrere hundert in die Erde eingebaute Eisenrohre, die elektrisch in einer flammenden Salve entladen wurden. Sowie der Feuerschein aufleuchtete, wurde Gasalarm geschrien, und wer bis zum Einschlag die Maske nicht vor dem Munde hatte, war übel dran. An mancher Stelle erreichte das Gas indessen eine fast absolute Dichte, so daß auch die Maske nichts mehr half, weil einfach kein Sauerstoff zum Atmen geblieben war. So entstand mancher Verlust.

Mein Unterstand war in die steile Wand einer hinter der Stellung gähnenden Kiesgrube getrieben, die fast jeden Tag

stark beschossen wurde. Dahinter ragte in schwarzen Umrissen das Eisengerüst einer zerstörten Zuckerfabrik.

Die Kiesgrube war ein unheimlicher Ort. Zwischen den mit verbrauchtem Kriegsmaterial gefüllten Trichtern staken die windschiefen Kreuze verfallener Gräber. Nachts konnte man nicht die Hand vor Augen sehen und mußte von dem Erlöschen der einen Leuchtkugel auf das Hochsteigen der anderen warten, um nicht vom sicheren Pfade der Laufroste in den Schlamm des Cojeul-Grundes zu geraten.

Die Tage verbrachte ich, wenn ich nicht bei dem im Bau befindlichen Postengraben zu tun hatte, in dem eisigkalten Stollen, las ein Buch und trommelte zur Erwärmung mit den Füßen gegen die Stollenrahmen. Demselben Zweck diente auch die in einer Nische des Kalkfelsens verborgene Flasche voll grünem Pfefferminz, der von meinen Ordonnanzen und mir stark zugesprochen wurde.

Wir froren gehörig; hätten wir jedoch aus der Kiesgrube den Dampf eines Feuerchens zum trüben Dezemberhimmel emporsteigen lassen, so wäre der Platz bald unbewohnbar geworden, da der Feind bislang die Zuckerfabrik für den Sitz der Befehlsstelle zu halten schien und die Hauptmenge seiner Geschosse auf das alte Eisengerümpel verschwendete. So kam erst zur Stunde der Dämmerung Leben in unsere erstarrten Glieder. Der kleine Ofen wurde in Brand gesetzt und verbreitete neben dichtem Qualm auch eine behagliche Wärme. Bald klapperten auf der Stollentreppe die Kochgeschirre der aus Vis zurückkehrenden Essenholer, die bereits sehnsüchtig erwartet wurden. Wenn dann die ewige Folge von Steckrüben, Graupen und Dörrgemüse durch Bohnen oder Nudeln unterbrochen wurde, ließ die Stimmung nichts mehr zu wünschen übrig. Ich freute mich manchmal, an meinem kleinen Tische sitzend, über die urwüchsige Unterhaltung der Ordonnanzen, die, in Tabakswolken gehüllt, um den Ofen hockten, von dem ein Kochgeschirr voll Grog kräftige Düfte ausströmte. Krieg und Frieden, Kampf und Heimat, Ruheort und Urlaub wurden in trockener niedersächsischer Art besprochen, und auch sonst

schnappte ich manchen Kernspruch auf. So verabschiedete sich die Gefechtsordonnanz, die auf Urlaub fuhr, mit den Worten: »Junge, es ist doch zu schön, wenn du die erste Nacht wieder zu Haus im Bette liegst und die Mutter kraucht so ganz dichte an dich ran!«

Am 19. Januar wurden wir um vier Uhr morgens abgelöst und marschierten durch dichtes Schneegestöber nach Gouy, wo wir längere Zeit verweilen sollten, um uns für die Aufgaben der großen Angriffsschlacht vorzubereiten. Den Ausbildungsbefehlen Ludendorffs, die bis zu den Kompanieführern herab verteilt wurden, entnahmen wir, daß der Versuch, den Krieg mit einem mächtigen Schlage zu entscheiden, schon in der nächsten Zeit gewagt werden sollte.

Wir übten die fast vergessenen Formen des Schützengefechts und Bewegungskrieges, auch wurde eifrig mit Gewehr und Maschinengewehr geschossen. Da alle Dörfer hinter der Front bis zur letzten Dachkammer belegt waren, wurde jede Böschung als Scheibenstand benutzt, so daß die Geschosse manchmal wie bei einem Gefecht über das Gelände flirrten. Ein Richtschütze meiner Kompanie schoß mit seinem leichten Maschinengewehr den Kommandeur eines fremden Regiments mitten in einer Kritik aus dem Sattel. Zum Glück kam der Getroffene mit einem leichten Beinschuß davon.

Einige Male unternahm ich mit der Kompanie Übungsangriffe mit scharfen Handgranaten auf verwickelte Grabensysteme, um die Erfahrungen der Cambraischlacht auszuwerten. Auch dabei gab es Verwundete.

Am 24. Januar verabschiedete sich Oberst von Oppen, um in Palästina eine Brigade zu übernehmen. Er hatte das Regiment, dessen Kriegsgeschichte eng mit seinem Namen verflochten ist, ununterbrochen seit dem Herbst 1914 geführt. Oberst von Oppen war ein lebendiges Beispiel dafür, daß es Menschen gibt, die zum Befehlen geboren sind. Stets umgab ihn eine Sphäre der Ordnung und der Zuversicht. Das Regiment ist der letzte Verband, in dem man sich noch persönlich kennt; es ist gewissermaßen die größte soldatische Familie,

und die Prägung eines solchen Mannes wirkt unsichtbar in Tausenden nach. Leider sollten seine Abschiedsworte: »Auf Wiedersehen in Hannover!« nicht in Erfüllung gehen; er starb bald an der asiatischen Cholera. Als ich die Nachricht von seinem Tod bereits vernommen hatte, erhielt ich noch einen Brief von seiner Hand. Ich verdanke ihm viel.

Am 6. Februar siedelten wir wieder nach Lécuse über und wurden am 22. für vier Tage im Trichterfeld links der Straße Dury—Hendecourt untergebracht, um nachts in vorderer Linie zu schanzen. Angesichts der Stellung, die dem Trümmerhaufen des ehemaligen Dorfes Bullecourt gegenüberlag, wurde mir klar, daß ein Teil des gewaltigen Angriffs, von dem an der ganzen Westfront erwartungsvoll geraunt wurde, hier stattfinden sollte.

Überall wurde mit fieberhafter Hast gebaut, wurden Stollen getrieben und neue Wege angelegt. Das Trichterfeld war besät von mitten im kahlen Gelände stehenden Schildchen, auf denen Hieroglyphen standen, die wohl die Aufstellung für Batterien und Befehlsstellen vorzeichneten. Rastlos flogen unsere Flugzeuge Sperre, um den feindlichen den Einblick zu verwehren. Um die Truppe mit genauer Uhrzeit zu versorgen, wurde jeden Mittag Punkt zwölf Uhr von den Fesselballons ein schwarzer Ball heruntergelassen, der um 12.10 Uhr verschwand.

Gegen Ende des Monats marschierten wir wieder nach Gouy in unsere alten Quartiere. Nach mehreren Übungen im Bataillons- und Regimentsverband exerzierten wir zweimal an einer großen, durch weiße Bänder angedeuteten Stellung einen Durchbruch der ganzen Division. Danach hielt ihr Kommandeur eine Ansprache, aus der jedem klar wurde, daß der Sturm in den nächsten Tagen losbrechen würde.

Mit Vergnügen erinnere ich mich des letzten Abends, an dem wir um den runden Tisch saßen und uns mit heißen Köpfen über den bevorstehenden Bewegungskrieg unterhielten. Ging auch in der Begeisterung der letzte Taler für Wein drauf, was brauchten wir noch Geld? Wir würden bald entweder jenseits



der feindlichen Linien oder im besseren Jenseits sein. Nur durch die Vorstellung, daß die Etappe auch leben wolle, konnte uns der Hauptmann davon abhalten, Gläser, Flaschen und Porzellan gegen die Wände zu feuern.

Wir hegten keinen Zweifel daran, daß der große Plan gelingen würde. An uns sollte es jedenfalls nicht fehlen. Auch die Mannschaft war gut in Form. Hörte man sie in ihrer trockenen niedersächsischen Art von dem bevorstehenden »Hindenburg-Flachrennen« reden, so wußte man, daß sie anpacken würde wie immer: zäh, zuverlässig und ohne unnötiges Geschrei.

Am 17. März marschierten wir nach Sonnenuntergang aus den uns bereits liebgewordenen Quartieren nach Brunemont. Alle Straßen waren überfüllt von rastlos sich vorwälzenden Marschsäulen, unzähligen Geschützen und endlosem Troß. Trotzdem herrschte genaue Ordnung nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Mobilmachungsplan. Wehe der Truppe, die nicht peinlich Weg und Marschzeit innehielt; sie wurde in den Straßengraben gedrängt und mußte stundenlang warten, ehe sie sich in eine Lücke zwängen konnte. Einmal gerieten wir doch ins Gedränge, wobei sich das Pferd des Hauptmanns von Brixen auf eine beschlagene Wagendeichsel spießte und verendete.

## DIE GROSSE SCHLACHT

Das Bataillon wurde im Schloß von Brunemont untergebracht. Wir erfuhren, daß wir in der Nacht des 19. März nach vorn marschieren sollten, um in der Nähe von Cagnicourt in Stollen des Trichterfeldes bereitgestellt zu werden, und daß der große Angriff am Morgen des 21. März 1918 beginnen sollte. Das Regiment hatte den Auftrag, zwischen den Dörfern Ecoust-Saint Mein und Noreuil durchzustoßen und am ersten Tage Mory zu erreichen. Das Gebiet war

während der Stellungskämpfe vor Monchy unsere Etappe gewesen; es war uns wohlbekannt.

Ich schickte den Leutnant Schmidt, den wir seines netten Wesens wegen gar nicht anders als »Schmidtchen« nennen konnten, voraus, um die Unterkunft der Kompanie zu sichern. Zur bestimmten Stunde marschierten wir aus Brunemont ab. An einer Straßenkreuzung, an der uns die Führertrupps erwarteten, trennten sich die Kompanien und rückten strahlenförmig nach vorn. Als wir in der Höhe der zweiten Linie waren, in der wir untergebracht werden sollten, stellte sich heraus, daß sich unsere Führer verirrt hatten. Es begann ein Umherschweifen in dem schwach beleuchteten, aufgeweichten Trichtergerölde und ein Fragen bei anderen, ebensowenig unterrichteten Trupps. Um die Mannschaft nicht völlig zu erschöpfen, ließ ich halten und schickte die Führer in verschiedene Richtungen aus.

Die Gruppen setzten die Gewehre zusammen und drängten sich in einen gewaltigen Trichter, während ich mit dem Leutnant Sprenger auf dem Rande eines kleineren saß, von dem man wie aus einem Balkon in den großen Krater hinuntersah. Schon seit einiger Zeit waren ungefähr hundert Schritt vor uns einzelne Einschläge aufgeflammt. Ein neues Geschosß schlug in geringerer Entfernung ein; Splitter klatschten in die Lehmwände. Ein Mann schrie auf und behauptete, am Fuß verwundet zu sein. Während ich mit den Händen den schlammigen Stiefel des Getroffenen nach einem Einschuß untersuchte, rief ich den Gruppen zu, sich in die umliegenden Trichter zu verteilen.

Da pfiff es wieder hoch in der Luft. Jeder hatte das zusammenschnürende Gefühl: die kommt hierher! Dann schmetterte ein betäubender, ungeheurer Krach — die Granate war mitten zwischen uns geschlagen.

Halb betäubt richtete ich mich auf. Aus dem großen Trichter strahlten in Brand geschossene Maschinengewehrurte ein grelles rosa Licht. Es beleuchtete den schwelenden Qualm des Einschlages, in dem sich ein Haufen schwarzer Körper wälzte,

und die Schatten der nach allen Seiten auseinanderstiebenden Überlebenden. Gleichzeitig ertönte ein vielfaches, grauenhaftes Weh- und Hilfeschrei. Die wälzende Bewegung der dunklen Masse in der Tiefe des rauchenden und glühenden Kessels riß wie ein höllisches Traumbild für eine Sekunde den äußersten Abgrund des Schreckens auf.

Nach einem Augenblick der Lähmung, des starren Entsetzens sprang ich auf und rannte wie alle anderen blindlings in die Nacht. Erst in einem Granatloch, in das ich kopfüber gestürzt war, erfaßte ich, was vorgegangen war. — Nichts mehr hören und sehen, nur fort von hier, weg in die tiefe Dunkelheit! — Aber die Leute! Ich mußte mich um sie kümmern, mir waren sie anvertraut. — Ich zwang mich an den schrecklichen Ort zurück. Unterwegs traf ich den Füsilier Haller, der bei Regniéville das Maschinengewehr erbeutet hatte, und nahm ihn mit.

Die Verwundeten stießen noch immer ihre furchtbaren Schreie aus. Einige kamen auf mich zugekrochen und jammernten, als sie meine Stimme erkannten: »Herr Leutnant! Herr Leutnant!« Einer meiner liebsten Rekruten, Jasinski, dem ein Splitter den Schenkel zerknickt hatte, klammerte sich an meine Beine. Meiner Ohnmacht fluchend, klopfte ich ihm ratlos auf die Schulter. Solche Augenblicke graben sich ein.

Ich mußte die Unglücklichen dem einzigen noch lebenden Krankenträger überlassen, um das Häuflein Unverletzter, das sich um mich gesammelt hatte, aus dem gefährdeten Bereich zu führen. Vor einer halben Stunde noch an der Spitze einer kriegsstarren Kompanie, irrte ich nun mit wenigen, völlig niedergeschlagenen Leuten durch das Grabengewirr. Ein Milchgesicht, das erst vor einigen Tagen, von seinen Kameraden verspottet, beim Exerzieren der schweren Munitionskästen wegen geweint hatte, schleppte nun diese Last, die es aus dem furchtbaren Auftritt gerettet hatte, getreulich auf unseren mühsamen Wegen mit. Diese Beobachtung gab mir den Rest. Ich warf mich zu Boden und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, während die Leute düster um mich herumstanden.

Nachdem wir einige Stunden lang erfolglos, oft von einschlagenden Granaten bedroht, durch Gräben gehastet waren, in denen Schlamm und Wasser fußhoch standen, verkrochen wir uns, zu Tode erschöpft, in einige in die Wände eingebaute Munitionsnischen. Vinke breitete seine Decke über mich; trotzdem konnte ich kein Auge schließen und erwartete, Zigarren rauchend, in einem Gefühl der äußersten Teilnahmslosigkeit die Dämmerung.

Das erste Tageslicht entschleierte ein unglaubliches Leben im Trichterfeld. Zahllose Trupps suchten noch ihre Deckungen zu erreichen. Artilleristen schleppten Munition, Minenwerfer zogen ihre Fahrzeuge; Fernsprecher und Lichtsignalisten bauten Leitungen. Es war der reinste Jahrmarktstrubel tausend Meter vom Feinde, der unbegreiflicherweise nichts zu merken schien.

Endlich stieß ich auf den Führer der Maschinengewehrkompanie, Leutnant Fallenstein, einen alten Frontoffizier, der mir unsere Unterkunft zeigen konnte. Sein erstes Wort war: »Mensch, wie sehen Sie denn aus? Sie sind ja ganz gelb im Gesicht.« Er zeigte auf einen großen Stollen, an dem wir in der Nacht wohl ein dutzend Mal vorbeigelaufen waren und in dem ich Schmidtchen antraf, der von unserem Unglück noch nichts wußte. Auch die Leute, die uns hätten einweisen sollen, fand ich hier wieder. Seit diesem Tage habe ich, wenn wir eine neue Stellung bezogen, die Auswahl der Führer stets selbst und mit der größten Vorsicht getroffen. Im Kriege lernt man gründlich, aber das Lehrgeld ist hoch.

Nachdem ich meine Begleiter untergebracht hatte, machte ich mich auf den Weg nach der Schreckensstelle der vergangenen Nacht. Der Platz sah schaurig aus. Rings um die verbrannte Einschlagsstelle lagen über zwanzig geschwärzte Leichen, fast alle bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt. Einige der Gefallenen mußten wir später als vermißt führen, da nichts von ihnen geblieben war.

Soldaten aus den benachbarten Grabenstücken waren damit beschäftigt, aus dem gräßlichen Gewirr die blutbesudel-

ten Sachen der Toten hervorzuziehen und nach Beute zu durchsuchen. Ich jagte sie fort und gab meinem Läufer den Auftrag, die Brieftaschen und Wertsachen an sich zu nehmen, um sie für die Hinterbliebenen zu retten. Wir mußten sie allerdings am folgenden Tage beim Sturm zurücklassen.

Zu meiner Freude kam aus einem nahen Stollen Sprenger mit einer Schar von Leuten, die dort die Nacht verbracht hatten. Ich ließ die Gruppenführer melden und erfuhr, daß wir noch dreiundsechzig Mann zählten. Mit über hundertundfünfzig war ich am Abend zuvor in bester Stimmung ausgezogen! Es gelang mir, über zwanzig Tote und über sechzig Verwundete, von denen später noch viele ihren Verletzungen erlagen, zu ermitteln. Die Nachforschungen brachten viele Gänge in den Gräben und Trichtern mit sich, aber sie lenkten auch von den Schreckensbildern ab.

Der einzige, schwache Trost war, daß es noch schlimmer hätte kommen können. So stand der Füsilier Rust so dicht neben dem Einschlag, daß die Tragegurte seiner Munitionskästen anfangen zu brennen. Der Unteroffizier Peggau, der freilich am nächsten Tage sein Leben lassen mußte, stand, ohne auch nur geritzt zu werden, zwischen zwei Kameraden, die völlig zerrissen wurden.

Wir verbrachten den Rest des Tages in gedrückter Stimmung, meist schlafend. Ich mußte häufig zum Bataillonskommandeur, da immer wieder etwas über den Angriff zu besprechen war. Sonst führte ich, auf einer Pritsche liegend, mit meinen beiden Offizieren eine Unterhaltung über die nebensächlichsten Dinge, um den marternden Gedanken zu entgehen. Der stete Kehrreim war: »Mehr als totgeschossen können wir, Gott sei Dank, nicht werden!« Einige Worte, mit denen ich die Leute zu ermuntern suchte, die schweigend auf der Stollentreppe zusammenkauerten, schienen wenig Wirkung zu haben. Ich war auch zum Ermutigen nicht aufgelegt.

Um zehn Uhr abends brachte ein Melder den Befehl zum Abmarsch in die vordere Linie. Wenn ein Tier der Wildnis aus seiner Höhle hervorgezerrt wird oder ein Seemann die ret-

tende Planke unter seinen Füßen sinken fühlt, mögen sie Ähnliches empfinden wie wir, als wir uns nun von dem sicheren, warmen Stollen trennen und in die unwirtliche Nacht hinaus mußten.

Dort herrschte bereits Unruhe. Wir eilten in scharfem Schrapnellfeuer durch den Felixgraben und kamen ohne Verluste vorn an. Während wir uns unten durch die Gräben wanden, fuhr auf Brücken über unseren Köpfen schon Artillerie in vorgeschobene Stellungen. Dem Regiment, als dessen vorderstes Bataillon wir antreten sollten, war ein ganz schmaler Abschnitt zugeteilt. Sämtliche Stollen waren im Nu überfüllt. Die Draußengebliebenen gruben sich Löcher in die Grabenwände, um während des vor dem Angriff zu erwartenden Artillerieschusses wenigstens etwas Schutz zu haben. Nach vielem Hin und Her hatte jeder ein Loch gefunden. Noch einmal versammelte Hauptmann von Brixen die Kompanieführer zur Besprechung. Zum letzten Mal wurden die Uhren verglichen, dann trennten wir uns mit einem Händedruck.

Ich setzte mich neben meine beiden Offiziere auf eine Stollentreppe, um den Zeitpunkt 5.05 Uhr zu erwarten, mit dem die Feuervorbereitung beginnen sollte. Die Stimmung hatte sich etwas aufgeheitert, da es nicht mehr regnete und die sternklare Nacht einen trockenen Morgen versprach. Wir verbrachten die Zeit, indem wir rauchten und plauderten. Um drei Uhr wurde gefrühstückt, und die Feldflasche machte die Runde. In den ersten Morgenstunden wurde die feindliche Artillerie so lebhaft, daß wir fürchteten, der Engländer habe Lunte gerochen. Einige von den vielen im Gelände verteilten Munitionsstapeln flogen in die Luft.

Kurz vor Beginn wurde folgender Funkspruch bekanntgegeben: »S.M. der Kaiser und Hindenburg haben sich an den Schauplatz der Operationen begeben.« Er wurde mit Beifall begrüßt.

Immer weiter rückte der Zeiger; wir zählten die letzten Minuten mit. Endlich stand er auf 5.05 Uhr. Der Orkan brach los.

Ein flammender Vorhang fuhr hoch, von jähem, nie gehörtem Aufbrüllen gefolgt. Ein rasender Donner, der auch die schwersten Abschüsse in seinem Rollen verschlang, ließ die Erde erzittern. Das riesenhafte Vernichtungsgebrüll der unzähligen Geschütze hinter uns war so furchtbar, daß auch die größten der überstandenen Schlachten dagegen erschienen wie ein Kinderspiel. Was wir nicht gewagt hatten zu hoffen, geschah: Die feindliche Artillerie blieb stumm; sie war mit einem Riesenschlag zu Boden gestreckt. Wir hielten es im Stollen nicht länger aus. Auf Deckung stehend, bestaunten wir die über den englischen Gräben flammende turmhohe Feuerwand, die sich hinter wallenden blutroten Wolken verschleierte.

Das Schauspiel wurde durch Augentränen und ein empfindliches Brennen der Schleimhäute gestört. Die vom Gegenwind zurückgetriebenen Dünste unserer Gasgranaten hüllten uns in einen starken Bittermandelgeruch ein. Ich beobachtete voll Sorge, daß manche der Männer zu husten und zu würgen begannen und sich endlich die Masken vom Gesicht rissen. Daher bemühte ich mich, den ersten Husten zu unterdrücken und mit dem Atem hauszuhalten. Allmählich verzog sich der Dunst, und nach einer Stunde konnten wir die Masken absetzen.

Es war Tag geworden. Hinter uns wuchs das ungeheure Getöse fortwährend, obwohl kaum eine Steigerung möglich schien. Vor uns war eine dem Blick undurchdringliche Wand von Rauch, Staub und Gas entstanden. Vorübereilende brüllten uns freudige Zurufe ins Ohr. Infanteristen und Artilleristen, Pioniere und Fernsprecher, Preußen und Bayern, Offiziere und Mannschaften, alle waren überwältigt von der elementaren Wucht des Feuersturmes und brannten darauf, um 9.40 Uhr anzutreten. Um 8.25 Uhr griffen unsere schweren Minenwerfer ein, die massiert hinter dem vorderen Graben bereitstanden. Wir sahen die gewaltigen Zwei-Zentner-Minen im hohen Bogen durch die Luft fliegen und drüben mit vulkanischen Explosionen zu Boden fallen. Wie eine Kette spritzender Krater standen ihre Einschläge.

Selbst die Naturgesetze schienen ihre Gültigkeit verloren

zu haben. Die Luft flimmerte wie an heißen Sommertagen, und ihre wechselnde Dichte ließ feste Gegenstände hin- und hertanzen. Schattenstriche huschten durch das Gewölk. Das Getöse war absolut geworden, man hörte es nicht mehr. Nur unklar merkte man, daß Tausende rückwärtiger Maschinengewehre ihre bleiernen Schwärme ins Blaue fegten.

Die letzte Stunde der Vorbereitung wurde gefährlicher als die vier anderen, während deren wir uns achtlos auf Deckung bewegt hatten. Der Feind brachte eine schwere Batterie ins Feuer, die Schuß um Schuß in unseren überfüllten Graben warf. Um auszuweichen, begab ich mich nach links und stieß auf den Adjutanten, Leutnant Heins, der mich nach dem Leutnant von Solemacher fragte: »Der muß sofort das Bataillon übernehmen, Hauptmann von Brixen ist eben gefallen.« Erschüttert von dieser Schreckensnachricht ging ich zurück und setzte mich in ein tiefes Erdloch. Auf dem kurzen Wege hatte ich die Tatsache schon wieder vergessen. Ich wandelte wie im Schlaf, wie im tiefen Traum durch das Unwetter.

Vor meinem Erdloch stand der Unteroffizier Dujesiefken, mein Begleiter bei Regniéville, und bat mich, in den Graben zu kommen, da beim kleinsten Einschlag die Erdmassen über mir zusammenstürzen würden. Eine Explosion riß ihm das Wort vom Munde: mit einem abgerissenen Bein stürzte er zu Boden. Da war jede Hilfe umsonst. Ich sprang über ihn hinweg und hastete nach rechts, wo ich in ein Fuchsloch kroch, in dem bereits zwei Pioniere Zuflucht gesucht hatten. Im engen Umkreis setzten die schweren Geschosse ihr Wüten fort. Man sah plötzlich schwarze Erdklumpen aus einer weißen Wolke wirbeln; der Einschlag wurde vom allgemeinen Tosen verschluckt. Im Grabenstückchen links neben uns wurden drei Leute meiner Kompanie zerrissen. Einer der letzten Treffer, ein Blindgänger, erschlug das arme Schmidtchen, das noch auf der Stollentreppe saß.

Ich stand mit Sprenger, die Uhr in der Hand, vor meinem Fuchsloch und erwartete den großen Augenblick. Um uns hatten sich die Reste der Kompanie geschart. Es gelang uns,



sie durch Scherzworte von urwüchsiger Derbheit aufzuheitern und abzulenken. Der Leutnant Meyer, der einen Augenblick um die Schulterwehr lugte, erzählte mir später, daß er uns für wahnsinnig gehalten habe.

Um 9.10 Uhr verließen die Offizierspatrouillen, die unsere Aufstellung sichern sollten, den Graben. Da die beiden Stellungen über achthundert Meter auseinanderlagen, mußten wir noch während der Vorbereitung antreten und uns im Niemandslande derart bereitlegen, daß wir um 9.40 in die erste feindliche Linie springen konnten. Auch Sprenger und ich kletterten also nach einigen Minuten, gefolgt von der Kompanie, auf die Brustwehren.

»Nun wollen wir mal zeigen, was die Siebente kann!« »Jetzt ist mir alles egal!« »Rache für die siebte Kompanie!« »Rache für Hauptmann von Brixen!« Wir zogen die Pistolen und überschritten den Draht, durch den sich schon die ersten Verwundeten zurückschleppten.

Ich blickte nach rechts und links. Die Völkerscheide bot ein seltsames Bild. In den Trichtern vor dem feindlichen Graben, der im Feuersturm wieder und wieder umgewühlt wurde, harrten in unübersehbarer Front, kompanieweise zusammengelumpt, die Angriffsbataillone. Beim Anblick dieser aufgestauten Massen schien mir der Durchbruch gewiß. Ob aber auch die Kraft in uns steckte, die feindlichen Reserven zu zersplittern und vernichtend auseinanderzureißen? Ich erwartete es bestimmt. Der Endkampf, der letzte Anlauf schien gekommen. Hier wurde das Schicksal von Völkern zum Austrag gebracht, es ging um die Zukunft der Welt. Ich empfand die Bedeutung der Stunde, und ich glaube, daß jeder damals das Persönliche sich auflösen fühlte und daß die Furcht ihn verließ.

Die Stimmung war sonderbar, von höchster Spannung überhitzt. Offiziere standen aufrecht und wechselten erregte Scherzworte. Ich sah Solemacher inmitten seines kleinen Stabes, im Mantel wie ein Jäger, der an einem kalten Tage auf das Treiben wartet, eine halblange Pfcife mit grünem Kopf in der

Hand. Wir winkten uns brüderlich zu. Oft ging eine schwere Mine zu kurz, warf einen kirchturmhohen Springquell hoch und überschüttete die Harrenden mit Erde, ohne daß einer auch nur den Kopf beugte. Der Schlachtendonner war so fürchterlich geworden, daß keiner mehr bei klarem Verstande war.

Drei Minuten vor dem Angriff winkte mir Vinke mit einer gefüllten Feldflasche. Ich tat einen tiefen Zug. Es war, als ob ich Wasser hinabstürzte. Nun fehlte noch die Offensivzigarre. Dreimal löschte der Luftdruck das Streichholz aus.

Der große Augenblick war gekommen. Die Feuerwalze rollte auf die ersten Gräben zu. Wir traten an.

Der Zorn zog nun wie ein Gewitter auf. Tausende mußten schon gefallen sein. Das war zu spüren; obwohl das Feuer fortfuhr, schien es still zu werden, als verlöre es seine gebietende Kraft.

Das Niemandland war dicht von Angreifern erfüllt, die einzeln, in Trüppchen oder in hellen Haufen auf den feurigen Vorhang zuschritten. Sie liefen nicht, sie nahmen auch nicht Deckung, wenn zwischen ihnen die turmhohen Fahnen aufstiegen. Schwerfällig, doch unaufhaltsam gingen sie auf die feindliche Linie zu. Es schien, daß die Verwundbarkeit nun aufgehoben war.

Inmitten der Massen, die sich erhoben hatten, war es zugleich einsam; die Verbände waren nun vermischt. Ich hatte die Meinen aus dem Blick verloren; sie hatten sich wie eine Welle in der Brandung aufgelöst. Nur Vinke und ein Einjähriger namens Haake waren neben mir. Die rechte Hand hielt den Pistolenschaft umklammert, die linke einen Reitstock aus Bambusrohr. Noch trug ich, obwohl mir sehr heiß war, den langen Mantel und, der Vorschrift entsprechend, Handschuhe. Im Vorgehen erfaßte uns ein berserkerhafter Grimm. Der übermächtige Wunsch zu töten beflügelte meine Schritte. Die Wut entpreßte mir bittere Tränen.

Der ungeheure Vernichtungswille, der über der Walstatt lastete, verdichtete sich in den Gehirnen und tauchte sie in

rote Nebel ein. Wir riefen uns schluchzend und stammelnd abgerissene Sätze zu, und ein unbeteiligter Zuschauer hätte vielleicht glauben können, daß wir von einem Übermaß an Glück ergriffen seien.

Ohne Schwierigkeiten durchschritten wir ein zeretztes Drahtgewirr und setzten in einem Sprung über den ersten Graben, der kaum noch kenntlich war. Die Sturmwelle tanzte wie eine Reihe von Gespenstern durch weiße, wallende Dämpfe über die eingebnete Mulde hinweg. Hier stand kein Gegner mehr.

Wider alles Erwarten knatterte uns aus der zweiten Linie Maschinengewehrfeuer entgegen. Ich sprang mit meinen Begleitern in einen Trichter. Eine Sekunde später gab es einen furchtbaren Krach, und ich sackte vornüber. Vinke packte mich am Kragen und drehte mich auf den Rücken: »Sind Herr Leutnant verwundet?« Es war nichts zu finden. Der Einjährige hatte ein Loch im Oberarm und versicherte stöhnend, daß ihm eine Kugel in den Rücken geschlagen sei. Wir rissen ihm die Uniform vom Leibe und verbanden ihn. Eine glatte Furche zeigte an, daß ein Schrapnell in Höhe unserer Gesichter auf den Trichterrand geschlagen war. Ein Wunder, daß wir noch lebten. Sie waren drüben noch stärker, als wir gedacht hatten.

Inzwischen waren die anderen an uns vorbeigeschritten. Wir stürzten ihnen nach, den Verwundeten seinem Schicksal überlassend, nachdem wir ein Stück Holz mit einem weißen Mullfetzen neben ihm in den Boden gesteckt hatten als Zeichen für die den Stürmern folgende Welle von Krankenträgern. Halb links vor uns tauchte der mächtige Eisenbahndamm Ecoust-Croisilles, den wir überschreiten mußten, aus dem Dunst. Aus eingebauten Schießscharten und Stollenfenstern prasselte Gewehr- und Maschinengewehrfeuer so dicht, als ob ein Sack voll Erbsen ausgeschüttet würde. Es war gezielt.

Auch Vinke war abhanden gekommen. Ich folgte einem Hohlweg, aus dessen Böschung eingedrückte Unterstände gähnten. Wütend schritt ich voran, über den schwarzen, aufgerissenen

Boden, dem noch die stickigen Gase unserer Granaten entschwelten. Ich war ganz allein.

Da erblickte ich den ersten Feind. Eine Gestalt in brauner Uniform, anscheinend verwundet, kauerte zwanzig Schritt voraus in der Mitte der zertrommelten Mulde, die Hände auf den Boden gestützt. Wir nahmen uns wahr, als ich um eine Windung bog. Ich sah sie bei meinem Erscheinen zusammenfahren und mich mit weitgeöffneten Augen anstarren, während ich, das Gesicht hinter der Pistole verborgen, mich langsam und böseartig näherte. Ein blutiger Auftritt ohne Zeugen bereitete sich vor. Es war eine Erlösung, den Widersacher endlich greifbar zu sehen. Ich setzte die Mündung an die Schläfe des vor Angst Gelähmten, die andere Faust in seinen Uniformrock krallend, der Orden und Rangabzeichen trug. Ein Offizier; er mußte in diesen Gräben kommandiert haben. Mit einem Klagelaut griff er in seine Tasche, aber er zog keine Waffe, sondern ein Lichtbild aus ihr hervor, das er mir vor die Augen hielt. Ich sah ihn darauf, von einer vielköpfigen Familie umgeben, auf einer Terrasse stehen.

Das war eine Beschwörung aus einer versunkenen, ungläublich fernen Welt. Ich habe es später als ein großes Glück betrachtet, daß ich ihn losließ und weiter vorstürzte. Gerade dieser eine erschien mir noch oft im Traum. Das ließ mich hoffen, daß er die Heimat wiedergesehen hat.

Von oben sprangen Leute meiner Kompanie in den Hohlweg hinab. Mir war glühend heiß. Ich riß den Mantel herunter und schleuderte ihn fort. Ich weiß noch, daß ich einige Mal sehr energisch rief: »Jetzt zieht Leutnant Jünger seinen Mantel aus« und die Füsilier dazu lachten, als ob ich den köstlichsten Witz gemacht hätte. Oben lief alles über Deckung, ohne der höchstens vierhundert Schritt entfernten Maschinengewehre zu achten. Auch ich rannte blindlings den feuerspeienden Bahndamm an. In irgendeinem Trichter sprang ich auf eine pistoleschießende Gestalt in braunem Manchester. Es war Kius, der sich in ähnlicher Stimmung befand und mir zur Begrüßung eine Handvoll Munition zusteckte.

Ich schließe daraus, daß das Eindringen in den Trichtersaum auf Widerstand gestoßen war, denn ich hatte mir vor dem Sturm einen guten Vorrat an Pistolenkugeln eingesteckt. Wahrscheinlich hatten sich hier die Reste der aus den vorderen Gräben geworfenen Besatzung eingenistet und tauchten bald hier, bald dort zwischen den Angreifern auf. Es fehlt mir aber für diesen Abschnitt die persönliche Erinnerung. Ich durchmaß ihn jedenfalls, ohne verwundet zu werden, obwohl nicht nur das Feuer aus den Trichtern sich kreuzte, sondern auch vom Bahndamm her die Geschosse auf Freund und Feind wie ein Bienenschwarm losfuhren. Sie mußten dort fast unerschöpfliche Vorräte an Munition haben.

Unsere Aufmerksamkeit richtete sich nun auf dieses Bollwerk, das als drohender Wall vor uns aufragte. Das zernarbte Feld, das uns von ihm trennte, bevölkerten Hunderte von versprengten Engländern. Sie suchten zum Teil den Damm noch zu erreichen, zum Teil waren sie in Handgemenge verstrickt.

Kius teilte mir später Einzelheiten mit, die ich mit dem Gefühl vernahm, das man empfindet, wenn man einen Dritten von tollen Streichen berichten hört, die man im Rausch begangen hat. So hatte er einen Engländer mit Handgranaten durch ein Grabenstück gejagt. Als ihm die Wurfgeschosse ausgingen, setzte er, um seinen Gegner »im Laufen zu halten«, die Verfolgung mit Erdklumpen fort, während ich oben auf Deckung stand und mir vor Lachen die Seiten hielt.

Unter solchen Abenteuern erreichten wir, ohne es recht zu merken, den Bahndamm, der ununterbrochen wie eine große Maschine Feuer schleuderte. Hier setzt meine Erinnerung, und zwar mit der Wahrnehmung einer äußerst günstigen Lage, wieder ein. Wir waren nicht getroffen worden, und nun verwandelte sich, da wir hart an seiner Böschung standen, der Bahndamm aus einem Hindernis in eine Deckung für uns. Ich sah, wie aus einem tiefen Traum erwachend, daß sich die deutschen Stahlhelme durch das Trichterfeld näherten. Sie wuchsen wie eine eiserne Saat aus dem mit Feuer gepflügten Boden empor. Zugleich nahm ich wahr, daß dicht neben meinem Fuß

aus einem mit Sackleinwand verhängten Stollenfenster der Lauf eines schweren Maschinengewehrs hervorlugte. Der Lärm war so stark, daß wir nur am Zittern der Mündung erkannten, daß die Waffe feuerte. Der Verteidiger war also nur noch um Armeslänge von uns entfernt. In dieser unmittelbaren Nähe am Feind lag unsere Sicherheit. Es lag auch sein Untergang darin. Ein heißer Dunst stieg von der Waffe auf. Sie mußte viele getroffen haben und mähte immer noch. Der Lauf bewegte sich nur wenig; das Feuer war gezielt.

Ich startete gebannt auf das heiße, vibrierende Stück Eisen, das den Tod aussäte und fast meinen Fuß streifte. Dann schoß ich durch das Tuch. Ein Mann, der neben mir auftauchte, riß es fort und warf eine Handgranate in die Öffnung hinein. Ein Stoß und die entquellende weißliche Wolke verrieten die Wirkung. Das Mittel war rauh, doch probat. Die Mündung bewegte sich nicht mehr, die Waffe schwieg. Wir rannten an der Böschung entlang, um die nächsten Luken in der gleichen Art zu bearbeiten, und brachen so einige Wirbel aus dem Rückgrat der Verteidigung. Ich hob die Hand, um unsere Leute, deren Geschosse uns aus nächster Entfernung um die Ohren schellen, zu verständigen. Sie winkten freudig zurück. Nun erklimmen wir mit hundert anderen zugleich den Damm. Zum ersten Mal im Krieg sah ich Massen aufeinanderprallen. Die Engländer hielten auf der hinteren Böschung zwei terrassenartig eingehauene Gräben besetzt. Geschosse wurden auf wenige Meter gewechselt, Handgranaten flogen im Bogen hinab.

Ich sprang in den ersten Graben; um die nächste Schulterwehr stürzend, stieß ich mit einem englischen Offizier in offener Jacke und heraushängender Halsbinde zusammen; ich packte ihn und schleuderte ihn gegen einen Sandsackwall. Hinter mir tauchte der weißhaarige Kopf eines Majors auf, der mir zuschrie: »Schlag den Hund tot!«

Das war unnötig. Ich wandte mich dem unteren Graben zu, der von Engländern wimmelte. Es war wie bei einem Schiffsuntergang. Einige warfen Enteneier, andere schossen mit Colt-

revolvern, die meisten flüchteten. Wir hatten nun die Oberhand. Ich drückte wie im Traum meine Pistole ab, nachdem ich längst keine Kugel mehr im Lauf hatte. Ein Mann neben mir warf Handgranaten unter die Davonhastenden. Ein tellerförmiger Stahlhelm stieg kreiselnd hoch in die Luft.

In einer Minute war der Kampf entschieden. Die Engländer sprangen aus ihren Gräben und flohen über das freie Feld. Von der Dammkrone raste ein tolles Verfolgungsfeuer los. Die Fliehenden überschlugen sich im Laufen, und in einigen Sekunden war der Boden mit Gefallenen bedeckt. Das war die andere Seite des Bahndammes.

Auch Deutsche waren bereits im Vorfelde. Neben mir stand ein Unteroffizier und starrte mit offenem Mund in das Gefecht. Ich nahm sein Gewehr und schoß auf einen Engländer, der mit zwei Deutschen im Handgemenge war. Die beiden stutzten einen Augenblick über die unsichtbare Hilfe, um gleich darauf weiterzugehen.

Der Erfolg brachte eine zauberhafte Wirkung hervor. Obwohl längst von der Führung einheitlicher Verbände keine Rede mehr sein konnte, gab es für jeden nur eine Richtung: Vor! Jeder rannte geradeaus los.

Als Ziel wählte ich eine kleine Anhöhe, auf der die Trümmer eines Häuschens, ein Grabkreuz und ein zerstörtes Flugzeug zu sehen waren. Andere waren bei mir; wir bildeten ein Rudel und drangen im Eifer in die Flammenwand der eigenen Feuerwalze ein. Wir mußten uns in die Trichter werfen und das weitere Vorrücken des Feuers abwarten. Neben mir entdeckte ich einen jungen Offizier eines anderen Regiments, der sich gleich mir über das gute Gelingen des ersten Ansturmes freute. Die gemeinsame Begeisterung brachte uns in den wenigen Augenblicken so nahe, als ob wir uns schon jahrelang gekannt hätten. Der nächste Sprung trennte uns auf Nimmerwiedersehen.

Selbst in diesen furchtbaren Augenblicken geschah etwas Witziges. Ein Mann neben mir riß sein Gewehr an die Backe, um wie bei einer Treibjagd auf einen Hasen zu schießen, der

plötzlich durch unsere Linien sprang. Der Einfall kam so verblüffend, daß ich lachen mußte. Es kann eben nichts so schrecklich sein, als daß nicht irgendein verwegener Geselle noch seinen Trumpf daraufsetzte.

Neben der Hausruine lag ein Grabenstück, das vom jenseitigen Grunde mit Maschinengewehren abgekämmt wurde. Ich sprang in einem Anlauf hinein und fand es unbesetzt. Gleich darauf erschienen Oskar Kius und von Wedelstädt. Ein Gefechtsläufer Wedelstädt's, der als letzter kam, brach mitten im Sprunge zusammen und blieb, durchs Auge getroffen, tot liegen. Als Wedelstädt diesen Letzten seiner Kompanie stürzen sah, stützte er seinen Kopf auf die Grabenwand und weinte. Auch er sollte den Tag nicht überleben.

Im Grunde lag eine stark befestigte Hohlwegstellung, davor an den beiden aufgewulsteten Rändern einer Mulde zwei Maschinengewehrnester. Die Feuerwalze war schon über diese Stellung hinweggerollt; der Gegner schien sich erholt zu haben und schoß, was aus den Läufen wollte. Wir waren von ihm durch einen fünfhundert Meter breiten Geländestreifen getrennt, über den die Geschoßgarben wie Bienenschwärme surrten.

Nach kurzer Atempause sprangen wir mit wenigen Leuten aus unserem Grabenstück auf den Feind zu. Es ging um Leben und Tod. Nach ein paar Sprüngen lag ich mit einem Begleitmann allein dem linken Maschinengewehrnest gegenüber. Deutlich sah ich hinter dem kleinen Erdaufwurf einen flach behelmten Kopf neben einem emporsteigenden feinen Wasserdampfstrahl. Ich näherte mich durch ganz kurze Sprünge, um keine Zeit zum Zielen zu geben, und lief im Zickzack, damit die Gewehre nicht eingerichtet werden konnten. Jedesmal, wenn ich lag, schleuderte mir mein Mann einen Rahmen Patronen zu, mit denen ich das Duell führte. »Patronen, Patronen!« Ich wandte mich um und sah ihn zuckend auf der Seite liegen.

Von links, wo der Widerstand nicht so stark war, erschienen einige Leute, welche die Verteidiger fast mit Handgranaten erreichen konnten. Ich setzte zum letzten Sprung an und stol-



perte über einen Drahtverhau in das Grabenstück. Die Engländer rannten, von allen Seiten beschossen, zum rechten Nest hinüber, ihre Waffe zurücklassend. Das Maschinengewehr war halb unter einem riesigen Haufen abgeschossener Messinghülsen versteckt. Es dampfte und war noch glühend heiß. Davor lag mein Gegner, ein athletischer Engländer, dem ein Kopfschuß ein Auge herausgetrieben hatte. Der Riese mit dem großen weißen Augapfel vor dem rauchgeschwärzten Schädel sah schaurig aus. Da ich vor Durst fast verschmachtete, hielt ich mich nicht weiter auf, sondern suchte nach Wasser. Ein Stolleneingang zog mich an. Ich blickte hinein und sah unten einen Mann sitzen, der Munitionsgurte über seine Knie zog und ordnete. Allem Anschein nach hatte er noch keine Ahnung, wie sehr sich die Lage verändert hatte. Ich nahm ihn in aller Ruhe auf das Korn meiner Pistole, aber anstatt sofort zu schießen, wie es die Vorsicht gebot, rief ich ihm zu: »Come here, hands up!« Er sprang hoch, starrte mich entgeistert an und verschwand im Dunkel des Stollens. Ich schleuderte eine Handgranate hinter ihm her. Wahrscheinlich hatte der Stollen noch einen zweiten Ausgang, denn hinter einer Schulterwehr erschien ein Unbekannter und äußerte lakonisch: »Die eben geschossen haben, sind erledigt.«

Endlich entdeckte ich einen Blechkasten voll Kühlwasser. Ich stürzte die ölige Flüssigkeit in langen Zügen hinunter, füllte mir eine englische Feldflasche und gab auch den anderen zu trinken, die plötzlich das Grabenstück füllten.

Als Kuriosum möchte ich noch erwähnen, daß der erste Gedanke, der mir nach dem Eindringen in dieses Maschinengewehrnest kam, sich mit einer Erkältung beschäftigte, an der ich gerade litt. Geschwollene Mandeln machten mich von jeher um meine Gesundheit besorgt; ich faßte mir daher an den Hals und stellte zu meiner Befriedigung fest, daß das Dampfbad erster Ordnung, das hinter mir lag, mich kuriert hatte.

Währenddessen leisteten das rechte Maschinengewehrnest und die Besatzung des sechzig Meter vor uns liegenden Hohlweges noch immer erbitterten Widerstand. Die Burschen wehr-

ten sich wirklich glänzend. Wir versuchten, das englische Maschinengewehr auf sie einzurichten, hatten aber keinen Erfolg damit, vielmehr sauste mir bei diesem Bemühen ein Geschloß am Kopfe vorbei, streifte einen hinter mir stehenden Jägerleutnant und verwundete einen Mann sehr bedenklich am Oberschenkel. Mit mehr Glück brachte die Bedienung eines leichten Maschinengewehrs ihre Waffe am Rande unseres kleinen Grabenhalbmondes in Stellung und jagte den Engländern eine Reihe von Geschossen in die Flanke.

Diesen Augenblick der Überraschung benutzten die Stürmer rechts und liefen frontal auf den Hohlweg los, voran unsere noch ganz unversehrte Neunte unter Führung des Leutnants Gipkens. Aus allen Trichtern erhoben sich nun gewehrschwingende Gestalten und rannten mit furchtbarem Hurra die feindliche Stellung an, aus der die Verteidiger in großer Zahl hervorkamen. Sie eilten mit hochgereckten Armen nach hinten, um der Wut der ersten Sturmwelle zu entinnen, vor allem der einer Ordonnanz von Gipkens, die wie ein Berserker wütete. Ich wohnte dem Anprall, der sich hart am Rande unseres kleinen Erdwerkes abspielte, mit erstarrter Aufmerksamkeit bei. Hier sah ich, daß ein Verteidiger, der dem Angreifer bis auf fünf Schritt seine Geschosse durch den Leib jagt, auf Gnade nicht rechnen kann. Der Kämpfer, dem während des Anlaufs ein blutiger Schleier vor den Augen wallte, will nicht gefangennehmen; er will töten.

Der gestürmte Hohlweg war von Waffen, Monturen und Vorräten gesäumt. Dazwischen lagen Gefallene in grauen und braunen Uniformen, stöhnten Verwundete. Soldaten aus den verschiedensten Regimentern waren zusammengeströmt und standen, durcheinanderschreiend, zu einem dichten Klumpen geballt. Offiziere zeigten ihnen mit Spazierstöcken die Verlängerung der Mulde, und der Kampfhaufen setzte sich mit erstaunlicher Gleichgültigkeit schwerfällig in Bewegung.

Die Mulde lief in eine Höhe aus, auf der feindliche Kolonnen auftauchten. Wir gingen, ab und zu stehenbleibend und schießend, vor, bis wir durch heftiges Feuer aufgehalten wurden.

Es war ein peinliches Gefühl, die Kugeln neben dem Kopf in den Boden knallen zu hören. Kius, der wieder herangekommen war, hob ein abgeplattetes Geschoß auf, das vor seiner Nase liegegeblieben war. In diesem Augenblick bekam ein Mann weit links von uns einen Schuß gegen den Helm, von dem die ganze Mulde widerhallte. Wir benutzten eine Feuerpause, um einen der hier bereits spärlich gewordenen Trichter zu erreichen. Dort fanden sich die überlebenden Offiziere unseres Bataillons zusammen, das jetzt von Leutnant Lindenberg geführt wurde, da auch der Leutnant von Solemacher beim Sturm auf den Bahndamm mit einem tödlichen Bauchschuß geblieben war. Am rechten Hang der Schlucht spazierte zur allgemeinen Heiterkeit der von den 10. Jägern zu uns kommandierte Leutnant Breyer, den Spazierstock in der Hand und eine halblange Jägerpfeife im Munde, mit umgehängter Büchse durch das Feuer, als ginge es zur Hasenjagd.

Wir erzählten uns in kurzen Worten unsere Abenteuer und boten uns Feldflasche und Schokolade an, dann ging es »auf allgemeinen Wunsch« wieder vor. Die Maschinengewehre, anscheinend in der Flanke bedroht, waren verschwunden. Wir mochten bislang drei oder vier Kilometer gewonnen haben. Die Mulde wimmelte jetzt von Angreifern. So weit das Auge nach hinten blicken konnte, rückten sie in Schützenlinien, Reihen und Gruppenkolonnen heran. Wir waren leider viel zu dicht; wie viele wir liegen ließen, wurde uns zum Glück im Sturm nicht klar.

Ohne Widerstand zu finden, erreichten wir die Höhe. Rechts von uns sprangen khakifarbige Gestalten aus einem Grabenstück. Wir folgen dem Beispiel von Breyer, der, ohne die Pfeife aus dem Mund zu lassen, kurz stehen blieb, um sie aufs Korn zu nehmen, und dann den Marsch fortsetzte.

Die Höhe war durch eine Reihe von Unterständen befestigt, die unregelmäßig auf ihr verteilt waren. Sie wurden nicht verteidigt; wahrscheinlich hatte man drinnen unsere Annäherung noch nicht bemerkt. Teils zeigten aufquellende Dampfwolken, daß sie im Vorübergehen ausgeräuchert wurden, teils

kamen die Insassen mit bleichen Gesichtern und erhobenen Armen heraus. Sie mußten Feldflaschen und Zigaretten abgeben, dann wurde ihnen die Richtung nach hinten gezeigt, in der sie mit großer Geschwindigkeit enteilten. Ein junger Engländer hatte sich mir bereits ergeben, als er sich plötzlich umdrehte und wieder in seinem Unterstand verschwand. Da er trotz meiner Aufforderung, herauszukommen, sich unten versteckt hielt, machten wir seinem Zögern mit einigen Handgranaten ein Ende und gingen weiter. Ein schmaler Fußpfad verschwand jenseits der Höhe. Ein Wegweiser besagte, daß er nach Vraucourt führte. Während sich die anderen noch bei den Unterständen aufhielten, überschritt ich mit Heins den Höhenrand.

Jenseits des Grundes lagen die Ruinen des Dorfes Vraucourt. Davor blitzten die Abschüsse einer feuernden Batterie, deren Bedienung beim Nahen und unter dem Feuer der ersten Sturmwelle ins Dorf flüchtete. Auch die Besatzung einer Reihe in einen Hohlweg eingebauter Unterstände stürzte heraus. Ich traf einen davon in dem Augenblick, als er aus dem Eingang des ersten sprang.

Mit zwei Leuten meiner Kompanie, die sich inzwischen bei mir gemeldet hatten, ging ich in den Hohlweg vor. Rechts davon lag eine besetzte Stellung, aus der wir starkes Feuer erhielten. Wir zogen uns in den ersten Unterstand zurück, über dem sich bald die Geschosse beider Parteien kreuzten. Allem Anschein nach hatte er den Meldern und Radfahrern der Batterie als Unterkunft gedient. Davor lag mein Engländer, ein blutjunges Kerlchen, dem das Geschloß quer durch den Schädel gefahren war. Er lag da mit entspanntem Gesicht. Ich zwang mich, ihn zu betrachten, ihm ins Auge zu sehen. Nun hieß es nicht mehr: »Du oder ich«. Oft habe ich später an ihn zurückgedacht, und mit den Jahren häufiger. Der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt, kann uns nicht von der Trauer befreien; wir müssen sie austragen. Sie reicht tief in die Träume hinab.

Wir ließen uns durch das wachsende Feuer nicht stören, sondern richteten uns in dem Unterstand ein und räumten unter

den zurückgelassenen Lebensmitteln auf, da unser Magen uns daran erinnerte, daß wir während des ganzen Angriffs noch nichts genossen hatten. Wir fanden Schinken, Weißbrot, Marmelade und einen Steinkrug voll Ingwerlikör. Nachdem ich mich gestärkt hatte, setzte ich mich auf eine leere Biskuitdose und las einige englische Zeitschriften, die von Ausfällen gegen »the Huns« wimmelten. Allmählich wurde es uns langweilig, und wir kehrten in Sprüngen zum Anfang des Hohlwegs zurück, wo sich eine Menge von Leuten angesammelt hatte. Von dort sahen wir ein Bataillon der 164er schon links neben Vraucourt. Wir beschlossen, das Dorf zu stürmen, und eilten wieder durch den Hohlweg vor. Kurz vor dem Dorfrand setzte uns die eigene Artillerie, die stur auf denselben Fleck weiterschloß, ein Ziel. Eine schwere Granate schlug mitten auf den Weg und zerriß vier der Unseren. Die anderen liefen zurück.

Wie ich später erfuhr, hatte die Artillerie Befehl, mit höchster Entfernung weiterzuschießen. Die unverständliche Anordnung riß uns die Früchte des Sieges aus der Hand. Zähneknirschend mußten wir vor der Feuerwand haltmachen.

Um eine Lücke zu suchen, wandten wir uns weiter nach rechts, wo gerade ein Kompanieführer des hanseatischen Regiments 76 zum Sturm auf die Vraucourt-Stellung ansetzte. Wir beteiligten uns mit Hurra, aber kaum waren wir eingedrungen, als uns die eigene Artillerie wieder hinauschoß. Dreimal stürmten wir, und dreimal mußten wir zurück. Fluchend besetzten wir einige Trichter, in denen uns ein durch die Granaten entfachter Wiesenbrand, durch den viele Verwundete umkamen, außerordentlich lästig wurde. Auch töteten englische Gewehrgeschosse einige Männer, so den Gefreiten Grützmacher meiner Kompanie.

Langsam brach die Dämmerung herein. Stellenweise lohte das Gewehrfeuer noch einmal gewaltig auf, um allmählich zu erlöschen. Die erschöpften Kämpfer suchten sich einen Ort, an dem sie die Nacht verbringen konnten. Offiziere schrien, bis sie heiser wurden, ihren Namen, um die zersplitterten Kompanien zu sammeln.

Zwölf Mann der Siebenten hatten sich während der letzten Stunde um mich geschart. Da es kalt zu werden begann, führte ich sie wieder zu dem kleinen Unterstand, vor dem mein Engländer lag, und schickte sie aus, um Decken und Mäntel von Gefallenen zu suchen. Als ich sie alle untergebracht hatte, gab ich meiner Neugier nach, die mich in die vor uns liegende Artilleriemulde trieb. Es handelte sich um ein Privatvergnügen; ich nahm daher den Füsilier Haller mit, der abenteuerliche Neigungen besaß. Wir schritten mit schußbereitem Gewehr gegen die Mulde vor, auf der noch immer unser Artilleriefeuer wuchtete, und untersuchten zunächst einen Unterstand, der anscheinend vor kurzem von englischen Artillerieoffizieren verlassen war. Auf einem Tische stand ein riesiges Grammophon, das Haller sofort in Bewegung setzte. Die lustige Melodie, die von der Walze schnurrte, machte einen geisterhaften Eindruck auf uns. Ich warf den Kasten auf den Boden, wo er noch ein paar schnarrende Töne von sich gab und verstummte. Der Unterstand war äußerst behaglich eingerichtet; sogar ein kleiner Kamin, auf dessen Sims Pfeifen und Tabak lagen, mit im Kreise herumgestellten Sesseln fehlte nicht. Merry old England! Wir legten uns natürlich keinen Zwang auf, sondern nahmen, was uns gefiel. Ich suchte mir einen Brotbeutel, Wäsche, eine kleine Metallflasche voll Whisky, eine Kartentasche und einige Säckelchen von Roger und Gallet aus, vermutlich zärtliche Erinnerungen an einen Pariser Fronturlaub. Man sah, daß die Bewohner in höchster Eile das Weite gesucht hatten.

Ein Nebenraum enthielt die Küche, deren Vorräte wir ehrfurchtsvoll bestaunten. Da war eine ganze Kiste voll roher Eier, von denen wir gleich eine erhebliche Zahl aussogen, da wir sie kaum noch dem Namen nach kannten. Auf den Wandborden stapelten Büchsen voll Fleisch, Dosen köstlicher eingedickter Marmelade, ferner Flaschen voll Kaffee-Essenz, Tomaten und Zwiebeln; kurz alles, was der Feinschmecker sich wünschen kann.

Das Bild trat mir später noch oft ins Gedächtnis, wenn

wir wochenlang bei schmaler Brotration, wäßrigen Suppen und dünner Marmelade in den Gräben lagen.

Nach diesem Einblick in die beneidenswerten wirtschaftlichen Verhältnisse des Gegners verließen wir den Unterstand und schritten in die Mulde, in der wir zwei funkelneue verlassene Geschütze vorfanden. Große Haufen von blitzenden, frisch verfeuerten Kartuschen verrieten, daß sie während des Angriffes ein tüchtiges Wort mitgesprochen hatten. Ich nahm einen Kreidestein und zeichnete sie mit der Nummer meiner Kompanie. Doch mußte ich die Erfahrung machen, daß das Recht des Siegers durch die nachfolgenden Abteilungen wenig geachtet wurde; jede löschte die Bezeichnung der anderen aus und ersetzte sie durch die eigene, bis als letzte die einer Schanzkompanie blieb.

Dann kehrten wir, da die eigene Artillerie uns noch fortwährend Eisen um die Ohren schmiß, zu den anderen zurück. Unsere vordere Linie, inzwischen von nachrückenden Truppen gebildet, lag zweihundert Meter hinter uns. Ich stellte einen Doppelposten vor den Unterstand und befahl den anderen, das Gewehr im Arm zu behalten. Nachdem ich die Ablösung geregelt, noch etwas gegessen und die Tageserlebnisse in Stichworten notiert hatte, schlief ich ein.

Um ein Uhr wurden wir durch Hurrageschrei und lebhaftes Feuer rechts von uns geweckt. Wir packten die Gewehre, stürzten aus dem Raum und postierten uns in einem großen Granattrichter. Von vorn kamen einige versprengte Deutsche zurück, auf die aus unserer Linie geschossen wurde. Zwei von ihnen blieben auf dem Wege liegen. Durch diesen Zwischenfall gewitzigt, warteten wir, bis sich hinter uns die erste Aufregung gelegt hatte, machten uns durch Zurufe verständlich und gingen in die eigene Linie zurück. Dort saß der Führer der Zweiten, Leutnant Kosik, der vor Erkältung kein Wort sprechen konnte und am Arm verwundet war, mit ungefähr sechzig 73ern. Da er sich zum Verbandplatz zurückbegeben mußte, übernahm ich das Kommando über seine Schar, bei der sich drei Offiziere befanden. Außerdem bestanden vom

Regiment noch die beiden ebenso zusammengewürfelten Abteilungen Gipkens und Vorbeck.

Den Rest der Nacht verbrachte ich mit einigen Unteroffizieren der Zweiten in einem kleinen Erdloch, in dem wir vor Kälte erstarrten. Am Morgen frühstückte ich von den erbeuteten Beständen und schickte Läufer nach Quéant, um von der Küche Kaffee und Essen zu holen. Die eigene Artillerie begann wieder mit ihrer verfluchten Schießerei und setzte uns als ersten Morgengruß einen Volltreffer in einen Trichter, der vier Leute der Maschinengewehrkompanie beherbergte. In der ersten Dämmerung verstärkte der Vizefeldwebel Kumpart mit einigen Leuten unsere Schar.

Kaum hatten wir uns die Nachtkälte etwas aus den Gliedern gestampft, als ich Befehl bekam, weiter rechts, zusammen mit den Resten des Regiments 76, die Vraucourt-Stellung zu stürmen, die bei uns schon teilweise genommen war. Wir zogen im dichten Morgennebel zum Bereitstellungsraum, einer Höhe südlich von Ecoust, auf der viele Tote des vorigen Tages lagen. Es gab, wie meist vor unklar gefaßten Angriffsbefehlen, ein Palaver der Sturmführer, das erst durch die Garbe eines Maschinengewehrs beendet wurde, die uns um die Beine pffiff. Alles sprang in die nächsten Trichter, bis auf den Feldwebel Kumpart, der jammernd liegenblieb. Ich eilte mit einem Sanitäter zu ihm, um ihn zu verbinden. Er hatte einen schweren Knieschuß erhalten. Wir entfernten mit einer gebogenen Zange mehrere Knochenbrocken aus der Wunde. Er starb einige Tage später. Mir ging der Fall besonders nahe, weil Kumpart vor drei Jahren in Recouvrence mein Exerziermeister gewesen war.

In einer Besprechung mit Hauptmann von Ledebur, der den Oberbefehl über unsere zusammengewürfelten Verbände übernommen hatte, legte ich das Sinnlose eines Frontalsturmes dar, da die zum Teil schon in unserer Hand befindliche Vraucourt-Stellung mit viel geringeren Verlusten von links her aufgerollt werden konnte. Wir beschlossen, den Männern den Anlauf zu ersparen, und die Ereignisse sollten uns recht geben.



Vorläufig richteten wir uns also in den Trichtern auf der Höhe ein. Allmählich brach die Sonne durch, und es erschienen englische Flugzeuge, die mit Maschinengewehren unsere Löcher abstreuten, jedoch bald von den unsrigen vertrieben wurden. Im Grunde von Ecooust fuhr eine Batterie auf, ein ungewöhnliches Bild für alte Grabenkrieger; sie wurde auch bald zusammengesossen. Ein einzelnes Pferd riß sich los und galoppierte durch das Gelände; das fahle Tier raste gespenstisch über die weite, einsame, vom wechselnden Gewölk der Geschosse behangene Fläche dahin. Die feindlichen Flieger waren noch nicht lange verschwunden, als wir das erste Feuer bekamen. Zuerst platzten einige Schrapnells, dann zahlreiche leichte und schwere Granaten. Wir lagen wie auf dem Präsentierteller. Etliche ängstliche Gemüter vermehrten das Feuer noch, indem sie kopflos hin- und herliefen, anstatt in ihre Trichter geduckt den Segen über sich ergehen zu lassen. In solchen Lagen muß man Fatalist sein. Diesen Grundsatz beherrschte ich, indem ich den köstlichen Inhalt einer erbeuteten Büchse voll Stachelbeermarmelade verspeiste. Auch zog ich ein Paar von den Strümpfen aus schottischer Wolle an, die ich in dem Unterstand gefunden hatte. So rückte langsam die Sonne vor.

Schon seit längerer Zeit war links in der Vraucourt-Stellung Bewegung zu beobachten. Jetzt sahen wir gerade vor uns die bogenförmige Flugbahn und den weißen Einschlag deutscher Stielhandgranaten. Das war der gegebene Augenblick.

Ich ließ antreten, oder ich ging vielmehr, indem ich den rechten Arm hob, einfach auf die Stellung los. Ohne stärkeres Feuer zu bekommen, gelangten wir an den feindlichen Graben und sprangen hinein, von einem Sturmtrupp des Regiments 76 freudig begrüßt. Im aufrollenden Handgranatenangriff ging es, ähnlich wie bei Cambrai, langsam vor. Der feindlichen Artillerie blieb leider nicht lange verborgen, daß wir uns hartnäckig in ihren Linien vorfraßen. Ein scharfer Feuerüberfall von Schrapnells und leichten Granaten faßte uns Vor-

deren noch gerade, in der Hauptsache jedoch die Unterstützungen, die hinter uns über freies Feld dem Graben zuströmten. Wir merkten, daß die Kanoniere uns mit direkter Beobachtung bepflasterten. Dies war eine kräftige Einpeitschung, denn wir bemühten uns, möglichst schnell mit dem Gegner fertig zu werden, um das Feuer zu unterlaufen.

Die Vraucourt-Stellung schien noch im Bau gewesen zu sein, denn manche Grabenstücke waren nur durch Abheben der Rasenschicht angedeutet. Wenn wir ein solches Stück übersprangen, verdichtete sich das Feuer des Umkreises auf uns. Ebenso nahmen wir unsererseits den über diese Todesbahnen vor uns herhastenden Gegner unter Feuer, so daß die trassierten Strecken bald mit Getroffenen besät waren. Es gab eine wilde Hetzjagd unter den Wolken der Schrapnells. Wir eilten an noch warmen, stämmigen Gestalten vorüber, unter deren kurzen Röckchen kräftige Knie glänzten, oder krochen über sie hinweg. Es waren Hochländer, und die Art des Widerstandes zeigte, daß wir es mit Männern zu tun hatten.

Nachdem wir so einige hundert Meter geschafft hatten, geboten uns immer dichter fallende Hand- und Gewehrgranaten Halt. Das Blatt drohte sich zu wenden. Es begann, mulmig zu werden; ich hörte erregte Zurufe.

»Der Tommy macht einen Gegenstoß!«

»Bliew stahn!«

»Ich will bloß Verbindung aufnehmen!«

»Handgranaten nach vorn; Handgranaten, Handgranaten!«

»Achtung, Herr Leutnant!«

Gerade in den Grabenkämpfen sind solche Rückschläge böse. Ein kleiner Stoßtrupp stürzt, schießend und werfend, an der Spitze vor. Wenn die Werfer vor- und zurückspringen, um den vernichtenden Geschossen auszuweichen, stoßen sie auf die Nachdrängenden, die zu dicht aufgelaufen sind. Leicht bricht dann Verwirrung aus. Vielleicht versuchen einige, über Deckung zurückzuspringen, und fallen so den Scharfschützen zur Beute, wodurch der Gegner sofort lebhaft ermutigt wird.

Es gelang mir, eine Handvoll Leute zusammenzuraffen, mit denen ich hinter einer breiten Schulterwehr ein Widerstandsnest bildete. Der Graben blieb offen, als gemeinsamer Korridor für uns und die Hochländer. Auf wenige Meter tauschten wir mit einem unsichtbaren Gegner Geschosse aus. Es gehörte Mut dazu, bei den knallenden Aufschlägen den Kopf hochzuhalten, während der Sand der Schulterwehr aufgepeitscht wurde. Ein 76er neben mir, ein herkulischer Hamburger Hafenarbeiter, schoß mit wildem Gesicht, ohne an Deckung zu denken, eine Patrone nach der anderen ab, bis er blutüberströmt zusammenbrach. Ein Geschosß hatte ihm mit dem Knall eines aufschlagenden Brettes die Stirn durchbohrt. Er knickte in seiner Grabenecke zusammen und blieb, den Kopf gegen die Wand gelehnt, in kauender Stellung stehen. Sein Blut floß, wie aus einem Eimer gegossen, auf die Grabensohle. Sein schnarchendes Röcheln ertönte in immer längeren Abständen und verstummte endlich ganz. Ich ergriff sein Gewehr und feuerte weiter. Endlich trat eine Pause ein. Zwei Mann, die noch vor uns gelegen hatten, machten den Versuch, über Deckung zurückzuspringen. Einer fiel mit einem Kopfschuß in den Graben, der andere konnte ihn eines Bauchschusses wegen nur mehr kriechend erreichen.

Wir setzten uns abwartend auf die Grabensohle und rauchten englische Zigaretten. Ab und zu pfeilten sich gut gezielte Gewehrgranaten herüber. Wir konnten sie sehen und ihnen durch Sprünge ausweichen. Der Verwundete mit dem Bauchschuß, ein blutjunger Mensch, lag zwischen uns und dehnte sich fast wohligh wie eine Katze in den warmen Strahlen der untergehenden Sonne. Er schlief mit einem kindlichen Lächeln in den Tod hinüber. Es war ein Anblick, bei dem nichts Bedrückendes, sondern nur ein brüderliches Gefühl der Zuneigung zu dem Sterbenden mich berührte. Auch das Stöhnen seines Kameraden verstummte allmählich. Er starb unter Anfällen von Schüttelfrost in unserer Mitte.

Mehrere Male versuchten wir, tief geduckt an den trassierten Stellen über die Leichen der Hochländer vorkriechend,

uns weiter vorzuarbeiten, wurden aber immer wieder durch Scharfschützenfeuer und Gewehrgranaten zurückgetrieben. Fast jeder Treffer, den ich sah, war tödlich. So füllte sich der vordere Teil des Grabens allmählich mit Verwundeten und Toten; dafür trafen von hinten dauernd Verstärkungen ein. Bald stand hinter jeder Schulterwehr ein leichtes oder schweres Maschinengewehr. Mit ihnen hielten wir den englischen Teil des Grabens der Länge nach unter immer stärkerem Druck. Auch ich stellte mich hinter eine dieser Kugelspritzen und schoß, bis der Zeigefinger von Rauch geschwärzt war. Hier könnte ich den Schotten erwischt haben, der mir nach dem Krieg einen netten Brief aus Glasgow schrieb, in dem er den Ort, an dem er verwundet wurde, genau bezeichnete. Wenn das Kühlwasser verdunstet war, wurden die Kästen herumgereicht und unter wenig feinen Scherzen durch ein natürliches Verfahren wieder gefüllt. Bald begannen die Waffen zu glühen.

Die Sonne stand tief am Horizont. Der zweite Kampftag schien vorüber. Ich sah mir zum ersten Male genau die Umgebung an und schickte Meldung und Skizze zurück. Unser Graben schnitt in fünfhundert Schritt Entfernung die Straße Vraucourt—Mory, die durch Stoffblenden verschleiert war. Auf einem Hange dahinter eilten feindliche Trupps über das geschloßbestreute Feld. Den unbewölkten Abendhimmel durchschnitt ein schwarzweißrot bewimpeltes Geschwader. Die scheidenden Strahlen der schon versunkenen Sonne tauchten es gleich einer Kette von Flamingos in zartes Rosenrot. Wir entfalteten unsere Stellungskarten und legten die weiße Rückseite aus, um zu zeigen, wie weit wir uns in den Feind hineinbohrten hatten.

Ein kühler Abendwind verkündete eine scharfe Nacht. Ich lehnte, in einen warmen englischen Mantel gehüllt, an der Grabenwand und unterhielt mich mit dem kleinen Schultz, dem Gefährten meiner Inderpatrouille, der mit vier schweren Maschinengewehren nach altem kameradschaftlichem Brauche dort erschienen war, wo die Sache am brenzlichsten stand. Auf

den Postenständen beobachteten Leute aller Kompanien mit jungen, scharfgeschnittenen Gesichtern unterm Stahlhelm die feindlichen Stellungen. Ich sah sie aus der Dämmerung des Grabens unbeweglich ragen, wie auf Gefechtstürmen. Ihre Führer waren gefallen; sie standen aus eigenem Antrieb am rechten Ort.

Wir richteten uns schon für die Nacht zur Verteidigung ein. Ich legte meine Pistole und ein Dutzend englischer Enteneier neben mich und fühlte mich so jedem Ankömmling gewachsen, mochte es auch der dickköpfigste Schotte sein.

Da krachten rechts erneut Handgranaten, und links stiegen deutsche Leuchtzeichen hoch. Aus der Dämmerung flatterte mit dem Winde ein dünnes, vielstimmiges Hurra. Das zündete. »Sie sind umgangen, sie sind umgangen!« In einem jener Augenblicke der Begeisterung, die großen Taten vorangehen, griffen alle zu den Gewehren und stürmten in dem Graben vor. Nach kurzem Handgranatenwechsel eilte ein Trupp Hochländer der Straße zu. Nun gab es kein Halten mehr. Trotz warnenden Zurufen: »Vorsicht, das Maschinengewehr links schießt noch!« sprangen wir aus dem Graben und hatten im Nu die Straße erreicht, die von verstörten Hochländern wimmelte. Sie wichen dem furchtbaren Anprall, doch stießen sie im Fliehen auf ihren eigenen Drahtverhau. Sie stutzten, dann hetzten sie an ihm entlang. Unter tosendem Hurra mußten sie im dichten Feuer den Todeslauf antreten. In diesem Augenblick kam auch der kleine Schultz mit seinen Maschinengewehren an.

Die Straße bot ein apokalyptisches Bild. Der Tod hielt reiche Ernte. Der weithin hallende Kriegsruf, das dichte Feuer der Handwaffen, die dumpfe Wucht der Wurfgeschosse beflügelten die Angreifer und lähmten die Verteidiger. Während des langen Tages hatte der Kampf wie ein Brand geschwelt; nun endlich bekam er Luft. Unsere Überlegenheit wuchs mit jedem Augenblick, denn dem durch den Anlauf lang auseinandergezogenen Stoßtrupp folgten gleich einem breiten Keile die Verstärkungen.

Als ich die Straße erreicht hatte, sah ich von der steilen Böschung auf sie hinab. Die schottische Stellung verlief in dem vertieften Straßengraben der anderen Seite, sie lag also unter uns. In diesen ersten Sekunden jedoch wurden unsere Blicke von ihr abgelenkt; die Vision der am Drahtverhau entlangstürzenden Hochländer löschte alle Einzelheiten aus. Wir warfen uns am oberen Rande der Böschung nieder und feuerten. Es war einer der seltenen Augenblicke, in denen man den Gegner ganz in die Enge getrieben hat und den glühenden Wunsch fühlt, sich zu vervielfältigen.

Fluchend mit einer Ladehemmung beschäftigt, die mich am Schießen hinderte, spürte ich, daß mich jemand heftig auf die Schulter schlug. Ich wandte mich um und blickte in das verzerrte Gesicht des kleinen Schultz. »Da schießen sie noch, die verfluchten Schweine!« Ich folgte seiner Hand und erblickte nun erst in dem kleinen, von uns nur durch die Straße getrennten Grabengewirr eine Reihe von Gestalten, teils ladend, teils das Gewehr an der Backe, in fieberhafter Tätigkeit. Schon flogen von rechts die ersten Handgranaten, den Rumpf eines Schotten hoch in die Luft schleudernd.

Die Vernunft gebot, am Platze zu bleiben und den Gegner von oben her außer Gefecht zu setzen. Er bot ein leichtes Ziel. Statt dessen warf ich mein Gewehr fort und stürzte mich mit geballten Fäusten zwischen beide Parteien. Zum Unglück trug ich noch immer den englischen Mantel und meine rot berandete Feldmütze. Ich befand mich also bereits auf der feindlichen Seite, und zwar in feindlicher Tracht! Mitten im Rausch des Sieges verspürte ich einen scharfen Schlag an der linken Brustseite; es wurde Nacht um mich. Vorbei!

Ich glaubte ins Herz getroffen zu sein, doch empfand ich bei der Erwartung des Todes weder Schmerz noch Angst. Im Stürzen sah ich die weißen, glatten Kiesel im Lehm der Straße; ihre Anordnung war sinnvoll, notwendig wie die der Sterne und verkündete große Geheimnisse. Das war vertraut und wichtiger als das Gemetzel, das mich umgab. Ich fiel zu Boden, doch zu meinem Erstaunen richtete ich mich gleich wie-

der auf. Da ich kein Loch in der Bluse entdeckte, wandte ich mich wieder dem Feinde zu. Ein Mann meiner Kompanie stürzte heran: »Herr Leutnant, den Mantel runter!« und riß mir das gefährliche Kleidungsstück von den Schultern.

Ein neues Hurra zerriß die Luft. Von rechts, wo auch schon den ganzen Nachmittag mit Handgranaten gearbeitet worden war, sprang eine Anzahl Deutscher über die Straße zur Hilfe herbei, voran ein junger Offizier in braunem Manchester. Es war Kius. Er hatte das Glück, gerade in dem Augenblick über einen Stolperdraht zu stürzen, in dem ein englisches Maschinengewehr zum letztenmal einsetzte. So spritzte die Garbe über ihn hinweg — so scharf, daß ein Geschloß ihm die Brieftasche aufschlitzte, die er in der Hosentasche trug. Mit den Schotten wurde nun in Augenblicken aufgeräumt. Die Umgebung der Straße war von Gefallenen bedeckt, während die wenigen Überlebenden mit Feuer verfolgt wurden.

In den Sekunden während meiner Ohnmacht hatte auch den kleinen Schultz sein Schicksal ereilt. Wie ich erst später erfuhr, war er in seiner Raserei, mit der er mich angesteckt hatte, in den Graben gesprungen, um dort zu wüten. Als ein Schotte, der bereits abgeschnallt hatte, ihn in diesem Zustand auf sich losstürzen sah, hob er ein herrenloses Gewehr vom Boden auf und streckte ihn nieder durch einen tödlichen Schuß.

Ich stand, mich mit Kius unterhaltend, in dem eroberten, vom Dunst der Handgranaten geschwängerten Grabenstück. Wir berieten, wie wir uns der Geschütze bemächtigen könnten, die sich nun in unmittelbarer Nähe befinden mußten. Plötzlich unterbrach er mich: »Bist du verwundet? Dir läuft ja Blut unter dem Rock hervor!« In der Tat verspürte ich eine merkwürdige Leichtigkeit und ein feuchtes Gefühl auf der Brust. Wir rissen die Bluse auf und sahen, daß ein Geschloß gerade unter dem Eisernen Kreuz quer über dem Herzen durch die Brust gefahren war. Deutlich war der kleine runde Einschluß auf der rechten und der ein wenig größere Ausschluß auf der linken Seite zu sehen. Da ich im spitzen Winkel von links nach rechts über die Straße gesprungen war, hatte mich ohne Zweifel einer der

Unseren für einen Engländer gehalten und auf eine Entfernung von wenigen Schritten angeschossen. Ich hegte starken Verdacht gegen den, der mir den Mantel abgerissen hatte, in dessen hatte er es ja, wenn man so sagen darf, gut gemeint, und die Schuld lag bei mir.

Kius legte mir einen Verband an und konnte mich nur mit Mühe bewegen, in diesem Augenblick das Schlachtfeld zu verlassen. Wir trennten uns mit einem: »Auf Wiedersehen in Hannover!«

Ich wählte mir einen Begleiter und kehrte noch einmal auf die scharf beschossene Straße zurück, um meine Kartentasche zu suchen, die mir mein unbekannter Helfer zugleich mit dem englischen Mantel heruntergerissen hatte. Mein Tagebuch war darin. Dann gingen wir durch den Graben, in dem wir uns vorgekämpft hatten, zurück.

Unser Kriegeruf war so gewaltig gewesen, daß die feindliche Artillerie mit einem Schlage angesprungen war. Auf dem Gelände hinter der Straße und vor allem auf dem Graben selbst lag ein Sperrfeuer von seltener Dichte. Da mir meine Verwundung durchaus genügte, bewegte ich mich sprungweise von Schulterwehr zu Schulterwehr zurück.

Plötzlich gab es am Grabenrand einen schmetternden Krach. Ich bekam einen Schlag auf den Schädel und fiel betäubt vornüber. Als ich erwachte, hing ich mit dem Kopf nach unten über dem Schlitten eines schweren Maschinengewehrs und starrte auf die Grabensohle in eine sich beängstigend schnell vergrößernde rote Lache. Das Blut sprudelte so unaufhaltsam zu Boden, daß ich alle Hoffnung verlor. Da mein Begleiter jedoch behauptete, kein Hirn zu sehen, faßte ich neuen Mut, raffte mich hoch und lief weiter. Hier hatte ich die Quittung für den Leichtsinn, ohne Stahlhelm ins Gefecht zu gehen.

Trotz dem doppelten Blutverlust war ich gewaltig aufgeregt und beschwor jeden, der mir im Graben begegnete, nach vorn zu eilen und sich am Kampf zu beteiligen. Bald waren wir der Zone der leichten Feldgeschütze entronnen und verlangsamten unseren Lauf, da durch die noch vereinzelt ein-



schlagenden schweren Brocken nur ein Unglücksvogel getroffen werden konnte.

Im Hohlweg von Noreuil kam ich am Brigadegefechtsstand vorbei, ließ mich beim Generalmajor Höbel melden, dem ich über unseren Erfolg Bericht erstattete, und bat, den Stürmern mit Unterstützungen zu Hilfe zu kommen. Der General erzählte mir, daß ich bei den Gefechtsständen schon seit gestern totgesagt sei. Es war nicht das erstemal in diesem Krieg. Vielleicht hatte mich jemand beim Sturm auf den ersten Graben neben dem Schrapnell, durch das Haake verwundet wurde, zusammenbrechen sehen.

Ich erfuhr, daß wir langsamer Feld gewonnen hatten, als berechnet gewesen war. Offenbar hatten wir mit englischen Eliten zu tun gehabt; unser Stoß hatte durch Kernstellungen geführt. Der Bahndamm war durch unser schweres Feuer kaum berührt worden; wir hatten ihn gegen alle Regeln der Kriegskunst gestürmt. Mory war nicht erreicht worden. Wir hätten es vielleicht am ersten Abend nehmen können, wenn unsere Artillerie uns nicht den Weg gesperrt hätte. Über Nacht hatte sich der Gegner verstärkt. Was menschlicher Wille vermochte, war jedenfalls geschehen, und fast mehr noch; der General erkannte es an.

In Noreuil stand dicht am Weg ein hoher Stapel von Handgranatenkisten in hellen Flammen. Wir eilten mit sehr gemischten Gefühlen daran vorbei. Hinter dem Dorfe nahm mich ein Fahrer mit auf seinen leeren Munitionswagen. Ich geriet scharf mit dem Troßführer zusammen, der zwei verwundete Engländer, die mich während des letzten Teils des Weges gestützt hatten, vom Wagen werfen lassen wollte.

Auf der Straße Noreuil—Quéant herrschte ein unglaublicher Verkehr. Wer sie nicht gesehen hat, kann sich kein Bild von den endlosen Troßzügen machen, durch die sich ein Großangriff speist. Hinter Quéant steigerte sich das Gewühl ins Fabelhafte. Ein wehmütiger Augenblick war es, als ich am Häuschen der kleinen Jeanne vorüberkam, von dem kaum noch der Grundriß zu erkennen war.

Ich wandte mich an einen der durch weiße Binden kenntlichen Verkehrsoffiziere, der mir einen Platz in einem Personenauto zum Feldlazarett Sauchy-Cauchy anwies. Wir mußten oft halbe Stunden warten, wenn ineinandergeschachtelte Wagen und Automobile den Weg sperren. Obwohl die Ärzte im Operationsraum des Feldlazarets fieberhaft beschäftigt waren, wunderte sich der Chirurg über die glückliche Art meiner Verletzungen. Auch die Kopfwunde hatte Ein- und Ausschuß, ohne daß die Schädeldecke durchbrochen war. Viel schmerzhafter als die Verwundungen, die ich nur als dumpfe Schläge empfunden hatte, war übrigens die Behandlung, der mich ein Lazarettgehilfe unterzog, nachdem der Arzt mit seiner Sonde in spielerischer Eleganz durch die beiden Schußkanäle gefahren war. Diese Behandlung bestand in einer kräftigen Rasur der Wundränder am Kopfe, ohne Seife und mit einem stumpfen Messer ausgeführt.

Nachdem ich während der Nacht vorzüglich geschlafen hatte, wurde ich am nächsten Morgen zur Krankensammelstelle Cantin gefahren, wo ich zu meiner Freude Sprenger antraf, den ich seit Beginn des Sturmes nicht mehr gesehen hatte. Er war durch Infanteriegeschloß am Oberschenkel verwundet. Hier fand ich auch mein Gepäck — ein neuer Beweis für Vinkes Zuverlässigkeit. Er war, nachdem er mich aus den Augen verloren hatte, am Bahndamm verwundet worden. Bevor er sich ins Lazarett und von dort auf seinen westfälischen Hof begab, ruhte er nicht eher, als bis er die ihm anvertrauten Sachen in meinen Händen wußte. Daran erkannte ich ihn; er war weniger mein Bursche als mein älterer Kamerad. Oft genug, wenn die Verpflegung knapp wurde, fand ich auf meinem Tisch ein Stück Butter vor »von einem Mann aus der Kompanie, der nicht genannt sein wollte“ und der doch unschwer zu erraten war. Er besaß nicht, wie etwa Haller, Sinn für das Abenteuer, aber er folgte mir im Gefecht wie einer der alten Lehnsleute nach, und er sah sein Amt in der Sorge für meine Person. Lang nach dem Kriege bat er mich um ein Bild, »damit er

seinen Enkeln von seinem Leutnant erzählen könne«. Ich verdanke ihm einen Einblick in die ruhenden Mächte, wie sie das Volk in der Gestalt des Landwehrmannes zum Kampfe stellt.

Nach einem kurzen Aufenthalt im bayrischen Feldlazarett Montigny wurde ich in Douai in einen Lazarettzug geladen und fuhr bis Berlin. Dort heilte diese sechste Doppelverwundung bei vierzehntägiger Pflege ebensogut wie alle früheren. Unangenehm war nur ein schrilles und ununterbrochenes Klingeln, das in den Ohren zu gellen schien. Es wurde im Verlauf der Wochen dünner und verstummte endlich ganz.

Erst in Hannover erfuhr ich, daß, wie schon berichtet, unter vielen anderen Bekannten während des Handgemenges auch der kleine Schultz gefallen war. Kius war mit einer harmlosen Bauchwunde abgekommen. Bei dieser Gelegenheit war auch die Kamera zerbrochen, die eine Reihe von Aufnahmen unseres Sturmes gegen den Bahndamm enthielt.

Wer unsere Wiedersehensfeier in einer kleinen hannoverschen Bar beobachtete, an der auch mein Bruder mit seinem steifen Arm und Bachmann mit seinem steifen Knie teilnahmen, kam wohl schwerlich auf den Gedanken, daß wir uns erst vor vierzehn Tagen bei einer ganz anderen Musik als dem heiteren Knall der Pfropfen getrennt hatten.

Dennoch blieben die Tage beschattet, denn bald war den Nachrichten zu entnehmen, daß der Angriff ins Stocken gekommen und daß er, strategisch gesehen, gescheitert war. Das bestätigten die englischen und französischen Zeitungen, die ich in Berliner Cafés durchblätterte.

Die Große Schlacht bedeutete eine Wendemarke auch in meinem Inneren, und nicht nur deshalb, weil ich von nun an den Verlust des Krieges für möglich hielt.

Die ungeheure Ballung der Kräfte in der Schicksalsstunde, in der um eine ferne Zukunft gerungen wurde, und die Entfesselung, die ihr so überraschend, so bestürzend folgte, hatten mich zum ersten Male in die Tiefe überpersönlicher Bereiche geführt. Das unterschied sich von allem bisher Er-

lebten; es war eine Einweihung, die nicht nur die glühenden Kammern des Schreckens öffnete, sondern auch durch sie hindurchführte.

### ENGLISCHE VORSTÜSSE

Am 4. Juni 1918 stieß ich wieder zum Regiment, das ganz in der Nähe des jetzt weit hinter die Front gerückten Dorfes Vraucourt in Ruhe lag. Der neue Kommandeur, Major von Lüttichau, übergab mir die Führung meiner alten siebenten Kompanie.

Als ich mich den Quartieren näherte, liefen mir die Leute entgegen, nahmen mir meine Sachen ab und empfingen mich im Triumph. Es war, als ob ich in den Kreis einer Familie zurückkehrte.

Wir bewohnten einen Kral von Wellblechbaracken inmitten einer verwilderten Wiesenlandschaft, aus deren Grün unzählige gelbe Blümchen schimmerten. Das wüste Gelände, das wir »die Wallachei« getauft hatten, war von Herden weidender Pferde belebt. Trat man vor die Tür der Hütten, so empfand man jenes beängstigende Gefühl der Leere, von dem der Cowboy, der Beduine und jeder andere Einödbewohner zuweilen gepackt werden. Des Abends machten wir lange Spaziergänge im Umkreis der Baracken und suchten Rebhuhngelege oder im Gras verborgene Waffen, Erinnerungsstücke an die Große Schlacht. Eines Nachmittags ritt ich nach dem vor zwei Monaten so hart umkämpften Hohlweg bei Vraucourt, dessen Ränder mit Grabmälern besät waren, auf denen ich manchen bekannten Namen fand.

Bald bekam das Regiment Befehl, in die vordere Linie der das Dorf Puisieux-au-Mont schirmenden Stellung einzurücken. Wir machten auf Lastwagen eine Nachtfahrt bis Achiet-le-Grand. Oft mußten wir halten, wenn die Strahlen-

kegel der Fallschirmleuchtkugeln nächtlicher Bombenflieger das weiße Band der Straße aus dem Dunkel hoben. Nah und fern wurde das vielfache Pfeifen der schweren Sprengpfeile von den rollenden Stößen der Einschläge verschlungen. Dann tasteten Scheinwerfer den dunklen Himmel nach den türkischen Nachtvögeln ab, Schrapnells zersprühten wie zierliches Spielzeug, und Leuchtgeschosse jagten in langer Kette gleich feurigen Wölfen hintereinander her.

Ein zäher Leichengeruch lagerte über der eroberten Gegend, bald mehr, bald weniger zudringlich, immer aber die Sinne erregend wie eine Botschaft aus einem unheimlichen Land.

»Offensivparfüm« erscholl neben mir die Stimme eines alten Kriegers, als wir einige Minuten lang eine Allee von Massengräbern zu passieren schienen.

Von Achiet-le-Grand schritten wir an dem nach Bapaume führenden Bahndamm entlang und dann querbeet auf die Stellung zu. Das Feuer war ziemlich lebhaft. Als wir einen Augenblick rasteten, schlugen zwei mittlere Granaten neben uns ein. Die Erinnerung an die unvergeßliche Schreckensnacht des 19. März machte uns Beine. Dicht hinter der vorderen Linie stand eine abgelöste, lärmende Kompanie, an der uns der Zufall gerade vorüberführte, als ihr der Mund durch einige Dutzend Schrapnells gestopft wurde. Mit einem Hagel von Schimpfworten stürzten sich meine Leute kopfüber in den nächsten Laufgraben. Zwei mußten blutend zum Sanitätsunterstand zurückkehren.

Um drei Uhr kam ich erschöpft in meinem Unterstand an, dessen drangvolle Enge mir eine Reihe wenig genußreicher Tage in Aussicht stellte.

Das rötliche Licht einer Kerze glühte inmitten einer dichten Dunstwolke. Ich stolperte über ein Gewirr von Beinen und brachte durch die Zauberformel »Ablösung!« Leben in die Bude. Einem backofenförmigen Loch entstieg eine Kette von Flüchen, dann erschienen nach und nach ein unrasiertes Gesicht, ein Paar von Grünspan zerfressene Achselstücke,

eine verwitterte Uniform und zwei Lehmklötze, in denen ich die Stiefel vermutete. Wir setzten uns zusammen an den brüchigen Tisch und erledigten das Geschäft der Übergabe, bei dem jeder versuchte, den anderen um ein Dutzend eiserne Rationen und einige Leuchtpistolen zu prellen. Dann würgte sich mein Vorgänger durch den engen Stollenhals ins Freie mit der Prophezeiung, daß das Dreckloch keine drei Tage mehr stehen würde. Ich blieb zurück als neuer Kapitän des Abschnitts A.

Die Stellung, die ich am nächsten Morgen besichtigte, bot wenig Erfreuliches. Gleich vor dem Unterstand kamen mir zwei blutende Kaffeeholer entgegen, die im Annäherungsweg durch eine Schrapnellladung getroffen waren. Einige Schritt weiter meldete sich der Füsilier Ahrens mit einem Prellschuß ab.

Wir hatten das Dorf Bucquoy vor uns und Puisieux-aumont im Rücken. Die Kompanie lag ungestaffelt in der schmalen vorderen Linie und war rechts vom Infanterieregiment 76 durch eine große unbesetzte Lücke getrennt. Der linke Flügel des Regimentsabschnitts schloß ein zerhacktes Gehölz, das Wäldchen 125, ein. Befehlsgemäß waren keine Stollen ausgeschachtet. Wir sollten uns nicht einnisten, sondern offensiv bleiben. Daher hatten wir auch keinen Drahtverhau vor den Stellungen. Je zwei Mann hausten in kleinen Erdlöchern, die durch sogenannte Siegfriedbleche abgestützt waren, oval gebogene Wellbleche von etwa einem Meter Höhe, mit denen wir die engen, backofenförmigen Unterschlupfe auskleideten.

Da mein Unterstand hinter einem fremden Abschnitt lag, spähte ich zunächst nach einer neuen Behausung aus. Ein hüttenartiges Gebilde in einem verfallenen Grabenstück schien mir geeignet, nachdem ich es durch zusammenschleppte Mordinstrumente in einen verteidigungsfähigen Zustand versetzt hatte. Ich führte dort mit meinen Ordonnanzen zusammen ein Leben als Einsiedler im Grünen, das nur zuweilen durch Meldegänger gestört wurde, die den

umständlichen Papierkrieg selbst in diese entlegene Höhle trugen. Kopfschüttelnd konnte man dann zwischen den Einschlägen zweier Granaten neben anderen wichtigen Sachen die Neuigkeit lesen, daß dem Ortskommandanten von X. ein schwarzgefleckter Terrier, auf den Namen Zippi hörend, entlaufen sei; wenn man sich nicht gerade in die Alimentsklage der Dienstmagd Makeben gegen den Gefreiten Meyer vertieft hatte. Zeichnungen und häufige Terminmeldungen sorgten für die nötige Abwechslung.

Doch zurück zu meinem Unterstand, den ich »Haus Wahnfried« getauft hatte. Den einzigen Kummer machte mir die Deckung, die nur als relativ bombensicher anzusprechen war, das heißt, nur solange kein Schuß draufging. Jedoch tröstete ich mich mit dem Gedanken, in keiner besseren Lage als meine Leute zu sein. Jeden Mittag legte Haller mir eine Decke in einen Riesentrichter, zu dem wir einen Gang gewählt hatten, um ihn als Sonnenbad einzurichten. Zuweilen wurde meine Bräunung allerdings durch in der Nähe einschlagende Granaten oder herabsurrende Sprengstücke gestört.

Nachts brachen schwere Beschießungen wie kurze, verheerende Sommergewitter über uns herein. Dann lag ich mit einem eigentümlichen und unbegründeten Gefühl der Sicherheit auf der mit frischem Gras gepolsterten Pritsche und horchte auf die Einschläge rundum, unter deren Erschütterungen der Sand von den Wänden rieselte. Oder ich trat hinaus und sah vom Postenstand in die nächtliche, schwermütige Landschaft, die zu den feurigen Erscheinungen, deren Tanzplatz sie war, in spukhaftem Gegensatz stand.

In solchen Augenblicken beschlich mich eine Stimmung, die mir bislang fremd gewesen war. Eine tiefe Umschichtung, die der ungeahnten Dauer des gesteigerten Lebens am Abgrund folgte, kündete sich an. Die Jahreszeiten lösten sich ab, es wurde Winter und wieder Sommer, und man lag immer im Kampf. Man war müde geworden und an das Gesicht

des Krieges gewöhnt, aber gerade aus dieser Gewöhnung heraus sah man das Geschehen in einem gedämpften und andersartigen Licht. Man wurde nicht mehr so geblendet durch die Gewalt der Erscheinungen. Auch spürte man, daß der Sinn, mit dem man ausgezogen war, sich verzehrt hatte und nicht mehr zureichte. Der Krieg warf seine tieferen Rätsel auf. Es war eine seltsame Zeit.

Die vordere Linie hatte unter feindlichem Feuer verhältnismäßig wenig zu leiden, sie wäre sonst auch bald unhaltbar geworden. Hauptsächlich lagen Puisieux und die benachbarten Mulden unter Beschuß, der sich in den Abendstunden zu Überfällen von außerordentlicher Dichte steigerte. Essenholen und Ablösung wurden dadurch stark erschwert. Bald hier, bald dort sprang durch Zufallstreffer ein Glied aus unserer Kette aus.

Am 14. Juni wurde ich um zwei Uhr morgens von Kius, der auch zurückgekehrt war und die zweite Kompanie führte, abgelöst. Wir verbrachten unsere Ruhezeit am Bahndamm bei Achiet-le-Grand, unter dessen Feuerschatten unsere Baracken und Unterstände lagen. Der Engländer belegte uns häufig mit schwerem Flachbahnfeuer, dem auch der Feldwebel der dritten Kompanie, Rackebrand, zum Opfer fiel. Er wurde durch einen Splitter getötet, der die Wand der dünn gezimmerten Baracke durchschlug, die er sich auf der Krone des Bahndammes als Schreibstube eingerichtet hatte. Einige Tage zuvor hatte sich bereits ein großes Unglück ereignet. Ein Flieger hatte seine Bombe mitten in die von einem Zuhörerkranz umringte Kapelle des Infanterieregiments 76 gesetzt. Unter den Getroffenen befanden sich auch viele Angehörige unseres Regiments.

In der näheren Umgebung des Bahndammes lagen, an gestrandete Schiffe erinnernd, zahlreiche zerschossene Tanks, die ich auf meinen Spaziergängen aufmerksam besichtigte. Auch versammelte ich an ihnen zuweilen meine Kompanie zum Unterricht über die Abwehr, die Taktik und die verwundbaren Stellen dieser immer häufiger auftretenden



Kriegselefanten der technischen Schlacht. Sie trugen zum Teil spöttische, drohende oder glückbringende Namen, Symbole und Kriegsbemalungen; es fehlte weder das Kleeblatt, noch das Glücksschwein, noch der weiße Totenkopf. Einer war auch durch einen Galgen ausgezeichnet, von dem eine geöffnete Schlinge herunterhing; dieser war »Judge Jeffries« benannt. Alle aber waren übel zugerichtet. Der Aufenthalt in dem engen Panzerturm mit seinem Gewirr von Rohren, Stangen und Drähten mußte beim Sturm äußerst ungemütlich gewesen sein, als die Kolosse, um den Flammenschlägen der Artillerie zu entgehen, sich gleich unbeholfenen Riesenkäfern in Bogenlinien über die Walstatt gewälzt hatten. Ich dachte lebhaft an die Männer im feurigen Ofen. Außerdem war das Gelände mit zahlreichen ausgebrannten Gerippen von Flugzeugen bedeckt, ein Zeichen dafür, daß die Maschine immer mächtiger auf dem Kampfplatz erschien. Eines Nachmittags setzte in unserer Nähe die riesige weiße Glocke eines Fallschirmes auf, mit dem ein Kampfflieger aus seinem brennenden Flugzeug abgesprungen war.

Am Morgen des 18. Juni mußte die Siebente der unsicheren Lage wegen schon wieder nach Puisieux, um dort dem Kampftruppenkommandeur zum Materialtragen und taktischer Verwendung zur Verfügung zu stehen. Wir bezogen am Ausgang nach Bucquoy liegende Keller und Stollen. Gerade als wir ankamen, hieb eine Gruppe schwerer Granaten in die umliegenden Gärten. Trotzdem ließ ich mich nicht abhalten, in einer kleinen Laube vorm Eingang meines Stollens zu frühstücken. Nach einer Weile brauste es wieder heran. Ich warf mich hin. Neben mir flammte es auf. Ein Sanitäter meiner Kompanie, namens Kenziora, der gerade mit einigen Kochgeschirren voll Wasser vorüberkam, brach, durch den Unterleib getroffen, zusammen. Ich lief hin und zerzte ihn mit Hilfe eines Leuchtkugelpostens in den Sanitätsstollen, dessen Eingang zum Glück unmittelbar neben der Einschlagsstelle lag.

»Nun, haben Sie denn auch schon ordentlich gefrühstückt?« fragte der Doktor Köppen, ein richtiger alter Truppenarzt, der auch mich schon verschiedentlich unter den Fingern gehabt hatte, als er ihm die große Bauchwunde verband.

»Ja, ja, ein großes Kochgeschirr voll Nudeln«, wimmerte der Unglückliche, der hier wohl einen Hoffnungsschimmer zu erspähen glaubte.

»Na, sehen Sie wohl«, versuchte ihn Köppen zu trösten, indem er mir mit einer höchst bedenklichen Miene zunickte.

Schwerverwundete haben aber eine sehr feine Wahrnehmung. Plötzlich stöhnte er hervor, während große Schweißtropfen auf seine Stirn traten: »Der Schuß ist tödlich, ich fühle es ganz genau.« Trotz dieser Prophezeiung konnte ich ihm nach einem halben Jahre beim Einzug in Hannover die Hand schütteln.

Am Nachmittag machte ich einen einsamen Spaziergang durch das völlig zerstörte Puisieux. Das Dorf war schon während der Somme-Schlachten zu einem Trümmerhaufen zusammengehämmert. Trichter und Mauerreste waren mit dichtem Grün überzogen, aus dem überall die weißen Scheiben des ruinenfreundlichen Holunders leuchteten. Zahlreiche frische Geschoßeinschläge hatten das hüllende Gewebe zerrissen und die schon so oft umgewühlte Erde der Gärten von neuem bloßgelegt.

Die Dorfstraße war vom Kriegsschutt des zum Stillstand gekommenen Vormarsches gesäumt. Zerschossene Wagen, weggeworfene Munition, verrostete Handwaffen und die Umriss halbverweste Pferde, von blitzenden Fliegenwolken umbraust, verkündeten die Nichtigkeit aller Dinge im Kampf. Die auf dem höchsten Punkte ragende Kirche zeichnete sich nur noch als wüster Steinhaufen ab. Während ich einen Strauß verwilderter Rosen pflückte, mahnten einschlagende Granaten zur Vorsicht auf diesem Tanzplatz des Todes.

Nach einigen Tagen lösten wir die Neunte in der Hauptwiderstandslinie ab, die ungefähr fünfhundert Schritt hinter

der vorderen lag. Dabei wurden drei Männer meiner Siebenten verwundet. Am folgenden Morgen wurde in der Nähe meines Unterstandes Hauptmann von Ledebur durch eine Schrapnellkugel am Fuß verletzt. Obwohl schwer lungenkrank, fühlte er doch im Kampf seine Bestimmung. So mußte er der geringen Wunde erliegen. Er starb kurze Zeit darauf im Lazarett. Am 28. wurde der Führer meiner Essenholer, Sergeant Gruner, durch einen Granatsplitter getroffen. Das war der neunte Verlust in der Kompanie während kurzer Zeit.

Nachdem wir eine Woche in vorderer Linie gelegen hatten, mußten wir nochmals die Hauptwiderstandslinie besetzen, da unser Ablösungsbataillon durch die Spanische Krankheit fast aufgelöst war. Auch von unseren Leuten meldeten sich täglich mehrere krank. Bei der Nachbardivision wütete diese Grippe so stark, daß ein feindlicher Flieger Zettel abwarf, auf denen stand, daß der Engländer die Ablösung übernehme, wenn die Truppe nicht bald zurückgezogen würde. Doch erfuhren wir, daß sich die Seuche auch auf der Gegenseite mehr und mehr ausbreitete; allerdings waren wir infolge der schlechten Verpflegung anfälliger. Gerade die jungen Leute starben oft über Nacht hinweg. Dabei standen wir dauernd in Gefechtsbereitschaft, da über dem Wäldchen 125 wie über einem bösen Schmortopf fortwährend eine schwarze Rauchwolke stand. Der Beschuß war dort so dicht, daß an einem windstillen Nachmittag die Explosionsgase einen Teil der Sechsten vergifteten. Wir mußten wie die Taucher mit Sauerstoffapparaten in die Stollen hinabsteigen, um die Bewußtlosen heraufzuholen. Sie hatten kirschrote Gesichter und atmeten schwer wie in einem bösen Traum.

Eines Nachmittags fand ich beim Durchschreiten meines Abschnittes mehrere vergrabene Kästen voll englischer Munition. Um den Bau einer Gewehrgranate zu studieren, schraubte ich sie auseinander und nahm die Sprengkapsel heraus. Es blieb ein Rest zurück, den ich für das Zünd-

blättchen hielt. Das Ding stellte sich jedoch, als ich es mit einem Nagel zu entladen suchte, als eine zweite Sprengkapsel heraus, die mit großem Knall auseinanderflog, mir die Kuppe des linken Zeigefingers abschlug und einige blutende Gesichtsverletzungen zufügte.

Am gleichen Abend platzte, als ich mit Sprenger auf der Deckung meines Bunkers stand, eine schwere Granate in der Nähe. Wir stritten uns über die Entfernung, die Sprenger auf zehn, ich auf dreißig Meter schätzte. Um zu sehen, wie weit ich meinen Angaben in dieser Beziehung trauen könne, maß ich nach und fand den Trichter, dessen Aussehen auf eine ziemlich üble Marke hinwies, zweiundzwanzig Meter von unserem Standort entfernt.

Am 20. Juli lag ich mit meiner Kompanie wieder in Pui-sieux. Den ganzen Nachmittag stand ich auf einem Mauerrest und beobachtete das Gefechtsbild, das einen sehr verdächtigen Eindruck machte. Zuweilen trug ich die Einzelheiten in mein Notizbuch ein.

Das Wäldchen 125 wurde oft durch mächtige Feuerstöße in dichten Qualm gehüllt, während grüne und rote Leucht-kugeln auf- und niederstiegen. Manchmal schwieg die Artillerie, dann hörte man das Tacken einiger Maschinengewehre und den matten Knall entfernter Handgranaten. Das Ganze sah sich von meinem Standort fast an wie ein zierliches Spiel. Es fehlte das Gewaltige des Großkampfes, und doch spürte man das erbitterte Ringen.

Das Wäldchen war wie eine glühende Wunde, auf die sich die Aufmerksamkeit verborgener Besatzungen richtete. Die beiden Artillerien spielten mit ihm wie zwei Raubtiere, die sich eine Beute streitig machen; sie zerrissen seine Stämme und warfen ihre Fetzen hoch in die Luft. Es war immer nur von wenigen Männern besetzt, aber es hielt sich lange, und so war es, weithin im toten Gelände sichtbar, ein Beispiel dafür, daß auch die gewaltigste Gegenüberstellung von Machtmitteln doch nur die Waage ist, auf der heute wie zu allen Zeiten das Gewicht des Menschen gewogen wird.

Gegen Abend wurde ich zum Bereitschaftskommandeur gerufen, wo ich erfuhr, daß der Gegner am linken Flügel in unser Grabengeflecht eingedrungen war. Um wieder etwas Vorfeld zu schaffen, wurde befohlen, daß Leutnant Petersen mit der Sturmkompanie den Heckengraben, ich mit meinen Leuten einen ihm in einer Mulde gleichlaufenden Annäherungsweg aufräumen sollten.

Wir zogen im Morgengrauen los, bekamen aber schon in unserer Ausgangsstellung so starkes Infanteriefeuer, daß wir vorläufig auf die Ausführung verzichteten. Ich ließ den Elbinger Weg besetzen und holte in einem riesigen Höhlenstollen den versäumten Nachtschlaf nach. Um elf Uhr vormittags weckte mich Handgranatenkrachen vom linken Flügel, wo wir eine Barrikade besetzt hielten. Ich eilte hin und fand das übliche Bild des Barrikadenkampfes. Bei der Verschanzung wirbelten weiße Handgranatenwolken, einige Schutzerwehren zurück rasselte auf jeder Seite ein Maschinengewehr. Dazwischen Männer, geduckt vor- und zurückspringend. Der kleine Handstreich der Engländer war bereits abgeschlagen, hatte uns jedoch einen Mann gekostet, der, von Handgranatensplittern zerrissen, hinter der Barrikade lag.

Am Abend bekam ich Befehl, die Kompanie nach Puisieux zurückzuführen, wo ich bei der Ankunft die Anweisung vorfand, mich am nächsten Morgen mit zwei Gruppen an einem kleinen Unternehmen zu beteiligen. Es galt, um 3.40 Uhr nach einer Artillerie- und Minenvorbereitung von fünf Minuten Dauer den sogenannten Muldengraben vom Rotpunkt K bis zum Rotpunkt Z<sub>1</sub> aufzurollen. In diesen wie in viele andere Annäherungsgräben hatte sich der Gegner eingefressen und hinter Barrikaden festgesetzt. Leider war das Unternehmen, für das Leutnant Voigt von der Sturmkompanie mit einem Stoßtrupp und ich mit zwei Gruppen bereitgestellt waren, offensichtlich nach der Karte befohlen, denn der Muldengraben, der sich in einem Grunde entlangschlängelte, war von vielen Orten bis auf die Sohle einzusehen. Ich war mit der ganzen Sache nicht einverstanden, we-

nigstens finde ich in meinem Tagebuch hinter der Aufzeichnung des Befehls die Sätze: »Na, das werden wir, hoffentlich, morgen beschreiben. Eine abfällige Kritik der Befehlserteilung behalte ich mir mangels Zeit vor — ich sitze hier nämlich im Bunker im Abschnitt F, es ist zwölf Uhr, und um drei werde ich geweckt.«

Immerhin ist Befehl Befehl, und so standen Voigt und ich mit unseren Männern um 3.40 Uhr bei anbrechender Dämmerung in der Nähe des Elbinger Weges zum Antreten bereit. Wir hielten einen knietiefen Graben besetzt, von dem wir wie von einer schmalen Galerie in die Mulde hinunterblickten, die sich um die festgesetzte Sekunde mit Rauch und Feuer zu füllen begann. Einer der großen Splitter, die aus diesem flackernden Gebrodel bis zu unserer Aufstellung surrten, verwundete den Füsilier Klaves an der Hand. Es bot sich hier wieder derselbe Anblick, den ich schon so oft vor Angriffen in mich aufgenommen hatte: das Bild einer im Zwielflicht harrenden Schar, die bei Kurzschüssen tiefe, einheitliche Verbeugungen vollführt oder sich zu Boden wirft, während sich die Erregung steigert — ein Bild, das den Geist fesselt wie ein furchtbares schweigendes Zeremoniell, durch welches das Blutopfer sich ankündet.

Pünktlich traten wir an und wurden durch den Umstand begünstigt, daß die Beschießung einen dichten Schleier über den Muldengraben gezogen hatte. Kurz vor  $Z_1$  stießen wir auf Widerstand, der durch Handgranaten gebrochen wurde. Da wir unser Ziel erreicht hatten und auf weiteren Kampf nicht erpicht waren, bauten wir eine Barrikade und ließen eine Gruppe mit einem Maschinengewehr dahinter zurück.

Das einzige Vergnügen an der Sache bereitete mir das Benehmen der Leute vom Sturmtrupp, die mich lebhaft an den alten Simplizissimus erinnerten. Ich lernte hier einen neuen Schlag von Kämpfern kennen — den Kriegsfreiwilligen von 1918, allem Anschein nach von der Disziplin noch wenig beleckt, doch tapfer aus Instinkt. Diese jungen Draufgänger mit gewaltigen Haarschöpfen und Wickelgamaschen gerieten

zwanzig Meter vorm Feind in einen heftigen Streit, weil einer den anderen »Schlappsack« geschimpft hatte, fluchten dabei wie die Landsknechte und rühmten sich mit großem Prahlen. »Mensch, alle haben doch nicht so'n Schiß wie du!« schrie zuletzt einer und rollte allein noch fünfzig Meter Graben auf.

Schon am Nachmittag kam die Barrikadengruppe zurück. Sie hatte Verluste gehabt und sich nicht länger halten können. Ich hatte sie bereits aufgegeben und wunderte mich, daß überhaupt jemand lebend bei Licht den langen Schlauch des Muldengrabens hatte passieren können.

Trotz diesem und zahlreichen anderen Gegenstößen saß der Feind fest im linken Flügel unserer vorderen Linie und in den verbarrikierten Verbindungswegen, die Hauptwiderstandslinie bedrohend. Diese nicht mehr durch das Niemandsland getrennte Nachbarschaft war auf die Dauer recht ungemütlich; man fühlte deutlich, daß es auch in den eigenen Gräben nicht geheuer war.

Am 24. Juli begab ich mich zur Erkundung in den neuen Abschnitt C der Hauptwiderstandslinie, den ich am nächsten Tag übernehmen sollte. Ich ließ mir von dem Kompanieführer, Leutnant Gipkens, die Barrikade am Hecken-graben zeigen, die dadurch merkwürdig war, daß sie auf englischer Seite aus einem im Feuer gescheiterten Tank bestand, der wie ein Stahlfort in die Stellung eingelassen war. Um die Einzelheiten zu beobachten, setzten wir uns auf eine kleine, in die Schulterwehr gestochene Bank. Mit-ten im Gespräch fühlte ich mich plötzlich gepackt und zur Seite gerissen. Im nächsten Augenblick spritzte ein Geschöß auf dem Sand meines Sitzplatzes auseinander. Durch einen glücklichen Zufall hatte Gipkens beobachtet, wie ein Gewehr langsam aus einer Schießscharte der vierzig Schritt entfernten feindlichen Barrikade geschoben wurde, und mir so durch seine scharfen Maleraugen das Leben gerettet, denn auf diese Entfernung hätte mich jeder Esel treffen müssen. Wir hatten uns ahnungslos in das tote Stück zwischen den beiden Barrikaden gesetzt und konnten daher von dem englischen Po-

sten so gut gesehen werden, als ob wir ihm gegenüber an einem Tische Platz genommen hätten. Gipkens hatte schnell und richtig gehandelt. Als ich mir später die Lage vergegenwärtigte, legte ich mir die Frage vor, ob ich nicht vielleicht durch den Anblick des Gewehres für einen Augenblick gelähmt worden wäre. Wie mir erzählt wurde, waren an dieser so harmlos aussehenden Stelle schon drei Mann der neunten Kompanie durch Kopfschuß gefallen; der Platz war also unheilvoll.

Am Nachmittag wurde ich durch eine nicht sonderlich starke Schießerei aus meinem Bunker gelockt, in dem ich gerade gemütlich lesend am Kaffeetisch saß. Vorn stiegen in eintöniger Folge, wie die Perlen einer Kette, Sperrfeuerzeichen hoch. Zurückhumpelnde Verwundete berichteten, daß die Engländer in den Abschnitten B und C in die Hauptwiderstandslinie, in A ins Vorfeld eingedrungen seien. Gleich darauf kam die Unglücksbotschaft vom Tode der Leutnants Vorbeck und Grieshaber. Sie waren bei der Verteidigung ihrer Abschnitte gefallen, während Leutnant Kastner schwer verwundet war. Ihn hatte bereits vor einigen Tagen ein seltsamer Streifschuß getroffen, der ihm, ohne ihn weiter zu verletzen, die Brustwarze wie mit einem feinen Messer vom Körper schnitt. Um acht Uhr kam auch Sprenger, der stellvertretend die Fünfte geführt hatte, mit einem Splitter im Rücken in meinen Unterstand, kräftigte sich durch einen »Blick in die Röhre«, auch »Zielfernrohr« genannt, und begab sich mit dem Zitat: »Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo« zum Verbandplatze. Ihm folgte sein Freund Domeyer mit blutender Hand. Er empfahl sich mit einem bedeutend kürzeren Zitat.

Am nächsten Morgen besetzten wir den Abschnitt C, der inzwischen wieder vom Feinde gesäubert war. Ich fand dort Pioniere, Boje und Kius mit einem Teil der zweiten, Gipkens mit den Resten der neunten Kompanie. Im Graben lagen acht tote Deutsche und zwei Engländer mit dem Mützen schild »South-Africa, Otago-Rifles«. Alle waren durch



Handgranatentreffer übel zugerichtet. Ihre verzerrten Gesichter wiesen böse Verletzungen auf.

Ich ließ die Barrikade besetzen und den Graben aufräumen. Um 11.45 Uhr eröffnete unsere Artillerie ein wildes Feuer auf die vor uns liegenden Stellungen, bei dem wir jedoch mehr Treffer bekamen als die Engländer. Das Unglück ließ nicht lange auf sich warten. Der Ruf »Sanitäter!« flog von links durch den Graben. Hineilend, fand ich vor der Barrikade im Heckengraben die formlosen Überreste meines besten Zugführers. Er hatte den Volltreffer einer eigenen Granate mitten ins Kreuz bekommen. Uniform- und Wäschefetzen, die ihm der Druck der Explosion vom Leibe gerissen hatte, hingen über ihm im zerhackten Gezweig der Weißdornhecke, die diesem Graben seinen Namen gab. Ich ließ eine Zeltbahn über ihn werfen, um uns den Anblick zu ersparen. Gleich darauf wurden an derselben Stelle noch drei Mann verwundet. Der Gefreite Ehlers wand sich, vom Luftdruck betäubt, auf der Erde. Einem anderen wurden beide Hände am Gelenk durchschlagen. Er wankte, die Arme auf die Schultern eines Krankenträgers gelegt, blutüberspritzt zurück. Der kleine Zug hatte etwas von einem heroischen Relief, denn der Helfer schritt gebückt, während der Getroffene sich mühsam aufrecht hielt — ein junger Mensch mit schwarzen Haaren und einem schönen, entschlossenen, jetzt marmorweißen Gesicht.

Ich sandte einen Gefechtsläufer nach dem andern an die Befehlsstellen und forderte dringend Einstellung des Feuers oder die Anwesenheit von Artillerieoffizieren im Graben. Statt aller Antwort setzte noch ein schwerer Minenwerfer ein und wandelte den Graben vollends zur Schlachtbank um.

Um 7.15 Uhr bekam ich einen sehr verspäteten Befehl, dem ich entnahm, daß 7.30 Uhr starkes Artilleriesfeuer einsetzen und um 8 Uhr zwei Gruppen der Sturmkompanie unter Leutnant Voigt über die Barrikade des Heckengrabens vorbrechen sollten. Sie sollten bis zum Rotpunkt A aufrollen und nach rechts Verbindung mit einer parallel vorge-

henden Stoßgruppe herstellen. Zwei Gruppen meiner Kompanie waren zur Besetzung des eroberten Grabenstückes bestimmt.

Ich traf in aller Eile, während schon das Artillerief Feuer einsetzte, die nötigen Anordnungen, suchte die beiden Gruppen aus und sprach kurz mit Voigt, der einige Minuten später befehlsgemäß vorging. Da ich die Sache mehr für einen Abendspaziergang hielt, der nicht weit führen konnte, schlenderte ich mit Mütze, eine Stielhandgranate unterm Arm, hinter meinen beiden Gruppen her. Im Augenblick des Angriffs, der sich durch Sprengwolken kundtat, richteten sich die Gewehre der ganzen Gegend auf den Heckengraben. Wir sprangen gebückt von Schulterwehr zu Schulterwehr. Es ging gleich gut voran, die Engländer flüchteten unter Zurücklassung eines Toten in eine rückwärtige Linie.

Um den Zwischenfall, der nun folgte, zu erklären, sei daran erinnert, daß wir uns nicht in einer Stellung, sondern in einem der vielen Annäherungswege vorbewegten, in die sich der Engländer oder vielmehr der Neuseeländer eingefressen hatte — denn wir kämpften hier, wie ich erst nach dem Kriege durch Zuschriften aus den Ländern der Antipoden erfuhr, gegen ein neuseeländisches Kontingent. Dieser Annäherungsweg, eben der Heckengraben, zog sich auf einem Höhenkamm entlang, den links im Grunde der Muldengraben begleitete. Der Muldengraben, den ich mit Voigt am 22. Juli aufgerollt hatte, war, wie berichtet, von der Gruppe, die wir dort zurückgelassen hatten, geräumt; er war jetzt also von Neuseeländern besetzt oder wenigstens kontrolliert. Beide Wege waren durch Quergräben verbunden, indessen war aus der Tiefe des Heckengrabens heraus die Mulde nicht einzusehen.

Ich ging also am Schluß der sich vorarbeitenden Abteilung und war guter Laune, denn ich hatte bislang vom Feind nur einige über Deckung flüchtende Gestalten gesehen. Vor mir ging der Unteroffizier Meier als Schließender seiner Gruppe, und vor diesem sah ich in den Windungen des Gra-

bens noch zuweilen den kleinen Wilzek von meiner Kompanie. In solcher Ordnung passierten wir einen engen Stichgraben, der, aus der Mulde aufsteigend, gabelförmig im Heckengraben endigte. Zwischen seinen beiden Mündungen war wie ein Delta ein vielleicht fünf Schritt starker Erdblock ausgespart. Ich war gerade an der ersten Mündung vorbeigeschritten, während Meier bereits vor der zweiten stand.

In Abzweigungen dieser Art pflegt man bei Grabenkämpfen einen Doppelposten zu entsenden, der für die Sicherung verantwortlich ist. Voigt hatte das entweder versäumt, oder er hatte den Graben in der Eile ganz übersehen. Jedenfalls hörte ich plötzlich dicht vor mir den Unteroffizier einen Schrei der höchsten Erregung ausstoßen und sah, wie er sein Gewehr hochriß und mir am Kopf vorbei in die zweite Mündung des Stichgrabens schoß.

Da mir der Erdblock die Sicht verdeckte, war mir der Vorgang ganz unerklärlich, aber ich brauchte nur einen Schritt zurückzutun, um in die erste Mündung hineinzusehen. Hier eröffnete sich mir freilich ein Anblick, der mich erstarren ließ, denn in fast greifbarer Nähe stand neben mir ein athletisch gebauter Neuseeländer. Gleichzeitig ertönte im Grunde das Geschrei noch unsichtbarer Angreifer, die über Deckung heraneilten, um uns abzuschneiden. Der so auf eine fast zauberhafte Weise in unserem Rücken aufgetauchte Neuseeländer, dem ich wie gebannt gegenüberstand, war zu seinem Unglück blind für meine Anwesenheit. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf den Unteroffizier, dessen Schuß er mit einem Handgranatenwurf erwiderte. Ich sah, wie er sich von der linken Brustseite eins der zitronenförmigen Wurfgeschosse riß, um es hinter Meier herzuschleudern, der dem Tode zu entrinnen suchte, indem er nach vorn davonstürzte. Gleichzeitig zog auch ich die Stielhandgranate, die ich als einzige Waffe bei mir führte, ab und schob sie in kurzem Bogen dem Neuseeländer fast mehr vor die Füße, als daß ich sie warf. Ich konnte seine Himmelfahrt nicht

mehr beobachten, denn es war der allerletzte Augenblick, in dem ich hoffen konnte, die Ausgangsstellung wiederzuerreichen. Ich sprang also in großer Eile zurück und sah hinter mir noch den kleinen Wilzek auftauchen, der die Besonnenheit gehabt hatte, den Wurf des Neuseeländers zu unterlaufen, indem er in Richtung auf mich an Meier vorübersprang. Ein uns nachgeworfenes Eisenei zerriß ihm Koppel und Hosenboden, ohne ihn weiter zu verletzen. So dicht war der Riegel, der hinter uns zugeschoben wurde, während Voigt und die übrigen vierzig Angreifer umringt und verloren waren. Ohne etwas von dem seltsamen Vorgang, dessen Zeuge ich geworden war, zu ahnen, fühlten sie sich von hinten in den Tod gedrückt. Kampfgeschrei und zahlreiche Explosionen kündeten, daß sie ihr Leben teuer verkauften.

Um ihnen zu Hilfe zu kommen, führte ich die Gruppe des Fahnenjunkers Mohrmann durch den Heckengraben vor. Wir mußten jedoch vor einer Sperre hageldicht einschlagender Flaschenminen haltmachen. Ein Splitter flog mir gegen die Brust und wurde von der Hosenträgerschnalle abgefangen.

Nun brach ein Artilleriefeuer von gewaltiger Stärke los. Rings spritzten Erdstrahlen aus farbigen Dämpfen, und das dumpfe Dröhnen tief in der Erde berstender Geschosse mischte sich mit einem hellen, metallischen Kreischen, das an den Klang erinnerte, mit dem die Kreissäge die Holzblöcke zerreißt. Eisenblöcke brausten in unheimlicher Kürze heran, dazwischen sangen und schwirrten Wolken von Splittern. Da ein Angriff zu befürchten stand, setzte ich mir einen der herumliegenden Stahlhelme auf und eilte mit einigen Begleitern in den Kampfgraben zurück.

Drüben tauchten Gestalten auf. Wir legten uns auf die zerwalzte Grabenwand und schossen. Neben mir fingerte ein ganz junger Krieger mit fiebernden Händen am Ladehebel seines Maschinengewehrs, ohne einen Schuß aus dem Lauf zu bekommen, bis ich ihm das Ding aus den Händen riß. Es

kamen auch einige Schüsse, dann versagte die Waffe wieder wie in einem Altraum, doch verschwanden die Angreifer in den Gräben und Trichtern, während das Feuer sich steigerte. Die Artillerie kannte keine Parteien mehr.

Als ich, von einem Gefechtsläufer gefolgt, zu meinem Bunker ging, schlug etwas zwischen uns in die Wand, riß mir mit außerordentlicher Wucht den Stahlhelm vom Kopf und schleuderte ihn weit weg. Ich glaubte eine ganze Schrapnellladung erhalten zu haben und legte mich halb betäubt in mein Fuchsloch, auf dessen Rand einige Sekunden später eine Granate schlug. Sie erfüllte den kleinen Raum mit dichtem Qualm, und ein langer Splitter zerschmetterte eine Büchse voll Gurken, die neben meinen Füßen lag. Um nicht verschüttet zu werden, kroch ich wieder in den Graben und spornte von unten die beiden Gefechtsläufer und meinen Burschen zur Wachsamkeit an.

Es war eine peinliche halbe Stunde; die zusammenschmolzene Kompanie wurde noch einmal durch den Tod gesiebt. Nachdem die Feuerwelle verebbt war, ging ich durch den Graben, besah den Schaden und stellte fest, daß wir noch fünfzehn Mann stark waren. Mit ihnen war die ausgedehnte Stellung nicht zu halten. Ich übertrug daher Mohrmann mit drei Leuten die Verteidigung der Barrikade und bildete mit den übrigen einen Schützenigel in einem tiefen Trichter hinter der Rückenwehr. Wir konnten von dort sowohl in den Kampf um die Barrikade eingreifen als auch, falls der Gegner in den Graben eindringen würde, ihm von oben mit Handgranaten zusetzen. Jedoch beschränkte sich die weitere Kampftätigkeit auf ein ausgedehntes Geplänkel mit leichten Minen und Gewehrgranaten.

Am 27. Juli wurden wir durch eine Kompanie des Regiments 164 abgelöst. Wir waren sehr erschöpft. Der Führer dieser Kompanie wurde schon beim Anmarsch schwer verwundet; einige Tage später wurde mein Bunker eingeschossen und begrub seinen Nachfolger. Wir atmeten alle erleichtert auf, als wir das von den heraufziehenden Stahlgewit-

tern des großen Endkampfes umgrollte Puisieux im Rücken hatten.

Diese Vorstöße zeigten, wie sehr die Stärke der Gegner anwuchs, die aus den entferntesten Teilen der Welt herbeiströmten. Wir hatten ihnen immer weniger Männer entgegenzustellen, oft fast Kinder, auch fehlte es an Ausrüstung und Ausbildung. Mit bestem Willen konnten wir, wie bei wachsender Sturmflut, nur hier und dort die Lücken schließen, indem wir uns hineinwarfen. Zu großen Gegenschlägen, wie noch bei Cambrai, reichte es nicht mehr.

Später, als ich darüber nachsann, wie die Neuseeländer triumphierend auf Deckung erschienen waren und die Unseren in den tödlichen Engpaß gedrückt hatten, fiel mir auf, daß sie damit genau in die Rolle eingetreten waren, die uns am 2. Dezember 1917 bei Cambrai den großen Erfolg gebracht hatte. Wir hatten ein Spiegelbild geschaut.

### MEIN LETZTER STURM

Am 30. Juli 1918 bezogen wir Ruhequartiere in Sauchy-Léstrée, einer wasserumglänzten Perle des Artois. Nach einigen Tagen marschierten wir noch weiter zurück nach Escudœuvres, einem nüchternen Arbeitervorstädtchen, welches das vornehme Cambrai gleichsam ausgestoßen hat.

Ich bewohnte in der Rue-des-Bouchers das Staatszimmer einer nordfranzösischen Arbeiterfamilie. Das übliche Riesenbett als Hauptmöbel, ein Kamin mit roten und blauen Glasvasen auf dem Sims, ein runder Tisch, Stühle, an den Wänden einige Farbendrucke des Familistère: »Vive la classe«, »Souvenir de première communion«, Postkarten und ähnliches mehr bildeten die Einrichtung. Das Fenster gab den Blick auf einen Kirchhof frei.

Die hellen Vollmondnächte begünstigten den Besuch feindlicher Flieger, der uns einen Begriff von der wachsen-

den Materialüberlegenheit auf der Gegenseite gab. Nacht für Nacht schwebten mehrere Geschwader heran und ließen Bomben von unheimlicher Sprengkraft auf Cambrai und die Vorstädte fallen. Ich wurde weniger durch das feine, moskitoartige Summen der Motoren und die Gruppen lang widerhallender Einschläge als durch das ängstliche In-den-Keller-Stürzen meiner Wirtsleute gestört. Einen Tag vor meiner Ankunft war allerdings eine Bombe vor dem Fenster aufgeschlagen, hatte den in meinem Bette schlafenden Hausherrn betäubt ins Zimmer geschleudert, einen Bettpfosten abgeschlagen und die Mauern durchsiebt. Gerade dieser Zufall jedoch verlieh mir ein Gefühl der Sicherheit, denn ich teilte ein wenig den Aberglauben der alten Krieger, daß man im frischen Trichter am besten aufgehoben sei.

Nach einem Ruhetag setzte die Ausbildungsleiter wieder ein. Exerzieren, Unterricht, Appelle, Besprechungen und Besichtigungen füllten einen großen Teil des Tages aus. Einen ganzen Vormittag verbrachten wir damit, einen ehrengerichtlichen Spruch zu fällen. Die Verpflegung war wieder einmal dürftig und schlecht. Eine Zeitlang gab es als Abendportion nur Gurken, denen der trockene Humor der Mannschaft den trefflichen Namen »Gärtnerwurst« beilegte.

Vor allem widmete ich mich der Ausbildung einer kleinen Stoßtruppe, da mir im Verlauf der letzten Kämpfe immer deutlicher geworden war, daß sich eine zunehmende Umschichtung unserer Kampfkraft vollzog. Für den eigentlichen Stoß konnte man nur noch auf wenige Leute rechnen, die sich indessen zu einem Schlag von besonderer Härte entwickelt hatten, während die Masse der Mitläufer höchstens als Feuerkraft in Frage kam. Unter diesen Verhältnissen war man oft lieber Führer einer entschlossenen Gruppe als einer zaghaften Kompanie.

Die Freizeit brachte ich mit Lesen, Baden, Schießen und Reiten zu. Oft schoß ich an einem Nachmittag über hundert Patronen auf Flaschen oder Konservenbüchsen ab. Auf den Ausritten fand ich massenhaft abgeworfene Flugblätter, die

der feindliche Nachrichtendienst in immer höheren Auflagen als moralische Geschosse zu verstreuen begann. Sie enthielten, neben politischen und militärischen Einflüsterungen, meist Schilderungen des herrlichen Lebens in den englischen Gefangenenlagern. »Und noch ein Wort im Vertrauen«, hieß es in einem von ihnen, »wie leicht ist es, sich zu verirren, wenn man in der Dunkelheit vom Essenholen oder vom Schanzen kommt!« Auf einem andern stand sogar Schillers Gedicht vom Freien Britannien. Diese Blätter ließ man bei günstigem Winde durch kleine Freiballons über die Front tragen; sie waren an Fäden gebündelt und wurden nach einer bestimmten Schwebezeit durch eine Zündschnur abgelöst. Ein Finderlohn von dreißig Pfennig für das Stück verriet, daß die Heeresleitung ihre Wirkung für gefährlich hielt. Diese Unkosten wurden allerdings der Bevölkerung des besetzten Gebietes auferlegt.

Eines Nachmittags setzte ich mich aufs Rad und fuhr nach Cambrai hinein. Das liebe alte Städtchen war wüst und öde geworden. Läden und Kaffees waren geschlossen; die Straßen schienen tot, trotz der feldgrauen Woge, die sie durchflutete. Ich fand Herrn und Frau Plancot, die mir das Jahr zuvor ein so schönes Quartier geboten hatten, herzlich erfreut über meinen Besuch. Sie erzählten mir, daß sich die Verhältnisse in Cambrai in jeder Beziehung verschlechtert hätten. Besonders beklagten sie sich über die häufigen Fliegerbesuche, die sie zwängen, des Nachts oft mehrere Male die Treppen auf- und niederzueilen, über die Frage streitend, ob es ratsamer sei, im ersten Keller durch die Bombe selbst oder im zweiten durch Verschüttung umzukommen. Die alten Herrschaften mit den sorgenvollen Mienen taten mir herzlich leid. Einige Wochen später, als die Geschütze zu sprechen begannen, mußten sie Hals über Kopf das Haus verlassen, in dem sie ihr Leben verbracht hatten.

Am 23. August gegen elf Uhr nachts wurde ich durch heftiges Pochen gegen meine Tür hochgeschreckt, als ich gerade sanft eingeschlafen war. Ein Läufer brachte Marschbe-



fehl. Schon tags zuvor war von der Front das eintönige Rollen und Stampfen eines ungewöhnlich heftigen Artilleriefeuers herübergebrandet und hatte uns beim Dienst, beim Essen und beim Kartenspiel gemahnt, uns keinen Hoffnungen auf eine längere Dauer unserer Ruhezeit hinzugeben. Für dieses ferne Brodeln des Kanonendonners hatten wir den klangvollen Frontausdruck »es wummert« geprägt.

Rasch packten wir und traten während eines wolkenbruchartigen Gewitters auf der Straße nach Cambrai an. Unser Marschziel war Marquion, wo wir gegen fünf Uhr morgens eintrafen. Der Kompanie wurde ein großer, von einer Reihe verwüsteter Stallgebäude eingeschlossener Hof zugewiesen, in dem sich jeder so gut wie möglich unterbrachte. Ich kroch mit meinem einzigen Kompanieoffizier, Leutnant Schrader, in ein kleines Backsteinverlies, das, wie ein strenger Bockseruch verriet, zu friedlicheren Zeiten als Ziegenstall gedient haben mochte, jetzt allerdings nur noch von einigen großen Ratten besiedelt war.

Am Nachmittag war eine Offiziersbesprechung, bei der wir erfuhren, daß wir in der Nacht rechts der großen Straße Cambrai—Bapaume unweit Beugny bereitgestellt werden sollten. Wir wurden vor einem Angriff der neuen, schnellen und wendigen Tanks gewarnt.

Ich teilte meine Kompanie in einem kleinen Obstgarten gefechtsmäßig ein. Unter einem Apfelbaum stehend, sprach ich ein paar Worte zu den Leuten, die mich im Hufeisen umschlossen. Ihre Gesichter sahen ernst und männlich aus. Es war wenig zu sagen. In diesen Tagen hatte sich mit jener Gleichmäßigkeit, die nur dadurch zu erklären ist, daß in jedem Heer neben der bewaffneten Einheit auch eine moralische besteht, wohl bei allen die Erkenntnis herausgebildet, daß wir uns auf abschüssiger Bahn befanden. Mit jedem Angriff trug der Feind eine mächtigere Ausrüstung vor; seine Stöße wurden schneller und wuchtiger. Jeder wußte, daß wir nicht mehr siegen konnten. Aber wir würden standhalten.

An unserem aus einer Karre und einer Haustür zusammengestellten Tisch aß ich im Hof mit Schrader zu Abend und trank eine Flasche Wein dazu. Dann rollten wir uns in unsern Ziegenstall, bis uns um zwei Uhr morgens der Posten meldete, daß die Lastautos auf dem Marktplatz bereitstünden.

In geisterhafter Beleuchtung rasselten wir durch das kampfzerwühlte Gelände der vorjährigen Cambrai-Schlacht und wanden uns durch die von Trümmerwällen eingefassten Dorfstraßen abenteuerlich zerschossener Nester. Dicht vor Beugny wurden wir ausgeladen und in unsere Aufstellungsräume geführt. Das Bataillon besetzte einen Hohlweg an der Straße Beugny—Vaux. In den Vormittagsstunden brachte ein Gefechtsläufer den Befehl, die Kompanie habe sich an die Straße Frémicourt—Vaux vorzuschieben. Dieses strichartige Vorücken gab mir die Gewißheit, daß uns bis zum Abend noch Blutiges bevorstehen mußte.

Ich schlängelte meine drei Züge in Reihen durch das Gelände, das kreisende Flieger mit Bomben und Geschossen bestreuten. Am Ziel verteilten wir uns in Trichter und Erdlöcher, da vereinzelt Granaten über die Straße hinausgriffen.

Ich befand mich an diesem Tage so schlecht, daß ich mich sofort in ein kleines Grabenstück legte und schlief. Nach dem Erwachen las ich im »Tristram Shandy«, den ich in meiner Kartentasche trug, und verbrachte so, mit der Gleichgültigkeit eines Kranken in der warmen Sonne liegend, den Nachmittag.

Um 6.15 Uhr rief ein Gefechtsläufer die Kompanieführer zum Hauptmann von Weyhe.

»Ich habe Ihnen die ernste Mitteilung zu machen, daß wir angreifen. Das Bataillon tritt nach halbstündiger Feuervorbereitung um sieben Uhr vom Westrand Favreuls zum Sturm an. Marschrichtungspunkt der Kirchturm von Sapignies.«

Nach kurzem Hin und Her und einem kräftigen Händedruck stürzten wir zu den Kompanien, da das Feuer in zehn

Minuten beginnen sollte und wir noch eine große Strecke zu marschieren hatten. Ich verständigte meine Zugführer und ließ antreten.

»Die Gruppen in Reihe zu einem mit zwanzig Meter Zwischenraum. Marschrichtung halblinks die Baumkronen von Favreuil!«

Ein gutes Zeichen für den Geist, der noch immer bei uns lebte, war, daß ich den Mann bestimmen mußte, der zurückbleiben sollte, um die Feldküche zu benachrichtigen. Freiwillig hatte sich keiner melden mögen.

Ich schritt mit meinen Ordonnanzen und dem Feldwebel Reinecke, der die Gegend genau kannte, weit vor der Kompanie. Hinter Hecken und Ruinen sprangen die Abschüsse unserer Geschütze auf. Das Feuer glich mehr einem wütenden Gebell als einer vernichtenden Sturmwooge. Hinter uns sah ich meine Gruppen in musterhafter Ordnung vorgehen. Neben ihnen stäubten die Wölkchen der Fliegergeschosse auf, Kugelladungen, Hohlbläser und Treibplatten von Schrapnells fuhren mit höllischem Fauchen durch die Zwischenräume der schmalen Menschenstreifen. Rechts lag das hart beschossene Beugnâtre, aus dem gezackte Eisenstücke schwerfällig herüberbrummt und sich mit kurzem Aufschlag in den lehmigen Boden stanzen.

Noch ungemütlicher wurde der Anmarsch hinter der Straße Beugnâtre—Bapaume. Plötzlich platzte eine Reihe von Brisanzgranaten vor, hinter und zwischen uns. Wir spritzten auseinander und warfen uns in die Trichter. Ich stürzte mit dem Knie in das Angstprodukt eines Vorgängers und ließ in der Eile von meinem Burschen mit dem Messer eine grobe Säuberung vornehmen.

Um den Dorfrand von Favreuil ballten sich die Wolken zahlreicher Einschläge, dazwischen stiegen und fielen braune Erdsäulen in hastigem Wechsel. Um eine Stellung auszusuchen, ging ich bis zu den ersten Ruinen vor und gab dann mit dem Spazierstock das Zeichen zum Folgen.

Das Dorf war von zerschossenen Baracken umsäumt, hin-

ter denen sich allmählich Teile des ersten und zweiten Bataillons sammelten. Während des letzten Wegabschnittes forderte ein Maschinengewehr verschiedene Opfer. Ich beobachtete von meinem Standpunkt aus die feine Schnur aufstäubender Wölkchen, in der sich zuweilen einer der Ankömmlinge wie in einem Stellnetz verfang. Unter anderen erhielt der Vizefeldwebel Balg von meiner Kompanie einen Schuß durchs Bein.

Eine Gestalt in braunem Manchester schritt gleichmütig über das beschossene Stück und schüttelte mir die Hand. Kius und Boje, Hauptmann Junker und Schaper, Schrader, Schläger, Heins, Findeisen, Höhlemann und Hoppenrath standen hinter einer von Blei und Eisen durchfegten Hecke und hielten das große Angriffspalaver ab. Wir hatten an manchem Tag des Zornes auf *einem* Felde gefochten, und auch diesmal sollte die schon tief im Westen stehende Sonne noch das Blut fast aller bestrahlen.

Teile des ersten Bataillons rückten in den Schloßpark ein. Vom zweiten Bataillon hatten nur meine und die fünfte Kompanie nahezu vollzählig den flammenden Vorhang durchschritten. Wir arbeiteten uns durch Trichter und Häusertrümmer zu einem Hohlweg am Westrande des Dorfes vor. Unterwegs griff ich einen Stahlhelm auf, um ihn aufs Haupt zu stülpen — eine Handlung, die ich nur in sehr bedenklichen Lagen vorzunehmen pflegte. Zu meinem Erstaunen lag Favreuil vollkommen tot. Allem Anschein nach hatte die Besatzung ihren Verteidigungsabschnitt verlassen, denn zwischen den Trümmern witterte bereits die gespannte Stimmung, die einem herrenlosen Raume in solchen Augenblicken eigentümlich ist und die dem Auge die äußerste Schärfe verleiht.

Hauptmann von Weyhe, der, ohne daß wir davon wußten, bereits einsam und schwerverwundet in einem Trichter des Dorfes lag, hatte angeordnet, daß die fünfte und achte Kompanie in vorderer, die sechste in zweiter und die siebente in dritter Linie stürmen sollten. Da von der Sechsten

und der Achten noch nichts zu sehen war, beschloß ich anzugreifen, ohne mich lange um Staffellungen zu kümmern.

Es war sieben Uhr geworden. Durch die Kulisse von Häuserresten und Baumstümpfen sah ich bei schwachem Gewehrfeuer eine Schützenlinie auf das freie Feld hinaustreten. Es mußte die Fünfte sein.

Ich stellte die Mannschaft im Schutz des Hohlweges zum Angriff bereit und gab Befehl, in zwei Wellen anzutreten. »Abstand hundert Meter. Ich selbst befinde mich zwischen erster und zweiter Welle!«

Es ging zum letzten Sturm. Wie oft waren wir in den verfloßenen Jahren in ähnlicher Stimmung in die westliche Sonne geschritten! Les Eparges, Guillemont, St. Pierre-Vaast, Lange-marc, Passchendaele, Mœuvres, Vraucourt, Mory! Wieder winkte ein blutiges Fest.

Wir verließen den Hohlweg wie auf dem Übungsplatz, abgesehen davon, daß »ich selbst«, wie die schöne Befehlsformel lautet, mich plötzlich neben dem Leutnant Schrad-der vor der ersten Welle auf freiem Felde befand.

Mein Befinden hatte sich etwas gebessert, aber es war mir noch immer flau zumut. Wie mir später Haller erzählte, als er sich von mir verabschiedete, bevor er nach Südamerika ging, hatte ihm sein Nebenmann gesagt: »Du, ich glaube, der Leutnant kommt heute nicht zurück!« Dieser seltsame Mensch, dessen wilden und zerstörerischen Geist ich liebte, eröffnete mir damals Dinge, aus denen ich zu meinem Erstaunen erfuhr, daß das Herz des Führers vom einfachen Mann wie auf einer Goldwaage gewogen wird. In der Tat fühlte ich mich sehr matt, und ich hielt diesen Angriff von Anfang an für verfehlt. Dennoch denke ich an ihn am liebsten zurück. Es fehlte ihm die mächtige Woge der Großen Schlacht, ihr siedender Übermut; dafür hatte ich ein sehr unpersönliches Gefühl, als ob ich mich selbst mit einem Fernrohr beobachtete. Zum ersten Mal in diesem Kriege konnte ich das Zischen der kleinen Geschosse hören, als pfffen sie an einem Gegenstand vorbei. Die Landschaft war von gläserner Durchsichtigkeit.

Noch waren es vereinzelte Geschosse, die uns entgegenknallten; vielleicht schützten uns die Dorfmauern im Hintergrunde gegen allzu deutliche Sicht. Den Spazierstock in der rechten Hand, die Pistole in der linken, stapfte ich vor und ließ, ohne es recht zu merken, die Schützenlinie der fünften Kompanie zum Teil hinter, zum Teil rechts neben mir. Während des Vorgehens spürte ich, daß mein Eisernes Kreuz sich von der Brust gelöst hatte und zu Boden gefallen war. Schrader, mein Bursche und ich begannen zu dritt eifrig zu suchen, obwohl verborgene Schützen uns aufs Korn nahmen. Endlich zog Schrader es aus einem Grasplacken hervor, und ich steckte es wieder fest.

Das Gelände senkte sich. Verschwommene Gestalten bewegten sich vor einem Hintergrund aus rotbraunem Lehm. Ein Maschinengewehr hackte uns seine Geschößgarben entgegen. Das Gefühl der Aussichtslosigkeit verstärkte sich. Trotzdem begannen wir zu laufen, während das Feuer sich auf uns einspielte.

Wir übersprangen einige Schützenlöcher und flüchtig aufgehobene Grabenstücke. Gerade als ich mich mitten im Sprung über einem etwas sorgfältiger ausgestochenen Graben befand, riß mich ein durchdringender Stoß vor die Brust wie ein Flugwild aus der Luft. Mit einem lauten Schrei, mit dessen Gellen die Lebensluft auszuströmen schien, wirbelte ich um die Achse und klorrte zu Boden.

Nun hatte es mich endlich erwischt. Gleichzeitig mit der Wahrnehmung des Treffers fühlte ich, wie das Geschöß ins Leben schnitt. Schon an der Straße vor Mory hatte ich die Hand des Todes gespürt — diesmal griff er fester und deutlicher zu. Als ich schwer auf die Sohle des Grabens schlug, hatte ich die Überzeugung, daß es unwiderruflich zu Ende war. Und seltsamerweise gehört dieser Augenblick zu den ganz wenigen, von denen ich sagen kann, daß sie wirklich glücklich gewesen sind. In ihm begriff ich, wie durch einen Blitz erleuchtet, mein Leben in seiner innersten Gestalt. Ich spürte ein ungläubiges Erstaunen darüber, daß es gerade

hier zu Ende sein sollte, aber dieses Erstaunen war von einer sehr heiteren Art. Dann hörte ich das Feuer immer schwächer werden, als sank ich wie ein Stein tief unter die Oberfläche eines brausenden Wassers hinab. Dort war weder Krieg noch Feindschaft mehr.

## WIR SCHLAGEN UNS DURCH

Ich habe oft genug die verlorenen Träumer in ihren Wundbetten gesehen, die am Lärm des Gefechtes, an der höchsten Erregung der menschlichen Leidenschaften, die sie umringte, nicht mehr beteiligt waren; und ich darf sagen, daß mir ihre Geheimnisse nicht ganz fremd geblieben sind.

Die Zeit, in der ich völlig bewußtlos lag, kann, nach der Uhr gemessen, nicht sehr lange gewährt haben — sie entsprach wohl ungefähr der Spanne, in der unsere erste Welle den Graben erreichte, in den ich gefallen war. Ich erwachte im Gefühl eines großen Unglücks, eingeklemmt zwischen enge Lehmwände, während der Ruf: »Sanitäter! Der Kompanieführer ist verwundet!« eine geduckte Menschenreihe durchglitt.

Ein älterer Mann aus einer anderen Kompanie beugte sich mit gutmütigem Gesicht über mich, löste das Koppel und öffnete meinen Rock. Er nahm zwei blutige Kreisflecke wahr — einen in der Mitte der rechten Brust und am Rücken den anderen. Ein Gefühl der Lähmung fesselte mich an die Erde, und die glühende Luft des engen Grabens badete mich in qualvollen Schweiß. Der mitleidige Helfer erquickte mich durch fächerndes Schwingen meiner Kartentasche. Ich hoffte, nach Luft ringend, auf die Dunkelheit.

Plötzlich brauste von Salignies her ein Feuersturm los. Ohne Zweifel hatte dieses lückenlose Rollen, dieses gleichmäßige Brüllen und Stampfen mehr zu bedeuten als die Ab-

wehr unseres so schlecht angesetzten Angriffes. Über mir blickte ich in das unterm Stahlhelm versteinerte Gesicht des Leutnants Schrader, der wie eine Maschine schoß und lud. Es entspann sich zwischen uns ein Gespräch, das an die Turmszene in der »Jungfrau von Orleans« erinnerte. Scherzhaft war mir freilich nicht zumute, denn ich hatte die klare Erkenntnis, verloren zu sein.

Schrader hatte nur selten Zeit, mir einige Wortfetzen zuzuerwerfen, denn ich zählte ja nicht mehr mit. Im Gefühl meiner Ohnmacht suchte ich von seinem Gesicht abzulesen, wie es oben stand. Allem Anschein nach gewannen die Angreifer an Boden, denn ich hörte ihn immer häufiger und aufgeregter seine Nebenleute auf Ziele hinweisen, die sich ganz in der Nähe bewegen mußten.

Plötzlich sprang, wie wenn bei einem Hochwasser ein Damm zerreißt, der Schreckensschrei: »Links sind sie durch! Wir sind umgangen!« von Mund zu Mund. In diesem schrecklichen Augenblick fühlte ich, daß die Lebenskraft wie ein Funke wieder aufzuglühen begann. Es gelang mir, in Armhöhe zwei Finger in ein Loch zu krallen, das eine Maus oder ein Maulwurf in die Grabenwand gebohrt haben mochte. Langsam zog ich mich hoch, während das in der Lunge aufgestaute Blut aus den Wunden rieselte. In demselben Maß, in dem es Abfluß gewann, spürte ich Erleichterung. Mit bloßem Kopf und offenem Rock, die Pistole in der Faust, starrte ich ins Gefecht.

Durch weißliche Rauchschwaden stürzte eine Kette bepackter Menschen schnurgeradeaus. Einige fielen und blieben liegen, andere schlugen Rad wie getroffene Hasen. Hundert Meter vor uns wurden die letzten vom Trichtergelände eingesogen. Sie mußten einer ganz jungen Truppe angehören, die noch kein Feuer geschmeckt hatte, denn sie zeigten den vollen Mut der Unerfahrenheit.

Wie an einer Schnur gezogen krochen vier Tanks über den Kamm einer Bodenwelle. In wenigen Minuten waren sie von der Artillerie in die Erde gestampft. Der eine klappte in



zwei Hälften auseinander wie ein Spielzeug aus Blech. Rechts brach der wackere Fahnenjunker Mohrmann mit einem Todesschrei zusammen. Er war mutig wie ein junger Löwe; das hatte ich bereits bei Cambrai erkannt. Ihn fällte ein Treffer mitten in die Stirn, sicherer gezielt als der, den er mir damals verbunden hatte.

Die Sache schien noch nicht verloren. Ich flüsterte dem Fähnrich Wilsky zu, nach links zu kriechen und mit seinem Maschinengewehr die Lücke abzufegen. Er kam gleich darauf zurück und meldete, daß sich zwanzig Meter weiter schon alles ergeben habe. Es lagen dort Teile eines anderen Regiments. Bislang hatte ich mich mit der linken Hand an einem Grasbüschel wie an einem Steuer festgehalten. Nun gelang es mir, mich umzuwenden, und es eröffnete sich mir ein seltsames Bild. Die Engländer waren in die Grabenstücke, die sich links an das unsere anschlossen, zum Teil eingedrungen, zum Teil schritten sie mit vorgehaltenen Bajonetten an ihnen entlang. Ehe ich die Nähe der Gefahr noch begriffen hatte, wurde ich durch eine neue, stärkere Überraschung von ihr abgelenkt: Hinter unserem Rücken bewegten sich andere Angreifer, die Gefangene mit erhobenen Händen geleiteten, gegen uns vor! Der Feind mußte also fast unmittelbar, nachdem wir zum Sturm angetreten waren, in das verlassene Dorf eingedrungen sein. In diesem Augenblick zog er den Sack zu; er hatte uns von unseren Verbindungen abgeschnürt.

Das Bild belebte sich immer mehr. Ein Kreis von Engländern und Deutschen umringte uns und forderte uns auf, die Waffen fortzuwerfen. Es war eine Verwirrung wie auf einem untergehenden Schiff. Ich ermunterte mit schwacher Stimme die Nächststehenden zum Kampf. Sie schossen auf Freund und Feind. Ein Kranz von Stummen und Schreienden umschloß unser Häuflein. Links tauchten zwei hünenhafte Engländer ihre Bajonette in ein Grabenstück, aus dem sich flehende Hände reckten.

Auch unter uns wurden gellende Stimmen laut: »Es hat

keinen Zweck mehr! Gewehre weg! Nicht schießen, Kameraden!«

Ich blickte nach den beiden Offizieren, die mit mir im Graben standen. Sie lächelten achselzuckend zurück und ließen ihre Koppel zu Boden fallen.

Es blieb nur noch die Wahl zwischen Gefangenschaft und einer Kugel. Ich kroch aus dem Graben und taumelte auf Favreuil zu. Es war wie in einem bösen Traum, in dem man die Füße am Boden haften fühlt. Der einzige günstige Umstand war vielleicht das Durcheinander, in dem man zum Teil bereits Zigaretten austauschte, zum Teil sich noch niedermetzelte. Zwei Engländer, die einen Trupp gefangener 99er auf ihre Linien zuführten, stellten sich mir entgegen. Ich hielt dem nächsten die Pistole vor den Leib und drückte ab. Der andere brannte sein Gewehr auf mich ab, ohne zu treffen. Die hastigen Bewegungen trieben das Blut in hellen Schlägen aus der Lunge. Ich konnte freier atmen und begann, an dem Grabenstück entlangzulaufen. Hinter einer Schulterwehr kauerte der Leutnant Schläger inmitten einer feuernden Gruppe. Sie schlossen sich an. Einige Engländer, die über das Gelände schritten, blieben stehen, setzten ein Lewisgewehr auf den Boden und beschossen uns. Bis auf mich, Schläger und zwei Begleiter wurden alle getroffen. Schläger, der sehr kurzsichtig war und seine Brille verloren hatte, erzählte mir später, daß er nichts gesehen habe als meine auf- und niederfliegende Kartentasche. Sie war sein Leitzichen. Der große Blutverlust gab mir die Freiheit und Leichtigkeit eines Rausches, mich beunruhigte nur der Gedanke, zu früh zusammenzubrechen.

Endlich gelangten wir an einen halbmondförmigen Erdwurf rechts von Favreuil, aus dem ein halbes Dutzend schwerer Maschinengewehre auf Freund und Feind Feuer spie. Hier war also noch eine Lücke oder doch wenigstens eine Insel im Sack; unser Glück hatte uns geführt. Feindliche Geschosse zerspritzten im Sand der Schanze, Offiziere schrien, aufgeregte Leute tanzten hin und her. Ein Sanitäts-

unteroffizier der Sechsten riß meine Bluse herunter und riet mir, mich sofort hinzulegen, da ich in wenigen Minuten zu verbluten drohe.

Ich wurde in eine Zeltbahn gerollt und am Ortsrand von Favreuil entlanggeschleppt. Einige Leute meiner und der sechsten Kompanie begleiteten mich. Das Dorf wimmelte bereits von Engländern, und so konnte es nicht ausbleiben, daß wir bald auf nächste Entfernung unter Feuer genommen wurden. Knallend schlugen Geschosse in menschliche Körper ein. Den Sanitäter der Sechsten, der das Hinterende meiner Zeltbahn gefaßt hatte, riß ein Kopfschuß zu Boden; ich stürzte mit ihm.

Die kleine Schar hatte sich platt auf die Erde geworfen und kroch, von Aufschlägen umpeitscht, der nächsten Senkung zu.

Ich blieb einsam, in meine Zeltbahn eingeknüpft, auf dem Felde, fast gleichgültig den Treffer erwartend, der diese Odyssee beenden mußte.

Indessen war ich auch in dieser aussichtslosen Lage nicht verlassen; ich wurde von meinen Begleitern beobachtet, und bald fanden neue Anstrengungen zu meiner Rettung statt. Neben mir ertönte die Stimme des Gefreiten Hengstmann, eines langen blonden Niedersachsen: »Ich nehme Herrn Leutnant auf den Rücken, entweder kommen wir durch, oder wir bleiben liegen!«

Leider kamen wir nicht durch; zu viele Gewehre standen am Dorfrand bereit. Hengstmann begann seinen Lauf, während ich seinen Hals mit den Armen umschlungen hielt. Sofort setzte ein Knallen ein, wie man es auf dem Schießstande hört, wenn man die Hundert-Meter-Scheibe bedient. Nach wenigen Sätzen kündete ein feines metallisches Sirren einen Treffer an, der Hengstmann ganz sanft unter mir zusammensinken ließ. Er fiel lautlos, aber ich fühlte, wie der Tod, noch ehe wir den Boden berührten, sich seiner bemächtigte. Ich löste mich aus seinen Armen, die mich noch fest umschlossen hielten, und sah, daß ein Geschöß ihm Stahl-

helm und Schläfen durchschlagen hatte. Der Tapfere war ein Lehrerssohn aus Letter bei Hannover. Sowie ich wieder gehen konnte, suchte ich seine Eltern auf und erstattete ihnen Bericht.

Das schlimme Beispiel schreckte einen anderen Helfer nicht ab, einen neuen Versuch zu meiner Rettung zu wagen. Es war der Sanitätssergeant Strichalsky. Er nahm mich auf seine Schultern und brachte mich, während ein zweiter Schauer von Geschossen uns umpfiff, glücklich in den toten Winkel der nächsten Geländewelle.

Es dunkelte. Die Kameraden suchten die Zeltbahn eines Toten und trugen mich über ein einsames Gelände, auf dem nah und fern zackige Strahlensterne hochflamnten. Ich lernte das schreckliche Gefühl kennen, das man empfindet, wenn man nach Luft ringen muß. Der Duft der Zigarette, die ein Mann zehn Schritt vor mir rauchte, drohte mich zu ersticken.

Endlich gelangten wir an einen Verbandunterstand, in dem der mir befreundete Doktor Key seines Amtes waltete. Er mischte mir eine köstliche Zitronenlimonade und versenkte mich durch eine Morphiumspritze in erquickenden Schummer.

Die wüste Autofahrt zum Kriegslazarett am nächsten Tage stellte eine letzte, harte Probe an die Lebenskraft. Dann kam ich in die Hände der Schwestern und setzte meine Lektüre des »Tristram Shandy« dort fort, wo der Angriffsbefehl sie unterbrochen hatte.

Freundschaftliche Anteilnahme erleichterte mir die Zeit der Rückschläge, die den Lungenschüssen eigentümlich sind. Mannschaften und Offiziere der Division besuchten mich. Die Teilnehmer am Sturm gegen Saignies waren freilich alle entweder gefallen oder, wie Kius, in englischer Gefangenschaft. Das Ehepaar Plancot sandte mir, als schon die ersten Granaten des langsam Feld gewinnenden Gegners in Cambrai einschlugen, einen lieben Brief, eine vom Munde abgesparte Büchse Milch und die einzige Melone, die der Garten getragen

hatte. Bittere Tage standen ihnen noch bevor. Auch mein letzter Bursche bildete keine Ausnahme von der langen Reihe seiner Vorgänger; er hielt bei mir aus, obwohl ihm im Lazarett keine Verpflegung zustand und er sich das Essen in der Küche erbetteln mußte.

Während der Langeweile des Liegens sucht man sich mannigfaltig zu zerstreuen; so vertrieb ich mir einmal die Zeit, indem ich meine Verwundungen zusammenzählte. Von Kleinigkeiten wie von Prellschüssen und Rissen abgesehen, hatte ich im ganzen mindestens vierzehn Treffer aufgefangen, nämlich fünf Gewehrgeschosse, zwei Granatsplitter, eine Schrapnellkugel, vier Handgranaten- und zwei Gewehrgechoßsplitter, die mit Ein- und Ausschüssen gerade zwanzig Narben zurückließen. In diesem Kriege, in dem bereits mehr Räume als einzelne Menschen unter Feuer genommen wurden, hatte ich es immerhin erreicht, daß elf von diesen Geschossen auf mich persönlich gezielt waren. Ich heftete daher das Goldene Verwundetenabzeichen, das mir in diesen Tagen verliehen wurde, mit Recht an meine Brust.

Nach vierzehn Tagen lag ich in dem federnden Bett eines Lazarettzuges. Die deutsche Landschaft war bereits in den Frühschimmer des Herbstes getaucht. Ich hatte das Glück, in Hannover eingeladen zu werden, und wurde im Clemen-tinenstift untergebracht. Unter den Besuchern, die sich bald einstellten, sah ich meinen Bruder besonders gern; er war seit seiner Verwundung noch gewachsen, allerdings hatte die rechte, schwer getroffene Seite nicht mitgemacht.

Ich teilte mein Zimmer mit einem jungen Kampfflieger der Staffel Richthofen namens Wenzel, einer der hochgewachsenen und verwegenen Gestalten, die unser Land noch immer erzeugt. Er machte dem Wahlspruch seiner Staffel: »Eisern, aber irre!« alle Ehre und hatte bereits zwölf Gegner im Luftkampf gestreckt, deren letzter ihm zuvor durch ein Geschoß den Oberarmknochen zersplitterte.

Meinen ersten Ausgang feierte ich mit ihm, meinem Bruder und einigen Kameraden, die ihren Transportzug er-

warteten, in den Räumen des alten Hannoverschen Gibraltarregiments. Da unsere Kriegstüchtigkeit angezweifelt wurde, fühlten wir das dringende Bedürfnis, verschiedentlich über einen gewaltigen Sessel zu eskalieren. Es bekam uns jedoch schlecht; Wenzel brach sich von neuem den Arm, und ich lag am nächsten Morgen mit vierzig Grad Fieber im Bett, ja die Kurve machte sogar einige bedenkliche Vorstöße gegen jene rote Linie, hinter der die Kunst der Ärzte versagt. Bei solchen Temperaturen verliert man den Sinn für die Zeit; ich lag, während die Schwestern für mich kämpften, in jenen Fieberträumen, die oft sehr heiter sind.

An einem dieser Tage, es war der 22. September 1918, erhielt ich vom General von Busse folgendes Telegramm:

»Seine Majestät der Kaiser hat Ihnen den Orden Pour le mérite verliehen. Ich beglückwünsche Sie im Namen der ganzen Division.«

DAS WÄLDCHEN 125

*Eine Chronik aus den Grabenkämpfen 1918*

ERSTAUSGABE 1925



Immer wenn ich wieder eins dieser schmalen Hefte, die sich so bequem in der Kartentasche mitführen lassen, zu beschreiben beginne, kommt mir der Gedanke, ob ich den Bleistift wohl über die letzte Seite gleiten lassen werde. Ich habe schon eine ganze Reihe von ihnen, mit Tagesberichten, kurzen Betrachtungen und flüchtigen Zeichnungen gefüllt, zu Hause stehen und stelle es mir schön vor, sie später in friedlichen Zeiten in aller Ruhe durchblättern und mich dabei erinnern zu können: so hast du in jenen sonderbaren Jahren deine Tage verbracht.

Manchmal ist die Schrift ruhig, sorgfältig und mit Tinte geschrieben, so daß ich gleich weiß: damals hast du gemütlich in einem der kleinen flandrischen oder nordfranzösischen Bauernhäuser gesessen oder in einer ganz ruhigen Stellung vorm Unterstand, die Pfeife rauchend und höchstens vom fernen Schwirren des letzten Fliegers gestört, der seine Abendrunde flog. Dann kommen ungelenke und verzerrte Züge in Blei, in der menschenüberfüllten Enge irgendeines höllischen Loches vorm Angriff oder während der endlosen Stunden einer schweren Beschießung beim tanzenden Licht einer Kerze geschmiert. Endlich Sätze in erregten Stichworten, unleserlich wie die Wellenlinie eines Nadelstiftes, der ein Erdbeben verzeichnet, die Enden von der fliegenden Hand zu langen Strichen ausgepeitscht — das wurde nach dem Angriff in Trichtern oder Grabenstücken hingeworfen, über die noch der tödliche Hornissenschwarm gezielter Geschoßgarben strich.

Ja, es muß schön sein, in einer ruhigen Stunde, wie man sie sich jetzt gar nicht mehr vorzustellen vermag, in solchen Erinnerungen zu blättern, höchstens von der Sorge bedrückt, wie man nachher seinen Abend verbringen soll. Schon aus

diesem Grunde wünsche ich am Leben zu bleiben. Zu Hause sieht man uns oft für Leute an, die so viel Mut haben, daß sie ihr Leben für keinen Pfifferling achten; allein ich habe lange genug unter Kriegern gelebt, um zu wissen, daß es einen Menschen ohne Furcht nicht gibt. Ohne die Furcht würde auch der Mut sinnlos sein; sie ist der dunkle Schatten, vor dem das Wagnis bunter und lockender erscheint.

Aber es gibt noch einen anderen Grund, aus dem mich der Gedanke an einen tödlichen Treffer erschreckt, von dem man hier in nachdenklichen Stunden häufig beschlichen wird. Wir leben so tief im Krieg, daß uns das Bild des Friedens ganz unvorstellbar geworden ist. Dieser Krieg ist wie ein Urwald, der uns seit Jahren immer stärker in seinem dunklen Banne hält, so daß wir zu zweifeln beginnen, ob er noch einen jenseitigen Rand besitzt. Und wenn man jetzt sterben sollte, so wäre das, als ob man mitten aus einer spannenden Partie gerufen würde, bei der ungeheure Einsätze auf dem Spiele stehn.

Und gerade jetzt scheinen wir wieder in einen neuen und merkwürdigen Abschnitt des Krieges eingetreten zu sein. Die mächtigen Frühjahrskämpfe, in denen die Materialschlacht einen Gipfel fand, der sich wohl kaum noch überbieten läßt, liegen hinter uns. Sie haben das Ende des Krieges nicht gebracht. Diesen Anstrengungen ist eine Erschöpfung gefolgt, die in sonderbarem Gegensatz steht zu den schweren Materialmengen, deren Wüten den Kampfplatz immer eintöniger beherrscht. Man hört von Anzeichen der Auflösung in der Etappe und bei Truppenteilen, die aus der Heimat oder aus dem Osten kommen, und das scheint keinem merkwürdig, der den Zusammenhang des Willens zum Angriff mit der Gesundheit, der körperlichen Spannkraft und dem Ausblick auf einen glücklichen Erfolg aus eigener Erfahrung kennt.

Hier beim Regiment, das fast nur aus jungen Leuten und Angehörigen eines Volksstammes besteht, dessen zähe Schwerfälligkeit für das Ausharren in der Materialschlacht

geradezu geschaffen scheint, äußert sich das in anderer Form. Es wird in alter Zuverlässigkeit, aber ohne Erwartungen, ich möchte sagen: ohne Hoffnung, rein pflichtgemäß gekämpft. Das Handwerksmäßige tritt stark hervor. Man kann eine Ermattung in Wort und Haltung beobachten, die sich selbst auf den Stil des Sterbens erstreckt. Eine Gruppe alter Grabenkämpfer, an einer sonnigen Schulterwehr zusammenhockend und sich in hingeworfenen Ausdrücken unterhaltend, in denen sich das gemeinsame Erlebnis von Jahren spitzt, das ist ein Verband, von dessen Geist man später sich kaum eine Vorstellung mehr machen können wird.

In dieser Umgebung lebe ich. Die Stellung, in die wir heut nacht rücken, scheint, unsere sehr bescheidenen Ansprüche zugrundegelegt, ruhig zu sein. Vielleicht gewährt uns der Gott der Schlachten in dieser entlegenen Landschaft eine ruhige und heitere Sommerzeit.

Vorgestern habe ich mich noch ganz als Großstädter gefühlt, heute hause ich schon wieder in einem Fuchsloch, mit einem halben Meter Lehm über dem Kopf. Als ich gestern von Urlaub kam, fand ich das Bataillon in einem der gottverlassenen nordfranzösischen Nester, von denen seit vier Jahren die Wildnis Besitz ergreift und deren Namen uns seit ebensolanger Zeit verfolgen, sei es, daß wir in ihnen wohnen oder daß wir um sie kämpfen müssen. So viel Blut wie zwischen Arras, Bapaume und Cambrai ist noch in keinem Landstrich der Welt geflossen. Als ich eintraf, war das Bataillon wieder einmal verladebereit. In zwei Stunden hatte ich mich gemeldet, die Kompanie übernommen und mich umgezogen. Als ich den alten, bequemen, trotz seinem Lederbesatz hundertmal geflickten Feldrock am Leibe fühlte, hatte ich das Heimweh nach dem sagenhaften Lande der weißbezogenen Betten schon halb vergessen. Auch das Gepäck war bald in Ordnung; mein Bursche, August Schüddenkopf, ein biederer und wortkarger Heidjer, den mir das

Geschick schon länger als seine Vorgänger verschont ließ, hat sich in meine Gewohnheiten ganz eingelebt. Er weiß, welche Sachen in den Tornister gehören und welche die Essenholer erst am nächsten Tage mit nach vorn zu bringen haben, er legt mir Pistole, Stahlhelm, Stöckchen und Gasmasken zurecht und stellt zuletzt die einzige Frage: »Welche Bücher sollen diesmal mit?« Denn wenn der Stellungskrieg auch die langweiligste und mühseligste Form des Kampfes ist, so kann man doch wenigstens mit dem Gepäck einigen Luxus treiben.

Ich bin zufrieden mit ihm; sein Vorgänger war ein geschwätziger Geselle, ein ehemaliger Kellner, der mich fast zur Verzweiflung bringen konnte und imstande war, wenn ich etwas essen wollte, erst eine ganze Speisekarte abzubeten, obwohl er genau wußte, daß es doch nur Brot und Marmelade gab. Man muß sich gut verstehen, wenn man auf die Dauer in der Enge eines Unterstandes zusammen hausen will. Die ständige Nähe eines Menschen, gegen den man eine geheime Abneigung empfindet, kann unerträglich werden, selbst wenn kaum ein Wort gewechselt wird.

Bei Beginn der Dunkelheit fuhren die Lastautos vor. Nachdem die Mannschaft eingeteilt und wie die Heringe verfrachtet war, setzte ich mich neben den Führer des letzten, und wir fuhren mit kurzen Abständen los.

»So, jetzt kann der Rummel wieder anfangen«, dachte ich, als der Motor zu laufen begann. Im Grunde war ich ganz zufrieden, denn obwohl ich ja nie große Sorgen gehabt habe, so habe ich doch nie so sorglos gelebt wie im Feld. Alles ist klar und einfach, meine Rechten und Pflichten sind geregelt, ich brauche kein Geld zu verdienen, die Verpflegung wird geliefert; wenn es mir schlecht geht, habe ich tausend Leidensgefährten, und vor allem löst sich unter dem Schatten des Todes jede Frage in eine angenehme Bedeutungslosigkeit auf. Auch wenn ich Krebs oder Schwindsucht hätte, wüßte ich hier die rechte Medizin. Die Nähe des Todes ist heilsam wie ein unbekanntes Licht. Die Umgebung ist männ-

lich und rücksichtslos, es wird um den höchsten Einsatz gespielt; da merkt man, daß man Mark in den Knochen und Blut in den Adern hat.

Es ist eine prächtige Juninacht, der Himmel ist von dunkler Klarheit und mit tausend Sternen besät. Wir fahren abgeblendet, aber wir brauchen auch kein Licht; der staubige Weg schneidet sich hell aus den Feldern heraus. In dem engen Kastenwagen klirren die Gewehre und Helme gegeneinander, die Motoren singen ihren wilden Gesang, von dem unsere Sinne stärker gepackt werden als von jedem Marsch und der uns wie der Pulsschlag eines stählernen Herzens der Gefahr entgegenträgt. Rufen sie uns vielleicht zu:

»Noch nie zogen Menschen in die Schlacht wie ihr, auf seltsamen Maschinen und stählernen Vögeln, hinter feurigen Wänden und Wolken aus tödlichem Gas. Die Erde hat wehrhafte und furchtbare Tiere getragen, doch keins war gefährlicher und schrecklicher bewaffnet als ihr. Kein Reitergeschwader und kein Wikingerschiff waren je auf so kühner Fahrt. Vor eurem Angriff tut sich die Erde auf, Feuer, Gift und eiserne Kolosse gehen euch voraus. Vorwärts, vorwärts ohne Mitleid und Furcht, es geht um den Besitz der Welt!«

Und wie um dieses eintönige und schreckliche Lied zu begleiten, fliegen zur Seite am Wege Ruinen von Höfen und Dörfern vorbei, verödete Geniste aus weißem Kreidestein, von der unbarmherzigen Kralle des Krieges aufgerissen und ihres Innersten beraubt. Schweigend und metallisch, wie auf Zaubergärten des Bösen, liegt das Mondlicht darauf, und die emporgeschossenen Büsche der verwilderten Gärten stehen gespenstisch wie auf großen Friedhöfen, still und von keinem Luftzug bewegt. Über dieser sagenhaften Landschaft des Todes lastet ein schwerer und dichter Leichengeruch. Überall auf den Feldern und vor den Eingängen der Dörfer stecken winzige Kreuze im Boden, und die flachen Erdhügel davor sind mit zerschossenen Helmen, zerschlagenen Gewehren und Uniformfetzen bedeckt. Wir alle kennen diese

Landschaft wohl, die wir in rasselnder Fahrt durchschneiden, und fast jedem von uns liegt hier ein Freund, der noch vor wenigen Wochen beim großen Sturm auf das Gesicht gestürzt und für immer liegen geblieben ist.

Nun beginnt auch schon das altgewohnte, im weiten Netz über das Land geflochtene Kräftespiel der Front. Einmal müssen wir halten, um uns nicht durch Bewegung zu verraten, weil ein unsichtbarer Flieger aus der nächtlichen Höhe des Himmels langbrennende Fallschirmraketen wirft, die wie künstliche Kugelblitze über der Straße schweben. Unablässig tasten die zitternden Strahlen von Scheinwerfern das dunkle Gewölbe ab, endlich bleibt einer an dem Eindringling haften und speißt ihn, eine schimmernde kleine Libelle, auf sein weißes Licht; nun packen auch die anderen zu wie die Greifarme eines ungeheuren Kraken und treiben ihn in die Flucht. Jetzt versuchen Abwehrkanonen, ihn auf die Gabel zu nehmen; man errät aus der wechselnden Lage der Flammpunkte ihrer Schrapnells die fieberhafte Arbeit am Geschütz. Revolverkanonen werfen ihre Leuchtgarben hoch, und selbst die Maschinengewehre senden Schwärme von tödlichen Glühwürmchen aus, denn vielleicht mag es doch einem einzigen davon gelingen, eine Lebenszelle dieses geflügelten Wesens zu durchschlagen, um es brennend oder zu Spänen zerrissen auf den Boden zu schmettern. Ein einziges kleines Geschöß, sechs Millimeter stark und mit glühendem Phosphor gefüllt, ach träfe es doch, um euch zu zeigen: Wir haben Fernrohre von wunderbarer Kraft, Schußtafeln von kalter, bössartiger Mathematik und Richtschützen mit Adlerblick. Wir sind in Ordnung; wagt euch nicht zu nah an uns heran!

Allein das Flugzeug, das wie ein zierlicher Schmetterling zwischen den Feuerblumen schwebt, macht eine plötzliche Wendung, die es fast senkrecht auf den Flügel wirft, und verschwindet im dunklen Raum. Wir können weiterfahren.

Der Weg wird schlechter; zur Seite gestoßene Wagen, mit Chlorkalk überstreute Pferdegerippe, große Haufen leerer Geschößkörbe und zerschmetterte Protzen liegen am Rand.

Manchmal winden wir uns zwischen tiefen Granattrichtern oder auf die Straße gestürzten Mauertrümmern hindurch. Alles sieht hingeworfen und im Stich gelassen aus; in dieser Zone wird nur Arbeit verrichtet, wie sie der Kampf gebieterisch verlangt. Die Bäume stehen kahl, im Schaft geknickt oder ihrer Zweige beraubt. Einmal fahren wir an einem der Riesengeschütze vorbei, die, nur für entscheidende Stunden aufgestellt, sich schweigend verborgen halten. Es ist wie ein gefährliches Tier in einem Nest aus Reisig und bunten Flecken versteckt, nur das mächtige Rohr ragt steil und drohend in die Luft. Um es zu maskieren, hat man es mit farbigen Flecken bemalt und ringsherum einen künstlichen Wald gepflanzt.

Endlich halten die Wagen an. Wir sind in den Bereich des leichten Flachbahnschusses gelangt, in dem die Ziele verkleinert werden müssen und in dem es keine befahrbaren Wege mehr gibt. An einem hohen Bahndamm, in den sich die Ruhetruppen dieses Stellungsabschnittes eingeschachtet haben, warten die Führer. Die Züge steigen aus, bilden lange Ketten, die Zigaretten werden fortgeworfen, und der Marsch durch die Einöde beginnt.

Wir schreiten über welliges Land, das mit dürrerem Gras bewachsen ist. An vielen Stellen ist die Erde aufgeworfen und von Trichtern zerwühlt, manche scheinen erst von gestern oder heute zu sein. Ich gehe neben dem einen Führer, einem alten Krieger — ich erkenne das natürlich nicht an seinem Kreuz, sondern am Klange seiner sachlichen, kurz hingeworfenen Bemerkungen.

Er meint, daß der Stellung nicht recht zu trauen sei: schlechte Unterstände, verrottete Gräben, rege Patrouillentätigkeit und starke Verluste in kurzer Zeit. Vorläufig jedoch habe ich nicht den Eindruck, den eine unruhige Ecke erweckt. Das Wetterleuchten am Horizont ist nicht bedeutend, und die Raketen steigen in mäßigen Zwischenräumen auf. Wir haben schon ganz andere Ablösungen gehabt. Weiter rechts scheint eine wunde Stelle zu sein. Ununter-

brochen dröhnen schwere Einschläge herüber, so dicht aufeinander, daß sie kaum zu unterscheiden sind, und blutige Lohe kocht am Himmel; auch ganz weit links, wo die Front einen Bogen beschreibt, so daß sie fast in unserm Rücken zu liegen scheint, muß es recht windig sein. Vielleicht bringt morgen der Heeresbericht, diese größte und wortkargste Zeitung der Welt, wieder die kurze Notiz von der erhöhten Feuertätigkeit an einigen Stellen der Front.

Trotzdem dränge ich zur Eile; bei einem Marsch in unbekanntem Gelände ist man immer auf Überraschungen gefaßt. Es können Feuerüberfälle einsetzen, bei denen man die Führer verliert; dann irrt man die ganze Nacht umher und läuft vielleicht endlich, wie das schon oft geschehen ist, geradewegs in die feindlichen Gräben hinein. Auch spiegelt das wilde Gesicht der Landschaft der Phantasie eine Reihe von Schreckbildern zu, die das Gehirn ununterbrochen als unglaublich abzulehnen sich bemüht. Das ist auf die Dauer anstrengender, als man denkt.

Deshalb freuen wir uns, daß wir nun den Eingang eines vernichteten Dorfes erreichen, das dicht hinter der vorderen Linie liegen soll. Ein schmaler, ausgetretener Pfad schlängelt sich durch die Überreste von Gehöften, Gärten und Hecken hindurch. Hier sind die Augentäuschungen besonders stark. Das Gefühl wird durch den Anblick der Trümmerwelt bedrückt; es versucht zu ergänzen und aufzubauen und füllt den Raum mit sonderbaren Erscheinungen. So wachsen schimmernde Paläste auf, klare, regelmäßige Gebilde, oder düstere, niedrige Gebäude, die wie verrufene Schenken oder zerfallene Mühlen in der Einsamkeit lauern; die Formen fließen, wallen auf, versinken oder wandeln sich in andere um. Es scheint das blasse Mondlicht zu sein, das diese durchsichtige architektonische Musik entstehen läßt, die quälend die Gedanken umspielt. Den verlassenen Heimstätten entströmt ein trauriger und gespenstischer Hauch; eine große Klage scheint zwischen den Ruinen zurückgeblieben zu sein.

Vorm Dorf erstreckt sich, Trichter an Trichter, ein mäch-



tiges Kraterfeld. Wir verschwinden in einem niedrigen, oft unterbrochenen Laufgraben. Einige abgelöste Gruppen kommen uns entgegen. Hastig und ohne ein Wort zu wechseln drängen wir uns aneinander vorbei. Das Grabengeflecht wird dicht und verwickelt, hier und da kommen wir an Unterständen vorbei, aus deren Eingängen der Qualm von Holzfeuern dringt. Ein mächtiger ausgebauter Graben wird durchquert, in dem unbewegliche Posten stehen — die Hauptwiderstandslinie. Nun kommt noch die Vorfeldzone, dann haben wir unser Ziel erreicht.

Da! Wir haben uns zu früh gefreut, und bis jetzt ging alles so gut! Ich kauere plötzlich neben dem Führer in einer Grabenecke, ohne recht zu wissen, wie ich hineingekommen bin. Und noch einmal! Eine Gruppe Schrapnells, deren Druck die Luft kreischend zerreißt, grelle Flammenerscheinungen dicht über dem Boden, Explosionen, pfeifende Kugelschwärme und Aufklatschen im Lehm, alles zu gleicher Zeit. Ein brenzlicher, stechender Qualm zieht den Graben entlang. Hinter uns Geschrei, Schimpfen, eine Gestalt in voller Ausrüstung stolpert über mich, rafft sich hoch und rennt weiter. Schütdeckopf taucht aus dem Dunkel hervor und hebt meinen Stahlhelm auf. Es scheint wieder einmal glimpflich abgegangen zu sein. Ich sehe mir im Weitergehen noch einmal die schützende Ecke an und stelle fest, daß diese Sekunden uns genügten, die sicherste Stelle zu entdecken und auszunutzen.

Es sind nur noch wenige Schritte bis zum Ziel. Mein Begleiter bleibt vor einem Erdloch stehen, das mit einer zerfetzten und von Splintern zersiebten Zeltbahn verhängen ist. An den ersten Stollenrahmen ist ein schmales Holzschild genagelt: »Kompanieführer«. Lichtspuren schimmern herauf.

»Hallo!«

»Was ist los, Ablösung?«

»Ablösung!«

Unten erschallt Gepolter. Ich winde mich hinunter,

Schütdekopf und die Gefechtsläufer, die ihr Gepäck draußen abgestellt haben, hinterdrein.

Drunten finden wir das vertraute Bild: den winzigen Tisch, Handgranatenkisten als Hocker, den Blechofen und drei mit Maschendraht bezogene Pritschen, die in die Längswand eingelassen sind. Zwischen zwei Stollenbrettern ist ein Seitengewehr in den Lehm gestoßen, auf dessen Griff eine Kerze flackert; an einem Draht sind Leuchtpistolen und eine Reihe von Handgranaten aufgehängt. In einer Nische steht der Fernsprecher; er ist versiegelt und darf nur benutzt werden, wenn ein Angriff zu melden ist. Hier ist eins der Löcher, in denen seit Jahren die Jugend der Völker zu Hause ist, eine der engen und verqualmten Wohnfestungen, die schon so oft zum Sarge geworden sind.

Mein Vorgänger, ein Feldwebelleutnant, sitzt schon fertig am Tisch, umgeschnallt, den Helm auf dem Kopf. Eine kurze Begrüßung, dann setze ich mich neben ihn, um den Abschnitt zu übernehmen, denn ich weiß, daß man nach einer langen Stellungszeit den Gräben gern möglichst schnell den Rücken kehrt. Ich empfangen die Denkschrift über den Abschnitt, die Fliegeraufnahmen und die Stellungskarte, während die Gefechtsläufer sich die Reservemunition vorzählen.

Während noch Einzelheiten besprochen werden, erscheinen schon die drei Melder der Züge, um kleine Zettel abzugeben, auf denen steht, daß ordnungsgemäß übergeben und übernommen ist. Einem davon ist die Meldung beigefügt: »Während der Ablösung zwei Mann leicht verwundet.« Der kleine Feuerüberfall vorhin hat uns also doch ein wenig angekratzt. Nun können auch wir einen ähnlichen Zettel schreiben und ihn, mit zwei Unterschriften versehen, zum Bataillon zurücksenden.

Wir sind jetzt fertig; mein Vorgänger wünscht mir ruhige Tage und verabschiedet sich. Oben angekommen, kehrt er noch einmal zurück, um über eine Querbarrikade zu spre-

chen, mit deren Anlage er begonnen hat. Ich kenne dieses Gefühl für eine Stellung, die uns trotz allem am Herzen liegt, weil wir so viel an ihr gearbeitet und uns so in ihre Möglichkeiten vertieft haben, daß wir mit ihr fast so vertraut wie mit einem lebendigen Wesen geworden sind. Früher, vor der Somme-Schlacht, als wir noch in mächtigen Gräben hausten, in denen wir lange Monate gewühlt und die wir mit Eisenbeton und unterirdischen Verbindungsgräben ausgerüstet hatten, war das noch stärker ausgeprägt.

Endlich bin ich allein. Ich zünde eine Zigarette an und steige noch einmal hinauf, um mir die nächtliche Landschaft anzusehen. Der Mond ist untergegangen, dunkel und schweigend liegt die Fläche da, für die ich eben durch eine Unterschrift die Verantwortung übernommen habe, dieses Stück Land von tausend Schritt Länge und fünfhundert Schritt Tiefe, mit seinem Gewirr von Höhlen und Verbindungen, in dem hundertundfünfzig Bewaffnete lauern und vor dessen Front durch einen Fingerdruck ein flammender Vorhang gespannt werden kann.

Dieses Stück Erde, das sich jeden Augenblick in einen brennenden Krater verwandeln kann, ist der Acker, den wir jetzt bestellen sollen und in den man uns selbst vielleicht als Samenkörner versenkt. Hinter uns, im Osten, liegt die Heimat, deren Wille zum Leben in unserem Willen zum Sterben verkörpert ist, und vor uns im flackernden Scheine, dort, wohin die Rohre unserer Geschütze zeigen, liegt der Feind. Diese beiden mächtigen Gewichte trennt wie das Zünglein an der Waage, von zahllosen Augen bewacht, das Niemandland.

Alles ist ruhig. Vorn zischt zuweilen in Schlangenlinien eine Rakete hoch — das ist der Offizier vom Grabendienst, der das Vorgelände kennenlernen will. Ich kann mich ein paar Stunden hinlegen; neben dem Unterstand steht ein Posten, der bei der geringsten Beunruhigung alarmieren wird. Zur Sicherheit frage ich ihn noch einmal nach den Zeichen für Sperr- und Vernichtungsfeuer sowie für Gas-

angriff, dann steige ich wieder in den Unterstand hinunter, den Schüddekopf inzwischen etwas wohnlicher gemacht hat, lege mich auf die Pritsche und ziehe die Decke über den Kopf.

*Vordere Linie*

Ich habe den ersten Vormittag dazu verwandt, mich so in der Stellung umzusehen, daß ich mich bei Tag und Nacht, bei Regen und Feuer ohne Besinnen in ihr zurechtfinden kann.

Der Abschnitt führt die Bezeichnung A, er bildet also den rechten Flügel der Regimentsstellung. Vor ihm erstreckt sich ein leicht ansteigendes Gelände, von dem sich die hellbraunen Erdaufwürfe der englischen Gräben nur matt abzeichnen, bis zu einem umfangreichen Waldgebiet. Rechts ist er durch ein unbewohntes Grabenstück mit dem Nachbarregiment verbunden, links grenzt er an den nächsten Kompanieabschnitt des Bataillons. Beiden Führern habe ich Besuch gemacht. Eine Reihe von breiten, halbverfallenen Verbindungsgräben führt nach hinten zur Hauptwiderstandslinie. Dahinter liegt, durch einige Bodenwellen von uns getrennt, das Dorf, das wir gestern nacht passiert haben. Es heißt Puisieux-au-Mont und würde sich, wenn mich meine Kenntnisse nicht trügen, bei uns ungefähr Bergbronn nennen. Wir sehen von ihm nur den oberen Teil mit spärlichen weißen Mauerresten und der von Baumstümpfen umringten Ruine der Kirche, die zu einem rotbraunen Steinhaufen zusammengeschossen ist. In diesem Schuttberg, der das Land weithin überragt, scheinen die Engländer eine Artilleriebeobachtung zu vermuten, denn er wurde fast den ganzen Vormittag mit schweren Granaten bedacht, die hoch über unsere Köpfe hinwegheulten.

Die Gräben sind verfallen, durch Regen ausgewaschen, niedrig und breit. An vielen Stellen hat man versucht, ihre völlige Einebnung zu verhindern, in dem man sie mit Knüppelholz verkleidete. Sie bilden einen Teil des großen Stellungs-

netzes, um das während der Somme-Schlacht gefochten, das dann von uns nach Sprengung aller Unterstände geräumt und endlich, nachdem es lange Zeit brachgelegen hatte, während der großen Märzschlacht wieder genommen worden ist. Die Gegend hat also schon viel erlebt. Es gibt daher auch nicht eine einzige Stelle im Gelände, die nicht durch Trichter zerwühlt wäre. Die meisten sind durch ein dichtes Graspolster übernarbt, in das aber schon wieder zahlreiche neue Wunden gerissen sind.

Das Grabengeflecht lag also schon fertig vor, daher hat es die unangenehme Eigenschaft, durch eine Menge von Stichgräben mit der feindlichen Stellung verbunden zu sein. Diese Stichgräben sind durch Walzendraht und Spanische Reiter gesperrt, durch Maschinengewehre und Posten gesichert, werden aber trotzdem wohl die Ausgangspunkte für alle Zugriffe sein. Eine weitere Eigentümlichkeit der Stellung liegt darin, daß ihr sonst jede Spur eines Drahtverhaues fehlt. Das soll unseren Angriffswillen bezeugen, gleichwohl erweckte der Anblick des kahlen Vorfeldes in mir ein zwiespältiges Gefühl. Die drei Sekunden, die der Angreifer braucht, den Verhau zu überwinden, und während deren er sich in voller Größe zeigen muß, sind für den Verteidiger eine so wichtige Vorgabe, daß er sie ungern entbehrt.

Auch über die Unterstände ist wenig Erfreuliches zu sagen. Es sind Siegfriedbunker — halbkreisförmige Löcher, die man in waagerechter Richtung mannstief in die Grabenwände getrieben hat und die eine kaum zwei Meter mächtige Erddecke schützt. Sie sind durch gebogene Blechrahmen versteift, die wenig mehr als den Erddruck tragen und so viel Platz bieten, daß zwei Mann ausgestreckt nebeneinander darin liegen können. Auf jeden Fall sind die Leute, die diese Käfige herstellen, in einer erfreulicheren Lage als die, welche, im Feuer in ihnen aushaltend, den verzinkten Deckel der Mausefalle anstarren, die sie bei jedem schweren Treffer zerschmettern muß. Domeyer, den ich bei meinem Besuch im linken Nebenabschnitt in einem von ihnen

neben seinem Burschen vom Grabendienst ausruhen sah, fand übrigens gleich die tröstliche Seite daran heraus: »Wenn diese Dinger nicht federten«, meinte er, »dann wäre es faul.«

Die einzige Deckung im ganzen Abschnitt, die man mit einigem guten Willen als Stollen bezeichnen kann, besitze ich. Schon das wäre, auch ohne ihre ungünstige Lage hinter dem rechten Flügel des Nebenabschnitts, ein zwingender Grund, sie so schnell wie möglich gegen eine andere zu vertauschen.

Die Sicherheit der Unterkünfte hat also gegen früher, wo wir uns zehn Meter und noch tiefer in den Boden wühlten, erheblich abgenommen. Was waren das doch für prächtige Stellungen, mit Stollengängen, lang und gemütlich wie ein Dickensscher Roman, von denen sich rechts und links Wohn- und Schlafräume, Munitionskammern, Ausgänge und Querverbindungen abzweigten und in denen man sich wie ein Maulwurf im ganzen Abschnitt bewegen konnte, ohne nur einmal ans Licht zu kommen. In Monchy besaß ich neben einem bequemen Unterstand für ruhige Zeiten, in dem mir ein breiter Lichtschacht das Tageslicht auf den Schreibtisch warf, eine unterirdische Behausung, zu der vierzig in Kreidefels gehauene Stufen führten, so daß selbst die schwersten Granaten in dieser Tiefe sich nur als angenehme Erschütterungen bemerkbar machten, wenn wir dort bei endlosen Mauschelpartien zusammensaßen. In die eine Wand hatte ich mir ein Lager einbauen lassen, mächtig wie die Kastenbetten der westfälischen Bauernhäuser, in dem ich, abgeschieden vom leisesten Geräusch, umschlossen von schweren Eichenbohlen, mitten im weichen, trockenen Kreidegestein schlief. Eine elektrische Ampel hing am Kopfende, so daß ich gemütlich lesen konnte, bis ich müde wurde; die Wände waren mit farbigen Blättern aus der »Jugend« geschmückt, und das Ganze wurde durch eine dunkelrote, an Ringen bewegliche Decke von der Außenwelt abgeschlossen und fremden Besuchern unter entsprechenden Späßen als Gipfel der Lasterhaftigkeit vorgeführt. Damals konnte man, gesichert durch Drahtverhaue von

fünfzig Schritt Breite, es wagen, im Nachtanzug zu schlafen, und die Armeepistole, die neben der Zigarettendose griffbereit lag, wurde nur benutzt, wenn man die Langeweile durch einen Streifzug unterbrechen wollte. Das war eine prächtige Zeit.

Aber jetzt? Der Krieg ist beweglicher geworden, solche Arbeiten lohnen sich nicht mehr. Und dann, man muß es gestehen, als mit der Verdun-Offensive die Reihe der großen Materialschlachten begann, da war der Gegensatz zwischen der sicheren Geborgenheit in diesen Riesenstollen und dem Kampfgraben, den Stichflammen verheerten und splinternde Einschläge zerfetzten, gar zu groß. Aber auch von dieser Erwägung abgesehen, hatte bei einem Angriff die Besetzung solcher Höhlen, ehe sie sich zur Verteidigung stellen konnte, denselben Weg zu überwinden wie jemand, der die Treppen eines vierstöckigen Hauses ersteigen muß. So kam es vor, daß sie schon auf halbem Wege mit Handgranaten und Brandröhren warm empfangen wurde, ohne sich im mindesten wehren zu können, besonders dann, wenn sich die ausgestellten Posten, ohne daß es unten jemand ahnte, schon längst verblutet hatten.

Daher erschien denn, nach einem besonders empfindlichen Mißerfolg an der Vimy-Höhe, eines Tages der Heeresbefehl, der gebot, alle Stollen in die Luft zu sprengen und fortan in der vorderen Linie keinen Unterstand tiefer als zwei Meter in die Erde zu bauen.

Was dieser eiserne Befehl bedeutet, das weiß nur, wer die Geschossmengen kennt, die oft wochenlang ohne Unterbrechung auf die Gräben geschleudert werden. Dann ohne jede Deckung im Feuer kauern zu müssen, unaufhörlich mit Geschossen beworfen zu werden, von denen jedes einzelne ein mittleres Dorf verwüsten könnte, ohne eine andere Ablenkung als die, mechanisch und halbverstört die Einschläge zu zählen — das ist eine Prüfung, die den Grenzen, welche der menschlichen Kraft gezogen sind, sehr nahe kommt. Ein solcher Befehl, der Hunderttausende bloß und schutzlos ins

Feuer wirft, schließt eins der größten Todesurteile in sich, die je verhängt worden sind. Aber die Zeit arbeitet mit gewaltigen Mitteln, und es kommt im Kampf um ein grauenhaftes Trümmerfeld, auf dem sich zwei Weltbilder begegnen, nicht auf die tausend Menschen an, die vielleicht vor dem Verderben zu retten sind, sondern darauf, daß das überlebende Dutzend so rechtzeitig zur Stelle ist, daß es seine Maschinengewehre und Handgranaten entscheidend ins Treffen bringen kann.

In den Unterstand zurückgekehrt, habe ich die Denkschrift über den Abschnitt studiert. Diese Denkschriften erinnern an die von Öl und Ruß beschmutzten Heftchen »Zur Verhütung von Unglücksfällen«, die in den Werkstätten neben den Maschinen hängen und die man höchstens in einem Anfall von Langerweile vom Nagel nimmt. Diese hier ist instruktiv insofern, als sie erst vor kurzem geschrieben ist und die Erfahrungen der letzten Angriffe zu verwerten sucht. Ihre Absicht läuft darauf hinaus, der Verteidigung eine größere Tiefe zu verleihen. Der Angreifer soll nicht mehr eine Linie oder eine Reihe von Linien vorfinden, sondern einen feurigen Raum, in dem seine Kraft allmählich erlahmt. Dieser Raum wird das Vorfeld genannt; er dehnt sich zwischen dem vorderen Postengraben und der Hauptwiderstandslinie aus. Wir bilden also einen Teil der Vorfeldbesatzung, die sich bei ernstesten Angriffen kämpfend auf die Hauptwiderstandslinie zurückzuziehen hat. Unsere Aufgabe gleicht der eines Wellenbrechers, der den Stoß der auflaufenden Woge zerteilt und verringert, bis sie am Bollwerk zerschellt.

#### *Vordere Linie*

Heut morgen bin ich umgezogen in einen Unterstand, den ich gestern entdeckte, als ich in einem Gewirr verlassener Stichgräben hinter dem vorderen Graben umherirrte. Es war schnell geschehen, nachdem ich Schüddekopf vorausgeschickt hatte, um Ordnung zu schaffen.



Nun besitze ich eine offene Sommerwohnung. Es ist ein alter Unterschlupf ohne Stufen und Tür, vielleicht schon Ende 1914 gebaut, der lange Zeit vergessen gelegen zu haben scheint. Innen ist nichts als eine halbvermorschte, aus drei schmalen Brettern zusammengeschlagene Bank, auf die ich ein Graspolster gelegt habe, dessen säuerlicher Gärungsgeruch schon jetzt die Luft erfüllt.

Nachdem Schüddekopf mit einem Laubzweig ein Dutzend verrostete Konservenbüchsen, leere Flaschen, Zeitungsfetzen und eine Schar großer stahlblauer Laufkäfer hinausgefegt hatte, ergriff ich Besitz von dieser Robinsonhütte, in die die Sonne durch einen bunten Vorhang aus Ackerwinden und Kleeseide hineinscheint, und fand es ganz gemütlich darin.

Auch die Umgebung läßt sich mit geringen Mitteln noch recht wohnlich herrichten. So ist gleich neben dem Eingang eine Nische in die Grabenwand gebrochen, deren Ränder nur in geeigneter Weise abgestochen zu werden brauchen, um einen Tisch und eine Bank aus Stollenbrettern zu tragen, wie man sie sich besser in keiner Sommerfrische denken kann. Gleich hinter dem Unterstand hat eine schwere Granate einen mächtigen Trichter ausgehoben, zu dem ich einen kleinen Verbindungsgang graben will, um mich in der Sonne braten zu lassen, ungestört von dem Meldegängerverkehr, der sich hier bald entwickeln wird.

Der Stichgraben wird noch geebnet und vertieft, damit es keine unnötigen Kopfschüsse gibt, und bis zum nächsten Annäherungsweg weitergetrieben, um so eine durchgehende Verbindung zum vorderen Graben herzustellen. Ein paar Schulterwehren von mir bauen sich Schüddekopf und Schmidt, der Gefechtsläufer, einen Siegfriedbunker, und in ihrer Nähe richtet sich eine Maschinengewehrgruppe ein, so daß wir, besonders da wir überhöhend liegen, bei einem Kampf um die Stellung schon ein gewichtiges Wort mitsprechen können.

Kaum nehmen wir noch wahr, wie sehr uns der Kampf in Anspruch nimmt. Und doch bleiben wir uns bei jedem

Gange, den wir tun, auf Schritt und Tritt der Bedrohung bewußt. Fast ohne daß wir darauf achten, teilt eine verborgene Vorsicht den Boden, den wir beschreiten, in Hell und Dunkel oder in Schußfeld und Deckung ein. So bewegen wir uns in der Natur wie Tiere, die ihre Höhlen verlassen, stets bestrebt, sowohl unsichtbar zu bleiben als weithin zu spähen. Und wenn es uns früher, während unserer Ausbildung, auf den taktischen Gängen Mühe bereitete, uns in die kriegerische Wirklichkeit zu versetzen, so ist es jetzt umgekehrt. Diese Wirklichkeit umschließt uns so fest, daß es uns schwerfällt, das Land mit den Augen des Spaziergängers zu sehen.

So mußte ich mich heute fast zwingen, den Streifen, in dem wir hausen, einmal nicht als Gelände, sondern als Landschaft zu betrachten, wie sie der Wanderer erblickt. Ich liebe das sehr, denn das Wunderbare und Einmalige unserer Lage tritt dadurch deutlicher hervor. Es erhält gewissermaßen einen Hintergrund, vor dem es erst sichtbar wird. Nachdem ich die Schanzer angestellt hatte, war die beste Muße dazu.

Die Sonne schießt schon in den Vormittagsstunden glühende Strahlen auf das baumlose Land. Die Felder, über die seit Jahren keine Sense mehr ging, sind mit wilden Blumen überschüttet; ihr Duft strömt in die Gräben wie ein kochendes Bad, aus tausend aromatischen Essenzen gemischt, deren Flüchtigkeit an den herben Grundton des in der Hitze verkräuselten Grases gebunden ist. Das Heer der Insekten ist von einer tollen Lust, von einer aufs höchste gesteigerten Lebenskraft gepackt. Sie scheinen der Sinn und der eigentliche Inhalt der Landschaft zu sein. Wolken kristallener und buntbeschuppter Flügel tanzen über den Gräben, ihr millionenfaches Summen, Zirpen und Schwirren schläfert ein wie ein großer Gesang, den man zuletzt träumend vergißt. Die Luft flimmert über Farben, die bunt und glühend sind wie das Häutchen auf flüssigem Blei und deren Schmelz nur durch das stumpfe Erdbraun der zahllosen Trichter durch-

brochen wird. Am Horizont glänzen die Ruinen von Puisieux; beim Anblick dieser weißen, der Dächer beraubten und von Baumskeletten umringten Mauerreste könnte man glauben, inmitten einer Wüste vom Spukbild einer ausgestorbenen und geisterhaften Oase überrascht zu sein. Kein Zeichen des Lebens, soweit das Auge reicht, und selbst der Tod scheint schlafen gegangen zu sein; kaum ein Gewehrschuß unterbricht die Mittagsruhe der Front. Kein Laut und keine Bewegung verraten, daß hier ganze Regimenter verborgen sind. Es scheint tiefer Friede zu sein, nur die Natur spricht mit sich selbst.

Und doch kann sich der Blick dem Zwiespalt nicht verschließen, der dieses Land zerreißt, das so recht geschaffen ist, damit auf ihm gesät und geerntet wird. Es muß von der Grenze zwischen Artois und Picardie geschnitten werden, jenen beiden reichen, uralten Grafschaften, deren Bevölkering gallisches Temperament und flämischen Ernst in ihrem Wesen vereint. Es ist eine alte Scholle, die leicht und willig trägt, eine große, heitere Ebene, zuweilen zu flachen Wellen aufgeworfen, reich an Wasser und dicht mit Siedlungen besät. Die Parks der unzähligen Herrensitze, die noch ein Hauch von ancien Régime umschwebt, obwohl vielleicht längst ein Industrieller oder ein Pariser Bankier in ihnen seinen Sommer verbringt, sind zum Teil noch im heiter gravitätischen Gartenstil Lenôtres gehalten; die vielen kleinen Kirchen, über die damals Fénélon vom Erzbischofsstuhl in Cambrai aus seine milde Aufsicht führte, sind immer noch an den Sonntagen überfüllt, und die Landstädte, in denen das Leben dumpf und behäbig brüetet, zeigen noch dieselbe verschlafene Oberfläche, unter deren Spiegel die Balzacs und Stendhals die Leidenschaften ebenso heiß und die Ränke ebenso versponnen fanden wie überall auf der Welt.

Aber jetzt ist das alles weggewischt wie ein vergängliches Pastell, und ein stählerner Griffel ist über dieses Land gefahren, von hier bis nach Flandern hinunter und bis in

die Vogesen hinauf. Bollwerke sind über seine Äcker gezogen, und in den zerschlagenen Dörfern stehen mächtige Geschütze bereit. Über die Fluren, auf denen jetzt goldgelb und trüchtig die Ernte reifen sollte, hat sich eine Maske geworfen, vor deren Anblick der einsame Betrachter erbebt. Auch wenn jemand, der mit allen Vorgängen unbekannt wäre, plötzlich hierher versetzt würde — sein Gefühl müßte den Geist der Vernichtung ahnen, dessen Züge in diesen Boden gegraben sind und dessen Kälte selbst das flimmernde Sonnenlicht mit schwarzen Spiegelstrahlen durchdringt.

Du Stück des sonnigen Frankreich, in das uns Kräfte verschlugen, die stärker sind als wir! glaube nicht, daß wir mit kaltem Herzen in dieser Verwüstung stehen. Und ganz unerträglich wäre es, wenn wir nicht ahnten, daß sich hinter der Vernichtung neues Leben drängt. Du mußt dein Schicksal, das du nicht verdienst, tragen wie wir. Du wirst nicht geschont werden, wie nichts geschont werden kann, wo es um das Leben der Völker geht. Denn in jedem deiner stillen, unbekanntem Dörfer, das heute im Sturm erobert und dessen Name morgen in allen Ländern der Welt verkündet wird, spielt sich ein Stück Geschichte ab, das über Länder und Reiche entscheiden kann. Deshalb müssen wir die Trauer verbannen, denn Äcker werden wieder bestellt, Dörfer wieder gebaut und Menschen mehr gezeugt, als nötig sind — Zeit und Schicksal aber treten unwiderruflich an uns heran.

#### *Vordere Linie*

Die Arbeiten sind schneller abgeschlossen, als gedacht. Ich bin nun eingerichtet, und der Graben hält mich wieder in seinem alltäglichen Bann.

Wir haben es hier nicht schlecht getroffen und dürfen mit unserem Aufenthalt zufrieden sein. Der verlorene Winkel, in dem wir hausen, scheint von der Artillerie kaum beachtet zu werden. Wir liegen im Schatten ihrer Geschosse, die sich hoch über uns kreuzen, um irgendwo in der Entfernung

einzuschlagen. Meist streben sie dem Brennpunkt dieser Stellung zu, dem Wäldchen 125, das zwei Kompanieabschnitte links von uns liegt und in dem es manchmal böse aussehen muß. Dagegen werden die Annäherungswege, besonders dort, wo sie das Dorf schneiden, mit starkem Feuer bedacht. In den Abend- und Morgenstunden werden manche Mulden, in denen sich der Verkehr schwer verbergen läßt, mit mächtigen Feuerschlägen zugedeckt, so daß sie fast augenblicklich unter Wolken von Staub und Qualm verschwunden sind. Daher haben wir außer den Verlusten bei der ersten Ablösung schon wieder drei Verwundete gehabt, die alle beim Essenholen getroffen worden sind.

Bedenklicher noch ist das Auftreten einer schweren Grippe, deren Keime aus den feindlichen Gräben stammen und die ihre Opfer über Nacht zermürbt und kampfunfähig macht. Fast jeden Morgen müssen wir zwei oder drei Leute zurückschicken, die fiebernd und teilnahmslos in ihren Bunkern hocken und die wir wohl so bald nicht wiedersehen werden. Wenn das so weitergeht, werden wir die Zahl der Posten verringern müssen — eine heikle Maßnahme bei der Entblößung von Drahtverhau.

Es ist mir, wie gesagt, schon wieder, als ob ich seit Monaten im Graben läge. Der große Kreislauf ist so geregelt, daß die Kompanie sechs Tage lang im Vorfeld liegt, zwei Tage in der mit ausgebauten Stollen gespickten Hauptwiderstandslinie und vier weitere Tage in Ruhe am Bahndamm von Achiet, bei dem uns die Führer erwarteten. Die Zeit im Vorfeld, die wir morgen zum ersten Mal hinter uns haben werden, ist die anstrengendste, denn in der Hauptwiderstandslinie werden nur wenige Posten ausgestellt.

Den Tag verbringe ich mit nur geringen Abweichungen auf folgende Weise:

Um fünf Uhr werde ich durch Schüddekopf geweckt, der schon aus Puisieux zurückkommt, bis zu dessen Ausgang

der Küchenwagen in jeder Nacht Kaffee, Wasser, Portionen und Post den in der Dämmerung harrenden Essenträgern entgegenfährt. Ich springe auf und bin mit einem Schritt im Graben. Auf einer Lehmbank steht der mit Wasser gefüllte Stahlhelm bereit, daneben der Trinkbecher und das ausgebreitete Waschgerät. Nachdem ich mich erfrischt habe, setze ich mich draußen auf die Bank und trinke in aller Ruhe den Kaffee, von dem sich leider nicht viel Günstiges berichten läßt. Auch die Portion ist nicht allzu verlockend; zum Brot wird in letzter Zeit ein grauer Brei aus gemahlener Fleischfasern verteilt. Immerhin stellt er der gelben, von uns Affenfett genannten Masse gegenüber, die es sonst immer gab und der man nachsagte, sie würde aus Heringsköpfen gewonnen, eine gewisse Verbesserung dar. Man muß allerdings vorsichtig damit sein, denn die großen schimmernden Fliegen, von denen es hier wimmelt, sind wie toll dahinterher und benutzen jede Gelegenheit, ihre rötlichen Eierpakete hineinzulegen. Das ist ihnen sogar schon einige Male gelungen, obwohl ich die Portion in einer verschraubbaren Glasbüchse aufbewahrte. Ich erkläre es mir nur dadurch, daß sie abenteuerliche Legeröhren ausstülpen. Auch mußte ich bereits am ersten Abend bemerken, daß ein Mäuschen an meinem Brot geknabbert hatte. Das gehört nun zu den angenehmen Abwechslungen, die in dieser Längeweile unterlaufen, und ich traf sofort meine erprobten Vorbereitungen. Ein kleiner Köder wurde ausgelegt, dann brach ich aus einer Patrone das Geschoß, schüttete den größten Teil des Pulvers heraus, lud einen Papierpfropfen hinein und setzte mich in der dunkelsten Ecke des Unterstandes an. Wirklich ließ der ungebetene Gast auch nicht lange auf sich warten und wurde durch einen Kernschuß zur Strecke gebracht. Das scheint sich bei allen Mäusen der Umgebung herumgesprochen zu haben, denn seitdem habe ich noch keine wieder gesehen.

Nach dem Kaffee wird die Pfeife angesteckt, die fast ununterbrochen in Brand bleibt, und die Post untersucht. Das

ist die angenehmste halbe Stunde im Tageslauf. Briefe von zu Haus, aus den friedlichen Städten, von denen man hier sich kaum denken kann, daß in ihnen das Leben seinen gewöhnlichen Gang weitergeht, Erinnerungen an den letzten Urlaub — gleich taucht das angenehme Bild einer müßigen Vormittagsstimmung auf, die man über das kühle und frisch gesprengte Pflaster einer Großstadtstraße trägt. Dann kommt die Zeitung an die Reihe; ich vertiefe mich in die Politik, die wir hier nach Clausewitz mit veränderten Mitteln fortsetzen sollen.

Während dieser friedlichen Morgenlektüre beginnt meist schon das Geschütz zu spielen. Schwere Geschosse wölben ihre Bahnen in solcher Höhe, daß ihr Flug nur als langgezogenes Säuseln herunterklingt. Dann kracht es eisern und mit kurzen Abständen im Dorf; rieselnde Staubfahnen steigen zwischen den Trümmern hoch. Auch im Wäldchen wird es lebhaft; zwei oder drei schwere Minen schlagen ein, als ob Gebirge auf die Erde schmetterten. Unsere Artillerie wirft die Antwort zurück, ballernde, rollende Abschüsse, von einem schrillen, giftigen Gesang gefolgt, der in die Ferne zischt, vielleicht nach Fonquevillers oder der zerschmetterten De la Haie-Ferme, wo die feindlichen Batteriestellungen auf der Karte verzeichnet stehen. Dumpf und matt trägt der Wind die Einschläge zurück. Dazwischen werden Schrapnellwolken wie Wattebüsche über dem Gelände zerzupft. Ihre Explosionen klingen blechern, und die kleinen Flammenblitze sehen harmlos aus; aber wer schon einmal in ihrem pfeifenden Kegel gestanden hat, der weiß, daß es gefährliche Dinger sind, so recht auf lebendige Ziele gemünzt.

Inzwischen gaukeln über dem Unterstand Dukatenfalter und Bläulinge, um sich neben den grünlichen Schlammputzen der Granattrichter niederzulassen, und eine Schar von Feldlerchen trillert ihr unbekümmertes Lied. Auch ich lasse mich auf meiner Bank nicht stören, denn die Geräusche des Kampfes sind mir seit langem so vertraut, daß

mein Ohr sie ebensowenig beachtet wie das Klingeln der Straßenbahnen oder die warnenden Signale der Automobile in einer großen Stadt. Nur zuweilen, wenn ein besonders reißender Einschlag in der Runde wiederhallt, freue ich mich, daß wir diesmal eine so gute Ecke erwischt haben. Man merkt den langen Krieg. Es gab Zeiten, da konnten wir gar nicht schnell genug an Stellen kommen, die sich durch »dicke Luft« auszeichneten.

Während dieser Zeit ist Schmidt, der Gefechtsläufer, in den Graben gegangen und legt ein kleines, verregnetes und mit Lehm beschmiertes Buch auf den Tisch. Das ist das Meldebuch des Offiziers vom Grabendienst, das bei jeder Ablösung mit der Leuchtpistole zusammen übergeben wird. Vielleicht, wenn das eine oder das andere dieser Hefte sich in den Frieden hinüberretten sollte, wird man aus ihm besser als aus jeder noch so guten Beschreibung ersehen können, wie es in einer Kampfstellung zugegangen ist. Hinter der Zeitangabe sind nach je zwei Stunden in wechselnder, oft durch den Regen verwischter Schrift wortkarge Angaben über Wetter, Beschuß, Geräusche, Tätigkeit des Feindes und besondere Vorkommnisse vermerkt. Aus diesen Angaben stelle ich einen knappen Bericht zusammen, den der Gefechtsläufer als sogenannte Morgenmeldung zum Bataillonsgefechtsstand trägt. Überraschungen erlebe ich bei dieser Lektüre natürlich nicht, denn jeder wichtigere Vorfall wäre mir unmittelbar gemeldet worden.

Dann setze ich den Stahlhelm auf, schnalle um und gehe in den Graben, in dem bereits rege Tätigkeit herrscht. Hier werden die Arbeiten eingeteilt oder nachgesehen, dort die Posten befragt und alle Winkel des Grabengewirres auf verschiedenen Rundgängen mit dem Offizier und dem Unteroffizier vom Grabendienst untersucht. Die Mannschaft ist zum Teil beim Schleppen, Hämmern und Schanzen, andere sitzen vor ihren Löchern in der Sonne, um Sachen auszubessern oder Waffen zu reinigen, von noch anderen sind nur die benagelten Stiefelsohlen zu sehen; sie liegen in ihren



Bunkern wie Brote im Backofen und ruhen sich von der Nachtwache aus. Fast alle haben junge, magere, doch sonnengebräunte Gesichter und einen klaren Blick. Seit der Einführung der Gasmasken sind die langen Bärte, die viele wahrscheinlich aus einem pietätvollen Andenken an ihre Großväter von 1871 heraus trugen, verschwunden, und die schmalen, ausgearbeiteten Gesichter unter dem Halbschatten der wuchtigen Helme sind den Dingen, die wir hier treiben, auch angemessener. Einen Handgranatenwerfer, von einer solchen Mähne umwallt, kann man sich schwer vorstellen.

Um diese Zeit pflegen die Kommandeure, Generalstabs-offiziere und Spezialisten zu erscheinen. Artilleristen ziehen ihre Drahtleitungen, schneiden Geländepunkte an und schießen sich ein, der Unterarzt widmet den Latrinen seine Aufmerksamkeit, der Gasschutzoffizier prüft die Masken, Atempatronen und Selbstretter nach. Mit all diesen Leuten muß man sich in Verbindung setzen; sind Vorgesetzte dabei, so wird ihnen gemeldet, und sie werden bis an die Grenze des Abschnittes geleitet. So vergehen die Vormittagsstunden wie im Flug.

Oft besuche ich auch die benachbarten Zug- und Kompanieführer, mit denen mich zum Teil eine lange gemeinsame Erinnerung verbindet. Bei den hohen Verlusten tauchen immer wieder neue Gesichter auf, aber auch alte Bekannte, die verwundet waren, kehren aus den Lazaretten zurück. Bei denen fühlt man sich gleich zu Haus, und sei es auch nur in einem Siegfriedbunker mit zwei Handbreit Deckung über dem Kopf. Mit ihnen habe ich nicht nur in Lothringer Bauernstuben gesessen, in flandrischen Schenken gezecht oder kurze Stunden in einer Brüsseler Bar vertollt; ich habe sie auch beobachten können an Stellen, an denen der Mensch nichts ist als das, was er in sich selber trägt. Ich habe sie lange Tage in ihren Trichtern kauern sehen oder in den seltsam erregten Augenblicken vorm Sturm, in denen die Welt schon in roten, unwirklichen Lichtern tanzt. Ich sah auch manchen von ihnen getroffen werden, so daß er vom

Feld geschleppt werden mußte, und weiß, er wäre in guter Form gefallen, wenn dieser Treffer ihm das Ende gesetzt hätte. Eine stärkere Probe gibt es nicht.

So sind wir verbunden durch Erlebnis, Arbeit und Blut — wie könnten wir fester verbunden sein? Es sind prächtige Kerle darunter, manche schweigsam und still, andere überlegen und fein, als ob sie selbst den Dreck des Grabens mit Handschuhen anfaßten, noch andere rauh und verwildert, so daß man sie sich nur unter Männern denken kann — aber hinter allen verbirgt sich dieselbe männliche Kraft. Deshalb ist die Unterhaltung auch meist einfach und karg; wir brauchen wenig Worte, um uns zu verstehen. Wenn ich bedenke, in welcher Umgebung ich mich jetzt sonst vielleicht befände, zwischen Strebern in einen Beruf eingekleimt, in einem Friedensoffizierkorps, einer Verbindung, im rau-chigen Café zwischen Literaten — ich glaube, ich hätte nach einem halben Jahre den Kram zusammengehauen, um an den Kongo oder nach Brasilien zu gehen oder sonst an einen Ort, an dem sie der Natur noch nicht beikamen. Hier gibt der Krieg, der sonst so vieles nimmt: er erzieht zu männlicher Gemeinschaft und stellt Werte wieder an den rechten Platz, die halb vergessen waren.

Inzwischen steht die Sonne senkrecht über den Gräben, die eine erstickende Hitze erfüllt. Das Hin- und Herlaufen hat müde gemacht, ich bekomme Sehnsucht nach meinem Unterstand. Ich habe mich weit von ihm entfernt und taste mich durch ein Gewirr verlassener, kreuz und quer geführter Verbindungsgräben zurück. Es ist gar nicht leicht, sich hier zurechtzufinden; dazu gehört ein Sinn, den man erst allmählich erwirbt. Endlich bin ich angelangt, trinke den kalten Kaffee, der vom Morgen übriggeblieben ist, und esse Brot dazu. Dann lege ich eine Decke in den großen Granat-trichter neben dem Unterstand, denn ich pflege die Mittagsruhe hier in Form eines Sonnenbades abzuhalten, obwohl Gefahr besteht, daß ich bei einer plötzlichen Beschießung in recht unvorschriftsmäßigem Anzug Reißaus nehmen muß.

Sowie es dann etwas kühler geworden ist, setze ich mich an meinen Tisch, um zunächst eine dicke Mappe zu bearbeiten, welche die mannigfaltigen Rundschreiben, Briefe und Anordnungen umfaßt, durch die der innere Dienst und der Verkehr mit den Befehlsstellen geregelt wird. Sie ist am Morgen von der Schreibstube mit dem Küchenwagen heraufgeschickt worden und geht am Abend zurück.

Dann mache ich in aller Gemütlichkeit meine persönlichen Aufzeichnungen, lese oder schlage durch allerlei oft recht kindische Beschäftigungen, wie die Mäusejagd, die Zeit bis zum Abendrundgang tot. So habe ich mir eine Anzahl leerer Flaschen wie Kegel nebeneinander aufgestellt, um nach ihnen mit den schweren englischen Mill-Handgranaten zu zielen, so daß es bei jedem Treffer klingt, als ob ein Glasladen zusammenstürzte, oder ich baue mir aus Schießpulver, dem Brandsatz von Leuchtkugeln und Papier kleine Feuerwerkskörper zurecht. Wenn es gar zu laut knallt, streckt Schüddekopf, der ewig Schweigsame, seinen Flachskopf wie ein aufgestörter Maulwurf mißbilligend aus dem Bunker heraus, in dem er den Nachmittag zu verschlafen pflegt.

Bei Sonnenuntergang, wenn die schweren Feuerüberfälle auf das Hintergelände losbrechen und ein letzter Flieger zwischen den Geschoßwölkchen über der Stellung kreist, mache ich einen kurzen Rundgang durch den Graben, in dem das Leben zu erwachen beginnt. Die Kochgeschirre klappern, und bald ziehen die ersten Nachtposten auf. Wir sprechen jetzt leiser und vorsichtiger, nicht weil etwa besondere Unannehmlichkeiten in Aussicht stehen, sondern weil uns zu dieser Zeit aus langer Erfahrung schon eine schärfere Wachsamkeit im Blute liegt. Alles ist in Ordnung; ich gehe in den Unterstand zurück, um die Abendmeldung abzufassen.

Die Meldezeiten liegen hier bequem. In manchen Stellungen mußten wir täglich vier Berichte verfassen, davon zwei mitten in der Nacht. Da muß ich an einen alten Krie-

ger denken, der sich ganz besonders darüber ärgerte. Er ist nun schon seit Jahren in englischer Gefangenschaft. Eines Nachts setzte er sich hin und schrieb: »Vom Feinde immer noch nichts Neues. Nur ein Maschinengewehr meckerte dünn. Im Unterstande des Kompanieführers leises Gläserklingen.«

Wenn es so stockfinster ist, daß man kaum noch die Grabenwände sieht, erscheint Schütdekopf mit den Kochgeschirren. Oft hat er unterwegs Feuer bekommen, doch er hat nie etwas verschüttet, denn es gehört viel dazu, ihn aus der Ruhe zu bringen.

Nach dem Essen steige ich oben auf den Unterstand, neben dem jetzt ein Alarmposten steht, und werfe noch einen Blick auf das dunkle Land. Der Tanz der Leuchtkugeln ist in vollem Gange, zuweilen hämmert ein Maschinengewehr, und eine Kette von Geschossen schwirrt scharf und spitz über das Gras. Jetzt ist die Runde von lauernden Menschen erfüllt; die Nacht spannt sich drohend über das Land. Nach alter Gewohnheit spähe ich nach meinem bunten Freunde, dem Orion — ach so, hoffentlich werden wir uns im Winter wiedersehen. Ich gehe hinunter, lege mich auf die Bank, wühle mich in das Gras und ziehe die Decke über den Kopf, um mich vor bröckelndem Lehm und Ungeziefer zu schützen.

Ein wirrer Schlaf beginnt, von Träumen, wie sie nur in dieser Umgebung denkbar sind, gespenstisch belebt. Zuweilen schrecke ich auf, höre hoch in den Lüften die singenden Bahnen von Geschossen und schwere, dumpfe Stöße in der Nacht. Vielleicht gehen dort hinten jetzt die scheuenden Gäule einer Munitionskolonne durch, vielleicht werfen sich Menschen in den Staub. Ich zünde mir eine Zigarette an und sehe dieses dumpfe Loch, diese kleine, jämmerlich verlassene Erdhöhle, deren Wände ich mit den ausgestreckten Armen berühren kann, vom zuckenden Schimmer des Streichholzes erhellt. Aber schrecklich und drohend ist jetzt draußen das Feld, über das der Krieg seine ermüdeten Scharen

treibt — und wenn dieses winzige dunkle Nest auch schutzlos und gefährdet inmitten der Ebene liegt, so empfinde ich doch in ihm ein Gefühl der Geborgenheit, weil es der einzige Ort ist, an dem ich zu Hause bin. Und jetzt tut es mir auf einmal leid, daß ich neulich die kleine Maus erschöß; ich hätte gern ihr Rascheln und Wispern gehört.

Draußen stapfen Schritte heran. Das wird Schmidt sein, der mich auf der Nachtrunde begleiten soll. Ich stecke die Pistole ein und trete hinaus. Der Mond ist aufgegangen; sein weißes Licht saugt alle Farbe, allen Sinn aus den Gegenständen und umhüllt sie blaß und schimmernd wie ein Gespinst aus Glas. Sie sind dieselben und scheinen doch nicht mehr dieselben zu sein. Selbst das Gesicht des Läufers ist weiß wie ein Totenkopf. Wir treten sachte auf; manchmal spreche ich einen der Posten an, die lautlos stehen. Nur die kalten Lichter auf dem Helm, den Handgranatenköpfen und dem schußfertigen Gewehr heben sie aus dem Schatten der Brustwehr hervor. Der Graben streckt sich wie eine weiße, lauernde Schlange aus, die der kleinste Reiz in ein feuerspeiendes Ungeheuer verwandeln kann. Ich gehe bis über den rechten Flügel in den unbesetzten Verbindungsweg hinaus, der uns vom Nachbarn trennt. Der Gefechtsläufer folgt mit einigen Schritten Abstand; er muß mir mit Handgranaten beistehen, wenn eine Streife vor uns auftauchen sollte, die sich hier eingeschlichen hat, um einen Handstreich zu wagen. Aber nichts regt sich; wenn ich stehen bleibe, um zu horchen, höre ich nur den eigenen Atem, das Wehen des Grases und matte Gewehrschüsse, die im Wäldchen gewechselt werden. Ich kann wieder zur Ruhe gehen.

Aber vielleicht bin ich auch gar nicht mehr schläfrig, denn bei diesem Leben habe ich längst den Sinn für bürgerliche Zeiteinteilung verloren. Ich lege mich hin, wenn ich müde bin, und es macht mir nichts aus, zu jeder beliebigen Nachtstunde aufzustehen. Dann lasse ich die Kerze brennen und suche eins der Bücher aus dem Tornister hervor, die Schüddenkopf eingepackt hat. Es liest sich in solcher Stunde wie ein

Traum, zu dessen Sinn ich jede Beziehung verlor, weil mich ein stärkeres Leben in seinen Fesseln hält.

Vielleicht spürt man nirgends schärfer als hier im Feuer, wie der Geist einer Zeit als brüchiges Gewand in Stücken herunterfällt. Die Art, in der Gedanken, die man noch vor kurzem für bare Münze nahm, sich entleeren und gleichgültig werden, hat etwas Unheimliches; es ist, als ob man inmitten gewaltiger Schuttfelder den Geistern verstorbener Bekannter begegnete, mit denen man eine schattenhafte Unterhaltung führt.

### *Vordere Linie*

Der Morgengang durch den Abschnitt lag unter leichtem Streufeuer. Allmählich wird die Granate wieder etwas Gewöhnliches. Ganz daran gewöhnen kann man sich freilich nie, ebensowenig wie man sich ans Frieren, ans Zahnziehen oder an irgendein anderes unangenehmes Gefühl gewöhnt.

Wenn Bekannte während des Urlaubs die übliche Frage stellen: »Das macht Ihnen wohl schon gar nichts mehr aus?«, so nickt man zustimmend, um ihnen das angenehme Gruseln nicht zu verderben, und auch, weil man weiß, daß sie sich doch nicht in die Stimmung eines Menschen versetzen können, der unter Feuer liegt. Aber man würde sich hüten, dasselbe einem alten Krieger zu erzählen, denn der weiß wohl, daß das Krachen des Einschlages auch den Kaltblütigsten immer wieder niederwirft und ihn zwingt, dem Tode die Reverenz zu erweisen, und wenn er ein noch so alter Bekannter ist.

Der Neuling verhält sich hier viel unbefangener. Er läßt sich durch den Einschlag wenig einschüchtern. Erst wenn ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß diese Dinger imstande sind, Baumstämme zu Fasern zu zerreißen, steinerne Mauern in die Luft zu schleudern oder eine Hirnschale wie einen Kohlstunk wegzusäbeln, wird er vorsichtiger. Jedes einzelne der blutigen Ereignisse, deren er im Laufe der Zeit Zeuge wird,

gräbt einen Eindruck in seine Erinnerung, und all diese Schrecken werden beim brausenden Angesang eines Geschosses wieder in ihm wach. Die Gefahr und die mit ihr verbundene Vorstellung des Todes wird ihm durch das Ohr, nicht durch das Auge nahegebracht und nimmt so eine unbestimmte, drohendere Färbung an.

Nach und nach lernt er aus der Menge der Geräusche die ihm gefährlichen zu unterscheiden; er errät schon aus der ersten flatternden Andeutung eines Geschosses dessen Bahn. Er lernt die bedrohlichen Zeiten und Orte kennen, um endlich zu einem kriegskundigen Wesen zu werden, das sich unauffällig wie eine Schlange durch das zerklüftete Gelände windet und mit Ohr und Auge ständig auf der Lauer liegt wie ein scheues Tier, das sich von seiner Höhle entfernt. Nur durch diese Vorsicht, mit der sich der alte Krieger fast nachtwanderisch durch die Gefahren des Geländes den besten Weg ertastet, ist es zu erklären, daß eine solche Unzahl von Geschossen verschwendet werden muß, ehe ein Treffer das Leben berührt.

Ein Treffer auf zehntausend Schuß — diese Rechnung hält sich der Soldat auch jedesmal vor, wenn er wieder vor dem Anblick der beschossenen Ebene steht, auf der braune Erdstrudel steigen und stürzen und weiße Dampfchwaden kriechen, während zischendes und berstendes Eisen das Feld mit unbarmherzigem Gesang erfüllt. Aber was hilft alle Berechnung — die erregten Sinne beschäftigen sich unter allen zehntausend Möglichkeiten nur mit der einzigen, die vielleicht doch verderblich wird. Endlich sagt sich der Mutige dennoch: »Ach was, jetzt los, die Sache wird schon gut gehen«, und diese Hoffnung ist es, die ihn vorwärtstreibt.

Auch besitzt die Gefahr eine mächtig anziehende Kraft. Sie gleicht dem Schwindel, bei dem die wilde Versuchung des Sturzes sich durch den Schrecken des Abgrunds erhöht. Wenn das Herz lange in Ruhe und Sicherheit lebt, beginnt es unruhig zu werden und nach der Gefahr auf die Suche zu gehen wie nach einem unbekanntem Land. In uns allen

wohnt ein Dämon, der erst, wenn das Leben bedroht ist, die Schwingen zu regen beginnt.

In einem Buche, das jeder Soldat gelesen haben sollte, den Erinnerungen des französischen Generals Marbot, sieht man ihn während einer Belagerung sich auf eine steinerne Plattform stellen, auf der er nichts zu suchen hat und von der man jeden Augenblick Schwerverwundete schleppt. Er wollte dort das, wie er schreibt, grausige Vergnügen genießen, die Kanonenkugeln an sich vorbeischnellen zu lassen.

Daß eine solche Anlage in fast jedem vorhanden ist, merke ich alltäglich an den Leuten, die, von ihren Gängen zurückgekehrt, sich gar nicht genug tun können zu beschreiben, wie dicht und scharf der Tod wieder an ihnen vorbeigepfiffen ist. Nur empfinden sie, weil den meisten die Verwegenheit eines Marbot fehlt, diese hohe Erregung nicht während des Erlebnisses, sondern erst nachher als Genuß. Allerdings hat der Mensch auch inzwischen dem Tode eine schrecklichere Gestalt zu geben gewußt als damals, wo man noch mit Schwarzpulver und runden, schnurrenden Kugeln schoß und Goethe bei Valmy gemächlich die seltsame Krankheit des Kanonenfiebers am eigenen Leibe studieren konnte.

Am Abend wurden wir abgelöst, um die Hauptwiderstandslinie zu besetzen, in der wir nur zwei kurze Tage bleiben sollen. Da sie wenige hundert Meter hinter dem vorderen Graben liegt, war die Ablösung bequem. Wir wohnen in gut ausgebauten Stollen und stellen nur einige Beobachtungsposten aus.

Ich hoffe, daß die Zahl der Grippefälle sich bald vermindern wird. Erfreulich ist, daß man sich hier etwas freier bewegen kann; ich gedenke mir in den ruhigen Vormittagsstunden einmal Puisieux zu besuchen, um dem Graben für kurze Zeit zu entfliehen. Genau betrachtet, stehen wir hier mehr auf dem Pulverfaß als vorn, denn wir sollen notfalls beim Wäldchen 125 eingreifen, in dem es während dieser Tage bedenklich spukt.



*Hauptwiderstandslinie*

Vom Dorfe Puisieux zieht sich in nordwestlicher Richtung ein langer Graben nach vorn, der eine Strecke weit den von unzähligen Treffern in den Boden gepflügten Weg von Puisieux nach Hébuterne begleitet, um dann rechts in das Wäldchen 125 abzubiegen, nachdem er neben vielen anderen starken und schwachen Gräben auch die Hauptwiderstandslinie geschnitten hat. Er wird der Puisieux-Weg genannt, und diese Bezeichnung weist schon darauf hin, daß seine Aufgabe nicht der Kampf, sondern die Verbindung ist. Das deutet auch die gestreckte Schlangenlinie an, in der er sich durch das Gelände wirft. In diesem Graben soll man vor allem vorwärtskommen; seine Windungen sind nur so weit ausgebuchtet, daß eine Schrapnellladung nicht zu viel Strecke faßt. Aber es fehlen ihm die wuchtigen Schulterwehren, die die Länge einer Stellung verdreifachen und von denen jedes Paar eine kleine Festung umschließt. Es fehlt ihm die Brustwehr und ihr mit Waffen behängtes Pfahlwerk, und es fehlt ihm die mächtige Rückenwehr, die ihren Schatten wie ein Berg in die Tiefe des Grabens wirft. Daher strahlt er auch auf das Gemüt nicht jenen finsternen Bann aus, der dem Kampfgraben eigentümlich ist.

Des Nachts allerdings zeigt auch er ein wüstes Gesicht, denn er bildet eine der großen Lebensadern der Stellung, die in die feindliche Karte als blaue und rote Blutströme eingezeichnet sind. Neben die Stellen, an denen er sich mit anderen Gräben zu einem Netz verflucht, an denen ein auffälliger Baum in seiner Nähe steht oder an denen er den höchsten Punkt eines Hügels erreicht, sind einfache Zahlen eingetragen, und diese Zahlen hängen, wieder mit anderen Zahlen verbunden, drüben an den Betonwänden der Artillerieunterstände aus. Der Richtkanonier vom Dienst, dem sie zugerufen werden und der nach ihnen seine beiden Winkel stellt, weiß nicht einmal, wohin er seine Eisenklötze schickt, wenn er am Abzug reißt. Aber dort, wo ihre Ein-

schläge aufflammen, stiebt ein schwerbepackter Zug auseinander, der sich nach der Ablösung schon in Sicherheit wähnte, oder eine Trägergruppe wirft hastig ihre Drahtrollen und Blechrahmen fort, um sich in die engen Nischen zu verkriechen, die hier und da in die Grabenwände gebrochen sind. Vielleicht kommen auch gerade zwei Männer vorbei, die an einer über die Schulter gelegten Stange ein langes, sonderbares Bündel schleppen, aus dessen Umhüllung zwei wachsgelbe Hände ragen. Die fühlen den Tod, den sie tragen, schon in ihrem Nacken sitzen und rennen blindlings davon, in einen verlassenen Stichgraben hinein, wo sie einen alten, modrigen Stollen entdecken. Dort warten sie keuchend, bis es draußen still geworden ist und sie den wieder-suchen können, der mit dem Leben auch die Furcht verloren hat.

Ja, des Nachts ist jeder froh, wenn er den Verbindungsgraben hinter sich hat, und ist so eilig, daß er sich schweigend an den dunklen, ihm begegnenden Gestalten vorüberdrückt, obwohl es doch verständlich wäre, wenn zwei Menschen, die sich an solcher Stelle treffen, Rede und Antwort miteinander wechselten. Im Kampfgraben ist es besser, da weiß man wenigstens Bescheid, aber hier ist die Ungewißheit zu Haus.

Doch schon im ersten Halbdunkel, wenn die Kaffeeholer ins Dorf pilgern, ändert sich das Bild. Sie wandern über offenes Feld, ihnen sind die querbeet ins Gras getretenen Trampelpfade lieber als die gewundene Grabensohle unten, wo sie jeden Augenblick mit den Kochgeschirren an die Lehmwände stoßen. Auch sitzt ihnen die durchwachte Nacht noch in den Knochen; sie freuen sich, in freier Luft einmal tüchtig ausschreiten zu können. Nur wenn sie Feuer bekommen, springen sie rasch hinunter wie Mäuse, die in ihre Löcher huschen, wenn der Bussard kreist. Aus den Gewehrgeschossen, die manchmal kurz und ziellos an ihnen vorüberpfeifen, machen sie sich nicht viel, denn es ist ja noch so diesig, daß kein Vorfeldposten sie sehen kann.

Bei ihrer Rückkehr aber, eine Stunde später, klatscht an derselben Stelle eine Maschinengewehrgarbe so gewichtig neben ihnen ein, und viele Staubwölkchen fahren so nahe bei ihnen hoch, daß damit gar kein anderer gemeint sein kann als sie. Nun müssen sie doch in den Graben, denn sie haben bei ihren Gesprächen ganz übersehen, daß die Sicht allmählich glasklar geworden ist. So waren sie für den Richtschützen, der drüben mißmutig und verschlafen hinter seinem Gewehre saß, gerade das rechte Futter. Der macht sich ein Kreuz auf seine Karte, schreibt die Zeit daneben, und am nächsten Morgen wundern sich die Kaffeeholer über ein ekelhaftes Granatfeuer, verlieren drei Verwundete und kommen mit leeren Kochgeschirren vorn an.

Sowie die Sonne voll am Himmel steht, liegt der Laufgraben verödet im Gefilde, denn der Mensch ist ein nächtliches Wesen geworden und zeigt sich bei Tage nur noch in den großen Augenblicken der Schlacht. Im Westen ist ein Fesselballon hoch, er steht ungefähr über Bus-les-Artois als gelber, unscheinbarer Fleck, und doch wird aus dieser Höhe jede Bewegung verfolgt, und auch in den Laufgraben spähen bewaffnete Augen hinein. Sie sehen aber nichts als vielleicht einen Meldegänger, einen einzelnen Offizier oder einen Verwundeten, der zum Verbandplatz humpelt. Sonst ist alles einsam, nur der Rainfarn und die Schafgarbe schaukeln ihre Dolden über dem Grabenrand, und der Wegerich hält auf den verödeten Straßen seine winzigen Streitkolben hoch. Überall schrillt das Geschrei der Rebhühner aus dem Gras, dicke Käfer, die in den Graben gefallen sind, strampeln sich im Staube ab, die Haubenlerche nimmt ein Sandbad in den alten Trichtern, in denen die Erde schon so schön mürbe geworden ist, und läßt sich auch durch die Schrapnellladung nicht stören, die auf den Boden stäubt und ihre Kugeln in den hartgetretenen Lehm der Grabensohle jagt.

Diese Stunde, die ich sehr liebe, suchte ich mir auch heut vormittag aus, um nach dem Wäldchen 125 zu schlendern, denn es ist gut, sich einen Ort in Ruhe anzusehen, in den

man stündlich zum Kampfe vorgeworfen werden kann. Eine schwere Belastung solcher Augenblicke, die Unsicherheit im Gelände, fällt damit fort, und man hat so einen wichtigen Punkt vor dem Angreifer voraus. Da es gar nicht schoß — diese Wendung ist übrigens ein Zeichen dafür, wie sehr der Kampf für uns schon ein Naturereignis geworden ist — und es mir auch an Zeit nicht fehlte, setzte ich mich mittelewgs auf einen großen, in den Graben gerutschten Grasplakken, frühstückte und sah den Tieren zu. Dann steckte ich das Messer, das ich wie ein Hinterwäldler in einer in der Hose eingenähten Scheide zu tragen pflege, wieder ein und pilgerte in das berühmte Wäldchen, von dem mir schon so viel erzählt worden ist.

Gemütlich sieht es dort gewiß nicht aus. In den Kreidoboden, den nur eine dünne schwarze Humusschicht bedeckt, ist Trichter an Trichter gerissen, und ein weißer Puder hat das Blattwerk der kümmerlichen Reste des Unterholzes mit einem dichten Überzug bestäubt, daß es so blaß und kränklich grünt, als ob es in Kellern gewachsen wäre. Mit der Wurzel ausgeraute Büsche und abgeschlagene Zweige sind wirr durcheinandergeworfen und zum Teil über die zertrommelten Gräben gestürzt, in denen man sich an vielen Stellen nur kriechend bewegen kann. Den mächtigen Stämmen des Hochwaldes sind, soweit sie nicht überhaupt zu Boden liegen, die Äste gekappt. Die Splitter haben Borke und Splint heruntergerissen, und nur das durchlöchernte Kernholz reckt noch ein Heer von kahlen Masten empor, die wie durch eine schreckliche Krankheit zerfressen sind. Ich suchte mir ein Bild vorzustellen, wie wir es leicht erleben können: diesen versteinerten Wald bei Nacht, von Leuchtkugeln überhangen, deren grelles Licht das schneeweiße Unterholz zu einem gespenstischen Gewebe erstarren läßt. Unter den riesigen Stangen, deren Schlagschatten blitzschnell wechseln, ein funkender Kampf mit Handgranaten und Maschinengewehren von einer so sinnlosen Erbitterung, wie sie nur in dieser einfachen und wilden Landschaft denkbar ist.

Denn hier hat ein furchtbarer Geist alles Überflüssige gestrichen, um einen Hintergrund zu schaffen, der eines solchen Bildes würdig ist. Hier kann der Mensch nicht anders als wieder ein Stück der Natur werden, die ihn ihren unerforschlichen Gesetzen unterwirft und als ein Wesen gebraucht aus Blut und Muskel, Kralle und Zahn.

Ich habe schon manchen zerschossenen Wald gesehen: den von Delville, den von Saint Pierre-Vaast und den mächtigen Houtholster Forst oben in Flandern, der in wenigen Tagen zu Kleinholz geschlagen wurde; aber in keinem schien es mir so böse auszusehen wie hier. Am meisten erinnert er mich noch an den Bois de Thrones, dessen zerhackte Stümpfe wir während der Tage von Guillemont vor uns im Grunde aufragten sahen. Das mag daran liegen, daß dieses vereinzelte Waldstückchen sich scharf aus einer unbewachsenen Ebene hebt und so das Feuer des Umkreises auf sich versammeln muß. Daher wäre vielleicht gut, es ohne jede Besatzung liegen zu lassen und, wenn ein Angriff droht, das feindliche Feuer durch das eigene noch so zu verdichten, daß sich kein lebendes Wesen in ihm halten kann, oder es, nachdem man seine Befestigungen gesprengt hat, durch eine Glocke von tödlichen und schwerbeweglichen Gasen abzuschließen — denn solche Orte sind Menschenfallen, in denen eine Besatzung nach der anderen sich spurlos verzehrt. Man räumt sie in solchen Fällen; man hat das nicht getan — es werden Gründe dafür vorhanden sein. Die Stellung ist einer Kompanie anvertraut, die eine schwere, aber fest umschriebene Aufgabe hat.

Nachdem ich von der Einmündung des Puisieux-Weges aus das Wäldchen betrachtet hatte, drang ich durch einen Stichgraben in sein Inneres ein und stieß bald auf einen Unteroffizier vom Grabendienst, der mich vor Stellen warnte, die von drüben auf nahe Entfernung einzusehen sind und deren Beschreiten dem sicheren Tode gleichzuachten ist. Da ich erst neulich, als ich eine andere Kompanie besuchte, beinahe auf diese mehr als ärgerliche Weise umgekommen wäre,

indem ich mich auf eine Barrikade setzte, die keine vierzig Meter vor einem englischen Posten lag, war ich froh, diesem warnenden Geiste begegnet zu sein, und bat ihn, mich umherzuführen. Als erst vor wenigen Wochen aus der Heimat gekommener Fähnrich tat er es mit einem Eifer, der mir sehr nützlich war.

Die Form des Wäldchens ist etwa die eines Rechtecks, dem sich einige kleine Ausläufer anschließen. Fast genau im Schnittpunkt seiner Querlinien ist ein mächtiger Stollen in die Kreide getrieben. Von dort strahlt eine Reihe von Wegen und Gängen aus, die in die vordere Linie einmünden. Diese zieht sich an drei Seiten um das Wäldchen herum, das somit einen scharf vor die Front springenden Erker füllt. In ihr, einer oft verschütteten und auf lange Strecken kaum erkennbaren Mulde, sind tagsüber die Posten aufgestellt. Nachts werden sie in das Trichterfeld vorgeschoben, ein Wechsel, der jedesmal mit großer Vorsicht vollzogen werden muß und schon viele Verluste gekostet hat, weil auch die Engländer sich um diese Zeit in verstreuten und schwer zu erkundenden Trichtern festsetzen. So sind auch schon auf beiden Seiten Gefangene gemacht. Wie unangenehm auch die Lage dieser ins Unsichere vorgeschickten Leute ist, so können sie doch wenigstens von den nächtlichen, stündlich auf das Wäldchen niederfahrenden Feuerstößen nicht mehr gefaßt werden. Des Morgens müssen sie haarscharf die Witterung beobachten, denn wenn auch nur eine Spur von Helligkeit zuviel in der Luft liegt, kommen sie nicht mehr lebend zurück. Trotzdem hat, wie mir der Fähnrich erzählte, sein Kompanieführer, Leutnant Vorbeck, es neulich fertiggebracht, sich am helllichten Tage mit einigen Begleitern in den englischen Graben zu schleichen und einen Posten gefangen zu nehmen.

Um den wackeren Kapitän dieser Stellung, der erst während meiner letzten Verwundung zum Regiment gestoßen ist, nun auch persönlich kennenzulernen, begab ich mich nach dem großen Stollen zurück, wohin uns ein niedriger Gang führte, den wir teils kriechend, teils gebückt überwin-

den mußten. Ohne diesen Stollen würde an eine Besetzung des Wäldchens nicht zu denken sein. Vier weit auseinanderliegende Eingänge, die wie Kaninchenlöcher von ausscharrrter Erde umgeben sind, führen in den Bau hinein. Die Gänge steigen in so gestrecktem Winkel ab, daß ihre wohl längst gefallenen Erbauer auf Stufen verzichten konnten. Sie haben den Boden mit schmalen Leisten benagelt, damit die Insassen schnell und ohne zu rutschen wie über eine Hühnerleiter an die Oberfläche springen können, denn hier sind es Sekunden, an denen die Entscheidung hängt.

Wenn die großen Feuerschläge das Wäldchen verheeren, drängt sich alles Lebendige an diesem einzigen Ort zusammen, an dem es sich fristen kann. Das ist zwar der strengen Postenvorschrift nach verboten, doch hier besteht keine andere Aufsicht und keine andere Richtlinie als jene, die jeder sich selber gibt.

Beim Anblick dieses Stollens begriff ich erst, wie sich die Besetzung überhaupt im Wäldchen zu halten vermag, das mir von hinten manchmal nur noch als ein spritzender Wirbel von Dampf und Erde erschienen war, der hoch über den Bäumen zusammenschlug. In solchen Augenblicken kauert sie eng zusammengedrängt in den Stollengängen, die oft genug getroffen und dann durch Axt und Spaten wieder freigelegt werden. Nur die Posten des Vorfeldes liegen noch in ihren Trichtern, aber kein Ruf dringt durch das Getöse hierher, niemand weiß, ob sie noch leben oder vielleicht schon verblutet sind. Zwar eine Leuchtkugel, in flachem Bogen hinüber und herüber geschossen, bedeutet: »Hallo, wir sind noch da«, aber dieses Zeichen ist zu verräterisch, als daß es oft wiederholt werden könnte, und den Führer im Vorfeld beschäftigt auch mehr, was neben und vor ihm vorgeht, als was im Rücken liegt.

So richtet sich die höchste Aufmerksamkeit auf die Erfassung des Augenblicks, in dem das Feuer schwächer wird und sich als eiserner Riegel hinter das Wäldchen schiebt. Denn jetzt wird sichtbar, ob der Feind nicht nur zum Ein-

satz von Material, sondern auch zu dem von Menschen gesonnen ist, ob er nicht nur vernichten, sondern auch erobern will. Früher schob sich dieser Augenblick mit unheilvoller Stille zwischen die feurige Flut der Vorbereitung und den Sturm lauf ein. Heute, nach mancher blutigen Lehre, versucht der Angreifer alles, um ihn zu verschleiern und der Wahrnehmung zu entziehen. Er läßt das Feuer in mächtigen Wellen immer wieder fluten und ebbcn, um die Aufmerksamkeit zu ermüden, er zieht Vorhänge von Schrapnells, die über den Köpfen seiner Stoßtrupps zerbersten, aber ihre Ladung weit vor sie schleudern, er schießt Blindgänger, Verzögerungsgeschosse und Nebelbomben, die bedrohlich wirken, ohne zu splintern, und hofft so, dem Verteidiger jede Atempause zu nehmen und die Erscheinung des Menschen so unmittclbar an die des Feuers zu schließen, wie der Donner dem Einschlag folgt.

Denn es hat sich erwiesen, daß der Mensch mehr zu ertragen imstande ist, als man vermuten konnte, daß er mit seinen Mitteln wächst und daß seine Kraft zum Widerstand in diesem Wettstreit noch immer obsiegt. Immer schwieriger wird es, sich ihm zu nähern; es erfordert eine Art der Vorbereitung, die die Grenzen der Zauberei berührt. Der blitzschnelle Zugriff auf den vom Feuer Gelähmten gleicht einem jener Kunststücke, deren Ausführung nur dem Kühnsten und Sichersten gelingt. Man darf wohl sagen, daß sich in diesem Ringen, in dem sich die Volksheere und das riesige Aufgebot der Geschütze die Waage halten, noch eine zweite und höhere Form des Krieges zu entfalten beginnt: der Krieg der zwanzig Mann, die unter Zehntausenden allein der Schwerkraft des Feuers und der Erde gewachsen sind und noch in jene elementare und in weit tieferem Sinne entscheidende Schicht einzubrechen vermögen, in der man dem Feinde Aug in Auge gegenübersteht.

Ich fand in Vorbeck einen Mann, wie ich ihn erwartet hatte, eine der Gestalten, die hier gottlob nicht selten sind. Wenig Worte, derbe Faust und offenes Herz. So muß der



Schlag der blonden, verwegenen und gutmütigen Landsknechte ausgesehen haben, der unter dem Frundsberger in die italienische Landschaft brach und bei Pavia den Schweizern einen bösen Pfeffer anrichtete, höllische Kerle und biederere Häute zugleich. Es steckt ihnen eine Lebenskraft in den Knochen, die sie zwingt, sich für das, was sie für recht halten, zu hauen und zu stechen, und die nach einer Zeit des Leben- und-Leben-Lassens wahrhaft erfrischend wirkt. Wenn man sie aufsucht, fühlt man sich bald von ihrem gesunden Lachen angesteckt.

Vorbeck, der am Morgen ein großes Paket bekommen hatte, saß gerade beim Frühstück, an dem teilzunehmen ich mich nicht nötigen ließ. Auch zog er aus einer in den Kreidestein gehauenen Nische eine Flasche und einen Kasten voll Zigarren hervor, so daß ich eine recht gemütliche Stunde bei ihm zubrachte. Ich merkte bald, daß ich hier den vor mir hatte, an dessen Person die Stellung hängt. Er erzählte mir zwar, daß er seinen Wahlspruch: »Weist ihr mir den Hintern, weise ich euch die Zähne« seinen Leuten gegenüber noch nie hätte bewähren müssen, denn die seien vorzüglich, aber ich sah ihm an, daß er der Mann dazu war.

Ich fragte ihn natürlich auch nach seinem Handstreich, von dem ich durch den Fähnrich erfahren hatte, und hörte, daß er mit seinem Zugführer, Leutnant Kastner, und seinem Burschen vor einigen Tagen in den englischen Graben gekrochen sei. Sie hatten sich dazu die Mittagsstunde ausgesucht — das ist nur verständlich, wenn man das von Trichtern besäte Niemandsland und die Sicherheit der Posten kennt, die um diese Stunde von der Hitze betäubt an den Brustwehren lehnen und ganz andere Dinge vor Augen haben als das tote, flimmernde Feld, das sich schon wochenlang in gleicher Einsamkeit vor ihnen dehnt. So liegt der Gedanke, auch einmal diese Zeit der allgemeinen Erschlafung zum Anschleichen zu benützen, eigentlich nicht fern. Aber er ist ebenso einfach wie kühn und wird deshalb nur selten ausgeführt.

Der Pirschgang im Mittagslicht war gut gelungen; sie waren ungesehen in den englischen Graben gelangt und hatten sich in einer kleinen, verwachsenen Abzweigung versteckt. Bald war auch ein einzelner Mann, wahrscheinlich ein aufziehender Posten, an ihnen vorbeigekommen. Allein gerade, als sie sich auf ihn stürzen wollten, um ihn niederzuwerfen, hatte er, vielleicht durch ein winziges Geräusch, vielleicht auch nur durch ein unklares Gefühl gewarnt, sich spähend umgewandt, sie erblickt und fast ebenso rasch eine Handgranate auf sie geschleudert. Obwohl Vorbeck ihm nun sofort durch einen Pistolenschuß das Lebenslicht ausgeblasen hatte, war durch die zerschellende Handgranate im Grabengewirr eine Unruhe entstanden wie in einem summenden Wespennest. Wenn sie nicht umgebracht werden wollten, mußten sie daher versuchen, den Augenblick der ersten Verwirrung zu benutzen, um im eiligen Lauf die eigene Linie am Waldrande wiederzugewinnen.

Man stelle sich die Überraschung vor, wenn plötzlich drei Menschen in voller Größe auf einer Fläche erscheinen, auf der nur der Tod zu Hause ist. Das ist Großwild und hat es nur dieser Überraschung zu danken, wenn man es nicht in Sekunden zur Strecke bringt. Diesmal war der Rückzug gelungen, ehe durch das Knallen der Gewehre noch die Maschinengewehre rege geworden waren. Nur Kastner hatte in dem Augenblick, in dem er von der Böschung in den Graben springen wollte, der das Wäldchen umfaßt, ein Treffer den Uniformrock aufgerissen und die linke Brustwarze mitgenommen. Der seltene Schuß wurde von dem Betroffenen, der mit am Tische saß, einem hageren Philologen, in demselben trockenen Ton erörtert, in dem er vermutlich im Frieden vor seiner Untersekunda den Livius zu kommentieren pflegt.

Solche Abenteuer berichten sich ja recht nett, und ich habe sie auch schon oft sehr spannend erzählen hören, aber ich habe beobachtet, daß eins dabei nie deutlich genug zum Ausdruck kommt: Das ist der Augenblick, in dem man aus dem

Hinterhalt heraus den Menschen auf nächste Entfernung zu Gesicht bekommt. Da geht ein Schauer durch die Sinne, der mit keinem anderen Gefühl auch nur verglichen werden kann. Schon unsere ältesten Vorfahren, die noch gegen riesige Tiere kämpften, müssen empfunden haben, daß der Mensch doch noch ein anderer Gegner ist, und auch für uns, die wir gewöhnt sind, wochenlang inmitten der Schreckenisse auszuhalten, bedeutet diese Begegnung immer noch die stärkste Probe der Kraft. Hier wird sich auch stets zuerst der Verfall der Kampfkraft offenbaren: Wenn eine Truppe noch lange zur Führung des Kampfes mit der Maschine imstande ist, kann sie doch schon den Zusammenstoß Mann gegen Mann zu ertragen nicht mehr fähig sein. Denn den Kampf gewinnt nicht die Maschine, sondern er wird mit der Maschine gewonnen — und das ist ein großer Unterschied.

Zufrieden mit meinem Spaziergang, der durch Feuer kaum gestört worden war, schlenderte ich durch den Puisieux-Weg zur Hauptwiderstandslinie zurück. Den Leuten da vorn werde ich gern zu Hilfe kommen, wenn es nötig wird.

### *Hauptwiderstandslinie*

Heute fiel mir ein seltsamer Gegensatz auf — der Gegensatz zwischen der außerordentlichen Landschaft, in der wir leben und die in ihrer Art wohl niemals wiederkehrt, und der wachsenden Langeweile, die uns beherrscht. Beim Ausbruch des Krieges hatte jeder von uns das Gefühl, daß seine Augen Dinge zu kosten bekommen würden, wie man sie bisher nur in Romanen gelesen hatte, die sich mit der Schilderung eines zukünftigen Weltbrandes beschäftigten. Wir sahen dem, was uns erwartete, mit hoher Spannung entgegen und hätten eher ein Vermögen ausgeschlagen, als daß wir zurückgeblieben wären. Das war die Zeit, in der fast jeder Kriegsfreiwillige ein Heftchen im Tornister trug, von dem dann vielleicht einige Seiten beschrieben wur-

den und das nach der ersten Schlacht in irgendeinem Quartiere liegenblieb. Ich habe diese Dinge oft gesehen; in den meisten stand auf der ersten Seite in dicker Schrift das Wort »Kriegstagebuch«, dann folgten während des Korporalschaftsappells hineingekritzelte Bemerkungen, Anschriften, Skatrechnungen und ähnliches mehr. Es ist kaum zu glauben, wie rasch es den Menschen verdrießt, an »weltgeschichtlichen Ereignissen« beteiligt zu sein.

Seltsam fürwahr — denn wieviel würde man nicht opfern, um etwa die Schlacht im Teutoburger Walde oder die Belagerung von Jerusalem mit eigenen Augen zu sehen. Aber daß auch wir inmitten einer Wendung leben, von der man vielleicht noch in tausend Jahren spricht, das ist ein Gedanke, der uns kaum berührt. Und doch sollten wir uns ihm zuweilen hingeben, um jenseits des Schmerzes, des Überdresses und der Langeweile den Kern zu spüren, der unserem Leben innewohnt. Wunderbar scheint es, daß Geschichte werden kann, wenn man den Widerstand kennt, den der Mensch dem historischen Anspruch entgegensetzt.

Am zweiten Tag, den wir in der Hauptwiderstandslinie verbrachten, ließ ich mich für einige Stunden vertreten, um in das Dorf Puisieux zu gehen. Das Wetter war warm und schön. Ich hatte nur die Gasmaske und den Spazierstock mitgenommen und den Stahlhelm gegen die leichte Feldmütze vertauscht. Wieder war es der Puisieux-Weg, den ich, diesmal in entgegengesetzter Richtung, einschlug und den ich, als eine zerflederte Hecke halbwegs Deckung gab, so schnell wie möglich verließ, um querbeet zu gehen und mir die Gegend von oben zu besehen.

Es war alles ruhig, nur zwei Flieger jagten sich kurze Zeit, von Schrapnellwölkchen umschwebt.

Ich ging weiter auf einem gewundenen Trampelpfad, der durch das Trichterfeld führt, von dem das Dorf umgürtet ist. Als wir dieses Gelände nach der großen Somme-Schlacht räumten, stand hier kein armseliges Hälmchen mehr; der

breite Kampfstreifen war nackt wie ein Stück der Sahara. Aber wenn die unzähligen Granaten auch jedes Würzelchen versengt und ausgerissen hatten, so lag das Leben doch noch in Millionen von Samenkörnern im Boden und siedelte sich auf der umgepflügten Erde sogleich wieder in dichten Polstern an. Als dann der große Frühjahrsangriff von 1918 wieder an dieser Stelle zum Stillstand kam, begann die Arbeit der Geschosse von neuem; sie gruben erst vereinzelt, dann immer dichter ihre braunen Brandnarben in den grünen Teppich ein. Daß es gerade hier nicht mehr weitergegangen war, sah ich auch an den vielen zerschossenen Wagen, deren Trümmer weit umhergeschleudert waren, und an den Kadavern von Pferden, die schon kalkig zu zerbröckeln begannen. Es war ein kühner Gedanke, den Angriff wieder über diese Wüste zu führen, denn der weglose, von Gräben und Drahthecken durchzogene Streifen bietet der Verteidigung ein mächtiges Bollwerk dar.

Ähnlich sah es im Dorfe aus. An den Wegrand geworfene Protzen, deren Eisenteile zersiebt und verbogen waren, Haufen leerer Munitionskörbe, durchlöcherter Helme, zerbrochene Gewehre, zerfetzter Tornister — der ganze Schutt und Abraum eines großen Angriffs, dem hier eine eiserne Faust Halt geboten hatte, wetteiferte mit dem Trümmerwerk der Häuser, die schmalen Straßen zu versperren. Dazwischen lagen sinnlos friedliche Geräte verstreut, ein Pflug, eine zerschlagene Suppenschüssel und ein Heiligenbild aus Holz, von dem der Regen die Vergoldung abgewaschen hatte. Treffer hatten den roten Ziegelbelag der Wege aufgerissen, andere in die niedrigen Mauerreste schwarze und schwefelgelbe Flammenzeichen gebrannt.

Es war ein bedrückendes Gefühl, inmitten dieser Schuttberge allein zu sein. Ich stieg über die Trümmerhalde eines ehemaligen Gutshofes, um in die Gärten zu gelangen, und trat vorsichtig auf, der tiefen Brunnen wegen, deren Einfassungen niedergerissen und deren Öffnungen überwachsen sind. Schon mancher fühlte in diesen Dörfern den Bo-

den unter sich versinken und ist ertrunken oder mit zerschmetterten Knochen ein Fraß der Ratten geworden, die an solchen Orten stets geschäftig sind.

Die Einsamkeit der Gärten, die wie verzaubert in der Hitze lagen, bot einen freundlicheren Anblick dar. Wenn menschliche Wohnstätten verwüstet werden, nistet sich bald das Grauen darin ein, es geht von ihnen ein Hauch wie von offenen Gräbern aus. Immer beschleicht den Wanderer, der an ihnen vorübergeht, das Gefühl, als ob hier ein Glück vernichtet wäre, das nie wieder blühen wird.

Die Mutter Erde dagegen triumphiert über unsere Anstrengungen mit fruchtbarer Kraft. Was macht ihr, die zehntausend Samenkörner verstreut, damit vielleicht ein einziges keimen kann, der Mensch und seine kleine Zerstörung aus? Hier ist ein Birnbaum im Schafte getroffen und abgesplittert, aber aus dem Stumpf schießt ein Strahlenbüschel junger Triebe aus. Das dürre Reisig der Krone ist von Winden umrankt und mit einem Diadem weißer Kelche geschmückt. Mitten in die Gemüsebeete ist ein tiefer Trichter gerissen; er ist halb mit Wasser gefüllt, in dem sich das Leben schon wieder als grünlicher Algenbezug und als ein Heer von springenden Mückenlarven angesiedelt hat. Und dort, wo die feste Gartenerde noch erhalten ist, sind die Pflanzen der Wildnis eingedrungen und führen einen erbitterten Kampf um Raum und Licht. Die Distel, deren Blätter wie aus Metall getrieben sind, der fette Löwenzahn und die Wucherblume, sie strotzen vor Kraft und haben die zarten Gewächse des Gartens schon bis auf wenige abgewürgt. Hier und da steht noch eine Kohlpflanze; sie hat ihre alte Form wiedergefunden und treibt einen mächtigen Sproß in die Höhe empor. Ein Rosenstrauch drängt sich aus mannshohem Kraut; die Anstrengung, sich dem Geflecht zu entwinden, erfüllt ihn so, daß er nur wenige, spärlich beblätterte Blüten treibt. Auch er, der sorglos und gepflegt an seinem Platze stand, sieht sich plötzlich am Leben bedroht. Wohl ihm, daß er über der Kunst, gefüllte Blüten hervorzubringen,

seine ursprüngliche Kraft nicht vergessen hat. Blüten wird er noch oftmals ansetzen können, aber wenn er sich in einer Zeit wie in dieser erdrücken läßt, ist es für immer vorbei.

So sah ich überall die Pflanze Besitz nehmen. Sie hing in die alten Trichter hinein; Kamille, Johannisbeere und Goldlack hatten sich auf die Mauerreste geflüchtet, die Schutthaufen waren von Brennesseln erstürmt und die Steinplatten der Gartenwege unter goldbraunen Moospolstern versunken. Und ich dachte mir, daß, wenn diese Wut zu leben und zu wachsen für unsere Ohren vernehmbar wäre, sich hier ein Getöse erheben würde, das auch die größte Schlacht der Menschen übertönen müßte.

Als ich dann durch einen runden, von einer Granate in die Mauer geschlagenen Durchbruch trat, befand ich mich wieder in einer anderen Welt. Es war ein Kirchhof, auf den wie ein Jüngstes Gericht die Verwüstung niedergegangen war.

Die Grabsteine waren zersplittert, die gußeisernen Kreuze zerbrochen, die kupfernen Tafeln, auf denen Namen und fromme Sprüche standen, von Schrapnellkugeln durchbohrt und wie Blätter aufgerollt. Schwere Sandsteinplatten von Erbbegräbnissen mit Wappen und Inschrift hatte die Wucht der Geschosse aus ihren Lagern gerissen und in der Mitte gespalten; in den Grüften, die sie bedeckt hatten, lagen Trümmer von metallenen Särgen und zerfetzte Kränze aus schwarzen Glasperlen zerstreut. In der Mitte ragte neben einem gestürzten Engel eine dunkle, kegelförmige Zypresse auf, die sonderbarerweise noch gut erhalten war. Die Reihen der Kindergräber waren wie von Raubtiertatzen aufgewühlt, die Porzellantäfelchen, die am Kopfende gesteckt hatten, in alle Winde zerstreut. Überall hatten Ratten ihre Gänge gebohrt und vermoderte Zeugfetzen ans Licht gezerrt. Auf einem über den Weg geworfenen Granitblock stand eingemeißelt die Formel: »Concession à perpétuité«.

Nachdem ich diesen sonderbaren Friedhof, der an einen mit Särgen bespülten Strand erinnerte, durchschritten hatte,

strebte ich dem höchsten Punkt des Dorfes zu, um auch noch die Kirche zu sehen. Es war nichts mehr von ihr geblieben als der rohe Stein. Eine dicke runde Säule, die halb im Gebirge dieses Zusammenbruches begraben lag, deutete auf ein romanisches Bauwerk hin. Die Dörfer dieser Gegend sind sehr alt.

Der Platz, an dem ich stand, gab eine weite Aussicht frei. Hinter den weißen Grundrissen des Dorfes, das wie eine ausgegrabene Siedlung im Tale lag, sah ich auf der jenseitigen Höhe das bräunlichgrüne Trichterfeld, durch das ich gekommen war. Strahlenförmig führten Laufgräben gegen das breite Maschenwerk der Front, das an den Flügeln im Glask der Mittagshitze sich den Blicken entzog. Obwohl die Sicht in das Hinterland des Feindes reichte, lag das Gefilde bis in die letzte Ferne ausgestorben da. Vereinzelt Rauchwolken, die hier und da wie durch eine verborgene Naturkraft hochgestoßen wurden, vermehrten das Gefühl der Einsamkeit.

Plötzlich stiegen wie aus einer Kraterlandschaft auf einem toten Gestirn schwarze Dämpfe auf, und nach einiger Zeit wehte ein dumpfes Krachen herüber, an das sich dann erst wieder, in sonderbar umgekehrter Reihenfolge, das Heulen der schweren Geschosse schloß. Wenn dort jemand gestanden hatte, so war ihm keine Zeit mehr geblieben, Deckung zu nehmen, denn das Geschloß war schneller geflogen als sein Schall. Als sich die breite Rauchfahne verzogen hatte, wurde eine Gruppe von kahlen Stangen frei, und erst jetzt erkannte ich, daß es das Wäldchen 125 war, das da vorn im Feuer lag. Jetzt blitzten auch in schneller Folge Schrapnellgruppen über den Spitzen der Masten auf, winzige, sich überschlagende Flämmchen, die weiße Dampfbälle zeugten und deren Ton matt wie der Knall von Kinderflinten herüberkam.

So, in der Weite der Front verloren und durch einen großen Abstand von mir getrennt, sah das Geschehen da unten harmlos und zwerghaft aus, und es kam mir seltsam



vor, daß dieses Waldstück gestern einen so starken Eindruck auf mich gemacht hatte. Wenn es ein großes Wesen gäbe, das mit einem Blick mühelos die Alpen und das Meer umspannen könnte, so würde ihm dieses Treiben vorkommen wie eine zierliche Ameisenschlacht, wie ein feines Gehämmer an einem einheitlichen Werk. Uns aber, die wir nichts als einen winzigen Ausschnitt sehen, drückt unser kleines Schicksal nieder, und der Tod erscheint uns in furchtbarer Gestalt. Wir können nur ahnen, daß das, was hier geschieht, in eine große Ordnung eingegliedert ist und daß die Fäden, an denen wir scheinbar sinnlos und auseinanderstrebend zappeln, sich irgendwo zu einem Sinne verknüpfen, dessen Einheit uns entgeht.

### *Achiet*

Seit zwei Tagen liegen wir in Ruhe am Bahndamm von Achiet. Eigentlich handelt es sich hier weniger um einen Damm als um einen tiefen Einschnitt der Bahnlinie, der in dem kahlen, welligen Gelände weit und breit die einzige Zuflucht vor den Blicken der Ballonbeobachter und den Geschossen der ferntragenden Geschütze gewährt. Er bildet eine eingerissene Schlucht, deren beide Hänge mit Kraut und dichtem Buschwerk bewachsen sind. In den feindwärts gelegenen sind geräumige Wohnstollen geführt, vor deren Eingängen offene Sommerlauben errichtet sind, in denen wir uns des schönen Wetters erfreuen. Wenn es zu schießen beginnt, huschen wir wie die Mäuse in die Tiefe unserer Gänge hinein.

Ich habe ein kleines Blockhaus bezogen, das zu ebener Erde liegt, obwohl ich davor gewarnt wurde, weil dicht neben ihm vor einigen Tagen ein Feldwebel durch Granatsplitter gefallen ist. Aber erstens fühle ich nach der in den Unterständen verbrachten Zeit ein Bedürfnis nach Licht und freier Luft, für dessen Befriedigung ich schon manches dransetze, und dann habe ich den Aberglauben, Stellen, an denen schon ein Unglück geschehen ist, für sicherer zu halten als andere.

Ich bin mit dieser Wohnung recht zufrieden; sie ist mitten im Gebüsch versteckt, trocken, winddicht und aus urwüchsigem Balkenwerk gebaut. Daneben stehen, noch aus der Zeit, in der der Engländer hier saß, einige Wellblechbaracken von halbkreisförmigem Profil.

Von der Umgebung ist wenig zu sagen; wir blicken auf dieselben niedrigen und unbewaldeten Hügel wie überall. Hinter uns liegt der Ankerplatz eines großen Fesselballons, den gestern ein englischer Flieger mit Leuchtspurgeschossen in Brand zu setzen suchte. Obwohl er das große Ziel verfehlte, sahen wir den Beobachter sogleich abspringen. Er landete sicher trotz heftigem Winde, wurde aber von dem Fallschirm noch eine Zeitlang am Boden geschleift. Das Gelände ist mit einer Menge zerschossener und ausgebrannter Kampfwagen besät, die wie kleine Kriegsschiffe im Feuer gescheitert sind. Man kann noch weithin wie auf einer Gefechtskarte die gewundenen Spuren verfolgen, die ihre Bänder in den weichen Boden gruben, bis ein Treffer ihnen das Getriebe zerschlug. Ganz in der Nähe liegt das Dorf Achiet. Es ist zerstört, wird aber wenig beschossen, daher sind seine Mauern unter schweren Laubmassen versteckt, aus denen zu Tausenden die weißen Tellerblüten des Holunders strahlen.

Feuer bekommen wir auch hier, zwar nicht täglich, dafür aber durch schwere Schiffsgeschütze, deren Geschosse in scharfgestreckter Flugbahn mit unerhörter Wucht heranbrausen. Wahrscheinlich zieht uns eine Langrohrkanone, die jede Nacht auf dem Bahngleis zum Schuß vorgefahren wird, dieses Unheil zu. Zuweilen wirft auch ein Flieger Bomben ab, die zwar gewöhnlich nicht treffen, von denen aber neulich ein böser Zufall eine mitten im Kreis einer aufspielenden Regimentskapelle landen ließ.

Unsere Tage fließen hier recht bequem dahin. Eine einsichtige Führung fordert nur den unbedingt nötigen Dienst. Es ist nicht mehr so wie in den ersten Jahren des Krieges, wo während der Ruhetage im Exerzieren Unglaubliches ge-

leistet wurde. Nichts kann hier schädlicher als Übertreibung sein. Die Leute verstehen mit ihren Waffen umzugehen, sie gebrauchen sie täglich im Kampf. So genügt ein kurzes, unterschiedenes Opfer an den Geist der Disziplin.

Wenn man sich mit der Mannschaft beschäftigt, findet man sie von einer erschreckenden Müdigkeit, obwohl die kräftige braune Farbe der Gesichter ihnen einen trügerischen Schimmer von Gesundheit verleiht. Unter den letzten Jahrgängen sind viele noch nicht ausgewachsen, und da die knappe Verpflegung nicht verbessert werden kann, so muß man ihnen Ruhe gönnen, damit ihre Kraft für die Aufgaben des Kampfes erhalten bleibt. Fast allen steckt noch dazu die Grippe in den Knochen, die natürlich weniger Widerstand findet als sonst. So ist es auch zu erklären, daß in den Krankenlagern ganz junge Leute einfach weggestorben sind, erloschen wie Lichter, weil sie nicht genügend Reserven im Körper hatten. Unter diesem Zeichen steht jetzt der Krieg überhaupt — wir zehren unsere Reserven auf. Und wir alle hoffen, daß es lieber in einer einzigen Flamme, auf Sieg oder Untergang, geschehen möge als in dieser langsamen Art.

Ich hatte für heut nachmittag Schlagball angesetzt, ein Spiel, das die Leute noch bis vor kurzem gern getrieben haben. Diesmal waren sie lahm; der Ball ging kaum hin und her, die Läufer suchten sich vom Lauf zu drücken, und das Spiel mußte einige Male durch Befehl wieder in Gang gebracht werden. Sie waren einfach zu matt dazu. Da ist es besser, sie sich ins Gras legen zu lassen und Unterricht abzuhalten oder einmal ins Gelände zu marschieren, um die Tanks zu besehen. Das ist eine Gelegenheit, bei der sich manches sagen läßt.

Und sowie die Kantine Bier hat, und möglichst auch Schnaps genug, wird ein großes Gelage in den Baracken veranstaltet, da mögen sie sich Witze erzählen, daß dem Divisionspfarrer hinten in Quéant die Ohren sausen, und einen Lärm dabei machen, daß die Engländer vorn in Hébuterne denken, eine Offensive geht los. Dann wird sich der

Antispritverein zusammentun, Schüddekopf wird die alte Geschichte wieder ausmalen, wie damals bei Saint Christ der Volltreffer in die Latrine ging, und der Sergeant Meier, der sonst keine drei Worte am Tage spricht, seinen einzigen Witz auskramen, den jeder längst auswendig kennt. Auch darf ich nicht versäumen, mich zuletzt unter großen Vorichtsmaßregeln in meine Baracke schaffen und ausziehen zu lassen, damit sie am nächsten Morgen sagen können: »Mensch, hast du den Leutnant gesehen? Der war wieder gut!«

Die dienstfreie Zeit verbringe ich auf mannigfaltige Art. Am ersten Morgen bin ich nach Saignies zur Badeanstalt geritten, mit frischer Wäsche in der Satteltasche. Ganz in der Nähe liegt Cagnicourt, von wo aus am 21. März dieses Jahres der große Angriff begann, ein Ereignis, das schon wieder durch die neuen Erlebnisse weit in die Vergangenheit zurückgedrängt scheint. Ich machte mir das sonderbar wehmütige Vergnügen, den Weg abzureiten, über den uns damals die tolle Begeisterung jenes ersten Sturmtages schleuderte. Er begann bei einem Massengrab, auf dessen Kreuzen über zwanzig mir wohlbekannte Namen standen und das den großen Unglückstreffer bezeichnete, den keiner von denen vergessen wird, die damals wie durch ein Wunder davongekommen sind, und er endete bei jener mörderischen Stelle, an der ich am 22. März die Verwundung erhielt, die mir in der Wut des Handgemenges erst eine halbe Stunde später zum Bewußtsein kam. Fünf Kilometer Weg in sechsunddreißig Stunden zurückgelegt — sie flogen vorüber wie ein glühender Traum, in dem Landschaften sich öffnen und Dinge geschehen, die jeder Beschreibung entzogen sind.

Jeden Tag kann ich nicht reiten, denn die Pferde müssen geschont werden, auch ihre Rationen sind knapp. Oft gehe ich spazieren, mit Domeyer, Sprenger oder einigen anderen vom alten Stamm. Wir suchen im Gelände Rebhuhngelege oder Zünder, um auf sie zu schießen, ein Vergnügen, bei dem

es schon einen Schwerverwundeten gab. In der Nähe des Bahndammes, in der Richtung auf Ablainzeville, liegt ein großes, von den Engländern verlassenes Barackenlager, halb hinter hohen, von Brennesseln bewachsenen Schuttbergen versteckt. Haufen von Granaten und Stöße von Kartuschen sind dort zurückgelassen worden und verrosteten unter Buschwerk und Kraut. Dorthin gehen wir jeden Nachmittag zur großen Rattenjagd. Das Pulver der Kartuschen wird in die Löcher geschüttet und angezündet, dann schießt eine Art von Ratten, fett und groß wie die Meerschweinchen, aus ihnen hervor. Sie werden mit Pistolen oder mit Spazierstöcken erlegt.

Allabendlich wird in meiner Baracke gekartjet, wie man im Hannöverschen sagt. Das Geld hat hier kaum einen anderen Sinn als den, verspielt zu werden. Daneben wird die Grippe bekämpft, das heißt, es wird in Unmengen ein Schnaps getrunken, dem man den seltsamen Namen Ober-Ost gegeben hat und der noch viel seltsamer schmeckt. Manche behaupten, es sei Methylalkohol, weil er schon nach wenigen Bechern in eine tiefe Betäubung versenkt. Es gehen verhexte Dinge vor, wenn man ihn trinkt. So waren wir neulich beim Zechen, als plötzlich wegen eines Fliegeralarms das Licht verlosch. Als es wieder aufflammte, saß die Runde noch in derselben Ordnung am Tisch, nur unser Oberarzt hatte ein großes blutendes Loch im Kopf. Ein anderer, der auf der Suche nach seinem Unterstand im Buschwerk des Bahndammes eingeschlafen war, verträumte in dieser Lage einen schweren Gasangriff und rühmte sich, da er keine bösen Folgen bemerkte, auf diese Weise ein neues Abwehrverfahren entdeckt zu haben. Hier ist Domeyer in seinem Element. Seine Begeisterung nimmt gefährliche Formen an; gestern nacht durchlöcherte er dem Feldwebel, mit dem er zusammen haust, die langen Stiefel mit Pistolenschüssen in der Meinung, auf Rattenjagd zu sein.

*Achiet*

Ein Schulfreund, den ich schon halb vergessen hatte und der jetzt einer berühmten Jagdstaffel angehört, hatte von meiner Anwesenheit erfahren und mich für gestern abend zu einer kleinen Feier geladen.

Ich wurde von Achiet abgeholt und zu einem Schloßchen gefahren, in dessen Gemarkung der Flugplatz errichtet ist. Es handelte sich um ein Fest, das der Staffelführer, ein junger Oberleutnant, anlässlich seines zwanzigsten Abschusses gab. Ich wurde kameradschaftlich aufgenommen trotz der eigentümlichen Eifersucht, die sich zwischen der Infanterie und den Fliegern herausgebildet hat und die darauf beruht, daß jeder seine Aufgabe als die gefährlichere geachtet wissen will. Wir verstanden uns sogar recht gut, nur einmal erregte ich Anstoß, als ich etwas von »nach Paris fahren« sprach, denn diese Leute fahren nicht, sie kennen nichts als »Fliegen«; und darin kommt ein Stolz auf ihre neue Kunst zum Ausdruck, den ich berechtigt fand. Im übrigen machte ich die überraschende Beobachtung, daß hier eine Art der Zusammengehörigkeit und eine selbstverständliche Übereinstimmung herrschten wie sonst nur in Gemeinschaften, die durch lange Tradition verbunden sind. Wo Körperschaften mit so ausgesprochenem Gesicht in so kurzer Zeit entstehen, muß ein starker Geist vorhanden sein, der sich mit Macht seine Form zu schaffen weiß. Ein solcher Geist hat zeugende Kraft — und ich halte diesen Schlag für fähig, von nun an und durch diesen Krieg in Bewegung gesetzt, im Europa von morgen in Krieg und Frieden eine führende Rolle zu spielen.

In diesen Männern glaube ich eine noch unbekannte Erscheinung des Menschen zu wittern, der ich gerade im letzten Jahre, und zwar etwa von der Cambraischlacht an, immer häufiger begegnet bin. Beim Anblick mancher Gesichter fällt es mir wie Schuppen von den Augen; es ist, als ob aus ihnen der erste Gruß eines neuen, rätselhaften und gefähr-

licheren Lebens spräche, das man mit Lust und Schrecken bejaht.

Gerade weil ich weiß, daß man in solchem Verbande nicht länger als ein halbes Jahr am Leben zu bleiben pflegt und daß seine Angehörigen sich also noch nicht lange kennen dürften, war ich von seiner einheitlichen Form und der Stärke des geistigen Vorganges, der ihr zugrunde liegen muß, so überrascht.

Wer sind diese Flieger denn überhaupt? Sie entstammen dem riesigen Heere, das vorn in den Gräben im ewigen Feuer liegt, und bilden eine Auslese, die der Drang nach immer kühneren Formen des Kampfes versammelt hat. Auch Kavalleristen sind darunter, hagere Rennreitergestalten mit scharfgeschnittenen Gesichtern und blitzenden Eingläsern. Sie sind es müde geworden, in Dörfern und Schlössern des Hinterlandes zu liegen und untätig auf den Wiederbeginn des Vormarsches zu warten. Man sieht ihnen an, daß sie zu Geschlechtern gehören, denen der Geist des Reitergefechtes seit Jahrhunderten im Blute steckt, und daß sie auf diesen Austrag hinter Maschinen und automatischen Gewehren im Grunde als auf etwas wenig Standesgemäßes hinabsehen. Man sagt ihnen daher auch nach, daß sie sich besser auf die Jagd und den Schuß als auf die Bedienung der Motoren verstehen. Aber auch andere sind da, die, aufgewachsen in den rauchenden Revieren der großen Industrie, den Mitteln und Mächten unseres Zeitalters von Kind auf nahe gewesen sind. Sie sind ein wenig tiefer eingedrungen in diese unsere Welt, die unter ihrer kalten Oberfläche von Geheimnissen und Wundern glüht; sie wittern bereits den Elementargeist, der sich in den Atomen von Stahl und Sprengstoff und in den knisternden Funken der Zündung zu regen beginnt. Und doch wendet sich dieser Schritt zugleich zum Einfachen; sie haben ihr Flugzeug in der Gewalt wie ein Australier seinen Bumerang. In anderen wiederum scheinen in einer seltsamen Wiedergeburt die alten Wikinger auferstanden zu sein; es macht kaum einen Unterschied, ob sie

die künstlichen Vögel besteigen oder ein mit bunten Schilden geschmücktes Freibeuterschiff. Zwar änderten sich Zeiten und Mittel, aber der kühne Sinn dem Tode gegenüber blieb bestehen.

Sie alle jedoch, woher sie auch kommen, verbindet die hohe Spannung der Tat, jener Geist des Kampfes und der blutigen Arbeit, wie er vielleicht in diesen kleinen Gemeinschaften seine stärkste Prägung gefunden hat. Wenn man den weiten Flugplatz betritt, auf dem eine der mächtigen Maschinen neben der anderen bebend und brüllend zum Kampf gerüstet steht, dann fühlt man wohl, daß hier nur das starke Herz bestehen kann. Feurigere Rosse erwarteten den Krieger nie. Aber es genügt nicht, daß der Geist sich zwingt, sie zu bändigen; er wird unterliegen, wenn er ihre Donnerstimme nicht mit Lust und Übermut vernimmt.

Ja, der Kampf ist ihre große Leidenschaft, die Lust, das Schicksal herauszufordern und Schicksal zu sein. Das fühlen sie, wenn sie nach dem Start sich als ein klirrendes Geschwader von Raubvögeln ins Ungewisse werfen. Wenn sie in Höhen schweben, aus denen die Front als dünnes Netz erscheint, und den Augen der Grabenkämpfer nur noch als eine Reihe von Punkten sichtbar sind, findet in ihrem Wagnis eine feurige Vermählung zwischen dem Geiste des alten Rittertums und der strengen Kälte unserer Arbeitsformen statt. Ihnen ist es vergönnt, in einem neuen Reich, in der von Wolkenbahnen verhängten Weite des unbegrenzten Raumes an der besten Mannschaft der ganzen Welt ihre Kraft erproben zu dürfen. Das ist ein tödliches Turnier, in dessen Schranken es außer dem Siege nur den Absturz gibt. Daher findet die Begegnung mit der Wut erbitterter Tiere statt.

Und doch — zu diesem Umkreisen, bei dem man sich mit Leuchtspurgeschossen bespritzt, zu diesem Jagen bis dicht auf den Boden hinunter, zu diesen Wendungen, Scheinabstürzen, Überschlägen und Sturzspiralen gehört mehr als blindes Draufgängertum. Während des rasenden Fluges läuft eine Reihe verwickelter Vorgänge ab; und schwerer viel-



leicht als der pfeilschnelle Sturz auf den Gegner wiegt jener kurze, besorgte Seitenblick, der zu gleicher Zeit die zitternden Nadeln der Meßuhren streift. Das setzt eine Rasse voraus, die ein eisiges Hirn über glühendem Herzen trägt. Daher birgt auch der Triumph, mit dem sie über dem Gegner schweben, der brennend und vom Luftdruck zersplittert in die Tiefe schießt, ein Gefühl von unvergleichlicher Innigkeit. Dieses Gefühl der Macht ist der Grund, der alle, die es kennen, immer wieder in die Wolken treibt.

In vielem haben sie es gewiß leichter als wir. Sie kennen keine wochenlangen Märsche, kein Herumwühlen in Dreck, Verwesung und Blut. Auch der Kampf bei Nacht und Nebel sowie die großen Verstümmelungen sind ihnen fremd. Sie werfen die Zigarette fort, steigen auf mit sauberer Uniform, schneeweißer Wäsche und gepflegten Händen und sind in einer Stunde wieder da.

Bei den Unterhaltungen nach den Flügen gehört es zum guten Ton, das Gegenständliche und Handwerksmäßige des Abenteurers herauszuschälen und nicht in Gefühlen zu schwelgen wie ein Dienstmädchen, das ein Gespenst gesehen hat. Das verleiht dem Gespräch einen trockenen Ton, in den nichts Halbes und Fragwürdiges einzudringen vermag, und ich sah sie gern beisammensitzen in ihren leichten, offenen Röcken, den weichen Kragen und bunten Halsbinden, die sie zu tragen pflegen, sehr zum Ärger der Armee. Auch ist zu bemerken, daß sie, um kämpfen zu können, nicht der niederen Anfeuerung des Hasses bedürftig sind. Es gibt sogar zwischen ihnen und dem Gegner eine Art der Gemeinsamkeit, welche die Fronten überbrückt, die auf der Erde gezogen sind, eine Gemeinsamkeit desselben Elementes und derselben Kunst, ja vielleicht der tätigen und angreifenden Rasse überhaupt. Das ist ein bedeutender Zug.

Oft, und an lebhafteren Abschnitten fast täglich, kommt es vor, daß sie einen drüben lassen. Sie finden sich nach Soldatenart damit ab. Es ist Sitte, daß man einen Betrag für die eigene Totenfeier hinterlegt. Das wußten unsere Vorväter

schon: ein fröhliches Gelage ist das beste Totenfest. Und sitzt der Gefallene etwa nicht mit am Tische, für dessen Runde nichts als der Wechsel beständig ist?

Das zu bezweifeln wollen wir denen überlassen, die für ihr Leben zittern, weil sie nichts in sich fühlen als das Sterbliche. Jedesmal aber, wenn ein fliegender Mensch als brennende Fackel zur Erde stürzt, wird eine andere Fragestellung als Sein oder Nichtsein bejaht.

### *Vordere Linie*

Seit gestern nacht liege ich wieder im Abschnitt und in meiner türlosen Sommerburg. Oskar Kius, der jetzt die zweite Kompanie führt und mit dem ich erst vor vierzehn Tagen in Hannover so schöne Stunden verlebte, übergab mir beides. Wir saßen danach noch eine Stunde lang in dem stockfinsternen Erdloch auf der Bank zusammen, rauchten eine Zigarette und unterhielten uns von den kleinen Späßen, die uns in dieser Umgebung besonders glänzend vorkamen.

Manchmal fühlen wir stark, daß uns nur eine kurze Bahnfahrt, nur ein halber Tag im Speisewagen von den großen, immer erleuchteten Städten trennt. Doch erscheint uns der Tod aus allen Genüssen heraus am wenigsten schrecklich, und lieber als im Winter sterben wir im Frühling, wenn die Tafel zu bunten Festen bereitet ist. Gerade wo das Leben vom Tod umschlossen ist, da leuchtet es in Fleischfarben auf wie die Bilder Boccaccios vor den Toren des verpesteten Florenz, wie die Liebe von Schwindsüchtigen, wie ein Bacchanal auf einem sinkenden Schiff.

Immer bin ich froh, wenn die Ablösung sich ohne Verluste vollzogen hat. Sie kostet fast jedesmal Blut, und ärgerlich ist, daß es nicht im Kampfe fließt. Diesmal ging alles glücklich ab, nur ich selbst erlebte wenige Schritte von Puisseux einen unangenehmen Augenblick.

Eines der Vorrechte des Führers liegt darin, daß er in dieser Zeit der Massenbewegung allein gehen darf. Ich marschiere immer etwas später ab, damit ich die Ablösung schon vollzogen vorn vorfinde.

Gleich vor dem Bahndamm sah ich ein Bild, das mich trotz seinem Ernst belustigte. Ein Artilleriekommando benutzte die helle Nacht, um von einer Bergkuppe das Gras zu mähen; die arbeitenden Leute mit ihren Wagen und Pferden hoben sich, wie mit der Schere geschnitten, vom Himmel ab. Gerade als ich im Tal vorüberkam und mich darüber freute, schlug eine Gruppe leichter Granaten zwischen ihnen ein, und nun waren alle, Pferde und Menschen, wie ein Spuk verschwunden, nur die Umrisse eines umgestürzten Wagens hoben sich noch vom Horizont.

Als ich die große Straße nach Puisieux erreicht hatte und merkte, daß vor dem Ortseingang in ziemlich kurzen Abständen schwere Geschosse niedergingen, deren Hall noch lang im Tale nachdröhnte, wurde mir in der Einsamkeit doch schwül zumut, und ich beschleunigte die Schritte, um recht bald an dieser Stelle vorbeizukommen, die sich nicht umgehen ließ, ohne daß ich in das Gestrüpp der Gärten mit den verborgenen Brunnen, Stacheldrahtzäunen und eingeschossenen Kellern geraten wäre.

Ich hatte mir die Schußabstände eingepägt und den zu überwindenden Weg in einzelne Abschnitte eingeteilt. Es galt zunächst, möglichst nahe an die gefährliche Grenze heranzugehen und den nächsten Einschlag abzuwarten, um bis zu dem großen Sanitätsstollen am Dorfrande zu laufen, dort wieder eine Gruppe abzupassen und dann durch das Dorf zu rennen, um im Puisieux-Weg unterzutauchen. Das wäre auch gut gegangen, wenn ich nicht beim ersten Sprunge die Kartentasche verloren hätte, die ich denn doch nicht missen wollte, besonders weil ich sie während der großen Schlacht von einem englischen Artillerieoffizier geerbt habe. Kaum hatte ich sie gefunden, da brauste es auch schon wieder hoch über dem Dorfe heran, und ich hatte nur noch Zeit, mich

hinter den Stumpf eines Baumes zu kauern, dessen von einem Treffer ausgefaserter Schaft am Wegrand stand. Drei Einschläge krachten ins Tal, in dem schon der Rauch schwamm, und der vierte landete mit scharfem Schwunge auf der Straße, daß die Funken sprühten und Schotter und Splitter weit umhergeschleudert wurden. Obwohl die Gefahr längst vorüber war, versuchte ich doch im ersten Schrecken, hinter die abgewandte Seite meines Baumstumpfes zu springen, verlor aber das Gleichgewicht und stürzte in den Straßengraben, wo ich mich im dürren Geäst der Baumkrone verfang und übel zurichtete. Als ich dann den Unterstand erreichte, von dem ich nur wenige Schritte entfernt gewesen war, lag mitten auf der Straße mit ausgestreckten Armen eine menschliche Gestalt. Es war der Leuchtkugelposten, der von seinem Stande auf die Straße herabgestürzt war. Ich sprang die Stufen hinunter und fand unten den diensthabenden Arzt eines fremden Regiments, den ich benachrichtigte und der den Getroffenen sogleich holen ließ.

»Nichts mehr zu machen«, meinte er auf den ersten Blick, und man brauchte nicht Arzt zu sein, um das zu sehen. Ein großer Splitter war durch den Stahlhelm in den Hinterkopf geschlagen, und der ruhige Gesichtsausdruck des Gefallenen bewies, daß es sofort zu Ende gewesen war.

Ich hielt mich nicht lange in der karbolgeschwängerten Höhle auf, sondern wartete den nächsten Einschlag ab, machte, daß ich ins Dorf kam, und war froh, als ich mich wie ein Maulwurf in die Gänge des Puisieux-Grabens wühlen konnte. Und ebenso froh war ich, daß ich nicht geradeaus zu gehen brauchte, wo im Wäldchen 125 schon wieder eine brenzliche Suppe gekocht zu werden schien, sondern rechts nach dem ruhig im Gelände liegenden Abschnitt A abbiegen konnte.

*Vordere Linie*

Als ich am Morgen verdrießlich auf meiner Sommerbank saß, weil ich von der Nacht her noch müde war, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß August Schüddekopf ein Liedchen pfiß. Wenn ein Mann aus der Lüneburger Heide zu pfeifen beginnt, dann gibt das ebensowohl zu denken, wie wenn einer aus Neapel schweigsam wird. Dann muß er schon von einem ganz besonderen Wohlgefühl durchdrungen sein. Das war in der Tat der Fall, und zwar deshalb, weil Schüddekopf »an der Reihe« ist. Die Kaffeeholer brachten nämlich schon in aller Frühe die Nachricht mit, daß die Urlaubssperre aufgehoben sei. So kann er für vierzehn Tage seinen kleinen Hof besuchen, der zwischen Celle und Ülzen in der Heide liegt und auf dem er von seiner jungen Frau erwartet wird.

Ich gönne es ihm von Herzen, denn seit mein getreuer Vinke in der großen Schlacht verwundet wurde und sein Nachfolger, der Kellner, nicht wieder vom Essenholen zurückkehrte, haben wir zwei einen musterhaften kleinen Fronthaushalt geführt. Ich rede wenig, er noch viel weniger, und so vertragen wir uns vorzüglich. Vor allem weiß ich, daß ich mich auf ihn verlassen kann. Das ist viel wert, denn er ist der Gewehrträger, der mir am nächsten bleibt. Von seinem Vorgänger mußte ich mehr als einmal erleben, daß er sich in gefährlichen Augenblicken mit unerklärlicher Geschwindigkeit unsichtbar zu machen verstand. Wenn er nachher wieder auftauchte, wußte er von solchen Heldentaten und Abenteuern, die ihm während seiner Abwesenheit zugestoßen waren, zu berichten, daß ich mir ihm gegenüber ganz dürftig vorkam. Aber bei August Schüddekopf brauche ich mich nicht umzusehen, ich kann stets sicher sein, daß er hinter mir steht, immer mit demselben trockenen Gesicht. Deshalb wünschte ich ihm alles Gute, als er sich heute mittag schwerbepackt abmeldete.

Sein Stellvertreter, Otto, der jetzt einige Tage für mich

sorgen will, gehört einem ganz anderen Menschenschlag an. Er ist ein guter Krieger, aber ein schlechter Soldat und besitzt abenteuerliche und eigenwillige Neigungen, so daß er »bei den Preußen« zum mindesten auffallen muß. Es ist bekannt, daß man da fast nur unangenehm auffällt, und so glaube ich, daß er im Frieden nicht oft aus dem Arrest herausgekommen wäre. Auch hier kann er von Glück sagen, daß er zu mir gekommen ist, denn ich habe für solche Kerle schon immer viel übriggehabt. Er gehört zu den Leuten, die man stets wieder unter den Freiwilligen findet, die sich aber sonst gern von jeglichem Dienst drücken. Daher sind sie dem Kompaniefeldwebel ein ständiger Dorn im Auge; der Offizier, dem die Eignung für den Kampf den Maßstab gibt oder wenigstens geben sollte, findet sich schon besser mit ihnen ab.

Ich lernte ihn vor ungefähr einem Jahre kennen, als wir in Lothringen lagen und nach der ersten Schlacht in Flandern frischen Ersatz für die Verluste bekamen. Vielleicht habe ich die Gabe, Menschen, denen die Elementarkraft noch nicht verlorengegangen ist, auf den ersten Blick zu erkennen, ich möchte fast sagen, zu wittern, wie ein Freimaurer den anderen. Ich hatte auch, als ich Otto zum ersten Mal sah, das Gefühl: »Mit dem ist etwas los.« Das wurde mir auch sofort, freilich in unerwarteter Weise, bestätigt, indem der Feldwebel, der die Überweisungspapiere hielt, mir von hinten zuflüsterte: »Wir haben nicht viel Vernünftiges bekommen diesmal, alles Leute, die sie bei den Ersatzbataillonen abschieben wollten; bei dem steht auch eine Bestrafung hinter der anderen, Gefängnis hat er auch schon gehabt.«

Daher freute ich mich, als Otto sich kurze Zeit danach zu einem Unternehmen meldete, das bis tief in die französischen Linien stoßen sollte. Ich nahm ihn mit, obwohl wir damals eine Menge von Freiwilligen hatten, und es zeigte sich, daß mir damit ein guter Griff gelungen war. Das Unternehmen verlief so unglücklich wie nur möglich, wir machten nicht einen Gefangenen und ließen dafür fast alle Teilnehmer tot oder verwundet zurück. Auch Otto galt schon

für vermißt, als er eine halbe Stunde später noch auftauchte und ein Maschinengewehr mitschleppte, das er ganz allein erbeutet hatte. Es gab Scherereien mit den Stäben, die Sache stand sogar im französischen Heeresbericht, und dieses Maschinengewehr war das einzig Erfreuliche an der ärgerlichen Angelegenheit. Von diesem Tage rührt eine Freundschaft her, die für mich freilich manche Schattenseite besitzt.

Ich will gar nicht von den kleinen, aber fast täglichen Unannehmlichkeiten sprechen, die man durch einen eigensinnigen Kopf erfahren kann, der bald mit diesem, bald mit jenem Vorgesetzten zusammengerät. Ich hätte auch längst versucht, ihn bei einer der häufigen Versetzungen loszuwerden, wenn nicht immer wieder eine Kampfhandlung dazwischengekommen wäre, bei der er sich dann neuen Ruhm erwarb. Es gibt ohne Zweifel Menschen, die im alltäglichen Leben dahinkümmern wie Fische auf dem trockenen Land; erst in der Gefahr wachen sie auf und bewegen sich in ihr als in ihrem eigentlichen Element.

Nach der zweiten Flandernschlacht, in der er sich wieder hervorgetan hatte, kam mir der Gedanke, daß eine Auszeichnung hier vielleicht Wunder wirken könnte. In jedem Beruf gibt es den außergewöhnlichen Fall, gibt es Naturen, die auf dem durch die Vorschrift bestimmten Wege zum Scheitern verurteilt sind. Sie sind verloren, wenn nicht irgendwo ein geheimer Freund für sie am Werke ist.

Ich teilte also dem Feldwebel mit, daß ich Otto entweder zum Gefreiten oder zum Eisernen Kreuz Erster Klasse einzureichen gedächte, und merkte auch gleich, daß er ein Gesicht dabei zog, als ob er in einen sauren Apfel gebissen hätte. Da ich mir aber auf keine Weise abraten ließ, bequemte er sich als zum kleineren Übel zum Eisernen Kreuz.

Dieses Erfolges sollte ich mich jedoch nicht lange erfreuen, denn schon am nächsten Morgen, als der Feldwebel wie gewöhnlich mit den Unterschriften erschien, fügte er mit boshaftem Lächeln hinzu:

»Ich möchte außerdem noch melden, daß der Füsilier Otto

seit gestern abend unter Zurücklassung seines Gepäcks verschwunden und auch heut morgen zum Dienst nicht erschienen ist.«

Das war freilich eine empfindliche Niederlage, und ich wünschte nichts weiter, als daß er auf Nimmerwiederssehen verschwunden wäre. Er wurde jedoch schon nach einigen Tagen wiedergebracht, und zwar aus Tourcoing, einer Stadt bei Lille, in der wir kurz zuvor in Ruhe gelegen hatten. Die Kompanie war gerade beim Exerzieren, als er erschien, und ich fühlte, noch ehe ich ihn sah, wie ich plötzlich von jedem Einzelnen mit neugierigen und etwas schadenfrohen Blicken betrachtet wurde.

Es gelang mir, als ich nach dem Abmarsch mit ihm allein hinter der Kolonne herging, ihm das Geständnis zu entreißen, daß es sich um eine romantische Mädchenangelegenheit handelte, verbunden mit zunehmendem Überdruß vor der Plackerei. Höchst ungehörig gewiß, aber hol der Teufel den ganzen Zimt. Ich beschloß also, ihn nicht im Stich zu lassen, und es gelang mir, ihn den Klauen des Kriegsgerichts zu entreißen und zu erreichen, daß die Sache vom Bataillonskommandeur unter der Hand mit einigen Tagen Arrest begrabt wurde. Nun fangen die Scherereien von vorne an.

Auch jetzt habe ich ihn hauptsächlich zu mir genommen, um ihn den Augen des Feldwebels auf einige Zeit zu entziehen. Außerdem brauche ich ihn zu einer kleinen Angelegenheit, die übermorgen vor sich gehen soll. Dagegen habe ich die trübe Ahnung, daß es um meine Sachen in den nächsten Tagen sehr schlecht bestellt sein wird.

#### *Vordere Linie*

Am Abend bekam ich noch Besuch von dem Führer der rechten Nachbarkompanie, die einem fremden Regiment angehört, einem Leutnant, der sich mit mir über die Verteidigung des unbesetzten Grabenstücks unterhalten wollte, das unsere beiden Abschnitte trennt.



Otto mußte gleich zeigen, was er kann, und auf einer Hartspirituspatrone ein Kochgeschirr voll Grog zusammenbrauen. Wir setzen uns auf die Sommerbank, tranken und rauchten; und da die Hitze des Tages noch in den Gräben haftete, wurden wir bald von jenem Gefühl einer angenehmen Vernichtung überfallen, das der Russe als den »dritten Schweiß« bezeichnen soll. Die Grillen schwirrten; mein Gast hatte den Rock ausgezogen und die Pistole auf den Tisch gelegt. Wir fühlten uns so lässig und gemütlich wie vor einem Forsthaus mitten im tiefen Wald.

Ich erfuhr von ihm, daß er als Pionier in den Krieg gezogen ist und sich dann zur Infanterie versetzen ließ. Die Pioniere waren uns zu Beginn des Krieges in den Dingen des Stellungskampfes, der bald eine so große und unerwartete Rolle spielen sollte, weit voraus. Schon im Frieden waren sie für den Angriff auf starke Befestigungen geschult und mit den Waffen vertraut, die dazu unentbehrlich sind. Sie waren die ersten, die mit Handgranaten und Minen arbeiteten, und aus ihren kleinen, den Angriffswellen vorangeschickten Sturmabteilungen entwickelte sich der Stoßtrupp, jene Handvoll entschlossener Leute, die mit einer bis ins letzte geordneten Arbeitsteilung kämpfen und dazu berufen sind, der Masse die Bresche zu schlagen. Später ging dieser Teil ihrer Aufgaben auf die Infanterie über, deren beide große Kampfformen, Feuer und Bewegung, dadurch weit verwickelter wurden, als man geahnt hatte.

Mit Beginn des Stellungskrieges muß für den Krieger der Zeitpunkt gekommen sein, zu dem er die Tätigkeit des Infanteristen lohnender fand als die des Pioniers, der immer mehr zum Bauen als zum Kämpfen bestellt wurde. Daher verstand ich meinen Gast durchaus, als er mir von seinem Tausch berichtete. Er wollte eben lieber die Kugeln pfeifen hören als hinten einen Pionierpark beaufsichtigen.

Es war ein schöner Abend, und ich freute mich über den unerwarteten Gesellschafter, dessen Zunge sich bald löste und der von seinen Erlebnissen in dem gleichgültigen Ton

erzählte, der dem Furchtbaren eine besondere Wucht verleiht. Er kannte die Front von den Alpen bis zum Meer, und wir entdeckten, daß wir schon vor manchem der berühmten und heiß umstrittenen Nester in der gleichen Stellung gelegen hatten. Besonders fesselte mich die Zeit, die er als Pionier verlebt hatte, denn er wußte manches zu berichten, was mir bislang fremd gewesen war. Ich zeichne einen kleinen Ausschnitt davon in seinen eigenen Worten auf:

»Bei Lens lernte ich den Minenkrieg zuerst so richtig kennen; wir standen Tag und Nacht auf dem geladenen Stollen wie auf einem Vulkan. Unter dem Gelände zog sich ein dichtes und viele Kilometer weites Netz von Kohlen-schächten hin, das die beiden Fronten tief unter dem gewachsenen Boden miteinander verband. Für uns war das sehr unangenehm, denn alle Grubenkarten hatten die Franzosen in der Hand, und so mußten wir immer auf Patrouillen gefaßt sein, die durch unbekannte Ausgänge in unserm Hinterland ans Licht steigen konnten.

Von den Schächten aus wurde hüben und drüben ein dichtes Geflecht von Minierstollen unter die Schützengräben gewählt. Fast täglich flog ein Grabenstück in die Luft, und dann hieß es den warmen Sprengtrichter stürmen, während es von oben noch Balken und Schuttmassen hagelte. Wer zuerst drinsaß, hatte gewonnen. Dabei mußte man immer eine Zigarre in Brand halten, denn wir hatten damals noch keine Handgranaten mit Abreißzündern, sondern selbstgefertigte, aus denen ein Stück Zündschnur heraushing, an das man vorm Wurf den Glimmstengel hielt. Sie kennen sie vielleicht noch, es waren gestielte Blechbüchsen, mit Sprengstoff, alten Nägeln und gehacktem Blei gefüllt. Sie waren plump und unhandlich, aber wer davon getroffen wurde, der paßte in keinen Sarg mehr hinein.

Unten saßen wir mit Tag- und Nachtschicht vor Ort, die Sprengladungen immer bereit. Zuweilen wurde eine Horchpause eingelegt, dann hörten wir überall in den unter-

irdischen Bereichen ein feines Hämmern, Wühlen und Picken wie das Pochen von Totenuhren im Holz. Dieses leise und unaufhörliche Geräusch erregte die Sinne noch stärker als der heulende Anflug der Granaten über Tag. Oft klang es ganz nah und hell, dann wußten wir, daß dicht neben uns ein unsichtbarer, halbnackter Gegner auf Tod und Leben am Werke war. Dann war es oft eine Frage von Minuten, wer den andern abquetschte und für immer in der Tiefe begrub. Ich habe manches Mal mit dem Mikrophon am Ohr im Loch gehockt, um den Augenblick abzupassen, in dem sie drüben die Arbeit einstellten, um die Dynamitkisten anzuschleppen. Mit der Zeit wurden sie immer vorsichtiger, sie ließen bis zur letzten Sekunde einige Leute weiterarbeiten, um das Geräusch des Anschleifens und Niedersetzens der schweren Ladungen zu übertönen. Das war ein Leben wie auf einem glimmenden Pulverfaß, das hätten Sie mitmachen müssen. Einmal konnten wir noch gerade eben die Zündschnur anbrennen und ausreißen. Die Explosion war so stark, daß zwei Leute, die in einem dreihundert Meter entfernten Quergang arbeiteten, noch vom Luftdruck erschlagen wurden.

Am Tage darauf hatten wir ein tolles Erlebnis, als wir an einer anderen Stelle arbeiteten. Plötzlich verschwand die Erde vor den Hauen, verschüttete die Karbidlampe, und ein großes Loch tat sich vor uns auf. Ehe wir wußten, was los war, hörten wir auf nächste Entfernung aufgeregte Stimmen — wir waren mit französischen Mineuren zusammengestoßen. Natürlich warfen wir uns gleich zu Boden; wir waren zu dritt, ich damals als Fähnrich und zwei Pioniere, die nur die Hosen anbehalten hatten und vollkommen unbewaffnet waren. Es war doch sehr ungemütlich, es roch nach Zigarettenrauch und Schweiß, und man fühlte fast körperlich, daß Menschen ganz in der Nähe lauerten. Sie kennen diese Augenblicke vor dem Zusammenstoß, in denen man keuchen möchte und doch verwünscht, daß man Atem holen muß. Dabei war es stockfinster; es drängte sich mir

inmitten der ungeheuren Erdmassen der Gedanke auf, daß ich schon in meinem ausgeschaukelten Grabe lag.

So lauerten wir mindestens eine Stunde lang, ohne ein Glied zu rühren. Endlich beging einer von drüben die Dummheit zu schießen. Nun hatte ich doch ein Ziel und schoß das Magazin meiner Pistole leer. Gleichzeitig sprang der eine Mineur, ein westfälischer Bergarbeiter, vor und schlug mit der Hacke zu. Nun knipste ich die Taschenlampe an, und wir sahen uns um. Es waren nur zwei Leute gewesen, die ich beide getroffen hatte. In dem schmalen Gange war es ja auch fast unmöglich vorbeizuschießen. Sie waren beide tot; dem einen hatte die Hacke den Rest gegeben.

Der glückliche Ausgang machte uns wieder Mut, und da wir neugierig geworden waren, beschlossen wir, den Gang, der sich so plötzlich vor uns aufgetan hatte, noch etwas feindwärts zu verfolgen. Es gibt Lagen, in denen man vor Angst fast zerschmilzt und jeden Leichtsinn für immer erwünscht; kaum ist man aber glücklich aus ihnen heraus, so wird man gleich wieder übermütig, und später wird man sie womöglich noch unterhaltsam finden. Wir schlichen uns also vorsichtig vor, und bald verspürten wir einen Luftzug und hörten ein fernes, eigenartig surrendes Geräusch.

So hatte uns der Zufall eine wichtige Entdeckung in die Hand gespielt. Wir vermuteten hier nämlich schon seit langem ein unterirdisches Kraftwerk, das, mit den gleich zur Hand liegenden Kohlen gespeist, die französischen Stellungen mit Licht versorgte und den Antrieb für die Minenhunde lieferte. Das Geräusch dieses Werkes mußte es sein, das uns in den Ohren lag. Der Luftstrom rührte wahrscheinlich von einer Ventilationsanlage her, die die verbrauchte Luft aus diesen unterirdischen und vor jedem Geschloß gesicherten Wohn- und Arbeitsstätten sog.

Ich zeichnete beim Schein der Taschenlampe eine Skizze auf meinen Meldeblock, und wir gingen zurück. Nachdem wir die beiden Leichen auf unsere Seite gezogen hatten, markierten wir das Loch durch Erde, so daß es aussah, als ob

ein Erdbeben niedergegangen wäre. Mein Hauptmann, dem ich die Geschichte meldete, kam auf eine gute Idee. Er forderte vom Pionierpark eine Reihe mit Preßgas gefüllter Stahlflaschen an, die noch in derselben Nacht an den Ort des Zusammenstoßes geschleppt wurden. Am anderen Morgen begaben wir uns mit Hordchapparaten dorthin. Wir hatten die Artillerie benachrichtigt, die von einer bestimmten Stunde an die Schachtausgänge unter Feuer hielt. Unten legten wir das Loch wieder etwas frei, steckten eine Gasflasche nach der anderen durch und ließen sie ab. Es war für uns vorläufig ganz ungefährlich, denn der Ventilator sog das Gas sehr schnell an. Wir konnten sein Summen deutlich mit unseren Apparaten wahrnehmen.

Nach einer Weile geschah, was wir vorausgesehen hatten. Das Geräusch verstummte für einen Augenblick und sprang dann wieder an. Der Franzose hatte nach der ersten Überraschung seinen Ventilator umgestellt und versuchte, das Gasgefälle zurück und uns auf den Hals zu treiben. Nun dämmten wir das Loch vorsichtig ab und frühstückten in aller Ruhe, die Hörmuscheln am Ohr. Wir vernahmen das Summen noch etwa eine Viertelstunde lang, wahrscheinlich lief der Motor ohne Aufsicht weiter, dann wurde es schwächer, und endlich war alles still. Durch Gefangene erfuhren wir später, daß wir die Besatzung wie die Ratten ausgeräuchert und die ganze Schachanlage für Monate verpestet hatten. Außerdem erlitt die herausströmende Belegschaft noch Verluste durch das Feuer unserer Artillerie.«

So unterhielten wir uns, bis es spät geworden war. Ich brachte den Pionier in seinen Abschnitt zurück und konnte daran gleich den Nachtgang durch die Stellung anschließen.

Als ich zurückkam, waren die Gräben noch immer von der bleiernen Hitze erfüllt. Ich lag lange wach und spann die Erzählungen des Pioniers in meinen Gedanken fort. Sie hatten mir zum Bewußtsein gebracht, daß nicht nur auf dem Lande, auf und unter den Meeren und hoch in der Luft in

unseren Tagen der Wille zum Kampf die Menschen gegeneinander treibt, sondern daß er auch in die Abgründe der Erde führt. Aber sind wir nicht überhaupt ein plutonisches Geschlecht, das, abgeschlossen von allen Freuden des Seins, in einer unterirdischen Schmiede der Zukunft am Werke ist? Was wir schaffen und wozu wir selbst geschaffen werden, das wird sich wohl erst viel später offenbaren, als wir jetzt ahnen können. Vielleicht werden wir selbst am meisten erstaunt darüber sein.

*Vordere Linie*

Als ich am Morgen aus dem Unterstande trat, prüfte ich das Wetter mit der Sorgfalt des Jägers, der hohes Wild zu erlegen gedenkt. Wenn man vier Jahre lang im Felde gelegen hat, trägt man das Wetter im Blut, aber heute hätte auch ein Großstädter der Sonne, die sich glatt und klar wie eine Messingscheibe über den Grabenrand schob, angesehen, daß sie wieder einem heißen, wolkenlosen Tage das Leben geben wollte. Das machte mir gute Laune, denn ich plante eine Streife, zu der ich scharfe Sicht gebrauchte und eine Hitze, die die Wachsamkeit erdrückt. Um aber selber frisch zu bleiben, ging ich nicht wie gewöhnlich den Kampfgraben ab, sondern trat in den Unterstand zurück, dessen feuchten Lehmwänden die Kühle eines Kellers entstrahlt.

Dort sah ich mir aufmerksam eine kleine Karte an, die ein Gruppenführer von einer Stelle des Geländes aufgenommen hat. Es war das Grabenstückchen darauf eingezeichnet, das an den toten Abschnitt grenzt, über den ich vorgestern mit dem Pionier verhandelt hatte. Dort baucht sich der Graben in einen mächtigen Trichter aus, den man an den Rändern senkrecht abgestochen hat. Auf diese Weise ist eine runde Brüstung entstanden, von der aus kleine Siegfriedbunker in die Erde getrieben sind. Hier haust die rechte Flügelgruppe der Kompanie, die in diesem Loche Tag und Nacht einen Posten am Gewehr stehen hat und das

unbesetzte Grabenstück allstündlich durch eine Erkundungsstreife besickt. Bis vor wenigen Tagen wohnte sie dort ganz ungestört, kaum daß zuweilen ein Schrapnellschuß in ihre Nähe fuhr. Eines Morgens aber hörte der Posten ein ungewohntes, langsames Pfeifen und sah gerade noch, ehe er sich niederwarf, einen schwarzen Ball, ungefähr von der Form und Größe eines Pfundstückes, der hinter ihm in den Boden schlug und gleich darauf blitzend zersprang.

Das wiederholte sich; an manchen Tagen wurden nur ein- oder zweimal, an anderen fast stündlich solche Bälle herübergesandt. So bildete sich eine kleine, aber dauernde Beunruhigung heraus. Einmal wurden die Kochgeschirre, die gerade auf der Schulterwehr standen, getroffen, so daß die Suppe wie aus Gießkannen auf den Boden floß, dann wurde ein Mantel, den der Gruppenführer zum Trocknen über die Lehmwand gebreitet hatte, verbrannt und zerfetzt und endlich auch ein Mann der Gegenstreife, die die rechte Nachbarkompanie herüberschickt, durch Splitter so schwer verletzt, daß er zurückgetragen werden mußte.

Das Pfeifen kündete meist früh genug die nicht sehr schnell fliegenden Geschosse an, aber die Leute mußten doch stets auf dem Sprunge sein, um rechtzeitig Deckung nehmen zu können. Sie wurden unruhig und schrakten zusammen, wenn ein Vogel über den Graben flog oder irgendwo an der Front ein ferner Schuß erscholl. Einmal, an einem nebligen Morgen, gingen sie über Deckung auf Suche, und es gelang ihnen, einige Blindgänger aus der Erde zu graben.

Sie fanden kleine gußeiserne Zylinder, in der Mitte von einer gezogenen Röhre durchbohrt. Auch wir besitzen diese Wurfstücke; es sind kleine Granaten, die man auf den Lauf des Gewehres steckt und die durch die Wucht des Geschosses fortgeschleudert werden. Man will mit ihnen einen Gegner treffen, der sich jenseits der Entfernung, die durch Handgranaten erreicht werden kann, in die Erde gegraben hat.

In diesem Falle war der Beschuß um so lästiger, als sich

die Abschußstelle durch eine flache Bodenwelle den Blicken entzog. Es konnte daher nicht Gleiches mit Gleichem vergolten werden, wodurch sich die Beziehungen natürlich etwas geregelt hätten, wie überall, wo nicht nur eingesteckt, sondern auch kräftig ausgeteilt wird.

Ich sah mir daraufhin mit der Lupe die Fliegerbilder durch, fand sie aber so mit Trichtern besät, daß sich nichts auf ihnen erkennen ließ. Auch von anderen Stellen des Grabens, ebenso vom Nachbarabschnitt aus war nicht hinter die Welle zu blicken, deren Höhe kaum die eines stehenden Mannes erreicht. Man hätte sich schon aufrecht auf den Grabenrand stellen müssen, um den jenseitigen Hang einzusehen, dann hätte man vielleicht etwas beobachten — aber sicher nichts mehr davon erzählen können.

Wenn man den Schützen also die Suppe versalzen wollte, so mußte man schon versuchen, sich bei Nacht an sie heranzuschleichen oder aber am Tage vorsichtig bis an den Höhenrand zu kriechen, um einen von ihnen abzuschießen. Ich sah mir das Gelände sorgfältig an und fand eine Annäherung bei Tageslicht wohl ausführbar. Noch von der Sommeschlacht her ist hier das Vorfeld von verfallenen Gräben zerwühlt, von denen mancher geradewegs von unserer Stellung zur feindlichen führt. Ein solcher alter Laufgraben zieht sich auch wie ein Scheitel über den kleinen Hügelkopf. Die Witterung hat ihn so zerbröckelt und verwaschen, daß nur eine flache braune Rille zurückgeblieben ist, über der sich schon das Kraut des Niemandlandes von beiden Seiten zu schließen beginnt. Sie schien mir zum Anschleichen der gegebene Weg. Nachdem ich mich lange mit den Einzelheiten dieses Planes beschäftigt hatte, beschloß ich, ihn auszuführen, und wählte diesen Tag und die Mittagsstunde dazu, in der die Posten am schläfrigsten sind.

So begab ich mich denn um zwölf Uhr nach dem rechten Flügel, um den Graben zu verlassen. Otto begleitete mich und trug mein Gewehr, einen kurzen Karabiner mit aufgesetztem Zielfernrohr.



»Das macht Laune«, meinte er, und ich antwortete: »Das paßt Ihnen wohl besser als Gamaschenbürsten?« und zeigte auf meine Wickelgamaschen, an denen der Lehm noch pfundweise hing. Ich legte das Koppel ab und ließ mir von Otto, um nirgends hängen zu bleiben, die Haken andrücken. Nachdem ich die Pistole an einer langen geflochtenen Wollschnur befestigt und in die rechte Jackentasche gesteckt hatte, setzten wir beide die Helme ab, deren spiegelnder Glanz trotz dem grauen Anstrich bei Sonnenlicht gefährlich wird. Über die Farbe unserer Gesichter machten wir uns keine Sorge, denn die sind so sonnenverbrannt, daß sie schon auf wenige Schritt Entfernung mit dem Boden verschmelzen müssen.

Da ich mit Otto alles sorgfältig besprochen hatte, konnten wir uns, gleich nachdem wir angekommen waren, über die Brustwehr winden. Es kam darauf an, daß wir uns wie die Schlangen, mehr mit den Rippen als mit den Gliedern, vorschoben. Anfangs war der Graben noch etwas tiefer, dafür mußten wir uns aber durch die Ringe einer Drahtwalze schlängeln, durch deren stachlige Spirale er der Länge nach gesichert war. Dann aber schnitt der Grabenrand mit unseren Schultern ab, und die blühenden Gräser waren die einzige Deckung, die uns blieb.

Wir machten lange Pausen, um dann wieder vorzukriechen, immer bemüht, auch nicht ein Grashälmmchen aus seiner Lage zu bringen. Der lehmige Boden war rissig und von einer Hitze, die fast die Hände verbrannte. Der derbe Geruch der Erde und der flüchtige der Gräser und Blüten wurden in der Mulde wie in einer flachen Pfanne zu einer Gärung zusammengemacht, die man nur riecht, wenn man an solchen heißen Tagen wie ein Tier mit dem Gesicht auf dem Boden liegt. Otto blieb dicht auf; ich hörte ihn nicht, nur zuweilen fühlte ich, daß sein Kopf gegen meine Stiefelsohlen stieß. So gewannen wir langsam Raum und hatten endlich den Kamm der Welle erreicht. Dort war ein frischer Trichter ausgeworfen; er mußte von einem Geschos mit

empfindlichem Zünder geschlagen sein, denn er war flach wie ein Storchnest, und das Gras um ihn herum war durch die Stichflammen zu einem schwarzen Filz zusammengebrannt. Dicht vor ihm wuchs eine Gruppe von Distelstauden mit rötlichen Blüten von einer Größe, wie ich sie nur hier gesehen habe, wo seit Jahren weder Pflug noch Sense über die Felder geht.

Langsam schob ich mich in diesen Trichter hinein und brachte meine Augen über seinen Rand. Die Pflanzen wuchsen wie eine Mauer; ich mußte erst das Messer ziehen und eine Distel kappen, um mir ein Fenster auszuschneiden. Ganz lautlos und vorsichtig mußte das geschehen, denn es war leicht möglich, daß der Gegner nur um Armeslänge vor uns lag. Deshalb mußte ich auch die Staude, nachdem ihr Stiel durchgefeilt war, ganz langsam, Zoll für Zoll, im Trichter verschwinden lassen.

So erst bekam ich einen Überblick. Hinten in der Ebene streckten sich leblos die feindlichen Gräben aus, ihre Umrisse tanzten in der heißen Luft, die über dem Boden flimmerte. Geradeaus sprang senkrecht aus der weitgeschwungenen Linie ein Graben hervor und stieg den jenseitigen Hang der Welle heran, um vielleicht dreißig Schritt vor uns in einem Kopf zu enden, der durch Drahtigel und Spanische Reiter befestigt war. In dieses Geflecht hatte sich Gras hineingerankt und war zu einem braungelben Schirme verwelkt. Das mußte der Stand des feindlichen Postens sein. Ich hatte es mir wohl gedacht: Es war derselbe Graben, dessen Reste uns die Deckung zum Anschleichen geboten hatten, nur daß er drüben nicht tot lief, sondern bis zu dem Postenkopf begehbar erhalten war. Wir hatten den Punkt, von dem aus die Wurfgeschosse über die Welle zu steigen schienen, so oft von verschiedenen Stellen durch eingerichtete Gewehre angeschnitten und den Schnittpunkt dieser Linien bestimmt, daß ich ähnliches schon vermutete. Jetzt sah ich auch, daß eine nächtliche Streife wenig Erfolg gehabt haben würde, denn dieser vorspringende Graben war bis zum

Anfangspunkt so dicht verdrahtet, daß er ohne Vorbereitung fast unangreifbar schien.

Der Postenstand hob sich mit der Klarheit einer Zeichnung vom Gelände ab, nur von dem Posten selber war nichts zu sehen. Ich hatte damit gerechnet, daß er im Gefühl seiner Sicherheit wenigstens den Kopf über Deckung zeigen würde, aber das mit Grasbüscheln durchschossene Drahtgewirr verdeckte wie eine Wand das blinde Ende des Grabens, in dem er doch wohl stehen mußte. Erst eine kleine Strecke weiter nach hinten lag ein kurzes, vielleicht zwei Meter langes Stück der Grabensohle frei, auf das der Blick von oben fiel, ein schmaler Streifen hartgetretenen Lehms, der sofort wieder hinter einer Biegung verschwand. Diese Beobachtung schien nicht bedeutend, und sie konnte bis zum Einbruch der Nacht auch die einzige bleiben, aber wenn man dem gefährlichsten Wesen der Welt auflauern will, darf man keine Zeit und keine Mühe scheuen. So beschloß ich denn zu warten und das Auge nicht von dieser Stelle zu lassen.

Ich legte mich zurecht und hob das eine Bein ein wenig an, ein Zeichen, das von Otto, der dicht hinter mir lag, sogleich verstanden wurde, denn ich fühlte, wie der Lauf des Karabiners mir über den Schenkel geschoben wurde. Ich zog ihn neben mich, entsicherte und stellte das Entfernungsplättchen, indem ich mich auf die linke Seite legte. Die Karabiner sind kurz, und ihr Lauf ist fast ganz mit Holz umkleidet, so daß sie kaum blitzende Teile besitzen. Daher wagte ich es, ihn behutsam so weit vorzuschieben, daß seine Mündung zwischen die Distelsträucher kam. Nun galt es nur noch, die offene Stelle der Grabensohle auf das Fadenkreuz des Zielfernrohrs zu bringen, dann war alles bereit. Ich sah auf die Armbanduhr und merkte mir die Zeit.

Ob hinter der braungelben Wand da drüben wirklich ein Mensch auf der Lauer stand? Es war kein Räuspern, kein Hüsteln, keins der halblauten Worte oder Lieder, mit denen sich die Posten gern die Langeweile fort Pfeifen, zu hören — ja nicht einmal das Geräusch, das entsteht, wenn ein

Mann, der an der Brustwehr lehnt, von einem Fuß auf den anderen tritt. Ich hätte in der Mittagsstille und bei der kurzen Entfernung selbst das Geringste gehört.

Aber nichts regte sich. Einmal begann eine große Heuschrecke zu rasseln und war gleich, wie über ihren eigenen Lärm erschrocken, wieder still. Dann erschien ein Schwarm kleiner himmelblauer Falter und spielte um die Distelköpfe; ich meinte, ihre Flügelschläge zu vernehmen. Ich hörte das Ticken der Uhr und das Geräusch, mit dem die Hitze ein Sandkrümchen vom Rande des Trichters brach. Es war ganz windstill, und doch zog manchmal eine leichte Welle über die bunte Fläche: Die Hitze ging über das Land.

Sie brannte auf den Schädel, machte Schloß und Kolbenkappe des Gewehres glühend und nistete sich in dem Trichter wie auf einer Ofenplatte ein, so daß die Ordnung der Gedanken wie Wachs zu zerschmelzen begann. Aber unter ihrem Spiel, das sich wie in den Augenblicken vorm Einschlafen auf sonderbare Abwege verlor, lauerte der Wille wie ein Tier in einer Landschaft, über die Wolken und Vogelschwärme ziehen. Und sofort sprang er hoch, wenn sich die Grashalme aneinander schliffen oder das Ohr sich trügerischen Vorstellungen hinzugeben begann.

Es war mehr eine Ahnung als eine Überlegung, die uns sagte: hinter diesem Grasbüschel, wie unbeweglich es auch im toten Gelände liegen möge, ist doch ein Mensch verborgen, und obwohl schon fast zwei Stunden vergangen waren, ließ mich dieses Gefühl nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen. Es sollte mich nicht getrogen haben.

Plötzlich erscholl ein Ton, der fremd in diesem mittäglichen Felde war, ein scheuerndes Klirren, wie es entsteht, wenn ein Stahlhelm oder eine Waffe die Grabenwände streift. Ich fühlte, wie eine Hand sich in mein Bein krallte, und hörte einen pfeifenden Atem hinter mir. Otto hatte während dieser Stunden mit der gleichen gespannten Aufmerksamkeit hinter mir gelauscht. Ich stieß den Fuß zurück, um ihn zu warnen, und in demselben Augenblick strich

drüben über die offene Grabenstelle ein grünlichgelber Schatten von hinten nach vorn. Die Erscheinung war wie ein Husch vorbei und doch deutlich zu erkennen gewesen. Eine hohe Gestalt in lehmfarbener Uniform, den Kopf von einem flachen, etwas schiefsitzenden Stahlhelm bedeckt und die beiden Hände an das Gewehr geklammert, das an einem Riemen über den Nacken hing. Es mußte der ablösende Posten gewesen sein, und nun konnte es sich nur noch um eine ganz kurze Spanne handeln, bis der Abgelöste an derselben Stelle nach hinten gehen würde. Ich nahm sie noch einmal scharf auf das Fadenkreuz.

Jetzt erst begann die Zeit endlos zu werden. Hinter dem Grasschirm begann ein Gemurmeln, zuweilen unterbrochen durch ein unterdrücktes Gelächter oder ein kleines Geklirr. Dann stieg ein winziges Rauchwölkchen hoch — nun mußte der Augenblick gekommen sein, denn der Abgelöste hatte sich wohl für den Weg eine Pfeife oder eine Zigarette angesteckt. Wirklich erschien er auch gleich darauf, zuerst mit dem Stahlhelm, dann mit der ganzen Figur. Er war nicht so groß wie der andere, vielleicht ein Ire oder ein Londoner Vorstadtkind. Er hatte kein Glück, denn gerade, als er auf der Ziellinie stand, wandte er sich noch einmal um und nahm die Zigarette aus dem Mund, wahrscheinlich um noch ein Wort zurückzurufen, das ihm während dieser wenigen Schritte eingefallen war. Er sollte nicht mehr dazu kommen, denn gerade eben waren Schulter, Faust und Kolben starr verbunden, gerade eben schnitt das Fadenkreuz die aufgenähte Tasche, die sich so deutlich von der linken Brustseite seines Rockes abzeichnete, daß ihr Tuch die Mündung zu berühren schien. So riß ihm der Schuß das Wort vom Munde weg. Ich sah ihn stürzen, und da ich schon viele stürzen sah, wußte ich, daß er nicht wieder aufstehen würde. Er fiel gegen die Grabenwand und brach zusammen, nicht mehr den Gesetzen des Lebens, sondern allein denen der Schwere untertan.

Gleich darauf fuhr ich mit dem Kopfe unter den Trichterrand und hielt den Karabiner zurück, der mir von hin-

ten aus der Hand gerissen wurde. Jetzt konnte es uns selbst an den Kragen gehen. Deshalb versuchten wir, ohne uns umzuwenden, in der Rille zurückzurutschen, durch die wir gekommen waren. Drüben wurde mehrere Male der Pfiff einer Signalpfeife wiederholt. Dann ertönte ein sonderbares blechernes Geräusch, an das sich eine Explosion schloß, deren Rauchwolke sich über unseren Köpfen kräuselte, während rundherum der Boden aufstäubte. Es war eine Gewehrgranate, so steil in die Luft geschossen, daß ihre Brenndauer noch während des Fluges abgelaufen war. Nun peitschten auch die Einschläge eines weiter rückwärts stehenden Maschinengewehrs das hohe Gras, aber wir hatten schon den jenseitigen Hang gewonnen und mit wenigen Sprüngen den sicheren Graben erreicht.

Ich ging gleich, ohne mich umzusehen, in den Unterstand und warf mich auf die Bank, um bis zum Abend auszuruhen. Dort zündete ich mir Zigaretten an und sah im Halbdunkel dem Rauchfaden nach, der sich an der Decke ausbreitete und die langbeinigen Spinnen in ihre Winkel trieb.

In der Nacht wurde ich durch einen Traum verfolgt, der mich in den Unterständen schon so oft geängstigt hat. Ein Mensch schreitet drohend auf mich zu, während ich mit angeschlagener Waffe auf ihn zu zielen suche. Ich sehe ihn näher und näher kommen und bemühe mich, auf ihn zu schießen, ohne daß sich mein Wille auf die Waffe überträgt. Endlich entdecke ich mit Schrecken, daß sie gar nicht geladen ist oder daß sie sich in ein ganz ungeeignetes Werkzeug, etwa eine Schaufel oder eine Tabakspfeife, verwandelt hat.

#### *Vordere Linie*

In der Nacht hörten wir, wie das Wäldchen mit schweren Granaten beschossen wurde. Das Feuer war in kurze Stöße zusammengedrängt und dadurch verdichtet zu einer elementaren Wucht. Es klang wie eine Reihe von mächtigen Faustschlägen — fast zu stark, um noch gegen Menschen ge-

richtet zu sein. Gegen Morgen brach ein Gewitter los, das sich schon am Abend durch schwere Wolkentürme angekündigt hatte, und nun schien es, als ob wir in einem mächtigen Kessel lägen, gegen den von oben und unten zugleich gehämmert würde. Das erinnerte mich an jenen unvergeßlichen Tag der Somme-Schlacht, an dem die Garde, auch während eines Gewitters, Maurepas stürmte und wir zwischen den Trümmern von Combles dachten, die Welt würde untergehen.

Ich lag im Halbschlaf auf meiner Pritsche, daher nahm das Getöse eine traumhafte, unheimliche Färbung an. Eine Batterie griff weit nach links; die Einschläge lagen in der Nähe des Unterstandes, brachten den feuchten Boden zum Schaukeln und ließen den Sand von den Wänden des engen Loches rieseln. In der Ermattung konnte ich mich nur für Augenblicke aus dem Schlaf reißen, und dann war es mir, als ob draußen im Gewitter ein furchtbares Tier über Land ginge, um nach dieser Höhle zu tasten und sie aufzureißen wie ein schutzloses Vogelnest. Dann fielen mir wieder die Augen zu, doch die Stimmung spann sich in den Träumen fort, und das Ohr vernahm alles, was vor sich ging. Einmal stürzte der bis auf den Leib durchnäßte Posten herein und meldete, daß eine rote Rakete hochgegangen sei, doch ich blieb liegen, froh, daß ich nicht der Führer der Reservekompanie war, der jetzt in diesem Unwetter einen Entschluß zu fassen hatte. Gleich darauf hörte ich einen Feuersturm unserer eigenen Artillerie anspringen, der bald wieder schwieg — es hatte wohl nichts Besonderes zu bedeuten gehabt.

Am Morgen war die Landschaft grau und unwirtlich; das Gewitter hatte eine starke Abkühlung mit sich gebracht. Dichte Regenschauer gingen immer noch strichweise nieder und verhängten die Sicht. Als Otto den Kaffee brachte, hörte ich ihn durch fußhohe Tümpel waten, und von dem Pflanzenvorhang, der den Ausgang des Unterstandes beschattet, rann das Wasser in dichten Schnüren auf die Grabensohle herab. Dort, wo die Berme den grauen Himmel

schnitt, fiel der Blick nur auf Nebel und sprühenden Wasserstaub; ein eintöniges Gurgeln, unterbrochen vom Aufklatschen abgewaschener Lehmbrocken, erscholl, und die Einwanderung von Schwärmen halb ertrunkener Insekten in meine Behausung war in vollem Gang. Da ich schon alle Verwundungen spürte, trug ich kein Verlangen danach, in die Nässe hinauszugehen, sondern schlug mir die Decke wieder um die Beine, bis ich die Morgenmeldung geschrieben hatte, deren Unterlagen ich hauptsächlich meiner Phantasie entnahm, weil das Meldebuch des Offiziers vom Grabendienst mehrere Male ins Wasser gefallen zu sein schien und die Eintragungen beim besten Willen nicht zu entziffern waren.

Dann schüttete ich den Kaffee aus, weil er nach Lehm schmeckte, und kochte mir eine Tasse Tee aus dem Vorrat einer während der Großen Schlacht erbeuteten Blechdose, mit dem ich sehr sparsam umgehe. Es war der gegebene Vormittag, um den »Schwamm« durchzustudieren — das sind lange Rundschreiben, meist taktischen Inhalts, an deren Kopf »Eilt sehr« steht und die man in irgendeinen Winkel des Unterstandes steckt, wo sie sich zu Stößen anhäufen. Sie werden also nach dem Grundsatz behandelt, daß es keine eilige Sache gibt, die durch längeres Lagern nicht noch eiliger wird. Endlich unterschreibt man sie und schickt sie einen Kompanieabschnitt weiter, wo sie das gleiche Schicksal erleiden. Das ist der Papierkrieg, der während des Stellungskampfes einen mächtigen Umfang angenommen hat und auf den der Feldsoldat nicht besonders gut zu sprechen ist.

Auch heute mußte ich wieder den Kopf schütteln, als ich in meiner armseligen Behausung, an deren Lehmdecke sich schon die Tropfen zu sammeln begannen, mich in diese Lektüre vertiefte, die nicht viel Neues bot. Wenn man alle diese bis in die letzten Einzelheiten gehenden Anordnungen liest, die sich bis auf den Bau der Latrinen, auf das Einsammeln von Patronenhülsen und Flaschenkorken, bis auf die Angabe der Tage, an denen die Pferdeschwänze zu stutzen sind, er-



strecken, all diese zehntausend kleinen Regeln und Vorschriften, so muß man staunen, welche Unsumme von Kraft sich hier verzehrt. Aus den zahllosen Anforderungen von Elektrotechnikern, Schreibmaschinisten, Brieftaubenwärtern, Vortragskünstlern, Kinooperatoren, Totengräbern, Bade-meistern, Kantinegehilfen, Kartographen, Feldbibliothekaren und weiß der Himmel, was sonst noch, errät man das belastende Gewicht, das an dieser Art der Kriegführung hängt. Der Kämpfer werden immer weniger und dieser Leute immer mehr — das scheint unvermeidlich zu sein.

Wer weiß, wie dies alles enden wird. Wir geraten immer tiefer in den Krieg hinein; es hat sich ein Zustand des Gleichgewichts ausgebildet, in dem eine schnelle und eindeutige Entscheidung fast ausgeschlossen ist. Manchmal kommt mir der Gedanke, daß mit unserem Ausmarsch ein hundertjähriger Krieg begonnen hat; das Bild des Friedens scheint fern und unwirklich wie ein Traum oder ein jenseitiges Land.

#### *Vordere Linie*

Das Wetter hat sich aufgeklärt. In den Gräben steht noch viel Wasser; dafür hat der Regen sie von der übermäßigen Hitze befreit, die in ihnen brütete. Der Beschuß der rechten Flügelgruppe durch Gewehrgranaten hat aufgehört. Es scheint, daß die Engländer ihren vorgeschobenen Posten geräumt haben.

Heute haben wir wieder erfahren, wie sorgfältig doch jede kleine Veränderung der Stellung beobachtet werden muß. In dem Graben, der meinen Unterstand mit der vorderen Linie verbindet und in dem bisher noch nichts vorgekommen war, erhielt ein zurückgehender Melder einen Schuß in den Hinterkopf. Das ist nur dadurch zu erklären, daß der Regen die Erdaufwürfe fortgewaschen hat und daß auf diese Weise von drüben der Einblick in den etwas zu Tal führenden Graben möglich geworden ist. Man gewöhnt sich an die Gefahr wie der Arbeiter in einer Pulverfabrik und läßt gar

zu leicht die Vorsicht außer acht. Nun haben wir eine Reihe von Stangen, von denen mit Gras durchzogene Drahtnetze herabhängen, über den Graben gelegt und so den Verkehr getarnt.

Am Puisieux-Weg wurde in der letzten Nacht ein Pferd getroffen, das einen mit Minen beladenen Wagen zog. Dieser Wagen sollte bis zum Heckengraben vorfahren, in den ein schwerer Minenwerfer zur Sicherung des Wäldchens eingegraben ist.

Früher, wenn Pferde erschossen wurden, blieben sie liegen, blähten auf und verpesteten die Gegend, bis man sie mit Chlorkalk überschüttete. Heute ist es, als ob man in einem Lande lebte, in dem die Geier zu Hause sind. Erst sieht man große Stücke aus Rücken und Schenkeln verschwinden, und innerhalb eines Tages ist fast alles Fleisch von den Knochen gelöst. Es wandert in die Kochgeschirre und gibt eine kräftige Brühe ab. So war es auch heute. Otto, der natürlich als echter Landsknecht sogleich von diesem Glücksfall Witterung bekommen hatte, brachte die Zunge angeschleppt, die wir uns trefflich schmecken ließen.

Wir leben wie in einer belagerten Festung, in der man die letzten Hilfsquellen erschließt.

#### *Hauptwiderstandslinie*

Schon sind die beiden Tage in der Hauptwiderstandslinie abgelaufen. Sie begannen heiter und schlossen traurig ab.

Am ersten Tag brachte die Küche Glühwein nach vorn, da in einem Dorfe des Hinterlandes in einem künstlich überschwemmten Keller ein großes Weinlager entdeckt und auf die Truppen verteilt worden war. Er war nach der Regel »selten, aber reichlich« gebraut, und ich konnte einen mit einem Kochgeschirr bewaffneten Melder ins Wäldchen schicken, um Vorwerk einen guten Trunk zukommen zu lassen. Ich wußte, daß er willkommen sein würde, denn wir hatten

am Nachmittag beobachtet, wie wieder Treffer auf Treffer inmitten der sonst friedlichen Landschaft zwischen die kahlen Stämme fuhr und wie auf die Erwiderung unserer Artillerie hin eine Leuchtkugel nach der anderen sich in die Höhe schraubte, um in grünen Doppelsternen niederzusinken. Zuweilen hatte unseren Graben ein Meldeläufer oder eine von Krankenträgern geschleppte Bahre gekreuzt, und wenn wir auch friedlich in der Nachmittagssonne saßen, so hatten wir doch das Gefühl, daß nicht alles in Ordnung war. Am Abend aber flaute das Feuer ab, und wir konnten uns den Glühwein munden lassen. Es schien aus bestem weißem Bordeaux bereitet und von einem wohlwollenden, mehr auf die Wirkung als auf den Geschmack bedachten Koch durch Zwetschenschnaps verstärkt worden zu sein. Das erinnerte uns an die verschwenderischen Zeiten in der Champagne, in denen wir auf ungedroschenen Garben schliefen und uns mit zwanzig Jahren eine Weinzunge zulegten, um die uns unsere Großväter hätten beneiden können. Jedenfalls verlief der Abend sehr gemütlich, Sprenger und Domeyer waren erschienen und sogen mit aufgeknöpften Röcken wie die Hummeln.

Ganz witzig war, daß gegen Morgen auf Grund einiger Granaten, die wohl etwas ungewöhnlich qualmten, ein blinder Gasalarm entstand und wir plötzlich, nachdem wir die Masken aufgewürgt hatten, wie eine Runde von trunkenen Meeressäugern mit riesigen Glotzaugen und phantastischen Schnäbeln um den Tisch hockten:

Der Stollen ist gemütlich wie ein Sarg.  
 Verwegne Brut drängt sich im Neste.  
 Wir jagen Welt durchs Hirn, die Zeit ist karg,  
 Ein andrer säuft vielleicht die Reste.

Grobrindiges Gebälk, Qualm, Schreie, Stahl;  
 Der Schnaps macht wie ein Axthieb trunken,  
 Berauscht wie Explosion, kurz und brutal;  
 Wir leben dreifach, Blut spritzt Funken.

Auf scharfen Köpfen meißelt Kerzenlicht.  
Wir sind die Könige der Stunde,  
Markante Rasse, Sprung steckt im Gesicht;  
Tod steht, Lakai, in unsrer Runde.

Man wird es uns nicht mißgönnen, daß wir hier, im Wel-lental zwischen Gefahr und Gefahr, das Leben am Schopf ergreifen, wo es uns nur gelingt. Unsere Freuden sind ja gering. Eigentlich ist es nur eine einzige: einmal zu trinken und zusammen lustig zu sein. Jedes Mal kann das letzte sein, und daher sind wir mit einem wilden Genusse dabei, als ob es das einzige wäre. Hier greifen wir nach jeder Frucht, die sich uns bietet, um sie noch einmal auszupressen, und fühlen mit einer ganz besonderen Lust, wie das Blut in beschleunigten Kreisen durch die Adern schießt. Uns ist der Rausch eine Frage an das Leben, und es tut uns gut, wenn sie sich mit Ungestüm bejaht. Auch sterben wir heute im Vergleich zu früheren Kriegen sehr formlos, sehr einsam — daher fühlen wir um so stärker den Drang, uns in einer übermütigen Stunde zu beweisen, daß noch etwas von jener farbigen Pracht dem Tode gegenüber in uns steckt, die dem Mutigen sonst vor dem geschlossenen Karree zu offenbaren vergönnt gewesen ist.

So will ich auch hoffen, daß der arme Kerl, der heute morgen unerwartet in unserer Mitte fiel, gestern noch eine Stunde genießen konnte, die ihn dieser unerbittlichen Umgebung entzog. Der Morgen war still, nur in das Dorf und das Wäldchen fielen vereinzelte Geschosse ein. Sei es nun, daß drüben ein Versehen beim Richten unterlief, sei es, daß eine Pulverladung durchnäßt oder nicht sorgfältig genug abgewogen war, jedenfalls fuhr plötzlich ein Treffer an der Stelle ein, wo der Puisieux-Weg die Hauptwiderstandslinie schneidet, und gerade dort mußte in diesem Augenblick ein Mann vor seinem Unterstand stehen, um durch den Lauf eines Gewehres zu sehen, das er eben gereinigt hatte.

Mir wurde gemeldet, daß er allein, mit seinem Gewehr beschäftigt, im Graben stand und gleich nach dem Einschlag, vom Gasdruck geschleudert, mit einer furchtbaren Wunde am Schädel die wenigen Stufen des Unterstandes, in dem zwei andere Leute schliefen, hinunterrollte. Dort spielte sich noch eine kurze, gespenstische Szene ab. Während des Verbindens schien sich diesem zerstörten Gehirn in den wenigen Augenblicken vor seiner Auflösung die Erinnerung an ein Soldatenlied aufzudrängen, von dem der Sterbende, gleichsam schon aus der Dunkelheit des Grabes heraus, einen Vers anzustimmen begann.

Das Gerücht von solchen Vorfällen pflanzt sich sehr schnell im Graben fort. Fünf Minuten nach dem Unglück war ich zur Stelle und traf die nötigen Anordnungen. Das ist wichtig, denn jedesmal, wenn der Tod so unerwartet eingebrochen ist, bemächtigt sich der Mannschaft eine tiefe Niedergeschlagenheit. Als ich kam, hatte man den Toten schon wieder in den Graben gebracht, und die Kameraden standen um ihn herum. Sie hatten versucht, die Wunde mit Binden zu umwickeln, die sich aber gleich voll Blut gesogen hatten und den Kopf verhüllten wie ein roter, formloser Bausch. Dennoch fiel mir wieder die große und ruhige Haltung auf, die den Gefallenen kurz nach dem Tode eigentümlich ist. Vielleicht kam das in den Händen zu Ausdruck, die halb geschlossen auf der Brust lagen, vielleicht auch in der Streckung des Körpers, die man bei Schlafenden niemals erblickt. Oft scheint es mir, als ob sich im Toten für kurze Zeit der Abdruck einer Anstrengung erhielt, die ihn verehrungswürdig macht und auf eine unermessliche Weise von uns trennt.

Obwohl ich schon viele Leichen gesehen habe, konnte ich mich doch an ihren Anblick nie gewöhnen, und auch heute morgen, als ich mich über den Toten beugte, überraschte ich mich wieder bei dem merkwürdigen Verhalten, das ich schon manchmal an mir beobachtete. Die Augen stellen sich auf die Ferne ein, als ob sie einen nahen Gegenstand nicht

deutlich sehen möchten, während sie ihn anblicken. Auch die Gedanken sind dann wie gelähmt. Es ist, als ob für einen Augenblick der Eingang einer Höhle sichtbar würde, der sich gleich wieder schließt. Vielleicht besitzen die Toten eine geheime, zwingende Kraft.

Dies alles ist rätselhaft, und man tut sicher gut, wenn man es bald wieder vergißt. Auch habe ich bemerkt, daß die Verschiedenheit der Rassen in Gegenwart eines Toten sich offenbart. So war da ein Mann von seiner Gruppe, aus einer unserer östlichen Provinzen, wohl Sektierer oder Pietist, der die Leiche zu berühren und mit sonderbarer Stimme zu besprechen und zu trösten begann. Mir war das in hohem Maße unangenehm und gegen die Natur. Den anderen schien es ähnlich zu gehen; jedenfalls vernahm ich sogleich mit geheimer Billigung ein trockenes »Halt die Schnauze!«, das dieses zuchtlose Gestammel unterbrach.

#### *Achiet*

Seltsame Gerüchte durchheilen die Front. Man sieht, wie die Köpfe zusammengesteckt werden, und nimmt selbst daran teil, wenn man einen alten Bekannten trifft. Es handelt sich um den großen Angriff auf Reims, von dem wir viel erwarteten und der plötzlich wie so manche Hoffnung dieses Krieges sang- und klanglos begraben zu werden scheint. Wir haben das ja schon öfter erlebt, vor allem in einer ganz ähnlichen Form mit dem Angriff auf Verdun, von dem immer weniger gesprochen wurde und der sich langsam in eine Verteidigung verwandelte, bis ihn der Donner der Sommeschlacht verschlang. Wohl verhielt sich damals alles genau ebenso, die Heeresberichte nahmen dieselbe vorsichtige Sprache an, und doch hatten die Ereignisse ein anderes Gesicht. Man hatte versucht, den Gegner zu packen, man hatte sich seine stärkste Stelle dazu ausgewählt, und mochte der Griff auch abgeglitten sein, nun gut, man würde demnächst noch ganz anders zeigen, wozu man fähig war. So ist es

heute nicht. Die Umstände sind dieselben, aber man sieht sie nicht mehr auf dieselbe Art.

Als ich vorhin vor der Tür meines Blockhauses stand und Bert ein langes Gespräch mit den Worten schloß: »Die Sache ist vergeigt, du kannst dich darauf verlassen. Jetzt kommen erst die Amerikaner an die Reihe, und die gehen ran wie wir 1914«, da hatte ich ein eigentümliches Gefühl. Ich kann wohl sagen, daß da zum ersten Male der Gedanke mich bedrängte: »Was dann, wenn wir verlieren würden?«

Ein völlig unwahrscheinlicher Gedanke, den auszusprechen bis zum Friedensschluß mit dem Tode bestraft werden mußte. Aber er ist in mir wach geworden; ich hatte ihm überraschend wenig Widerstand entgegensetzen, und ich glaube, daß es in diesen Tagen vielen so gegangen ist.

Auch hier bei uns scheinen die Dinge nicht zum besten zu stehen. Gestern abend, als wir schon zum Abrücken in Stellung gepackt hatten, kam Befehl, daß wir vorläufig noch in Ruhe zu bleiben hätten. Es geht das Gerücht, daß ein Angriff unmittelbar bevorsteht, und es soll vielleicht auf diese Weise die Ablösung vermieden und eine ausgeruhte Truppe bereitgehalten werden. Bisher haben wir solche Tage der Ruhe immer teuer bezahlen müssen. Ich benutze die Zeit, um meine Post in Ordnung zu bringen.

»Lieber Fritz, für Deinen Brief besten Dank. Was machen Lunge und Arm? Wir liegen hier in einer ruhigen Stellung; ich finde Zeit, mich von meiner letzten Verwundung zu erholen und an die schönen Tage in Rehburg zurückzudenken. Wir sind fast immer im Freien; die Sonne meint es gut und hat uns braunrot wie die Indianer gebrannt.

Du bist also schon so weit wiederhergestellt, daß Du hin und wieder einen Zug Ersatzmannschaften an die Front bringen kannst. Dein Brief hat mir gezeigt, daß das bei der Entwicklung der Dinge eine recht unangenehme Aufgabe zu werden beginnt, bei der man in nicht minder verantwortliche Lagen geraten kann als im Kampf. Schützenfeuer

aus dem Zuge, wüstes Geschrei, Zusammenrottungen und Bedrohungen, das alles hat mich an Zolas »Débâcle« erinnert, dessen Bilder wir bei den Preußen doch niemals für möglich gehalten hätten. Ich kann mir vorstellen, daß Du froh warst, diese Kohorte, nachdem sich ein Viertel von ihr verflüchtigt hatte, an ihre Division abgeliefert zu haben.

Solche Schwierigkeiten kommen ja in der Reichweite des feindlichen Feuers nicht vor; man tut aber doch gut, sich wenigstens in Gedanken näher mit ihnen zu beschäftigen, besonders da es hier an genauen Anweisungen fehlt. In den Vorschriften ist immer nur die Rede vom Soldaten, wie er eigentlich aussehen soll. Ich erinnere mich, was die Ausnahmen betrifft, nur einer Anweisung über die Behandlung Betrunkener; ich fand sie so klar gehalten, daß jeder, der sie einmal gelesen hat, schwer einen Fehler begehen kann. Solche Fälle kamen eben auch im Frieden häufiger vor; Lagen, wie Du sie schilderst, hat man wahrscheinlich für unmöglich gehalten. Dabei ist es doch gar nicht so schwierig, mit ihnen fertig zu werden.

In einem Falle wie dem Deinen und in jeder Lage überhaupt, in der sich Ansätze zum kollektiven Aufruhr bilden, breitet sich eine Stimmung der Unsicherheit aus, von der man sich als Führer nicht anstecken lassen darf. Wenn man schnell eingreift, kommt man meist mit geringen Mitteln aus; je länger man die Zügel schleifen läßt, desto größere Anstrengungen werden erforderlich sein. Wenn man sieht, daß ein Zusammenstoß unvermeidlich ist, muß man ihn selbst herbeiführen; so hat man die Wahl des günstigsten Ortes und der günstigsten Zeit: Man muß den konkreten Fall zu schaffen suchen, eben das, was man »ein Exempel statuieren« nennt.

Wenn man sich dazu entschlossen hat, wird an Kräften zur Durchführung niemals Mangel sein. In den meisten Fällen kommt man mit den Dienstgraden aus. Man läßt sich die Namen der zwei oder drei Rädelsführer nennen, nimmt einige Bewaffnete zu sich ins Abteil und wartet die Ein-



fahrt in den nächsten Bahnhof ab. Dort läßt man aussteigen; geschieht das wieder unter Unordnung und Geschrei, so sucht man sich den wütesten und stärksten Gesellen heraus, tritt so nahe vor ihn hin, daß kein anderer gemeint sein kann, und gibt ihm einen lauten und bestimmten Befehl, etwa abzuschnallen oder sich in das Abteil zurückzugeben, an den sich bei Nichtbefolgung sofort der Waffengebrauch schließt.

Der Gewaltanwendung wird man jedoch um so weniger bedürfen, je fester man zu ihr entschlossen ist. Es wird vielmehr eine große Stille entstehen und sich ein weiter Halbkreis um den Angesprochenen bilden, der sich so auf seine Persönlichkeit beschränkt sieht, während hinter dem Führer die Autorität des Staates steht. Der Mann wird abgeführt und dem Bahnhofskommandanten übergeben. Dann läßt man antreten unter peinlicher Wahrung aller Formen des Exerzierplatzes und zu vieren abzählen — das ist das beste Mittel, um schnell das Gefühl der Gliederung hervorzurufen und die Masse in kleine Einheiten abzuteilen. Die von den Unteroffizieren genannten Leute werden vor die Front gerufen und ebenfalls festgenommen, wenn das Geringste vorliegt. Jetzt ist der Augenblick gekommen, in dem der Führer, wenn er es sich zutraut, einige Worte sprechen kann, wenn nicht, läßt er es besser bleiben. Jedenfalls verbürge ich mich dafür, daß man Dir, wenn das mit der nötigen Ruhe abgemacht worden ist, bis zum Ende der Fahrt die Wünsche von den Augen ablesen wird.«

### *Vordere Linie*

Gestern abend haben wir doch noch abgelöst. Der Befehl dazu kam ebenso plötzlich wie der zum Zurückbleiben. Wir fanden den Abschnitt unverändert vor. Es scheint aber noch Grund zur Unruhe vorhanden zu sein, denn wir mußten während der ganzen Nacht Patrouillen vorm Draht halten.

Auch ich streifte mit Otto zwei Stunden lang herum; wir hörten die englischen Posten husten, aber fanden das Niemandsland frei. Es tat gerade jetzt gut, wieder einmal in der Wüste unterzutauchen. Wenn man nur etwas weiter nach hinten kommt, wird gleich das Leben wieder von tausend Beziehungen, Rücksichten und Zweifeln umringt. Im Feuer schwindet das alles dahin.

Ich habe im Laufe der letzten Jahre so viele Sommernächte draußen verbracht, daß ich mich der einzelnen kaum mehr entsinnen kann, wenn sie nicht gerade zum Zusammenstoß führte. Sie alle verschmelzen in der Erinnerung zu einer einzigen großen Nacht. Schon jetzt, wenn ich auf Urlaub meine Tagebücher durchblättere, lese ich in ihnen wie in Aufzeichnungen von einer fremden Hand.

Dennoch bleibt etwas Besonderes in der Erinnerung zurück, das man sofort wieder spürt, wenn man das offene Feld betritt. Der Krieg hat seinen eigentümlichen Geruch, seine eigene Witterung. Man erkennt sie wieder, wie man sich im Traume längst vergessener Träume entsinnt. Der Krieg gehört zu den Reichen, in denen man die Urlaute wiederentdeckt, so den des Windes, der in immer leiseren, immer dunkleren Gängen über die Felder streift und wiederkehrt. Es gibt keine tiefere Melodie.

#### *Vordere Linie*

Schüddekopf ist vom Urlaub zurückgekommen und wurde als junger Ehemann von den Kameraden mit den üblichen Späßen begrüßt. Ich bin recht froh über seine Rückkehr; Otto hatte in den letzten Tagen meine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Er ist wirklich zu nichts anderem zu gebrauchen, als den Engländern Handgranaten an die Köpfe zu werfen, und ich bin neugierig, nach welcher Beschäftigung er sich im Frieden umsehen wird. Neulich kamen mir seine Papiere zur Hand: Fürsorgeerziehung, Vorstrafen wegen

groben Unfugs, Raufhandels, Beamtenbeleidigung, Schmuggel. Das sind schließlich Lappalien, nach denen man nicht gefragt wird, wenn man ein Maschinengewehrnest stürmen soll. Aber im Frieden wird es wieder anders sein.

Man müßte immer Länder haben, in denen man solche Kerle beschäftigen kann. Es ist ein trauriger Anblick, gerade diese stärkeren und wilderen Kräfte so verkommen oder im besten Falle auswandern zu sehen. Der Rang einer Ordnung entspricht dem Maße an Elementarkraft, das sie aufzunehmen und einzusetzen vermag. In diesen kleinen Staaten mit ihren Händler- und Schreiberkasten und ihren Soldaten, die zu einer Art von Beamten geworden sind, ist das Gegenteil der Fall. Wer hier nicht gute Geschäfte oder gute Examina zu machen versteht, ist übel dran. Wie sehr diese Dinge die Freiheit und den geraden Wuchs verkümmern, merkt man schon daran, daß man selbst hier in den Unterständen zuweilen von jenen üblen Examensträumen gängstigt wird. Man erwacht dann vielleicht durch einen Treffer, der in die Nähe geht, und atmet auf in dem Gefühl, nicht in irgendeiner Prüfung zu sitzen, sondern hier in der Picardie, zweihundert Meter vom Engländer entfernt.

Vielleicht aber ändern sich die Dinge; wir werden den Krieg gewinnen und stoßen zur großen Herrschaft vor. An ihren Rändern gibt es immer zu tun; da werden stets Männer gebraucht. Da gibt es auch manche Insula, von denen schon Don Quixote wußte, daß sie zu den Kennzeichen der Herrschaft gehören; und als Resident von Madagaskar würde ich mir zutrauen, zweihundert Kerle wie Otto so zu beschäftigen, daß sie sich keinen Tag langweilten.

Möglich wäre aber auch, daß wir noch auf anderen Wegen in den Elementarraum vorstoßen. Unsere Mittel werden kühner und gefährlicher; sie gewinnen eine immer engere Beziehung zur Macht. Ich habe mir Ähnliches schon neulich gedacht, als ich bei den Fliegern war. In einem Staate, der zwanzigtausend Flugzeuge zu bemannen hat, ließe sich wohl

mancher von denen unterbringen, zu deren Eigentümlichkeiten es gehört, daß sie sich eher in friedlichen Zeiten als in kriegerischen das Genick brechen.

*Achiet*

Blutige Tage liegen hinter uns. Diestellungsperiode war ohne aufregende Ereignisse verflossen; wir lagen den ersten Tag in der Hauptwiderstandslinie, froh, uns ausruhen zu können, als es lebhaft zu werden begann. Zunächst wurde wie immer einige Tage viel geschossen, so daß wir kaum Schlaf bekamen und bald in jenen Zustand gerieten, der der Seekrankheit gleicht. Die Dinge entwickelten und steigerten sich konsequent.

Jeder kennt die Stimmung, die eine Truppe ergreift, die aus der Kampfstellung abgelöst und in weiter hinten gelegene Gräben zurückgezogen wird. Der Druck, mit dem die unmittelbare Nähe des Feindes, die Örtlichkeit und die ständige Bereitschaft die Sinne erregt und belastet, beginnt zu weichen und macht einem Bedürfnis nach Ruhe Platz. Wohl ist noch ein plötzlicher Einsatz möglich, doch ist er von verwickelteren Zufällen abhängig als vorn, und das beruhigt das Gemüt. Daher wird auch der Schlaf, der vorn so lose ist, daß das kleinste Geräusch ihn zerreißt und den Schläfer den zur eisernen Gewohnheit gewordenen Griff nach der Waffe tun läßt, fester, und das Erwachen ähnelt dem, das man an Sonntagvormittagen nach einer schweren Arbeitswoche genießt. Man ist an den Ort gebunden und hat wenig zu tun, so verfällt man auf allerlei Nichtigkeiten, um eine Zeit auszufüllen, die man wieder einmal als Eigentum betrachten darf. Die Gruppen sitzen auf den Postenständen oder hocken vor den Stolleneingängen zusammen und plaudern; man schmaucht ein Pfeifchen und liest seine Post. Die von Wetter, Anstrengungen und Aufregungen verwilderten Gesichter mildert ein Feierabendausdruck, wie ihn Bauern haben, die nach der Arbeit des Tages vor ihren Türen beisammenstehen. Hinter einer Schulterwehr erklingen die langgezogenen Töne einer

Okarina, einer schnitzelt an dem Stock, der dem Grabensoldaten zum unentbehrlichen Begleiter geworden ist, ein anderer sucht den kupfernen Führungsring einer Granate in einen Brieföffner zu verwandeln, der vielleicht noch nach Generationen in einem Bauernhaus der Lüneburger Heide in einem Winkel liegen wird. Es gibt nichts zu trinken — was soll man anders tun? Man hat die anspruchslosen Gewohnheiten des Naturmenschen wieder angenommen; in der Sonne liegen und das Fließen der Zeit unmittelbar als Genuß empfinden, wenig denken und höchstens einem einfachen Kunsttrieb folgen — viel anders kann man in den Pfahldörfern auch nicht gelebt haben, wenn man von der Jagd oder vom Kampfe zurückgekehrt war.

Diese Stimmung ist es, die uns auch heute beherrscht. Ich sitze in Hemdsärmeln auf einer Ausfalltreppe an der Ecke des Puisieux-Weges und bin in einen Roman »Waldröschen oder eine Verfolgung rund um den Erdball« vertieft. Unten vor dem Unterstande kauert Schüddekopf und schabt mit seinem Universaltaschenmesser von den Ärmeln meines Rockes den schwarzen Rand, der sich im Laufe derstellungsperiode niederzuschlagen pflegt. In einer in die Grabenwand geschnittenen Nische, zu der eine kleine Leiter führt, steht über uns der Leuchtkugelposten, ein knochiger norddeutscher Typ, der sich seit zwei Stunden nur bewegt hat, um seine Pfeife am Gewehrkolben auszuklopfen und wieder anzuzünden. Hin und wieder geht eine graue Gestalt vorüber mit den langsamen, schlendernden Schritten, die im Graben üblich sind. Die Luft ist drückend und still bis auf ein leises Grummeln, das sich dem Ohr zuweilen durch einige nähere und schärfere Schläge in Erinnerung bringt. Über den weiten Wiesenstrichen liegt ein Geruch von versengtem Gras, aber wir sehen hier drinnen nur die mürbegebrannten gelben Wände, deren Körnchen kristallisch blitzen und zuweilen in schmalen, an eine Sanduhr erinnernden Bächen auf die Sohle rieseln. Die Zeit scheint stillzustehen.

Es wird noch lange dauern bis zur Ankunft der Küche, auf die man sich immer freut, einmal, weil man sich nie gesättigt fühlt, und dann, weil etwas da sein muß, an das man seine Erwartung knüpfen kann.

Plötzlich öffnet der schweigsame Posten den Mund:

»Grüne Leuchtkugeln über dem Wäldchen.«

Grün bedeutet während dieser Tage Vernichtungsfeuer, und eine grüne Leuchtkugel ist weiter nicht aufregend. Es kommt öfters vor, daß die Besatzung eines Grabenstückes sich durch Anforderung von Feuer etwas Luft verschaffen will. Aber es ist doch seltsam, daß nicht stärker geschossen wird. Auch unsere Artillerie scheint an eins der kostspieligen Versehen zu glauben, die unterlaufen können, wenn der Offizier vom Grabendienst eine falsche Patrone erwischt. Erst als vorn ein zweiter Doppelstern in die Höhe steigt, dem in kurzen Abständen andere folgen, setzen einige Feldgeschütze ein, als die kleinen Kläffer, die sich immer zuerst herumbeißen. Bald verstummen sie, bis weitere Leuchtkugeln eine neue Folge von Schüssen aus ihnen herauslocken. Der Artillerist pflegt solchen Vorfällen bedeutend kaltblütiger gegenüberzustehen, denn das Gefühl der Sicherheit wächst mit den Entfernungen.

Wir haben uns auf die Postenstände gestellt und sehen zum Wäldchen hinüber, in dem nichts Ungewöhnliches wahrzunehmen ist, außer einer dünnen Staubfahne, die über den zerfetzten Wipfeln weht. Es scheinen vereinzelt schwere Geschosse hineinzufallen, die nicht auf einen Angriff hindeuten, aber vielleicht sind sie doch so unangenehm, daß man vorn von einer Beschießung der feindlichen Gräben Erleichterung hofft.

Falls die Lage bedrohlich wäre, würde der Engländer wohl das Dorf und auch uns unter Feuer setzen, denn wenn man jemand ernstlich am Kragen nehmen will, pflegt man ihn erst sorgfältig von der Außenwelt und jeder Unterstützung abzuriegeln. Zerstörungsfeuer ist der richtige Ausdruck für das, was jetzt dort vor sich zu gehen scheint. Des-

halb ist auch wenig zu beobachten. Die schweren Geschosse pflügen tief, und nur manchmal sieht man einen Ast oder eine Bohle durch die Luft wirbeln. In der ersten Zeit des Krieges hätten wir unfehlbar hochgeschleuderte Menschen darin zu erblicken geglaubt, aber unsere Phantasie hat sich inzwischen abgekühlt.

Das Unangenehmste ist noch das Gefühl der Verantwortlichkeit, das stets eine zweifelhafte und unruhige Stimmung erweckt. Soll ich alarmieren? eine Streife nach vorn schicken? einfach abwarten? Eine Lage mag noch so simpel scheinen, im Ernstfall ist sie doch immer von einer quälenden Verworrenheit, und man hat stets das Gefühl, daß man etwas sehr Wichtiges vergessen hat. Es kommen auch die unglaublichsten Versäumnisse vor, die nur durch diesen außergewöhnlichen Gemütszustand zu erklären sind. Das Wäldchen ist wieder einmal in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. Sicher gehen hinten schon Ferngespräche hin und her. Nach kurzer Zeit erscheint auch ein Flugzeug, um einige Minuten darüber zu kreisen, wie ein Adler über seinem bedrohten Horst, und in gerader Linie wieder zu verschwinden.

Dann kommt der erste Mensch aus dem Wäldchen durch den Puisieux-Weg, ein Melder, der zum Kampftruppenkommandeur will. Man sieht ihm an, daß er geradewegs aus dem Feuer kommt, sein Rock ist aufgerissen, und durch das geschwärzte Gesicht hat der Schweiß weiße Striemen gezogen. Er spricht uns um Wasser an, und Schüddekopf bringt ihm eine Feldflasche, die er austrinkt, ohne abzusetzen. Es ist nicht viel aus ihm herauszubringen, nur daß das Wäldchen mit ganz schweren Granaten, »Stollenbrechern«, wie er sie nennt, beschossen wird und daß vorn eine Menge von Leuten, die Gas geschluckt haben, auf dem Rücken liegt. Er verschwindet und kommt nach einer halben Stunde mit einem Trupp von Sanitätern, die Atemapparate auf dem Rücken tragen, wieder vorbei.

Spät am Nachmittag kehren sie zurück. Sie schleppen Se-

geltuchbahren, auf denen Leute mit stieren Augen und kirschroten Gesichtern liegen. Zuweilen werden sie abgesetzt und aus kleinen Sauerstoffbomben gelabt. Dieses Abschleppen der Betäubten hat etwas Beängstigendes und Verwirrendes; fast als ob man Ameisen mit ihrer Brut beschäftigt sähe: Sie tragen die Puppen fort. Den großen Granaten sind Kohlendase entströmt, die sich im windstillen Unterholz angereichert haben und wie giftige Bäche in die Stollen geflossen sind.

Auch Soldaten mit blutigen Wunden, deren Verbände wie Schnee von den schmutzigen Uniformen abstechen, schleichen vorüber, allerdings nur vereinzelt, denn bei diesen schweren Geschossen ist die Zahl der Verwundeten gering. Wer von einem ihrer großen Splitter getroffen wird, dem ist gewöhnlich nicht mehr zu helfen. Aber hier und dort wird einer vom Luftdruck gegen einen Baum geschleudert, durch einen abgeschlagenen Ast zu Boden geworfen oder durch umherfliegende Holzsplitter verletzt. Auf der beschossenen Fläche, wo jeder sich, so gut es geht, zu decken versucht, sieht man nicht viel davon, aber hier, wo die Opfer zusammenströmen, merkt man doch, daß die Beschießung wirksam ist. Die meisten der Verwundeten scheinen so verworren und geistesabwesend zu sein, daß sie gar nicht hören, wenn sie angerufen werden. Andere bleiben stehen und machen den Eindruck von Betrunknen, indem sie lachend und aufgeregt eine Menge unzusammenhängender Dinge erzählen. Wir kennen diesen Zustand wohl. Einer gibt im Vorübergehen an, daß etwas weiter oben ein Mann im Graben liegt. Zwei Helfer werden hingeschickt und bringen eine leblose Gestalt angeschleppt, an der keine Verwundung zu entdecken ist. Vielleicht ist es ein Gasvergifteter, vielleicht ein Flüchtling, den der Herzschlag getroffen hat; es mag auch sein, daß der Luftdruck einer Granate ihm ein Gefäß zerrissen hat. Er wird auf eine Schulterwehr gelegt.

Allmählich legt sich der Verkehr. Es ist dämmrig geworden, und wir sitzen noch immer an dem Grabenkreuz, das



durch den Puisieux-Weg gebildet wird. Der Nachmittag ging merkwürdig rasch dahin. Die Stimmung ist gedrückt, denn in der Dunkelheit werden die Gräben von Geheimnissen belebt; die Gefahren scheinen mannigfaltiger zu werden und näher heranzukriechen. Wie oft saßen wir schon vor einem Sturm oder vor einem Angriff so beisammen in der Dunkelheit. Mit den Essenholern kommt ein Befehl vom Kampftruppenkommandeur herauf: »Erhöhte Alarmbereitschaft bis morgen früh sechs Uhr!« Der Zettel wird von Schütdeckopf herumgetragen und mit den Unterschriften der Zug- und Gruppenführer bedeckt zurückgebracht. Es wird ja wohl nichts geschehen, aber es breitet sich doch eine Unruhe aus, die in der Stille des Abends fast wie eine körperliche Berührung zu spüren ist.

Spät gehe ich noch einmal den Graben ab. Vor einem Unterstande sind die Leute beschäftigt, die Mäntel zu rollen, zum Sturmgepäck zusammenzubinden und das Kochgeschirr daran festzuschnallen. Vor einem anderen steht eine Gruppe im Graben, aus deren Mitte im Flüsterton gesprochene Worte zu hören sind: »Also daß mir jeder das Sturmgepäck so hinlegt, daß er es mit dem ersten Griff zu fassen bekommt. Auf Alarm hängt jeder um, Stahlhelm auf, Handgranaten ins Koppel, und wenn ich pfeife, spritzt alles raus. Posteneinteilung: erste Nummer . . .«

Es scheint alles in Ordnung zu sein. Vor meinem Unterstand bleibe ich noch einmal stehen, um auf Deckung zu klettern und einen Rundblick über das Gelände zu tun. Es ist so still geworden, daß man den Wind im Grase rascheln hört. Diese Stille ist fast bedrückend, es wäre besser, wenn wenigstens etwas geschossen würde. Ich wechsele noch einige Worte mit dem Posten, um mich in dem Gefühl zu bestärken, daß alles in Ordnung ist, und steige dann in den Unterstand hinab.

Unten ist eine erstickende Luft, die Hitze des Tages hat sich in den engen Räumen festgesetzt. Auch Schütdeckopf hat schon für einen Alarm vorgesorgt. Pistole, Karten-

tasche, Feldflasche und ein praller Brotbeutel liegen neben der Pritsche bereit. Ich sehe hinein, es ist ein halbes Brot, eine Fleischbüchse, ein Blechbecher, eine Pfeife, ein Paket Tabak, eine Zahnbürste und ein Reclamheft darin. In der äußeren Tasche stecken vier Eierhandgranaten und eine kleine platte Metallflasche, die ich vor langer Zeit einem toten englischen Offizier abgenommen habe. Gewohnheitsmäßig setze ich mich auf die Pritsche, um mir die Stiefel auszuziehen, bis mir plötzlich einfällt, daß wir in Alarmbereitschaft sind. Nun, es wird schon eine Nacht so gehen, es hat ja schon oft so gehen müssen. Ich schraube die Karbidlampe ganz klein und ziehe die Decke über den Kopf, um vor den Mäusen und abbröckelnden Lehmstücken Ruhe zu haben.

Natürlich ist es in der zugeknöpften Uniform so heiß, daß ich nicht einschlafen kann. Die Gedanken fangen an zu wandern. Sollten wir wirklich eingesetzt werden heute nacht? Ach was, warum denn gerade heute, es ist doch schon oft so mulmig gewesen. Morgen werden wir abgelöst, dann werden andere die Suppe auslöffeln, die da vorn auf dem Feuer steht; wir sind schon zu oft drangewesen und müssen auch einmal Ruhe haben. Der Zug von Verwundeten, der heut nachmittag vorüberkam, hat dieses Gefühl der Besorgnis erweckt. Immer, wenn uns so viel blutende Leute und Gestalten, die mit zusammengefalteten Händen auf der Bahre lagen, begegneten, haben wir nachher dran glauben müssen. Sonderbar, wie die Sterbenden so rastlos mit den Fingern an ihren Rücken beschäftigt sind; die Ärzte nennen das Wolle zupfen oder Fäden ziehen. Was für Gedanken einem wohl durch den Kopf laufen, wenn man so liegt und spinnt? wunderliche Träume vielleicht, von denen noch keiner berichtete? Aber heute ist es wohl nicht so schlimm. Es ist nur beängstigend heiß in diesem Unterstand, der eng und dumpfig ist wie ein Sarg. Und es ist ein dummes Gefühl, so allein und abgeschieden von allem Lebendigen unter der Erde zu sein. Wie den Leuten wohl zumute sein mag, wenn das Kohlenoxyd in die Gänge strömt?

Die Gedanken verirren sich und beschäftigen sich mit Granaten, Explosionen und Verschüttungen. Weshalb fällt denn plötzlich das Atmen so schwer? Ach so, wir sind mitten im Angriff gegen ein kleines Dorf in Flandern, dessen brennender Kirchturm wie eine herrliche Flamme hinter grünen Bäumen steht, und wir haben so wild gestürmt, daß uns der Atem versagt. Aber wir haben uns viel zu weit vorgewagt, wir sind schon rechts und links umgangen und werden mit Maschinengewehren beharkt, deren Geschosse als kleine weiße und rote Bälle deutlich sichtbar sind. Den weißen können wir ausweichen, nicht aber den roten, die tödlich sind. Wir müssen im Feuer zurück. Endlich machen wir in einer mit Gebüsch bewachsenen Mulde halt. Zermalmende Granaten verfolgen uns und zerschellen blitzend, wie mit Vernunft begabt, an jedem Ort, auf den wir zustreben.

»Der arme Hensch«, höre ich neben mir eine unbekannte Stimme, »der ist nun auch gefallen. Da liegt sein ganzes Gehirn.« Ich sehe mich um und erblicke auf einer distelartigen Pflanze einen grauen Brei, in dem der blanke Messingzünder einer Granate liegt. Nein, hier kann man nicht bleiben, nur weiter fort! Mitten im Rennen spüre ich einen Schlag gegen den Kopf und ahne, daß mich ein großer Splitter getroffen hat. Das Gehirn fließt aus; ich merke das daran, daß ich immer schwerer einen Gedanken zu fassen vermag. Ach, ich wußte nicht, welche Anstrengung sich in den Gedanken verbirgt; wir leben wie Wesen der Tiefsee ohne Kenntnis der ungeheuren Gewichte, die wir bewältigen. Dennoch laufe ich weiter, bis ich bei einer Feldküche in Sicherheit bin. Dort hat sich schon eine Schar von Fliehenden versammelt, die hungrig darauf warten, daß der Deckel geöffnet wird. Ich werde beauftragt, ihnen Reis in die Teller zu füllen. Unfähig zu denken, halte ich indessen statt der Teller meinen Kopf unter den Kübel. Dann lasse ich die Reiskörner wieder auf die Teller fließen und merke zu meinem Entsetzen, daß Blutklümpchen dazwischen schwimmen. Voll Angst versuche ich, sie mit den Händen zu zer-

rühren, damit es die anderen nicht merken sollen, denn ich fühle, daß ich ihrer Bosheit völlig ausgeliefert bin, weil ich nicht den kleinsten Gedanken mehr fassen kann, wie sehr ich mich auch bemühe, Gründe zu suchen, durch die ich mich entschuldigen und verteidigen könnte.

Zum Glück befinde ich mich, ehe sie den Betrug erkennen, an einem anderen Ort. Wir sind auf einem mächtigen Bahnkörper, neben dem eine Landstraße wie ein weißes Band aus der Dunkelheit sticht. Die Schienen sind aus rotem Kupfer, und wir rollen, künstlich getrieben, mit solcher Geschwindigkeit auf ihnen entlang, daß in ihren Bögen der Kopf fast den Boden berührt. Sie flimmern in den bunten Lichtern kleiner Signallampen; Brücken und Masten tanzen an uns vorbei. Wir sind zu zweit; auf der Schiene zu meiner Linken werde ich durch einen Freund verfolgt, der mich mit der Hand berühren will. Stärker noch als unsere tödliche Geschwindigkeit beängstigt mich der Anblick einer großen birnenförmigen Bombe, die sich neben uns auf der Straße mit einer unheimlichen, federnden Sicherheit bewegt. Sie hat dieselbe Form wie die Korkschwimmer der Angler und ist auch mit denselben roten Ringen bemalt. Sie rollt mit leisem Summen wie ein künstliches Insekt; und es ist kein Zweifel, daß ihre Bewegungen nicht nur unserer Fahrt, sondern auch unserem inneren Zustande auf eine geheimnisvolle Weise zugeordnet sind. Der Vorgang hat etwas Elektrisches, und in einem hellen Augenblick gelingt es mir, das Spiel zu durchschauen. Das Geschoß steht auf Zündung, und es fehlt nur noch ein winziger Kontakt, der sich auslösen wird, sowie mein Freund mich berührt. Je mehr ich jedoch die Geschwindigkeit steigern, um dem zu entkommen, desto sicherer spielt sich die Mechanik ein. Vergebens suche ich ihm Erklärungen zuzurufen; wir haben bereits eine Fahrt erreicht, die die Geschwindigkeit des Schalles übertrifft. In dem gleichen Verhältnis, in dem seine Hand meiner Schulter näherrückt, sehe ich auch den Punkt sich nähern, an dem in der Ferne der Bahndamm von der Straße geschnit-

ten wird. Dort biegt die Straße ein, und die Schienen führen auf einer Brücke über sie hinweg. Nun haben wir sie erreicht, und die Bombe schwenkt wie ein roter Blitz gegen sie ein, genau in dem Augenblick, in dem die Hand mich berührt. Der Boden zerreißt unter unseren Füßen, und ein Feuerstrahl schleudert uns zwischen Schienen, Splittern und eisernen Trägern in die Luft.

Als dieser Traum ein neues Bild ansetzen will, wache ich auf. Die Karbidlampe ist erloschen, es ist heiß und dunkel in dem winzigen Raum wie in einem Backofen. Ich reiße die Decke vom Gesicht, hake den Kragen auf und versuche, Luft zu bekommen. Solche Träume habe ich oft in den Unterständen; sie sind nicht angenehm. Die schlechte Luft und die Wände, die sich fast berühren, müssen sie begünstigen.

Das Blut schlägt in den Schläfen, ich bemühe mich vergeblich, mich im Raum zurechtzufinden und mir gleichzeitig über ein verworrenes Geräusch klarzuwerden, das draußen zu hören ist. Es sind kurze Stöße, denen eine Erschütterung der Erde folgt. Es ist kein Zweifel, wir müssen beschossen werden, vorausgesetzt, daß ich nicht mehr träume. Jetzt sind schwere Tritte auf der Treppe zu hören, und Schüddenkopf kommt hereingestürzt: »Alarm, rote Leuchtkugeln im Wäldchen 125!« Ich setze den Helm auf, Schüddenkopf hängt mir das Koppel um, und dann taumle ich, noch immer halb betäubt, die Stufen empor.

Draußen ist es stockfinster, aber es ist wenigstens kühl, der Tau liegt wohl schon auf dem Gras. Der Artilleriekampf ist in vollem Gange, vorn brodeln es wie in einem kochenden Kessel. Über der Böschung blitzt ein Feuerwerk von Leuchtkugeln aller Farben auf. Aus dem Dorf erschallen die schmetternden Abschüsse unserer Geschütze, die blechern krachen, als ob sie dicht hinter den Gräben stünden. Dazwischen schlagen mit kurzem, zischendem Schleifen Granaten ganz in der Nähe ein. Es ist ein höllischer Wirrwarr, in dem kein klarer Gedanke zu fassen ist. Von seinem Stande brüllt der Posten noch einmal herunter: »Rote

Leuchtkugeln geradeaus!« Gleich darauf sehe ich das blutrote Signal auch in mein Gesichtsfeld steigen. Es bleibt einige Sekunden stehen wie ein mystisches Beschwörungszeichen inmitten des Hexensabbats, wie ein unheilverkündendes Auge, von dem sich glühende Tränen ablösen.

Für solche Lagen muß Napoleon das Wort vom Zwei-Uhr-morgens-Mut gefunden haben. Es ist das Unheimlichste, was man sich denken kann, ein solches nächtliches Gelände mit seinem Heer von feurigen Erscheinungen und seinen Geräuschen, die verworren in einer ausgestorbenen Ferne zu tosen scheinen, um plötzlich in vernichtende Nähe heranzuspringen, als ob Pulvertürme in die Luft flögen. Dabei sind die gefährlichen Stellen nicht zu erkennen, die Gefahr ist ringsherum, blind und wütend wie ein Element. Verlassen und schutzlos steht der Einzelne im feurigen Raum, in der blitzenden Finsternis. Dazu soll noch gedacht und gehandelt werden, es gilt im Laufe von Sekunden unwiderrufliche Entschlüsse zu fassen. Gewiß ist alles meist sehr einfach, aber was hilft das in einer Stimmung, in der man sich kaum auf seinen eigenen Namen besinnen kann?

Doch hier liegen die Dinge klar: Wir sind Einsatzkompanie für das Wäldchen 125, wir haben das Zeichen für den feindlichen Angriff gesehen, also müssen wir vor. Die Mannschaft steht schon im Graben, den ein aufgeregtes Geschrei erfüllt, zuweilen übertönt durch ein in der Nähe einschlagendes Geschloß. Helme, Gewehre und Handgranaten klappern, Gruppenführer brüllen die Namen ihrer Leute, weiter hinten wird schon nach Sanitätern gerufen, während es dazwischen immer wieder ganz kurz heranpfeift und hochgeschleuderte Erde in den Graben spritzt. Es ist ein Tumult wie bei einem Theaterbrand.

Am Schnittpunkt unseres Grabens mit dem Puiseux-Weg stoße ich auf einen Gruppenführer, den ich beauftrage, dort stehenzubleiben und achtzugeben, daß jeder mitkommt; dann wird der Befehl zum Vorgehen gegeben, der nur langsam den Trubel durchdringt. Es ist eine Frage, ob er richtig

beim letzten Mann und ob er überhaupt ankommen wird, aber jetzt ist keine Zeit mehr, das nachzuprüfen. Wir empfinden es als Wohltat, antreten zu können. Sowie man sich nur ein wenig bewegen kann, und sei es auf das größte Unglück zu, hat man schon etwas mehr das Gefühl, daß man auf das Schicksal einwirken kann.

Der Puisieux-Weg ist in weitem Umkreis die einzige ausgebauten Linie, die nach vorne führt. Daher ist es erklärlich, daß sie unter schwerem Feuer liegt. Da sie auf den Feind zuführt und so im Strich liegt, ist sie auch leichter zu treffen als Gräben, die quer zur Schußrichtung gezogen sind. Es kommt also darauf an, diese Strecke so schnell wie möglich zurückzulegen. Wir springen in kurzen Sätzen vor und legen an Orten, die halbwegs Deckung bieten, Ruhepausen ein. Dadurch teilt sich gleich von Anfang an unsere Linie in Grüppchen auf. Schüddekopf ist natürlich hinter mir, ebenso Schmidt; auch Otto taucht plötzlich mit einem unverständlichen Zuruf aus der Finsternis auf, obwohl er eigentlich zu seiner Gruppe gehört.

Der Graben hat sich in dieser kurzen Zeit schon sehr verändert. Die Füße versinken in der lockeren Erde, mit der seine Sohle überschüttet ist, und stolpern über die großen Erdschollen, die herabgebrochen sind. An manchen Stellen ist er durch schwere Treffer, die dicht daneben einschlugen, zusammengedrückt und an anderen, an denen die Wände mit Knüppelholz versteift waren, ist er so versperrt, daß wir kurze Strecken über Deckung laufen müssen. Oft erfüllt ihn ein dichter Qualm, dessen weiße Wolken sich verwirrend aus der Dunkelheit heben, und der böartige, stechende Geruch der Sprengstoffe legt sich auf die Brust. Wie alle Gerüche erweckt auch dieser Erinnerungen, aber keineswegs solche angenehmer Natur. Ungezählte Augenblicke gleicher Art blitzen in den fiebernden Gehirnen auf, Erinnerungen, die nicht an die Oberfläche tauchen, durch die sich jedoch die Nacht noch verdüstert und mit unheimlichen Schatten belebt.

Zuweilen flammt es auf, nahe und grell, dann verschlingt die Gefahr alles andere. An vielen Stellen des Geländes blitzen die sich überschlagenden Flammenzungen von Schrapnells, deren blutrotes Licht Geschwader von schwebenden Dampfbällen aus dem Dunkel reißt. Leichte Granaten werfen spritzende Feuerkegel hoch, über denen wie über tödlichen Kelchen das brennende Eisen in Sternchen zersprüht. Zwischen die schnellen, gleichmäßigen Takte dieser Explosionen ist der langsamere und wuchtigere der schweren Geschosse geschaltet, deren Rauchkegel sich wie vulkanische Wolken zu mächtigen, düsteren Gebilden ausbreiten.

Wenn wir an unwegsamen Stellen den Graben verlassen, stehen wir dem Schauspiel der nächtlichen, beschossenen Ebene gegenüber, das fast zu gewaltig erscheint, um von Menschen hervorgebracht zu sein. Wir haben schon viel Gelände gewonnen, daher sehen wir die Leuchtkugeln der vorderen Linie, die sich nach dem Wäldchen zu ausbuchtet, fast im Kreis als ein vielfarbiges Feuerwerk, das die über den Boden kriechenden Dampfschwaden in bunten und abenteuerlichen Lichtern schillern läßt. So weit der Blick reicht, durchbrechen feurige Erscheinungen, die sich an manchen Stellen zu brandroten Inseln verdichten, die Dunkelheit. Rings am Horizont flackern die Abschüsse, deren Flammenschein die Wolken mit leuchtenden Wetterern erhellt. Sie beschreiben einen weiten, zuckenden Kreis, der die Fronten schneidet und Freund wie Feind am gleichen Werke der Vernichtung zu vereinigen scheint. Das Ganze erweckt den Eindruck eines jubelnden Triumphes der Elemente, eines feurigen Ausbruchs der Erde selbst, vor dem der Mensch, der in kleinen dunklen Rudeln durch den Schatten jagt, eine winzige und bedeutungslose Rolle spielt.

Wenn man bedenkt, daß auf dieser weiten beschossenen Fläche nur wenige hundert Verteidiger in durch Krankheit und Verluste zusammengeschmolzenen Verbänden verborgen sind, so erscheint die Kraft des Widerstandes rätselhaft und wunderbar. Dabei tritt die Aufgabe mit ihrem vollen



Gewicht an jeden Einzelnen heran; von einer Führung oder Aufsicht kann nicht die Rede sein. Nur manchmal, wenn wir gänzlich eingeebene Strecken überschreiten, finde ich Zeit, mich umzuwenden, und erblicke eine unregelmäßige Kette von Schatten, die sich in der Dunkelheit verliert und im Scheine von Einschlägen auseinanderstiebt. Wenn eine kurze Pause sich in das Getöse schiebt, hört man das Klirren von Waffen, hastige Schreie und Hilferufe. Es ist sonderbar, wie erregend die bloße Tätigkeit des Laufens wirkt. Sei es, weil das Blut in heftigeren Wellen durch die Adern kreist, oder sei es, weil der Wille so beschäftigt wird, daß man zur Angst keine Zeit mehr hat — jedenfalls ruft die Anstrengung allmählich eine keuchende Verbissenheit wach, die geradewegs auf die Gefahr zustürmt und es nicht einmal für nötig erachtet, ihr auszuweichen.

Einmal sehe ich Otto bei einem Einschlag stürzen, sich fluchend wieder hochraffen und weiterrennen; das wiederholt sich noch einige Male. Wir sind uns der Gefahr nicht mehr bewußt und kümmern uns nicht mehr um sie, wie Stiere, denen man zu lange das rote Tuch vor die Augen gehalten hat. Schon sind jene kurzen und knirschenden Schreie zu vernehmen, die bei solchen Gelegenheiten immer erschallen und von denen man sich später nicht mehr erinnern kann, daß auch man selbst sie ausgestoßen hat. Es ist, als ob es eine Witterung gäbe, die sich nicht über die Nähe des Feindes täuschen kann, ein Ahnungsvermögen, dessen man nur noch in diesen Augenblicken und sonst nirgends mehr fähig ist. Es ist eine sinnlose Erbitterung, die ein Ziel finden muß, um sich zu entladen, und die sich diesem Ziele nahe wähnt. Durch die schrecklichen Vorbereitungen, die das Gemüt verwirren, wird der Mensch in einen Zustand versetzt, in dem er auf seine Sicherheit nicht mehr zu achten vermag, und er beginnt zu handeln wie ein Wesen, das nicht getroffen werden kann.

Wir sind bis zu einer Senkung gelangt, in der früher einige Gräben wie im Mittelpunkt eines Spinnennetzes zu-

sammengelaufen sein müssen; jetzt aber ist sie von den Geschossen zu einer flachen Mulde ausgewalzt. Sie ist von abgeschlagenem Pfahlwerk, zerschmetterten Stollenbrettern und verknäueltem Stacheldraht ausgefüllt. Schon sind wir den Leuchtkugeln so nahe, daß uns das Gelände in einem beständigen, doch sprunghaft wechselnden Licht erscheint.

Dicht vor uns sehen wir das Wäldchen, dessen Baumstümpfe gespenstisch aus einer wallenden, milchweißen Mauer von Dampf erscheinen und wieder verschwinden und von dem uns eine Wand von Feuer und Erde als letztes Hindernis trennt. Auf der einen Böschung der Mulde finden wir den ersten Toten in dieser verlassenen Gegend; er liegt mit verrenkten Gliedern auf dem Gesicht. Undeutlich erkennen wir eine schauerliche Verletzung, die fast den ganzen Hinterkopf weggerissen zu haben scheint. Otto bückt sich zu ihm nieder, um ihn umzudrehen.

In diesem Augenblick senkt sich ein schweres, flatterndes Geräusch mit unglaublicher Geschwindigkeit von hoch oben auf uns herab, als ob ein Vogel Greif sich auf uns stürzen wollte, um uns zu zerreißen. Es bleibt keine Zeit mehr, sich vor dem Einschlag zu decken, der mit verheererender Wucht den oberen Rand der Böschung trifft und uns zu Boden wirft. Zum Glück fährt der Kegel steil hoch; die Splitter fegen über uns hinweg, und nur jene, die zusammen mit schweren Erdklumpen senkrecht in die Höhe gegangen sind, fallen eine ganze Zeit später neben uns herab. Deutlich hebt sich ihr kurzer, metallischer Aufschlag aus dem dumpfen Gepolter der Erdmassen heraus. Das ist haarscharf vorbeigegangen, nur wenige Schritte kürzer, und wir lägen jetzt geschwärzt und regungslos um einen schwelenden, ausgebrannten Krater verstreut als eine der unbekanntenen Leichengruppen, die der durch das Trommelfeuer irrende Soldat mit flüchtigen Blicken streift.

Otto ist der erste, der sich erhebt. Er hat seinen Stahlhelm verloren, und das Haar hängt ihm in das Gesicht, das weiß und blutleer wie aus Knochen geschnitten ist. Er sieht sich

mit stieren Augen um und weist mit ausgestreckten Armen auf die Richtung des Wäldchens hin.

»Die Hunde!«

Das wirkt wie ein ansteckender Wahnsinn, der den letzten Fetzen von Vernunft mit sich reißt. Jetzt erst beginnen wir, den Gegner als körperliche und feindliche Macht zu fühlen, die sich hinter dieser Flut von Eindrücken verbirgt. Wir bekommen Verstärkung: von hinten preschen Handgranatenträger und eine Gewehrbedienung in die Mulde, in der sich bald ein Klumpen schreiender Menschen drängt. Alle sind von einer tanzenden Erregung übermannt, sogar Schüddenkopf, dieses Urbild nordischer Ruhe, stößt kurze, unverständliche Rufe aus, die an das abgebrochene Geschrei erinnern, mit dem bei den Regatten die Steuerleute ihre Mannschaften anfeuern.

Und plötzlich, ohne daß ein Befehl gegeben oder eine Verabredung getroffen wäre, beginnt alles gegen das Wäldchen vorzustürmen. Wir bedürfen der Verständigung durch Worte und Zeichen nicht mehr, wir bilden ein zur Einheit verschmolzenes Wesen, das durch andere Kräfte geleitet wird. Wie könnte man auch mit kaltem Verstande auf diese Feuerwand losstürzen? Keiner hört mehr das Zischen von Eisenstücken, die an den Schädeln vorübersausen, keiner denkt mehr daran, sich zu bücken oder sich hinzuwerfen, um seinem Schicksal zu entgehen. In einer Minute ist der Saum des Wäldchens erreicht.

Dieser Augenblick, in dem die Kette im Rauch verschwimmender Gestalten in dem Orte untertaucht, dessen zerwühlte Erde schon so viel Blut getrunken hat, ist der entscheidende. Ohne ihn wäre das Tosen und Stampfen der Maschinerie, das alles andere zu verschlingen scheint, nur ein totes Spiel, wie die Ausbrüche von Vulkanen in einer verödeten Kraterwelt. Aber alles, was an stählernen und feurigen Kräften in dieser Nacht verschwendet worden ist, können hundert Menschen bestätigen oder aufheben.

Der eingegebnete Umfassungsraben ist mit einem Satz

übersprungen, ein Dickicht von umgestürzten Stämmen, abgeschlagenen Zweigen und Stacheldraht, in den sich ausge-rissene Büsche verflochten haben, empfängt uns und reißt uns die Uniformen in Fetzen vom Leib. Aber bald wird der Raum zwischen den Stämmen lichter, und der weiße Grund der zahllosen Trichter verbreitet ein mattes Licht, in dem die Bäume deutlich zu sehen sind. Der Feuervorhang liegt hinter uns, wir sind von einer Stille umgeben, die mit jedem Augenblick drohender wird. Schüddekopf, Otto und die anderen haben sich im Dickicht verloren; ich sehe nur einen jungen Menschen neben mir, der erst vor wenigen Tagen aus dem Rekrutendepot nach draußen gekommen ist und mit beiden Armen ein Maschinengewehr umklammert hält. Er fragt mich schreiend, wo der Engländer ist, offenbar in der Meinung, daß diese Wissenschaft mit den Achselstücken zusammenhängt.

Eine Reihe von dumpfen Stößen, die rechts von uns schnell aufeinanderfolgen, reißt mir die Antwort vom Munde weg. Das waren Handgranaten. Gleich darauf zischt eine Leuchtkugel hoch, und ein dünnes Geknatter von Gewehren setzt ein, verworren und unregelmäßig, als ob ein Sack Erbsen ausgeschüttet würde. Die Kameraden müssen mit dem Gegner zusammengestoßen sein. Wieder beginnen wir zu laufen, über hochragende Baumwurzeln stolpernd und lang in die Trichter stürzend, während von allen Seiten der kurze, trockene Knall in die Bäume schlagender Geschosse die Luft zerreißt. Wir müssen uns verirrt haben, denn plötzlich stehen wir auf freiem Feld.

Aber jetzt scheinen auch die anderen zu kommen, wir sehen eine Reihe bepackter Gestalten, die sich eilig im spitzen Winkel vom Wäldchen ablösen. Sie sind gar nicht weit entfernt, wir rufen sie an, ohne daß sie darauf zu achten scheinen. Nur ein Einzelner wendet sich um und kommt auf uns zu, um dann stehenzubleiben. Sein Schattenriß hebt sich undeutlich vom Hintergrund des Himmels ab, den eine Ahnung des Tages grau zu färben beginnt.

Aber was ist denn das? Ich kralle meine Faust in den Arm meines Begleiters, und wir lassen uns langsam auf den Boden gleiten. Fast wären wir dem Feinde gerade in den Hals gelaufen, hätten wir nicht noch im letzten Augenblick den flachen Stahlhelm erkannt, den jener da drüben auf dem Kopfe trägt.

»Der Tommy!«

»Schießen?«

»Los!«

Das Gewehr beginnt zu arbeiten, daß gelbe Flämmchen vor der Mündung tanzen, und das Geräusch der Waffe erfüllt uns wieder mit einem Gefühl ingrimmiger Sicherheit. Im Nu ist die einzige Trommel leer. Ob wir getroffen haben? Wir hoffen es, aber wissen können wir es nicht, denn die Schemen sind wie mit einem Schwamme fortgewischt. Wir strengen die Ohren an, um das Geschrei von Getroffenen zu vernehmen, aber wir sind vom Hall der Schüsse betäubt, der im Schädel ein Schwingen wie von angeschlagenen Metallsaiten hinterlassen hat. Wir tun wohl gut, behutsam von Trichter zu Trichter bis zum Waldsaum zurückzukriechen, denn es beginnt hell zu werden.

Das Wäldchen ist jetzt belebt, allmählich ist fast die ganze Kompanie eingetroffen. Die Zug- und Gruppenführer suchen ihre Leute zu sammeln, aber sie finden kein Gehör, eine schreiende Heiterkeit macht sich laut wie am Ende eines wüsten Festes, hinter dem schon eine graue Ernüchterung sich ankündigt.

Das Sperrfeuer ist erloschen, der bellende Abschluß einiger kleiner Geschütze, die dicht hinter den Gräben zu stehen scheinen, klingt fast beruhigend gegenüber dem Inferno dieser Nacht. Durch die zerfaserten Stämme, die sich wie die Säulen eines zerschmetterten Domes erhalten haben, fällt der Blick auf das in unheimlichem Aufruhr erstarrte Trichtermeer, das an Erzählungen von verrufenen Orten erinnert, deren höllischer Trubel mit dem Hahnenschrei verraucht. Auf der weiten Fläche, in die sich die zahllosen Geschosse

eingedrückt haben wie in bräunlichen Siegellack, schwimmt gleich dem Gut im Orkan versunkener Schiffe ein Gewirr von Gegenständen, das durch seine Masse und Regellosigkeit den Eindruck der Verlassenheit vertieft. Tanks, die durch Treffer zerspalten sind oder sich so in mächtige Trichter verfahren haben, daß ihr Hinterende sich steil in die Höhe reckt, fortgeworfenes Gepäck, zersiebte Helme und Kochgeschirre, Gewehre, Konservenbüchsen, zerfetzte Mäntel und Decken, Leichen von Menschen und Pferden, das alles ist wie ein ungeheurer Trödelladen von einer Faust zerstreut, die keine Werte mehr kennt — auf dem Schuttplatz einer grausigen Mühle, die alle Dinge der Welt durch ihr Getriebe zieht, um sie zerbrochen wieder auszuspeien.

Wenn man lange in diesen Gegenden gelebt hat, die immer denkwürdig bleiben werden, dann drängt sich eine tiefe Verbindung vom Humor zum Grausigen auf, die sich beide im Grotesken schneiden und sich vereint zuweilen auch im Persönlichen offenbaren, in jenen blutigen Zynismen, zu denen der Mensch seine Zuflucht nimmt.

Auch dem Geschrei und der tollen Heiterkeit der von den Aufregungen dieser Nacht überhitzten Männer mit ihren zerfetzten und beschmierten Uniformen, mit den von Rauch und verkrustetem Blut maskierten Gesichtern haftet etwas Groteskes an; es steht zu der furchtbaren Nüchternheit der Umgebung in grellem Widerspruch. Sie erinnern an eine Schar von Berauschten, die im Morgengrauen durch öde Vorstädte tobt; aber es ist verständlich: jeder freut sich, daß er noch lebt, und keiner kann sich mit einem Schlage aus einem Wesen, das eben noch durch wilde Triebe geleitet wurde, in einen Soldaten zurückverwandeln, der nach den Regeln seines Handwerks verfährt.

Indessen wird es Zeit, Ordnung zu schaffen, wenn es nicht noch ein Unglück geben soll. Wir müssen den Waldrand besetzen, die Vermißten ermitteln, Verbindung aufnehmen und Sicherungen vorschieben. Schon setzt drüben, wo man inzwischen wohl auch die Lage deutlicher übersieht,

ein Maschinengewehr ein und zwingt uns, die wir allmählich wieder die Gefahren abzuschätzen wissen, Stellung zu nehmen und die Gräben aufzusuchen. Wirklich erleiden wir dabei noch Verluste; ein Mann schlägt rücklings hin mit jenem furchtbaren und gedehnten Stöhnen, mit dem der Lebensatem aus dem Körper entflieht. Ein anderer beginnt zu jammern und muß vorsichtig in den Graben gezogen werden. Ein Geschloß hat ihm den Oberschenkel durchbohrt. Diese Fleischwunden scheinen harmlos, und doch sah ich sie schon einige Male, wenn die große Ader verletzt war, einen jähen Tod herbeiführen. Auch hier ist es ein bedenkliches Zeichen, daß der Getroffene zu frieren beginnt.

Während wir mit dem Abbinden beschäftigt sind, treten Vorbeck und Kastner, von zwei Handgranatenträgern begleitet, auf uns zu und bedanken sich für unsere prompte Unterstützung in der Nacht. Wir dürfen zufrieden sein. Nicht immer gelang es uns, die feurigen Riegel zu durchbrechen, und wir mußten untätig verharren, während man die Besatzung dicht vor uns abwürgte. Wir zünden Zigaretten an und tauschen unsere Erlebnisse aus.

Ich erfahre, daß, nachdem gestern nachmittag der Angriff durch die schweren Granaten, die wohl den großen Stollen zertrümmern sollten, vorbereitet war, mitten in der Nacht ein wüster Feuerüberfall einsetzte, auf den hin sofort rote Leuchtkugeln hochgeschossen wurden. Da an eine Besetzung des ganzen Wäldchens unter dieser Übersüttung mit Geschossen gar nicht zu denken war, versammelte sich die Mannschaft in dem Stollen und wartete, teils auf den Stufen sitzend, teils in den Eingängen stehend, das Weitere ab. Zwei Eingänge wurden eingeschossen und mußten wieder freigelegt werden, auch in dem dritten wurden Posten durch Splitter und Schrapnellkugeln verletzt. Als das Feuer über das Wäldchen hinausprang, verteilte sich die Mannschaft in den umliegenden Trichtern. Es wurde im Scheine weißer Leuchtraketen auf einige vorüberhuschende Schatten geschossen, sonst aber nichts wahrgenommen, so daß Vorbeck,

als er unsere Handgranaten im Rücken hörte, sich schon für umgangen hielt. Die Verluste waren weniger stark, als bei den gewaltigen Geschossmengen, die auf das Wäldchen niedergingen, anzunehmen war. Dagegen ist von der Besetzung des Vorfeldes bis jetzt noch nicht ein einziger zurückgekehrt. Es wird wohl auch keiner mehr am Leben sein.

Ich erkundige mich nun bei den Leuten, die die Handgranaten geworfen hatten: sie haben auch nur schattenhafte Gestalten gesehen, die spurlos verschwunden sind. Es ist wohl anzunehmen, daß der Angriff nur durch eine Patrouille ausgeführt worden ist, die entweder für ein größeres Unternehmen aufklären wollte oder auf das glückliche Gelingen eines Handstreiches hoffte. Das verschwenderische Aufgebot von Mitteln erscheint dem geringen Einsatz gegenüber rätselhaft.

»Nur zum Spaß werden sie doch nicht eine halbe Kriegsanleihe in die Luft gejagt haben«, sage ich.

»Von Spaß kann hier schon bald keine Rede mehr sein«, brummt Vorbeck verdrossen zurück.

»Ja, aber es muß doch etwas zu bedeuten haben?«

»Zu bedeuten? Hören Sie mal, möchten Sie es jede Nacht so gemütlich haben wie heute? Na also. Sie haben in Ihrem Abschnitt A die reine Sommerfrische gehabt. Wir haben in den letzten vier Wochen, so oft wir in Stellung waren, kaum ein Auge zugemacht. Sie haben doch gemerkt, daß die englische Artillerie einen längeren Atem hat als unsere eigene. Und die Engländer selbst bekommen auch nicht nur Steckrüben in die Knochen wie wir. Außerdem steht drüben alle vierzehn Tage ein frisches Regiment. Wenn sie es durch einen großen Angriff nicht machen können, so versuchen sie, uns nach und nach abzubröckeln wie einen mürben Kuchen, und das läuft schließlich auf dasselbe hinaus. Praktisch sind sie nun einmal, und wenn sie uns ausräuchern können, dann sparen sie Blut. Das heute nacht war sicher nur ein kleines Kommando, das auskundschaften sollte, ob wir schon mürbe sind.«



Er mag recht haben. Sicher hat er recht. Gerade für den Engländer, der in der Führung großer Truppenmassen wenig Erfahrung besitzt, ist diese Art die einfachste und sicherste. Und da seit der großen Schlacht, während deren sich die Welt noch einmal für uns zu drehen schien und in der zum ersten Male gezeigt wurde, wie eine Schlacht mit den Mitteln unserer Zeit zu führen ist, uns wieder das Gesetz des Handelns aufgezwungen wurde, so müssen wir uns diesen Formen fügen, ob wir wollen oder nicht. Aber es ist doch merkwürdig, daß in diesem Kriege, der mit einer Reihe von Blitzschlägen begann, die Niederwerfungsstrategie wieder einmal durch die Ermattungsstrategie abgelöst wird. Der ermattete Löwe scheint immer noch zu gefährlich, als daß man ihn im offenen Felde zu stellen wagt.

Gegen zehn Uhr kommt ein Melder vom Kampftruppenkommandeur und überbringt uns den Befehl, zurückzugehen und im Artillerieschutzriegel Stellung zu nehmen. Die Kompanie sammelt sich und zieht sich zugewise durch den Puisieux-Weg aus dem Wäldchen hinaus.

»Auf Wiederschen«, ruft Vorbeck uns nach, und ich rufe zurück:

»Aber hoffentlich nicht hier.«

Im hellen Tageslicht ist die Verwüstung, die die Beschießung anrichtete, erst in ihrem vollen Umfang zu übersehen. Man muß sich nachher doch immer wieder fragen, wie man eigentlich durchgeschlüpft ist. Wir kommen auch wieder an dem Toten in der kleinen Mulde vorbei, der inzwischen von der Böschung in den Graben geschleudert worden ist, so daß wir Mann für Mann über ihn hinwegtreten müssen.

Es wird bereits warm. Über den dürftigen Grasflächen des Zwischengeländes trillern die Lerchen, die keine Beschießung zu vertreiben vermag. Der Rausch, der die Mannschaft nach dem Einbruch in das Wäldchen beseelte, ist verflogen; jeder schleicht, in sich gekehrt, zwischen den Graben-

wänden entlang und läßt bei Stockungen oder Zusammenstößen die schlechte Laune an seinem Vordermann aus.

Hinter mir geht der Rekrut, der heut morgen noch schnell den Engländer mit seinem Maschinengewehr bestrich, ehe der uns aus den Blicken kam. Er sieht so blaß aus wie ein Kind, das nicht geschlafen hat. Es ist sein erster Einsatz gewesen, und ich frage ihn:

»So haben Sie sich die Sache in Ihrem Rekrutendepot wohl auch nicht vorgestellt?«

»Ach Gott, Herr Leutnant, eigentlich hatte ich mir das noch viel toller gedacht.«

Den Jungen muß ich mir merken, er scheint gut zu sein. Seine Antwort erinnert mich an den Augenblick, in dem ich als Binnenländer zum ersten Mal am Meere stand und durch die Wellen enttäuscht wurde; ich hatte sie mir mindestens hundert Meter hoch gedacht. Sie waren noch nicht einmal turmhoch, wie es in den Büchern stand. Eine jugendliche Phantasie stellt eben große Ansprüche an die Wirklichkeit. Aber so kamen wir auch einmal ins Feld, daß es uns gar nicht toll genug kommen konnte. Und wenn wir ein Vierteljahr auf Erholungsurlaub geschickt würden, so würde er sich auch wieder einstellen, dieser Übermut, dem so leicht nichts gewachsen ist.

Der Artillerieschutzriegel schneidet den Puisieux-Weg einige hundert Schritt hinter der Hauptwiderstandslinie. Am Schnittpunkt führen mehrere Gänge in den Stollen des Kampftruppenkommandeurs, um den Boten und Meldeläufer herumschwirren wie Bienen um ihren Stock. Die Unterstände des Schutzriegels sind recht dürftig, wenige Stufen führen hinunter, und die Deckung ist kaum einen Meter stark. Die Luft unten ist schlecht und modrig; diese Unterschlupfe gehören zu den unzähligen, die unbewohnt und unbeachtet in der Landschaft liegen, bis plötzlich eine Veränderung im Kräftespiel ihnen Bedeutung gibt. Ehe wir uns in ihnen festsetzen, muß die Kompanie neu eingeteilt, die Küche benachrichtigt, das zurückgelassene Gepäck aus der

Hauptwiderstandslinie geholt, es müssen Meldungen geschrieben werden, kurz, es ist eine Menge von Kleinigkeiten zu erledigen. Um ein Uhr kommt das Essen nach vorn, und eine halbe Stunde später bin ich so weit, daß ich mich in die Decke wickeln könnte, um zu schlafen — wenn mich nicht der Lärm einer neuen Beschießung aufschreckte und veranlaßte, in den Graben zu treten.

Das Wäldchen ist von dieser Stelle aus nicht zu sehen, es liegt hinter einer Geländewelle versteckt. Dafür breitet sich das Dorf, dessen zerflederte Gärten bis an unseren Graben stoßen, vor unseren Blicken aus. Das Feuer lastet auf ihm wie eine Gewitterwolke, es wird der kleinen Besatzung, die unter der dünnen Decke der erhaltenen Keller haust, böß zusetzen. Zuweilen wird der wütende Sturm der Geschosse durch einen Einschlag von besonderer Wucht überrost, dann schnurren die schweren Splitter bis hierher, um sich klatschend in den Lehm zu bohren.

Die Granaten scheinen von weither zu kommen; sie gleiten in Schwärmen mit einem schleichenden Säuseln durch die Luft, das ununterbrochen dahinfließt, als sollte ein großes Becken gefüllt werden. Die Geschosse der deutschen Batterien dagegen, die neben und hinter dem Dorfe stehen, jagen mit einem schrillen, giftigen Zischen durch den Raum; der Himmel scheint mit einem wechselnden Netz von Kraftlinien bespannt, das die Sinne verwirrt und betäubt. Auch im Zwischengelände werfen Explosionen einen bräunlichen Wald von spritzender Erde hoch. Manche Kegel sind steil und spitz wie Pappeln, andere dehnen sich mächtig und zackig aus wie alte Eichen, wieder andere liegen breit und spritzend über der Erde wie ein dichtes Gebüsch, dessen Garben der Sturm auf den Boden peitscht. Es ist ein Schauspiel, wie es sonst nur die Natur in ihren großen Ausbrüchen bietet, in einem Gewitter, einem Orkan oder einer Feuersbrunst — man kann es betrachten, ohne zu merken, daß die Zeit verfließt.

Zwei Menschen treten aus dem Dorf heraus, Melde-

läufer vielleicht, und gehen über das offene Gelände vor. Dem unbeteiligten Auge erscheint es, als ob Zwerge sich in einen Zaubergarten wagten; zuweilen werfen sie sich nieder, und gleich darauf schießt neben ihnen die Erde wie eine lodernde Fackel hoch. Es sieht aus, als ob Ameisen sich einen Weg durch diese Wildnis tasteten. Endlich tauchen sie in einen Graben ein.

Immer noch schwillt das Feuer an. Das messerscharfe Zischen der Granaten schließt sich zusammen, ohne eine Lücke zu lassen, es verdichtet sich zu einem Gewebe von Tönen, das an den Rändern brüllend zerreißt. Die Artillerien kämpfen atemlos gegeneinander an wie zwei Höllenrachen, die einander in immer sich steigender Wut zu verschlingen trachten. Das eintönige Rollen und Stampfen scheint ein Ingrediens der Landschaft geworden zu sein, das ihr, zusammen mit der feinkörnigen Staubwolke, die die Sonnenstrahlen verschluckt, ein düsteres und drohendes Aussehen verleiht. Aus der donnernden Brandung der Geräusche heben sich umtoste Inseln hervor, Puisieux-au-Mont, weiter rechts Bucquoy und, hinter dem Hange verborgen, doch unverkennbar — das Wäldchen 125. Aus dem Dorfe strömen weiße Rauchmassen ins Tal, in denen es rötlich aufzuckt wie in einem kochenden Brei. Der Verkehr von Verwundeten und Tragbahren zwischen dem Wäldchen und dem Dorf ist eingestellt, kein lebendes Wesen ist mehr zu sehen. Der brüllende Wirbel der Vernichtung hat jene Steigerung erreicht, die mit Sicherheit auf den Einsatz des Menschen schließen läßt. Das Bewußtsein, das sich bemühte, die Eindrücke aufzunehmen und zu ordnen, beginnt zu versagen und in dem Toben zu verfließen, das es wie eine Kugel umschließt, in der es kein Oben und kein Unten mehr gibt. Der Punkt ist erreicht, an dem man sich in eine Ecke setzt und vor sich hinstarrt beginnt oder von dem an man sich auf andere Weise, mit einer gedankenlosen Sicherheit bewegt.

In diesem Augenblick erscheint ein Melder vom Kampf-

truppenkommandeur und schreit mir den Alarmbefehl ins Ohr. Ich begleite ihn bis zu dem großen Unterstand, der nur wenige Schritt entfernt ist, um zu hören, was es gibt. An manchen Stellen des Grabens liegen Tote und Schwerverwundete, deren ausdruckslosen Blicken man ansieht, daß sie schon jede Hoffnung auf ein Davonkommen aufgegeben haben. Dort, wo der Puisieux-Weg den höchsten Punkt der Geländewelle erreicht, wird der Ausblick auf die vordere Linie frei. Sie erscheint den Blicken als eine geschlossene Mauer von Rauch und Staub, die ein Feuerwerk von bunten Magnesiumlichtern übersprüht. Der Unterstand, einer der wenigen Ordnungspunkte in dieser brüllenden Wüste, ist von Menschen überfüllt. Auf den Treppen wimmern Verwundete, die von den Krankenträgern bis zur nächsten Feuerpause hier abgesetzt worden sind. Dazwischen drängt sich die Schar der Versprengten, die wie Tiere beim Hochwasser an solchen Inseln einer größeren Sicherheit zusammenströmen und auf den Stufen nebeneinander hocken. Es sind Sanitäter, Leuchtkugelposten, Fernsprecher, Nachrichtenleute, kurz alle, die allein in der Einöde hausen und nicht durch einen geschlossenen Verband an ihrem Ort gehalten werden. Allein sind sie nicht imstande, der Flut von vernichtenden Eindrücken zu widerstehen. Die Stimmung ist dumpf und entmutigt, sorgenvolle Bemerkungen werden gemurmelt und, wenn ein besonders naher und wuchtiger Stoß diese Höhle erschüttert und schwanken läßt wie ein gefährdetes Schiff, von dem schrillen Geschrei der Verwundeten über-tönt.

Hier unter der Erde, im Scheine von Kerzen, die der Luftdruck der Einschläge immer wieder auslöscht, findet der wüste Ansturm der Sprengstoffe, der draußen tobt, in den Charakteren seine Spiegelung. Das Gewimmel der grauen Gestalten, durch die sich der Verkehr der Melder drängt, erinnert an Bilder von Breughel; die Stimmung ist niedergedrückt, als ob ein Todesurteil verkündet wäre. Die große Nähe der Gefahr drückt sich in allen Temperamenten aus: man sieht den Phleg-

matiker zusammengedrückt vor sich hinstarren, den Sanguiniker bereit, jeden Augenblick sich einer Panik hinzugeben oder eine hervorzurufen, man hört den Choleriker bei jedem neuen Einschlag fluchen und den Melancholiker sein Geschick bejammern. Die obersten Stollenrahmen sind bereits wie Streichholzschachteln nach innen eingeknickt, und jede neue Erschütterung läßt Sand und bröckelnde Erde durch die Bretter rieseln und treibt die auf den obersten Stufen Stehenden, einen Vorstoß nach unten gegen die gedrängte Menschenmasse zu unternehmen, bei dem die Verwundeten getreten werden und der Tumult seine letzte Steigerung erreicht. Das Entsetzen jagt in Stößen von draußen herein und findet keinen Widerstand. Zermürend vor allem wirkt eine besondere Art von nahen Einschlägen; man wird weniger durch den jähen Knall als durch den Gasdruck und seine betäubenden Stöße erschreckt.

Wo hundert sinnlos erregte Menschen zusammensind wie in diesem Stollenschacht, da hilft kein gutes Zureden mehr, und so muß ich versuchen, auf dieselbe Weise nach unten zu gelangen wie die Meldeläufer, indem ich nämlich, ohne mich um Fluchen und Geschrei zu kümmern, über Köpfe und Leiber hinwegstolpere und mich mit den Bewegungen eines Schwimmers nach unten durchzwänge. Im eigentlichen Wohnraum ist das Gedränge nicht mehr so wild, weil dort der Kommandeur sitzt, der jeden Augenblick einen Gefechtsauftrag erteilen kann. Trotzdem ist es noch schwierig, sich durchzuwinden. Gefechtsläufer und Patrouillenführer wollen Meldung erstatten, andere warten darauf, abgefertigt zu werden. Der Adjutant, der Führer der Maschinengewehrkompanie, der Artillerieverbindungs- und der Nachrichtenoffizier versuchen in verschiedenen Winkeln dieser Höhle tätig zu sein, in der Staub, Ausdünstungen und Wolken von Tabaksqualm das Licht der Kerzen auf kleine, zitternde Bälle beschränken.

An einem winzigen Tisch sitzt der Kommandeur, der seit vierundzwanzig Stunden nicht mehr zur Ruhe gekommen

ist und auch wohl sobald nicht zur Ruhe kommen wird. Man sieht seinem Gesicht an, wie der Aufenthalt in diesem höllischen Loch die Kräfte verzehrt. Abgesehen vom Lärm der Beschießung, der nur dumpf und verworren, doch drohend wie die Brandung eines unsichtbaren Meeres hereinflutet, von der schwingenden Erschütterung, die das Gebälk des Baues erzittern läßt, und von dem Geschrei der in die engen Gänge eingekeilten Masse wird er in Erregung gehalten durch die sich widersprechenden Berichte von Meldern und zurückgehenden Verwundeten, die, noch unter dem Banne des Kampfes stehend, in grellen Farben jeder ein anderes Bild schildern. Längst sind die Verbindungsmittel zerstört, die Telefondrähte zerhackt, die Signalapparate zertrümmert, die Brieftauben verbraucht, und so werden, inmitten eines Abschlusses durch feurige Ringe, alle Gefühle von denen der Unsicherheit und Ungewißheit übertäubt. Der Aufenthalt in dumpfen Erdhöhlen, der die sinnliche Wahrnehmung auf die Berichte überreizter Gehirne beschränkt, drückt der Führung immer mehr den Stempel der Arbeit auf, die unter ungünstigsten Bedingungen mit Wahrscheinlichkeiten und Andeutungen rechnen muß.

Ich melde mich und werde mit der Lage vertraut gemacht, die wenig erfreulich ist. Beim linken Nachbarregiment ist der Gegner eingedrungen. Diese Meldung ist bis zum Gefechtsstand des anderen Regiments zurückgegangen und von dort wieder nach hier. Das muß also mindestens schon vor zwei Stunden geschehen sein. Außerdem ist der Abschnitt eingedrückt, seine Besatzung hat sich dicht vor der Hauptwiderstandslinie in den Verbindungsgräben festgesetzt und verbarrikadiert; Handgranatenkämpfe sind im Gange. An Unterstützungen ist nichts mehr vorhanden als meine Kompanie, die längst nicht mehr über die Mannschaft eines kriegsstarken Zuges verfügt.

Ich entdeckte auch Domeyer und Oskar, die sich Befehle holen wollen. Domeyer ist, als er die Lage im linken Nachbarabschnitt aufklären wollte, in ein fürchterliches Granat-

feuer geraten, in dem er seine Begleiter verloren hat und selbst an der Hand verwundet wurde. Oskar erzählt mir von einem erbitterten Handgranatenangriff der Engländer; ich erfahre, daß unser kleiner Unterstand, in dem wir in den vergangenen Wochen so manche Stunde verbrachten, schon in ihrem Besitze ist.

»Die Sache wird brenzlich«, flüstert er mir zu, »hier, komm, stärk dich erst mal, diese Flasche habe ich noch gerettet. Ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht. Als sie kamen, riß ich erst eine Handgranate aus einem Bündel heraus, in dem sich schon alle Schnüre verfangen hatten. Als ich sah, daß sie rauchten, konnte ich noch gerade hinter eine Schulterwehr springen, ehe sie hochgingen. Und dann schwinge ich eine abgerissene Handgranate und zähle wie auf dem Exerzierplatz ›einundzwanzig, zweiundzwanzig‹ und hätte gezählt, bis sie mir in der Hand losgegangen wäre, wenn nicht jemand hinter mir geschrien hätte: ›Wegwerfen, wegwerfen!‹ Und einer riß noch in der Aufregung mit der langen Schnur die geballte Ladung ab, die dort immer im Graben lag, daß zwei von unseren Leuten in die Luft flogen — ich sage dir, es war ein Tumult, den du dir gar nicht vorstellen kannst. Uns haben sie wieder richtig durch den Kakao gezogen.«

»Ja, ja, uns haben sie wieder einmal da, wo sie uns hinhaben wollen«, bestätigt eine klägliche Stimme hinter uns.

»Na, wenn wir hier erst mal rauskommen . . .«, meint ein Dritter dazu und läßt deutlich erkennen, daß er nicht daran glaubt. Das sind genau die Sprüche, die bei solchen Gelegenheiten im Regiment schon hundertmal gemacht worden sind.

Jetzt rutscht ein neuer Ankömmling von draußen über den Wall aus menschlichen Leibern in den engen Raum. Er ist verwundet und noch nicht verbunden; die Wunde ist unter dem Kopfhaar verborgen und hat die eine Hälfte des Gesichtes mit Blut überschwemmt, das sich in Bächen und Spritzern über den Uniformrock bis zu den Stiefeln hinunterergießt. Es scheint immer noch zu strömen, denn der



Mann preßt das Ohr an die Schulter, um sich die Augen freizuhalten. Er trägt einen Stahlhelm in der Hand, der durch eine lange Rille aufgerissen ist. Trotz seinem schrecklichen Anblick besitzt dieser Mann etwas Prächtiges. Man sieht seiner Haltung und den blitzenden Augen an, daß er nicht zu denen gehört, die sich durch das fließende Blut einschüchtern lassen, sondern zu jenen anderen, die es wie ein erstes, dem Kampfgott verspritztes Opfer nur zu wilderem Zorn erregt. Im Halbdunkel des Kerzenlichts, das dem Blut eine dunkle Farbe wie von fast schwarzen Blumen verleiht und um das Haar einen goldenen Schimmer spielen läßt, erscheint er zwischen diesen zusammengedrängten Höhlenbewohnern wie der Abgesandte einer freieren und mutigeren Rasse, die es vorzieht, draußen im Licht zu sterben, wenn doch einmal gestorben werden muß. Und seine Meldung klingt wie ein letzter Gruß von Kriegern, die mit keinem anderen Bilde vor Augen als dem ihrer Aufgabe im männlichen Kampfe gefallen sind.

»Herr Rittmeister«, sagt er, »ich melde, daß das Wäldchen 125 verloren ist. Wir haben starke Verluste gehabt. Der Kompanieführer und Leutnant Kastner sind durch Kopfschuß gefallen. Der Rest der Kompanie hat sich am Hecken graben verschanzt und hält die neue Stellung. Wir brauchen Handgranaten und Maschinengewehrmunition.«

Es ist still geworden, selbst die Verwundeten haben schweigend zugehört. Das Wäldchen ist für uns alle der Inbegriff dieser Stellung gewesen, ein Symbol, wie es in früheren Zeiten eine zerschossene Regimentsfahne war. Und wie damals eine Fahne mehr war als ein geschwärzter, an einen Stock genagelter Seidenfetzen, so ist uns dieses zerschossene und zerhackte Stück Land mehr geworden als ein namenloser Ort, dem man eine Nummer geben mußte, um ihn von anderen unterscheiden zu können. Die meisten von uns sind einfache Menschen, die, wenn sie über die Entstehung des Krieges oder seine großen Ziele und Zusammenhänge befragt würden, nur eine verworrene Antwort zu

geben wüßten. Und wenn ihnen jemand sagte, daß der Gewinn oder Verlust eines so nichtswürdigen Landfetzens doch ohne jede Bedeutung sei, so würden sie wohl auch nicht viel erwidern können. Aber sie würden trotzdem fühlen, daß ihnen dieses Land mehr bedeutet als ein Gemisch aus Kreide und Sand, das mit zersplitterten Baumstümpfen bestanden ist, dessen Lage man nach der Karte bestimmen und dessen Ausdehnung man messen kann — genau so wie das Kreuz, das viele von ihnen auf der Brust tragen, ihnen mehr bedeutet als ein Stück Eisen mit einem silbernen Rand. Es würde in ihnen die Erinnerung an schwere Märsche und Arbeitswochen wach werden, an Nachtwachen, in denen sich dieses Stück Land wie ein flammender Hochofen aus der Dunkelheit hob, und an Tage, während deren es unter der Last von Geschloßwolken vor ihren Augen lag. Sein Name würde ihnen nicht erscheinen wie jeder andere, sondern wie einer, der sich rotglühend in das Gedächtnis gräbt und der eine solche Summe von Taten und Gefühlen umschreibt, daß bei seiner Nennung jede Einzelheit nichtig wird wie beim Anblick eines der Steingräber, die aus grauer Vorzeit erhalten sind. Sie würden auch fühlen, daß dieses Wäldchen schon darum kein Ort sein kann wie jeder andere, weil jeder Schritt, der in ihm getan wurde, mit dem Leben erkaufte werden mußte und weil das große Schicksal der Völker hier erlebt und erlitten wurde im Schicksal des Einzelnen. So klingt das, was der Bote der wenigen Überlebenden der Besetzung des Wäldchens soeben gesprochen hat, wie der Urteilspruch einer höheren Gewalt, aber wie ein Urteilsspruch, dessen man sich trotz seiner Härte nicht zu schämen braucht.

Der Kommandeur beginnt, dem Adjutanten kurze Befehle zu diktieren, die auf Meldekarten geschrieben werden und von denen auch mir einer ausgehändigt wird. Er enthält den Auftrag, den Leuten am Heckengraben Munition zu bringen und dann mit der Kompanie bis in den Elbinger Weg zu rücken, um die Stellung nach links abzuriegeln. Vorläufig ist jeder Versuch ausgeschlossen, das Wäldchen

wiederzuerobern; es ist schon viel, in diesem Gewirr von Gräben, die von allen Seiten abzubröckeln beginnen, sich mit der winzigen Zahl von Kämpfern so festzukrallen, daß die Stellung nicht völlig zusammenbricht.

Und so beginnt von neuem der Marsch durch den Puisieux-Weg, in dem schon wieder Gefallene liegen, Gesicht und Uniform bedeckt von dem grauen Staub, der sich während der Beschießung auf ihnen niedergeschlagen und ihr Blut aufgetrunken hat. Das Feuer ist noch im Gange, aber nicht mehr zu bestimmten Angriffshandlungen zusammengefaßt, sondern weit über die Fläche zerstreut wie ein Gewitter, das sich unter langhinrollenden Schlägen verzieht. Dafür bekommen wir gleich nach dem Durchgang durch die Hauptwiderstandslinie zu spüren, daß das Wäldchen, das sich mit seinen zerschlagenen Stangen schwarz von dem in der untergehenden Sonne glühenden Westhimmel abzeichnet, uns nicht mehr gehört. Der Puisieux-Weg führt fast in seiner ganzen Länge darauf zu, und die knallenden Einschläge von Geschossen, die rechts und links auf die Deckung schlagen und in Schwärmen um die Stahlhelme schwirren, verkünden, daß unser Vormarsch beobachtet wird. Sie zwingen uns, an den kurzen Biegungen Mann für Mann vorzuspringen und die langen gestreckten Stellen des Grabens kriechend zurückzulegen. Die Gruppen von scharfen Schlägen, die uns dicht begleiten und deren Ton sich nur mit dem knallenden Aufschlag von großen Brettern vergleichen läßt, beunruhigen die Sinne noch mehr als das Feuer der Artillerie, weil sich in ihnen ein feindlicher Wille unmittelbar offenbart. Die Leute, die Munitionskästen und Maschinengewehre hinter sich herziehen müssen, verursachen Stockungen, durch die die Aufregung noch vergrößert wird. Schon aus dieser Gefährdung des einzigen Anmarschweges läßt sich erraten, daß wir in der Luft hängen.

Endlich erreichen wir eine Zwischenstellung, die uns erlaubt, aufrecht weiterzugehen. Wir müssen uns sehr leise verhalten, denn der Gegner kann ganz in der Nähe sein.

Vorsichtig, mit weiten Abständen von Mann zu Mann, durchschreiten wir gebückt ein niedriges Grabenstück, in dem der erbitterte Ringkampf um das Wäldchen seinen Abschluß gefunden zu haben scheint.

Alle Trichter sind besät mit grauen Stielhandgranaten und schwarzen, eingekerbten Eisenbällen. Auf den Deckungen liegen Kisten voll Handgranaten, von denen der größte Teil beim hastigen Aufreißen über den Boden verstreut worden ist. Überall in den großen, durch die Granaten gerissenen Löchern sind kleine, tellerförmige, schwarzgebrannte Vertiefungen zu sehen: dort sind die Wurfgeschosse im Gewühl der Kämpfenden zerschellt. Die Wirkung des auseinandergeschmetterten Eisens, das auf diese Entfernung die Getroffenen in die Höhe reißt und leblos auf den Boden stürzen läßt, verrät sich an den Leichen, die neben- und übereinander in den Stellungen auf der Erde liegen, in denen der Tod sie niederwarf. Ihre Gesichter und Körper sind von Splintern zersiebt, ihre Uniformen durch die Stichflammen der Explosionen verbrannt und geschwärzt. Die Gesichter derer, die auf dem Rücken liegen, sind verzerrt, und die Augen sind aufgerissen wie vor einem Verderben, aus dem kein Ausweg mehr zu sehen war. Ihnen waren die Verfolger schon so dicht auf den Fersen, daß die nachgeschleuderten Handgranaten im Bogen über ihre Köpfe hinweg ihnen vor die Füße fielen, so daß sie sich in ihren letzten Augenblicken von flammenden Ringen umschlossen sahen, aus denen es keine Rettung gab. Wie das Wurfgeschosß zeigt, das einer noch mit der verkrampften Faust umschließt, ließen sie im Laufen abgezogene Handgranaten fallen, um eine feurige Schranke hinter sich zu ziehen — sie haben ihr Schicksal dadurch nicht aufhalten können. Da, wo der letzte von ihnen liegt, stapelt sich vor einem Riesentrichter ein Berg von glänzenden Messinghülsen auf. Dort muß der Maschinengewehrschütze im Anschlag gelegen haben, der dem Vordringen der Engländer Halt gebot. Er wird dorthin geschossen haben, wo das Gewühl am dichtesten war. Der Tod hat reiche

Ernte gehalten; den grauen Gestalten schließen sich die lehmfarbigen an, die fast alle auf den Rücken geschleudert sind und deren Gesichter einen ganz anderen Ausdruck zeigen, nach oben starren.

Die letzten von ihnen liegen in einem niedrigen Sandwall, wie ihn sich Kinder am Meeresstrande mit den Händen zusammenscharren. Zwischen ihren Körpern sind pfeilartige Geschosse und lange Patronenhülsen verstreut. Sie haben sich wohl noch mit Gewehrgranaten und einzelnen Schüssen verteidigt, bis der Geschößschwarm des Maschinengewehrs sie niedergeschlagen hat. An der Kreuzung dieser Trichtermulde mit dem Heckengraben ist auch noch, vielleicht als letzter, der Offizier dieses Stoßtrupps gefallen; er hält den Coltrevolver noch in der Faust. Es ist keine Verwundung an seinem Körper zu sehen, die tadellose Uniform und das peinlich genau sitzende Lederzeug stechen seltsam von der wüsten Unordnung ab, die ihn umgibt. Sogar die Mütze, die er statt eines Stahlhelms trägt, hat er nicht verloren. Ich beuge mich zu ihm hinunter und lese in der Dämmerung: »Otago-Rifles« auf dem geschweiften bandförmigen Mützenschild. Sein Gesicht starrt mich grimmig an, er hat die Zähne zwischen den blaugewordenen Lippen gebleckt. Ein wackerer Bursche, sicher hat er sich wie ein Löwe auf dieses Grabenstück gestürzt.

Aber hier ist nicht gut sein. Es ist, als ob ein wütendes Element plötzlich erstarrt wäre wie ein Vulkan, der eben noch in voller Tätigkeit war. Und dann kann man so schwer glauben, daß diese Toten, die sich noch eben in der wildesten Steigerung des Lebens befanden und jetzt daliegen wie von einem Zauberstab berührt, nun gar keine Gedanken und keinen Willen mehr haben könnten. Sie sind doch Wesen und keine Sachen, und man überrascht sich immer wieder bei einem verstohlenen Seitenblick, durch den man sich vergewissern möchte, ob sie auch wirklich ganz still auf ihren Plätzen liegen und keine Bewegung machen. Man fühlt sich geneigt, den schweigenden menschenähnlichen Bewohnern

dieses Ortes, die so ganz unbekanntem Gesetzen unterworfen sind, verborgene und tückische Absichten zuzuschreiben, und man ist gar nicht sicher, ob sie sie nicht auch auszuführen imstande sind. Man würde sich über nichts wundern, was auch immer hier geschehen könnte. Es sind nicht die lautesten Stunden, in denen das Grauen über das Schlachtfeld geht.

Rechts von der Mulde zweigt sich der Heckengraben ab. Er ist tief wie eine Schlucht in das Gelände geschnitten und zieht sich an einer von Geschossen zerrupften Hecke entlang, nach der er seinen Namen führt und die in früheren Zeiten eine Viehweide umschlossen haben mag. Wir brauchen uns nur noch ungefähr fünfzig Schritt weiter vorzuschleichen, um auf die Besatzung zu stoßen, die ihn bewacht und die gerade noch hinreicht, um eine in aller Eile aufgeworfene Barrikade besetzt zu halten. Sie hat eine Strecke des Grabens mit Drahtwalzen versperrt und dahinter die Grabenwände eingestoßen, um aus der heruntergerutschten Erde einen Wall zu bilden. Dieser Widerstandskopf wird rechts und links verlängert durch einige Schützen, die sich in den Trichtern des umliegenden Geländes eingenistet haben. Einen wichtigen Stützpunkt dieser umsichtigen Anordnung bildet ein Stollenhals, der einige Schritt hinter der Barrikade liegt und in dem sich der Teil der Mannschaft verschanzt hat, der nicht auf Posten steht. Ein Vorrat von Handgranaten ist davor aufgestapelt; von hier aus wird den Kämpfern frische Munition zugereicht. Die kleine Insel ist also gut gesichert; sie hat sich, wie immer in solchen Fällen, um die Person eines entschlossenen Einzelnen angesetzt. Es ist ein junger Feldwebel, der im Eingang des Stollenhalses steht. Ich kenne ihn seit Jahren; er hat neben mir einen Beinschuß bekommen, als wir in Flandern gegen die Ruinen des Dorfes Langemarck vorgingen, und ich freue mich, daß er am Leben geblieben ist. Er hat sich auch hier als guter Widerpart des englischen Offiziers erwiesen, der hinter uns an der Grabenkreuzung liegt.

Wir müssen uns im Flüsterton begrüßen, aber in dieser Landschaft erstirbt jedes laute und unbefangene Wort von selbst. Wenige Schritt von uns wird der Graben durch eine zweite Barrikade gesperrt, hinter der ebenfalls bewaffnete Menschen lauern; die Kämpfer sind so nahe aufeinandergerückt, daß der geringste Umstand verhängnisvoll werden kann. Wir gehen zusammen bis zu der Kreuzung zurück, an der die Träger stehengeblieben sind, und geben ihnen Anweisung, wo sie die Munitionskisten auspacken sollen.

Ich erfahre, daß Vorwerk und Kastner schon dort gefallen sind, wo der Puisieux-Weg das Wäldchen verläßt, beide durch Kopfschuß aus einem Infanteriegewehr. Ich erinnere mich an das »Auf Wiedersehen«, das sie mir heut morgen im Wäldchen nachriefen, und höre auf meine Frage, daß die Leichen in der Hand des Feindes geblieben sind. Es ist immer wieder ein quälendes Gefühl der Verwunderung, von dem man befallen wird, wenn man einen Menschen, den man noch vor ganz kurzer Zeit im vollen Besitze seiner Kräfte kannte, sich nun als ausgestrichen und ausgelöscht vorstellen soll. Man kann es nicht glauben, und man überrascht sich immer wieder dabei, daß man ihn sich noch lebendig denkt. Man hat das Gefühl, daß etwas fehlt; es scheint etwas von der eigenen Persönlichkeit verlorengegangen zu sein, und dieses Gefühl drückt sich in den Worten »als wärs ein Stück von mir« am allerbesten aus.

»Meinen Sie denn«, frage ich, »daß Sie sich hier noch halten können?«

Er antwortet: »Herr Leutnant, ich habe nur noch zwölf Mann, aber ich kann mich auf die Leute verlassen — die sind gut. Heute nacht wird es noch gehen, denn der Tommy weiß hier noch nicht Bescheid, aber morgen früh ...«

Ja, morgen früh kann es böse werden, wenn keine Verstärkung kommt, und es sieht so aus, als ob wir ganz mutterseelenallein in dieser dunklen Mausefalle säßen. Ein Gefühl der Verlassenheit steigt beängstigend auf und schnürt die Kehle zu. Ich flüstere meinem Gegenüber zu, als ob es der

englische Offizier nicht hören sollte, der zu unseren Füßen liegt:

»Haben Sie denn schon Verbindung aufgenommen? Wie sieht es mit dem Anschluß aus?«

Er flüstert zurück: »Im Puisieux-Weg liegt noch eine Gruppe von unserer Kompanie, aber dazwischen sind mindestens fünfhundert Schritt unbesetzt. Nach links habe ich vor einer Stunde einen Mann geschickt, der nicht zurückgekommen ist. Ich glaube, da liegt gar nichts mehr.«

Nach links? Da ist ja der Elbinger Weg. Das kann ja noch schön werden heut nacht! Ein unklares Gefühl der Hoffnung läßt mich noch fragen:

»Nicht zurückgekommen? Der ist wohl gleich bis zur Feldküche weitermarschiert?«

»Nein, nein, das ist ausgeschlossen. Es war der Gefechtsläufer des Kompanieführers. Einer der besten Leute.«

So, so. Einer der besten Leute. Gleich hier im Elbinger Weg, der sich als vierter Arm dieser Kreuzung auftut wie ein dunkles, drohendes Tor? Nicht mehr zurückgekommen? Ja, das sieht freilich so aus, als ob nicht jeder zurückzukommen brauchte, der sich dort hineinverliert. Es ist schon ganz dunkel geworden. Wie lautet unser Auftrag doch gleich? Bis in den Elbinger Weg rücken und die Stellung nach links abriegeln? Da wird der Engländer wohl auch noch ein Wort mit-sprechen.

Die Munition ist übergeben, und damit ist der erste Teil unserer Aufgabe erfüllt. Wir verabreden noch, daß wir die ganze Nacht Verbindung halten und uns im schlimmsten Falle an dieser Kreuzung zusammenschließen wollen. Eine Leuchtkugel fährt hoch. Sie kommt von der feindlichen Barrikade, aber es macht den Eindruck, als ob sie mitten unter uns abgeschossen wäre. Sie fällt sprühend auf die steile Deckung herab und färbt den Qualm, in dem sie verzischt, mit einem grellen Licht, dessen rötlicher Schimmer von den Stahlhelmen der dicht nebeneinanderknienden Mannschaft widerstrahlt. Dieses nächtliche einheitliche Aufglänzen der



Helme übt immer eine beruhigende Wirkung aus, es macht den Eindruck einer eisernen, schweigenden Wacht. Das Auge glaubt für einen Augenblick die stählernen Kuppeln zu sehen, von denen die Last des Kampfes getragen wird.

Und jetzt gilt es, ans Handwerk zu gehen. Die Mannschaft muß mit weiten Abständen aufgestellt werden, damit im Falle des Zusammenstoßes Spielraum für den Einzelnen bleibt und nicht gleich durch das Gedränge der ersten Stokung eine Verwirrung hervorgerufen wird, bei der in der Dunkelheit und der Enge der Gräben nichts mehr zu retten wäre. Es müssen diejenigen herausgesucht werden, die gelenkig genug und von angeborenem Wagemut sind, um die ersten Plätze als Werfer einnehmen zu können, aber auch ans Ende muß ein entschlossener Dienstgrad gestellt werden, der dafür zu sorgen hat, daß keiner zurückbleibt, daß die Bewegung nicht zögernd wird und daß in gleichmäßiger Folge Handgranaten durch die Kette nach vorn gereicht werden. Es sind die Träger von Schießbechern einzuteilen, die über die Köpfe der Vorgehenden hinweg ihre Gewehrgranaten auf den Gegner schleudern sollen, ferner die Maschinenpistolen- und Maschinengewehrscützen, die in der Dunkelheit nur steil in die Luft schießen können. Auch an die Melder, die Leute mit den geballten Ladungen, den Drahtscheren, den Leuchtpistolen, den Munitionskästen, den Brotbeuteln voll Gewehrgranaten und den Beilpicken muß gedacht werden. Hier und da werden noch Dinge ausgetauscht, hier und da ein Platz gewechselt — man soll ein Auge zudrücken und die Freunde, die in diesen Augenblicken gern zusammenbleiben möchten, gewähren lassen, auch wenn es die Ordnung stört, denn es ist wichtiger, daß die Menschen zusammenpassen als die Waffen, mit denen sie ausgerüstet sind.

Ich zähle kaum mehr als fünfzig Mann, die vor dem Eingang des Grabens stehen, aber sie sind durch Dutzende von Schlachten gesiebt und durch jahrelange Übung mit allen Arten des Kampfes vertraut. Sie besitzen nicht mehr das blinde Draufgängertum der ersten Zeit, aber an seine Stelle

ist eine Erfahrung und Kaltblütigkeit getreten, die sie nicht weniger schrecklich macht. Dieser späte und vielleicht letzte Abschnitt des Krieges hat sich in einer Gestalt des Kämpfers verkörpert, die ausgeglüht ist und wohl mit dem Bilde des Großen Krieges überhaupt verschmelzen wird. Mit einem aus solchen Männern zusammengesetzten und so bewaffneten Stoßtrupp kann man es mit jedem Gegner aufnehmen, der sich jetzt denken läßt. Das ist ein beruhigendes Gefühl.

Also: Los! Das finstere Tor nimmt uns auf, und wir versinken im Schlagschatten des Grabens, der so dunkel ist, daß man kaum die Hand vor Augen sehen kann. Der Feldwebel, den ich bei seiner Barrikade zurückhalten mußte, unterstützt uns, indem er in kurzen Abständen flach in unserer Richtung weiße Leuchtkugeln über den Graben schießt, deren Schimmer den Weg erhellt. Es geht langsam und schrittweise voran. Jeder bemüht sich, die Grabenwände nicht zu streifen und das Klirren des Eisens zu vermeiden. Auch dabei ist uns die Barrikadenbesetzung noch behilflich, indem sie unser Geräusch durch ein laufendes Maschinengewehrfeuer zu übertönen sucht, das bald erwidert wird und dumpfe Handgranatenexplosionen nach sich zieht. Gleich nach den ersten Schritten versperrt ein Toter den Weg. Wenn das der ausgesandte Verbindungsmann war, so hat ihn sein Schicksal bald erreicht. Gleich dahinter ist ein dünnes Drahtgewebe in den Graben gesponnen; nun heißt es doppelt vorsichtig sein. Otto, der als zweiter Werfer eingeteilt ist, schneidet es behutsam mit der Drahtschere durch und biegt die losen Enden zurück.

Weiter! Wieder kommt eine Leiche und dann ein niedriger Erdhügel, der den Graben versperrt. Ein »Halt!« wird von Mann zu Mann gehaucht, während ein eisiger Schauer über den Rücken geht. Hier ist die Luft nicht rein. Ich höre hinter mir einen keuchenden Atem; zwei Handgranaten, die einer im Koppel trägt, klappern leise zusammen.

Die weiteren Vorgänge wickeln sich mit großer Geschwindigkeit ab. Dicht vor uns ertönt ein gedämpfter Ruf,

dem sofort ein schnappendes metallisches Klicken folgt. Dann fällt ein Gegenstand auf den Erdhügel wie ein fortgeworfenes Stück Holz und zerschellt fast im selben Augenblick. Zugleich ertönt von unserer Seite und von drüben, so daß es wie aus einer geschlossenen Masse erklingt, ein vielstimmiges, wirres Geschrei. Ein Schwarm rotglühender Leuchtkugeln saust in die Luft, um sich über uns strahlend zu entfalten, so daß ein niedriger Himmel voll funkelnder Sterne uns umschließt. Wir reißen die Zündschnüre aus den Handgranaten und schleudern die Geschosse aufs Geratewohl nach vorn, so daß die Entladungen sich zu einem rollenden Einschlag verbinden, der den Graben wanken läßt und ihn mit einer schneeweißen Dampfwolke verhüllt. In spiraligen Windungen schraubt sich ein gelbes Signal in die Höhe, das glühende Schuppen zu Boden rieseln läßt, ohne Zweifel das Sperrfeuerzeichen für die englische Artillerie, deren Donner vom Tumult verschlungen wird. Vor und hinter uns bricht ein Feuersturm von Maschinengewehren los, der uns in einen brausenden Mantel von Abschüssen hüllt. Dazwischen schiebt sich das Klirren der Schießbecher, das wir jedesmal wie einen Stoß in den Rücken empfinden, und die Gewehrgranaten pfeifen wie Pfundstücke an den Helmen vorbei. Säcke voll Handgranaten werden nach vorn gereicht, und immer neue Wurfgeschosse fliegen kreiselnd in die silberne Wolke, um unter roten Blitzen zu zerreißen.

In diesem Hagel *muß* alles vernichtet sein. Wir springen hinter dem Sprengstoff her, in die rauchende Bresche hinein. In wenigen Sätzen geht es über die Barrikade hinweg, hinter der, umgeben von ungebrauchten Handgranaten und fortgeworfenen Gewehren, zwei tote Engländer liegen. Sie fielen im Augenblick. Ihre Haltung ist noch nicht erstarrt, sondern so biegsam, als ob sie sich nur schlafen gelegt hätten. Dieser Anblick ruft eine wilde Freude hervor, er feuert an; es ist also auch nur Fleisch und Blut, was uns gegenübersteht, und wir sind in eine Stimmung geraten, in der wir es mit dem Teufel aufnehmen würden. Also vor!

Nachdem der Eingang zerschmettert ist, können wir in der Stellung entlangeilen wie in einem dunklen Flur. Wir sind in einen regelmäßig geführten Abschnitt geraten, das erleichtert die Arbeit des Aufrollens. Der Graben wird durch viele starke Schulterwehren mäandrisch gebrochen, so daß sich zwischen Umgang und Umgang jedesmal ein gerades Stück von ungefähr acht Schritt Länge schiebt. Dieses Stück gilt es mit Handgranaten zu treffen, und eine einzige genügt, zu fällen, was nicht durch die Splitter zerrissen wird. So gliedert sich der Sturm in kurze Angriffsstöße, in ein Vorspringen und Ducken hinter den gewaltigen Klötzen der Schulterwehren, während dessen man den Graben in seinem ferneren Verlauf zu treffen sucht, und in ein weiteres Vorstürzen, das mit dem Donner der Wurfgeschosse zusammenfällt, deren Brenndauer wir durch tausendfache Übung im Gefühl haben. Wir schneiden uns wie mit der Stichflamme in den dunklen Raum, in einem Arbeitsgange, der sich schweigend vollzieht und nur durch kurze Zurufe wie: »Sprung«, »Wurf«, »Handgranaten«, »Achtung«, »Kopf weg«, »Nochmal«, »Zurück«, »Getroffen« geregelt wird. Zuweilen steigen zwei, drei Schulterwehren weiter schwarze Bälle hoch, die im silbrigen Dampfe deutlich zu sehen sind und die man scharf im Auge behalten muß, um ihnen in federnden Sprüngen auszuweichen. Es ist ein Wurfspiel auf Leben und Tod. Dabei sieht man den Gegner nicht, obwohl man nie mehr als zehn bis zwanzig Schritt von ihm entfernt ist; höchstens nimmt man zwei oder drei durch einen Umgang huschende Schatten wahr, die man zu überwerfen sucht, um ihnen den Rückzug abzuschneiden oder sie in ihr Verderben hineinrennen zu lassen. Die Engländer haben Handgranaten von sehr kurzer Brenndauer, sie können sie nicht einfach im Laufen auf den Boden fallen lassen, um sich den Rücken zu decken, ohne sich selbst zu gefährden; das ist ein Vorteil für uns. Dafür müssen wir unsere Geschosse nach dem Abzug noch einige Sekunden in der Faust behalten, damit der Aufschlag mit der Explosion zusammenfällt und dem Gegner keine Zeit mehr zum Ausweichen

bleibt. Der gefährlichste Wurf ist der, bei dem das Geschöß schon während des Fluges in Mannshöhe über dem Boden zerschellt. Wir nennen das Schrapnellwerfen, und es ist ein seltsamer Anblick, wenn man mitten in der Erregung des Kampfes einen Mann seine Handgranate wie einen Taktstock schwingen sieht, um die Zeit auszuwiegen zu ihrem vollen und tödlichen Gewicht.

Fast hinter jeder Schulterwehr, an der wir vorüberspringen, streift unser Blick, der mehr in die Luft als auf den Boden gerichtet ist, einen Toten, dessen Blut aus zahlreichen, durch dünne und scharfe Splitter geschlagenen Wunden verströmt. Es ist kein schwerer Tod: ein mächtiger Stoß, der mit dem Bewußtsein zugleich das Leben nimmt. Und es ist ein sonderbares Gefühl, mit dem man über diese Toten hinwegspringt, die man im Leben nie gesehen hat: als ob man das erwartete Ergebnis einer scharfsinnigen Berechnung vor Augen sähe, dem man eine letzte Zustimmung erteilt. Nicht umsonst also warf man den Tod wie einen scharfen Angelhaken in die Dunkelheit.

Auch hinter uns ist man eifrig am Werk. Dumpfe Erschütterungen verraten, daß man in die Stolleneingänge, um die wir uns nicht kümmern können, geballte Ladungen wirft, damit es in unserem Rücken keine Überraschungen gibt. Auch in dieser Hinsicht haben wir Lehrgeld gezahlt. In regelmäßigen Abständen werden uns Leuchtkugeln über die Köpfe geschossen, damit wir sehen können, und die Gewehrgranatenschützen feuern über uns hinweg. Handgranaten wandern von Hand zu Hand, die Maschinengewehre werden hinter den Schulterwehren in Stellung gebracht. Zuweilen kommt es vor, daß ein Mann von hinten, durch einen Wutanfall gepackt, zwischen den vor- und zurückspringenden Werfern auftaucht, die Führung übernimmt und ganz allein einige Schulterwehren bearbeitet. Einer schreit dabei: »Platz für Vatern!«, als ob er auf irgendeiner Kirchweih sich ins Getümmel stürzte.

Diese Hetzjagd dauert eine lange Zeit. Vielleicht mögen

es auch nur Minuten sein, aber sie sind wie in einem blitzschnellen Traum so mit Geschehnissen befrachtet, daß sich ihre Dauer nicht abschätzen läßt. Dabei geschieht im Grunde immer wieder dasselbe; jede Schulterwehr stellt die gleiche Aufgabe, und das erzeugt eine gespannte Eintönigkeit wie bei einem einfachen, aber furchtbaren Spiel.

Endlich reißt die Verbindung mit dem Gegner ab, den wir atemlos vor uns hergetrieben haben. Das ist noch bedenklicher als der Kampf, bei dem wir vor den Flüchtigen die Zeit voraushatten, die sie brauchten, um sich zur Verteidigung umzuwenden, und ihnen überlegen waren durch das Gefühl der Sicherheit, das den Verfolger beseelt. Der Faden ist abgerissen, und wir müssen uns vorsichtig weiter tasten wie in einem dunklen Bau. Die Leuchtkugeln verlöschen; es wird still, und erst jetzt hören wir, daß die Artillerie stark an der Arbeit ist. Die Masse des Feuers liegt weit entfernt, denn es ist in den Stabsquartieren noch unbekannt, wer Herr in diesen Grabenstücken ist. Die Meldungen werden drüben ebenso verworren sein wie bei uns. Dort wissen sie nur, daß die Infanterie aneinandergeraten ist. Es ist auch zu hören, daß wir nicht die einzigen sind, die den Gegner an der Kehle gepackt haben. Auch von anderen Teilen des Schlachtfeldes erklingt das dünne, hitzige Geprassel der Gewehre, mit dem dumpfen, in den engen Gräben erstickten Krachen der Handgranaten untermischt. Vor und hinter uns wird das Geschrei von Verwundeten laut, ein eintöniges, singendes Jammern, das nach regelmäßigen Pausen steigt und fällt wie ein Anruf, der an eine unbekannte Macht gerichtet ist.

Nachdem wir uns mit angeschlagener Pistole durch eine Reihe von Schulterwehren vorgetastet haben, finden wir den Graben durch eine neue, eilig aufgeworfene Barrikade gesperrt, vor der sich das Spiel wiederholt. Aber hier sind wir die Unterlegenen; wir werden mit einem solchen Hagel von Hand- und Gewehrgranaten begrüßt, daß uns das Feuer vor den Augen tanzt, und müssen eilig zurück-

weiden. Dabei werfen sich die Vordersten auf die ihnen Folgenden und rufen eine blinde Verwirrung hervor, die der Gegner zum Glück nicht erkennt, sonst würde er in dieser zusammengekeilten Menge ein Gemetzel anrichten. Gewehre werden blindlings abgefeuert, abgezogene Handgranaten sinnlos auf Deckung gepackt, daß uns Dreck und Feuer um die Ohren spritzen, eine Leuchtkugel fährt zischend wie eine glühende Schlange zwischen den Beinen umher. Einzelne versuchen, auf die Böschung zu klettern, und werden von anderen, die sich an ihre Beine hängen, heruntergerissen oder stürzen von oben in das Gewimmel zurück.

Endlich flutet die Bewegung nach hinten ab. Die Gemüter beruhigen sich, und es ist daran zu denken, was nun geschehen soll. Die Engländer haben sich trotz ihrer Hast eine günstige Stellung ausgesucht. Dicht hinter ihrer Barrikade ist der Aufwurf eines Grabens zu sehen, durch den der Elbinger Weg im rechten Winkel geschnitten wird. So sind sie imstande, in einer langen Front Schützen aufzustellen, deren Feuer sich vor ihrer Barrikade zum Brennpunkt vereint. Wir müssen uns daher wenigstens auf Gewehrgranatenschußweite von ihnen absetzen, damit sie uns nicht zu stark zudecken. Wir stoßen zwei Schulterwehren zu Barrikaden ein, deren Kampfbreite sich noch verdoppeln läßt, wenn wir den Umgang in sie einbeziehen. Beide sind ungefähr dreißig Schritt voneinander entfernt. Die zweite dient zur eigentlichen Verteidigung, und die erste soll den Gegner zwingen, sich beim Angriff für Augenblicke im Schein der Leuchtkugeln in voller Figur zu zeigen.

Während die erste Barrikade besetzt wird, zerren wir den Drahtverhau von der Böschung und füllen das tote Stück damit aus. Dann werden einige geballte Ladungen darin befestigt, die sich durch lange Schnüre von der zweiten Barrikade aus abreißen lassen, und die Posten ziehen sich hinter diese zurück. Ein schmaler Verbindungsgang wird zu einem tiefen Trichter gegraben, der einige Meter daneben liegt und in dem sich eine Gewehrbedienug einrichtet, um wenig-

stens etwas flankieren zu können. Die Schießbecher werden auf die Länge des Grabens in Postennischen und vor Stollenhalse verteilt, und ein Geplänkel mit Gewehrgranaten beginnt. Da die Leuchtkugeln knapp werden, müssen wir uns vorläufig auf den Engländer verlassen; die Beleuchtungsfrage ist eine von denen, die durch eine gewisse schweigende Übereinkunft geregelt werden. Dann schicke ich zwei Leute zurück, um mit dem Feldwebel Verbindung aufzunehmen und einen kleinen Granatwerfer holen zu lassen, den wir an der Kreuzung des Heckengrabens mit dem Elbinger Weg verlassen stehen sahen. Er wird unsere Stellung verstärken, denn es lassen sich damit dreipfündige Geschosse mit ziemlicher Treffsicherheit bis zu einer Entfernung von dreihundert Schritt schleudern.

Danach wird es Zeit, sich den eroberten Graben anzusehen. Auch weiter hinten dürfen die Postenstände nicht unbesetzt bleiben, denn es ist wohl möglich, daß die Gräben rechts und links von uns in englischen Händen sind. Die eine Seite ist weniger gefährdet, weil sich an ihr ein Drahtverhau entlangzieht, aber die andere liegt ganz offen, und ein überraschender Angriff von dort aus würde vernichtend werden. Auch kleine Gräben, die sich nach den Seiten abzweigen und im ersten Eifer übersehen wurden, müssen noch abgeriegelt und durch Postierungen gesichert werden. Die Unsicherheit wächst; von allen Seiten droht Gefahr.

Die Verwundeten sind bereits, soweit sie nicht gehen konnten, in einem großen Stollen unter Deckung gebracht. Sie sind meist durch Gewehrgranatensplitter getroffen; großes Unheil hat eine Handgranate angerichtet, die im Gedränge gezündet hat. Wir müssen die Kameraden wenigstens bis zum Puisieux-Weg zurückbringen, denn hier sind sie sehr gefährdet, und jeder, der selbst einmal verwundet war, weiß, wie gern man in Sicherheit sein möchte, wenn man sich nicht mehr helfen kann.

Wir wissen nicht, was sich bei Tagesanbruch ereignen wird, wenn der Gegner seine Überlegenheit erkennt und



seine Verstärkungen von hinten einströmen. Vor allem muß ich Meldung zurückschicken, damit die Nacht noch ausgenutzt werden kann. Die Artillerie muß über die neue Stellung unterrichtet und die großen Lücken, die zwischen den einzelnen Nestern klaffen, müssen irgendwie ausgefüllt werden. Wie das geschafft werden soll, ist allerdings noch ungewiß. Diese sonderbare Form des Kampfes, bei der der Engländer sich langsam und planmäßig in unsere mürben Stellungen frißt, ist überhaupt nur möglich durch eine vielfach überlegene und ihrer Sache sichere Angriffskraft. Mit vereinzelt Gegenstößen ist hier wenig getan.

Ich setze mich also in einen großen Stollen, den noch der stickige Qualm einer geballten Ladung erfüllt, und kritzle den Bericht an den Kampftruppenkommandeur, den Schmidt, der auch durch einen Handgranatensplitter verwundet ist, zurückbringen soll. Mehr läßt sich nicht tun, alles Weitere muß abgewartet werden. Wenn der Engländer, was zu erwarten ist, morgen früh einen zweiten Vorstoß wagt, dann werden wir uns vielleicht noch verteidigen können, aber wir werden wie eine Insel umflutet werden. Dann können wir uns unter Umständen noch zwei, drei Tage halten, bis das Kühlwasser der Maschinengewehre verdampft, die Munition verbraucht und der Graben durch ringsherum aufgestellte Minenwerfer und Grabengeschütze kurz und klein geschossen ist. Das ist schon oftmals vorgekommen; es ist keine erfreuliche Aussicht, aber man muß sich darauf einrichten. Wenn wir früher Geschichten von Belagerungen und Verteidigungen bis auf den letzten Mann lasen, haben wir uns das ganz anders vorgestellt. Aber es ist im Grunde doch noch dasselbe, nur daß es nicht so glänzend, sondern sehr einsam, sehr verlassen geschieht und daß kein Hahn danach kräht, weil niemand über diese letzten und höchsten Anstrengungen berichten kann, die geleistet werden, bevor der Tod seine Standarte in solch ein zerhacktes und zerwühltes Stückchen Graben stößt. Der Gedanke daran verursacht manchmal ein eisiges Gefühl.

Vorläufig ist es das beste, ein Pfeifchen zu rauchen. Ich halte es an die Kerze, die der vorsorgliche Schüttekopf, der während aller Ereignisse wie ein Schatten hinter mir war, in einer Nische entzündet hat. Den Tabak liefert einer der Engländer, die uns hier noch in denselben Stellungen Gesellschaft leisten, in denen sie der Anprall der geballten Ladung niederschmetterte. Ihr Mützenschild ist das eines Kolonialregiments, und da wenige Schritte weiter Gefallene der Otago-Rifles liegen, so geht schon daraus hervor, daß wir starken Kräften gegenüberstehen. Es wäre gut, ein paar Stunden zu verschlafen, aber daran ist trotz der Übermüdung gar nicht zu denken. Auch wenn man nach einem Gefecht längst wieder in behaglichen Quartieren liegt, stellt sich die volle Ruhe des Schlafes erst nach Wochen wieder ein.

So bleibt weiter nichts übrig, als, die Pfeife im Munde, lang auf dem Boden zu liegen und die Decke anzustarren. Ringsherum, wo sie sich gerade hingeworfen haben, liegen die Kameraden ebenso und warten, bis von oben der Ruf nach Ablösung ertönt. Sie haben sich in ihre Mäntel gehüllt und ruhen, den Helm auf dem Kopfe, regungslos. Nur die Augen verraten, daß noch Leben in ihnen ist. Die unterirdische Höhle mit den trübe flackernden Lichtern ruft das Gefühl einer äußersten Einsamkeit hervor. Die Lähmung eines tödlichen Rausches lauert in dem engen Raum, der aus der Zeit ausgeschieden ist und in den das Klingeln und Hämmern der Gewehre wie in einen tiefen Traum hinunterfällt. Die Körper liegen bleischwer am Grunde, und die Gedanken, die mit ihnen nicht mehr verbunden scheinen, spielen wie blitzende Silberfische an der Oberfläche dahin. Die schwere Ermüdung äußert sich in einem Gefühl, als ob man gar nicht dazugehörte, und in einer wunderlichen Selbstverständlichkeit. An was man in solchen Augenblicken denkt? Eigentlich denkt man kaum, denn die Gedanken, die von einer erstaunlichen Fremdheit sind, scheinen von außen zu kommen und treiben mit dem erschöpften Willen ihr Spiel wie Fliegen, die einen toten Körper um-

schwirren. Aber man wird nicht den Ausdruck der Augen vergessen, die starr und nachdenklich über den vorspringenden Backenknochen in ihren Höhlen ruhen.

Noch einmal schwillt der Lärm draußen plötzlich an und zwingt uns, mit den Waffen in der Hand hinauszustürzen. Ein Angriff auf die Barrikade wurde im dämmernden Morgenlichte versucht und zurückgewiesen. Die weißen Dampfwolken der Handgranaten schweben noch über dem unbesetzten Stück, über dem sich die Garben der Maschinengewehre kreuzen. Die Richtschützen stehen unbeweglich über ihre hämmernden Gewehre gebeugt, und gleich hinter dem Erdwurf liegt ein Posten mit von Splintern zerrissener Uniform. Es ist das übliche Bild des Barrikadenkampfes, das oft viele Tage das gleiche bleibt bis auf die Toten, deren Zahl sich langsam vermehrt.

Und dann trifft ein Befehl des Kampftruppenkommandeurs ein, daß der vordere Rand des Vorfeldes bis zur Hauptwiderstandslinie zurückgenommen und durch das Ruhebataillon besetzt werden soll. Wir können den Heckengraben räumen und bis zum Bahndamm in eine Auffangstellung zurückgehen. Es ist auch höchste Zeit, denn schon schlagen wieder die ersten Granaten in der Nähe ein.

Die Lage ist überall geklärt, die große Maschinerie wird für ein neues Tagewerk in Bewegung gesetzt.

*Sauchy*

Wir wurden nicht abgelöst, bevor wir nicht dem Wäldchen noch einmal die Stirn geboten hatten. Wir haben versucht, es ohne Vorbereitung durch Aufrollen des Muldengrabens zu umfassen, und sind zurückgeschlagen worden. Dann wurden wir nach eingehender Vorbereitung im Heckengraben und im Puisieux-Weg eingesetzt, um es zusammen mit der Sturmkompanie der Division umfassend anzugreifen. Wir hatten auch bei diesem Unternehmen wenig Glück. Die im Puisieux-Weg vorgehende Abteilung wurde durch geballte Ladungen aufgehalten, und wir anderen im Heckengraben

sahen uns nach starken Verlusten durch die eigene Artillerie mitten im Aufrollen von einer neuseeländischen Kompanie, die wie aus dem Erdboden gezaubert auf der Deckung erschien, eingeschlossen und mit Handgranaten bearbeitet, so daß nur wenige diesem Gemetzel entkamen. Dann haben wir zwei Tage lang ein unbekanntes Grabenstück gehalten, in dem zuletzt mehr Leichen als Überlebende lagen, bis endlich Teile des Regiments 164 in unsere Plätze einrückten. Es fehlt die Zeit, das ausführlich zu beschreiben, und es würde auch nur eine endlose Wiederholung sein. Schon jetzt verschwimmen die Einzelheiten in der Erinnerung.

Aber nun sind wir wirklich abgelöst. In Achiet, wo wir ausstiegen, als wir zum ersten Mal an diese Stelle kamen, warten schon die Lastwagen, und bald sind wir wieder auf derselben Fahrt, die durch verödete Schlachtfelder, an zerstörten Dörfern und einsamen Grabkreuzen vorüberführt. Eine unsichere Zukunft liegt vor uns, denn wir wissen aus mancher Erfahrung, daß in Reserve zu kommen dasselbe bedeutet wie einer großen Schlacht entgegenzusehen. Und je stärker der Verband ist, für den man als Reserve ausgeschieden wird, desto kürzer pflegt die Ruhe zu sein, denn mit der Breite der Front nimmt die Zahl der Brennpunkte zu. Auch ist es keine ruhige Zeit, das bezeugt der Donner der heraufziehenden Offensive, der hinter uns verhallt.

Dort hinten, wo unaufhörlich die Blitze zucken, lassen wir auch das Wäldchen 125 zurück, dessen letzte Überreste jetzt das Feuer der eigenen Artillerie zermalmt. Die Erinnerung an die wenigen Wochen, die wir dort verbrachten, wird bald mit den Eindrücken neuer blutiger Erlebnisse zusammenfließen, die sich in immer kürzeren Pausen aneinanderreihen wie die Bilder eines feurigen Traums.

Es ist nichts Bedeutendes dort geschehen, wenn man es mit den großen Ereignissen dieser Zeit vergleicht, aber für uns und unser Schicksal wog es schwer. Wir haben sogar die Stellung verloren, doch man kann uns keinen Vorwurf daraus machen. Was getan werden konnte, wurde getan.

Die Trichter und Gräben haben einen engen Horizont. Er reicht nicht weiter als ein Handgranatenwurf, und was man dort sieht, das prägt sich ein. Vor dem furchtbaren Hintergrund steht der Kämpfer, der einfache Mann ohne Namen; auf ihm ruht die Last und das Schicksal der Welt. Er zeugt an den feurigen Rändern jenseits der Grenzen — der Mensch und die Erde in einsamer Nacht. Ich sah sein Gesicht unter dem blinkenden Helmrand, als der Tod sich drohend vor ihm erhob. Ich sah ihn fallen; sein Bild und Vermächtnis blieb mir im Herzen zurück.



# FEUER UND BLUT

*Ein kleiner Ausschnitt aus einer großen Schlacht*

ERSTAUSGABE 1925



Es gibt im Strom der Zeit, in diesem unaufhörlichen Werden, das uns umgibt, Augenblicke, in denen wir rasten und plötzlich erkennen, daß etwas *geworden* ist. In solchen Augenblicken wird uns deutlich, wie wenig Einfluß wir im Grunde auf die Dinge besitzen, wie alles aus der Tiefe hervorwächst und ins Dasein tritt, um kurze Zeit zu verweilen und wieder abzutreten und so eine geheimnisvolle Aufgabe zu erfüllen im Wechsel von Werden, Sein und Vergehen. Nur der Mensch, soweit er ein bewußtes Wesen ist, empfindet zuweilen mit einem Gefühl des Schmerzes den unaufhaltsamen Ablauf der Zeit; er stellt die zwecklose Frage nach dem eigentlichen Sinn und fühlt das Bedürfnis, sich an die Minute zu klammern, die ihm flüchtig entrinnt.

Dieses rastlose Versickern der Tage wird am klarsten im Wechsel der Jahreszeiten offenbar. Wenn die Ernte auf den Feldern unter der Sense fällt, wenn die welken Blätter von den Bäumen taumeln, wenn in den kalten Sprühregen des Novemberwindes sich die ersten Schneeflocken zu mischen beginnen, dann merken wir plötzlich, daß es Herbst oder Winter geworden ist — und in dieser Feststellung des Gewordenen liegt zugleich die traurige Erkenntnis von etwas unwiderruflich Gewesenem. Nur der Frühling macht eine Ausnahme, er ist das strahlende Sinnbild des Lebens selbst, in ihm findet die Verneinung keinen Raum.

Und jedes Jahr schenkt uns einen beglückenden Tag, an dem wir fühlen, daß es Frühling geworden ist. Aber diesem berausenden Tage der Blüten geht noch ein anderer, inniger voraus. Das ist der, an dem wir zum ersten Male ahnen, daß unter der Totenmaske des Winters das Kräftespiel des Lebens bereits im Flusse ist. Das ist die Zeit, in der der junge

Saft in den Bäumen zu kreisen beginnt und ein glänzender Firnis die winzigen Blattknospen überzieht, so daß die kahlen Wälder der Hauch bräunlicher oder mattvioletter Schattierungen beschlägt, jene Zeit, in der der erste Starenpfiff warm und quellend durch die verödeten Gehölze bricht und während der kühlen Dämmerungen der schwirrende Flügelschlag der Schnepfen die einsamen Waldränder belebt. Es ist eine herbe und heimliche Zeit, in der das Leben noch nicht an die Oberfläche getreten ist und doch wie eine erschütternde Ahnung das Gemüt mit seinen Versprechungen erfüllt.

Ein solcher Tag ist heute, und ich freue mich, daß ich ihn erleben darf. Ich habe mein Quartier in dem überfüllten nordfranzösischen Dorfe verlassen, habe den Eichenstock in die Hand genommen und bin durch die Felder gegangen aus dem Drange nach Einsamkeit heraus, der den zuweilen überfällt, der seit Jahren an den Körper des Heeres gebunden ist. Wenn wir der Natur ins Gesicht sehen, verschwindet das Kleinliche des Augenblicks, die Gedanken bewegen sich freier, und die durch eine Überfülle wechselnder Bewegungen hervorgerufene Reizbarkeit wird durch die Weite und Stille des Umkreises beruhigt.

Ich habe mich in ein kleines Waldstück verirrt und am Rande einer Lichtung auf einen Baumstumpf gesetzt, um auszuruhen. Die Tage sind noch kurz; die Sonnenstrahlen fallen schräg auf ein Erlendickicht im Grunde, um sich in seinem Geäst zu fangen wie in einem Netz aus Goldfiligran. Die Stunde ist überhaupt wie auf Goldgrund gespannt. Die glatte, hellgraue Rinde der wenigen Buchenstämme, die noch auf dem Kahlschlag stehen, ist mit flimmernden Pünktchen gekörnt, und von den runden Moospolstern schießen goldene Strahlen hoch. Ein Schwarm von Mücken tanzt in der kühlen Luft, ein erstes, hauchzartes Gebilde des Lebens, das ein Wink der Sonne hervorgezaubert hat. Der Abend läßt bereits einen kalten Dunst aus der Erde aufsteigen, die sich während der langen Regentage des Winters voll Feuchtigkeit gesogen hat, und ich hülle mich fester in den langen grauen Mantel, in

dem mancher Drahtverhau seine Spuren zurückgelassen hat und den die Pikrinwolken der Granaten mit grünen und gelben Flecken sprenkelten.

Aber wenn mich auch fröstelt, so erwärmt mich doch von innen heraus die Ahnung des ganz leise erwachenden Lebens, die über diesem Waldtal liegt und die man in jedem Jahre wieder mit dem Gefühl empfängt, daß man ein neuer Mensch geworden ist. Ich bin froh, daß ich diese Stunde hier in Ruhe erleben darf und nicht vorn in den Gräben zu stehen brauche, wo jetzt die ersten Leuchtkugeln in die Höhe zischen und die mürbe Erde mit eintönigem Klatschen in das schlammige Grundwasser fällt. Dort vorn freilich ist es der Kampf, der alles andere verdrängt. Die Jahreszeiten gehen schweigend vorüber, und der Frühling kündigt sich nur dadurch an, daß die Schrapnellwolken dichter am Himmel stehen. Denn für den Krieger ist der Frühling die Zeit der großen Angriffe.

Ach ja, man müßte lügen, wenn man sagen wollte, daß man die großen Schlachten noch mit Freuden erwartete. Das war früher vielleicht einmal, als es gar nicht schnell genug drauf und dran gehen konnte und die Lust am Kampf wie die Sehnsucht nach einer wunderbaren Erfüllung im Blute lag. Früher, als man noch jung war und das Herz sich, wenn Märsche und kriegerischer Gesang ertönten, nichts Schöneres denken konnte als den feurigen Rausch der Schlacht und die wilde, männliche Tat. Ja, dieser Zauber der blitzenden Waffen, des schäumenden Blutes und des kühnen Spieles um Leben und Tod schien allem weit überlegen, was das Dasein sonst zu bieten hatte. Das scheint so lange her — und doch, bin ich denn alt geworden in dieser Zeit? Lächerlich, ich würde noch nicht mein Studium beendet haben, wenn nicht der Krieg gekommen wäre. Nein, alt bin ich nicht geworden, aber doch ein anderer. Manchmal kommt es mir vor, als ob ich satt wäre, ganz satt von Erlebnis und Blut. Und dann will es mir scheinen, als ob man uns doch zuviel zugemutet hätte, als ob wir uns niemals so recht von Herzen mehr freuen könnten auf dieser Erde, der wir gedient haben.

Ich ziehe die Pfeife aus der Manteltasche — das ist ein alter, lieber Kamerad, der mir so manche Nachtwache erleichtert und in vielen schweren Augenblicken Gesellschaft geleistet hat. Das Hornmundstück ist ganz zerfasert — freilich, man hat die Zähne schon manchmal zusammenbeißen müssen. Einmal, in Combles, rauchte ich sie gerade, als ich in einem zerschossenen Hauseingang von einer Schrapnellkugel getroffen wurde, und ich hatte sie noch im Munde, als man mich unten im Keller verband.

Der Tabaksrauch kräuselt sich fein und leicht in der unbewegten Luft, er hat fast dieselbe Farbe wie der blaßblaue Horizont. Plötzlich fällt mir ein, daß ich vor Jahren, am Vorabend meiner ersten Schlacht, um dieselbe Zeit in derselben Stellung gesessen habe. Nein, es muß doch schon etwas später gewesen sein, denn damals war der Baumstumpf, auf dem ich saß, schon dicht von hellblauen Anemonen umkränzt. Richtig, es war im April, und ich hatte mich aus dem Zelt in den Wald geschlichen, um noch etwas allein mit mir und meinen erregten Gedanken zu sein. Und in der Nähe des Todes schien das Leben schmerzlicher und süßer, ich erinnere mich, daß ich damals beim Nachdenken über das Wort Feuertaufe etwas wie eine kindliche Festfreude empfand, daß ich nachher wie berauscht über die Reihen der Schläfer hinweg in das niedrige Zelt kroch und meinen besten Kameraden weckte, daß wir uns noch lange aufgereggt unterhielten und die Anschriften unserer Eltern tauschten, für den Fall, daß einer von uns den nächsten Abend nicht mehr erleben sollte.

Ja, das war ein schöner Vormarsch durch einen Morgen aus Blattgrün und Sonnengold, in einer wunderlichen Mischung von Fröhlichkeit und feierlichem Ernst. Ach, das war es ja, woran wir gedacht hatten, dieses Große und Reine, dieses Gefühl, das ganz erfüllte, diese Leichtigkeit und diese Schwere zugleich. Immer hätte ich so marschieren mögen in dieser Morgenstunde, die alle Erwartung umschloß, unter dem jungen Grün der Buchen durch schmale Waldpfade über Hügel und Täler hinweg. Und was war das für ein Jubel, als

uns an einem Kreuzweg die ersten Gefangenen begegneten, eine lange Kolonne bedrückter, in horizontblaue Mäntel gekleideter Gestalten, und als uns ein bärtiger Landwehrmann zurief: »Jungens, jetzt feste ran!«

Freilich, als wir dann auf die große Waldstraße einschwenkten, auf der unaufhörlich geschoßgefüllte Protzen nach vorn rasselten, während der Lärm der Schlacht schon ganz dicht und tausendfältig vor uns dröhnte und stampfte, und als eine Tragbahre nach der anderen an uns vorübergeschleppt wurde, da wurde es schon bitter ernst. Da begannen die Gedanken sich ganz nach innen zu wenden, und jeder hatte wie in einem Fieber mit sich selbst zu tun. Und als die erste Granate dumpf neben uns in den Waldboden fuhr und ihrem Einschlag ein Geprassel von Zweigen und der schwerfällige Niederbruch der hochgeschleuderten Erdklumpen folgte, da rief in die beklommene Stille, die nun einsetzte, ein alter Krieger hinein: »Jetzt ist euch das Hammelfell geplatzt!« Aber das Lachen war nicht mehr dasselbe wie kurz zuvor. Und als wir dann durch ein rollendes Gewehrfeuer hindurch eine ganz mit Leichen bedeckte Lichtung überschritten — da waren wir eigentlich schon ganz andere Menschen geworden. Die Sonne schien anders als vorher.

Nein, ich will nicht mehr daran denken, ich will lieber noch eine Pfeife rauchen und mich der Abendstunde freuen. Ich weiß nicht, wie lange ich meine Zeit noch in Ruhe genießen kann.

Wir haben einen schweren Winter hinter uns und hätten einen schönen, sorglosen Frühling redlich verdient. Wir haben die letzten Herbsttage in der traurigen, von dichten Regenwolken verdüsterten Tiefebene Flanderns im Kampfe verbracht, haben dann in einer unruhigen und frostigen Stellung des Artois gelegen, um plötzlich in die feurige Lücke geworfen zu werden, die der Tankangriff vor Cambrai in die Front gerissen hatte. Dort lernten wir eine Art des Kampfes kennen, die uns neu und merkwürdig schien, jedoch zugleich in uns die Hoffnung weckte, daß die Zeit des endlosen Auf-

der-Lauer-Liegens in den Gräben nun beendet sei. Manchmal hatten wir schon gedacht während des dumpfen Harrens zwischen starren Schulterwehren und dichten Drahtverhauen: Lieber in einem mächtigen Wirbel noch einmal hinaus auf das freie Feld, möge auch der Teufel selbst draußen lauern, lieber dem Feind die Zähne zeigen, als untätig hindämmern wie die Maulwürfe, die in ihre dunklen Höhlen verkrochen sind. Und dort bei Cambrai sollten wir zu einem Sturm antreten, der nicht wie bisher nur über wenige hundert Meter gegen ein beschränktes Ziel, gegen einen Dorfrand oder einen zerschossenen Waldketten zu tragen war. Wir erfuhren damals, daß der Wille zum Angriff unbekannte Kräfte beschwört. Sie übertragen sich von der Führung bis auf den letzten Mann.

Was hätte man diesen schwachen, durch lange Stellungskämpfe aufgeriebenen Kompanien noch zutrauen mögen, die plötzlich in einer eisigen Dezembarnacht auf Lastautos geladen und in den brüllenden Kessel geworfen wurden? Diesen ausgehungerten und abgekämpften Menschen, zitternd in ihren Uniformen, in deren Stoff kaum noch eine Spur von Wolle war? Und doch, als sie unseren Eisensturm auf die feindlichen Stellungen niederschmettern, als sie die bespannten Batterien über freies Feld vorjagen sahen und als dann für sie selbst der Befehl zum Angriff kam, da wuchsen sie zu einer furchtbaren Größe empor. Das war zwar keiner der begeisterten Angriffe von 1914 mehr, aber in das Wort »Angriff« war ein neuer Zug gekommen wie von einer Faust, die hart und unerbittlich ihre Beute packt. Über drei Kilometer einer verwüsteten Landschaft hinweg, die kreuz und quer von starken Stellungen durchzogen war, wurde ein Ringkampf geführt mit Maschinengewehrstößen und Handgranatenwürfen und unter Artilleriewirbeln, die wie Geburtswehen die Erdeerschütterten. Und wenn man heil herausgekommen war und Zeit zum Überlegen fand, mußte man staunen über die kühne Sicherheit und die straffe Beherrschung der Mittel, die hier an den Tag getreten war. Hier wurde eine neue, durch die harte Zucht des Krieges selbst gebildete Rasse sichtbar —

erzogen in der Schule der Schlachten und mit dem Handwerkszeug vertraut, mit dem die tödliche Arbeit verrichtet wird. Hier hatte sich der Wille mit der Verwendung der Mittel durchdrungen zu einer Einheit von höchstem kriegesischem Rang.

Was wußten wir auch 1914 vom Material — von diesem Fremdwort, das bald eine immer schrecklichere Bedeutung für uns gewinnen sollte, bis es den Schlachten selbst, die wir zu führen hatten, den Namen gab? Das Gewehr und das Seitengewehr und ein paar Granateinschläge, das war alles; und ein einzelnes, unbewaffnetes Flugzeug, das über den Linien schwirrte, war ein Ereignis für uns. Vielleicht auf den Schlachtschiffen mochte man etwas davon wissen, dort wo der Machtanspruch der großen Reiche schon seinen stählernen Ausdruck gefunden hatte und Wunderwerke des Todes in Bereitschaft hielt. Dort war man schon weiter als bei uns.

Nein, 1914 wußten wir noch nichts vom Material. Eine kleine Ahnung davon bekamen wir in den ersten Trommelfeuern, durch die man uns auf eine neue und grausamere Art zu beschießen begann. Aber erst, als uns das Schicksal 1916 nach dem doppelten Mahlgange der Verdun-Offensive in die fabelhafte Landschaft an der Somme verschlug, enthüllte sich uns der Wille der großen Staaten, der an den Fronten seine feurige Entladung fand.

Ich erinnere mich noch recht gut des plötzlich ganz spitz und blaß gewordenen Gesichts des Leutnants Vogel, als wir im September 1916 bei der Gouvernements-Ferme aus den Lastautomobilen stiegen und vor uns die rote Glut wie aus einem brennenden Ozean am nächtlichen Himmel bis zu den Sternen aufzuschießen schien. Der Lärm, den wir schon weit, weit hinten wie den Gang einer ungeheuren Maschine vernommen hatten, wuchs riesenhaft auf gleich dem Gebrüll eines Raubtiers, das ganze Provinzen zu verschlingen gedenkt. Da strich der glühheiße Atem des mechanischen Todes über uns hin, und Vogel schrie mir stammelnd ins Ohr, seine Stimme klang fast wie die eines ratlosen Kindes: »Ja, sollen

wir denn da hinein? Da kommen wir nie wieder heraus!«

Ja freilich sollten wir da hinein, dieses Millionenfeuerwerk stand nicht zu unserer Belustigung am Horizont. Uns schien es damals kaum geringer, als ob wir uns kopfüber in einen speienden Krater oder in einen flammenden Hochofen stürzen sollten. Und er hatte recht prophezeit, er kam auch nicht wieder heraus. Es kamen überhaupt nur sehr wenige, nur ein kleiner Bruchteil von denen, die angetreten waren, wieder heraus.

Diese wenige hatten eine Vorstellung bekommen vom Material. Und ein anderes Bild taucht in mir auf, während ich hier in der friedlichen, langsam dunkel werdenden Waldlichtung auf meinem Baumstumpf sitze und an der erloschenen Pfeife kaue: das Bild eines Hohlwegs, über dem ein Geschwader schwarzer Flugzeuge wie ein Schwarm von Aasgeiern kreist. In gleichmäßigen Abständen tönen langgezogene, dann wieder kurze Sirensignale herab, deren unheilverkündendes Heulen wie die finstere Sprache von Dämonen die Sinne bedrückt.

In diesem Hohlweg, der einsam und gottverlassen mitten in einer grauvollen Landschaft liegt, sieht es seltsam aus. Sein Grund ist wie durch tiefgehende Pflüge aufgebrochen, die kreuz und quer durch die Erde gegangen sind. Es hat eine Zeit gegeben, wo in ihm ein tiefer Trichter an den anderen grenzte, aber immer neue Einschläge haben den Boden zuletzt so locker und mürbe gemacht, daß sich kein Trichter mehr in ihm halten kann. Er ist von einem Gewirr von Gegenständen bedeckt, als ob man den Bestand eines Trödel ladens durch die Fenster auf die Straße geschleudert hätte: Blechbüchsen, Tornister, Kochgeschirre, Waffen, Blindgänger, Helme, alles liegt wild durcheinandergestreut. Zwar habe ich die blitzenden Sachen in der Nacht vergraben lassen, damit sie unsere Stellung im Schein der Sonne nicht verraten sollen, aber die Granaten haben sie längst wieder ausgewühlt. Sie haben auch die Toten wieder ans Licht gezerrt und treiben mit ihnen ihr Spiel, indem sie sie bald auf diese, bald auf



jene Böschung werfen — sie gönnen ihnen die Ruhe nicht.

In den westlichen Hang sind schmale, halbverschüttete Fuchslöcher geschart, und aus ihnen sieht man zuweilen eine Reihe blasser Gesichter lugen, die die scharfe Randlinie des Stahlhelms begrenzt. Diese Gesichter sind fahl, schmutzig, übernünftig; zwei Tage genügten, um jede Spur von Fleisch aus ihnen herauszuschneiden. Die Backenknochen springen scharf hervor, und unter der Haut deuten sich die Umrisse des Nasenbeins an. Das gibt ihnen eine unangenehme Ähnlichkeit mit Totenköpfen, die noch durch die düsteren, tief-liegenden Augen gesteigert wird.

Die Männer, denen diese Gesichter gehören, sind vollkommen untätig. Sie haben Zeit, jedes einzelne Signal der Flieger aufmerksam in sich aufzunehmen. Und sie wissen auch, was diese Signale zu bedeuten haben. Es sind die Verbindungsrufe zu einer Batterie schwerer Geschütze, die fern in einem zerschossenen Dorfe steht. Hier oben ist das Auge und dort hinten der Arm. Und in eintönigem Rhythmus, dessen Schwingung noch nicht die Dauer einer Minute besitzt, fauchen Gruppen von mächtigen Granaten heran, um in einem donnernden Quartett von Einschlägen zu zerbersten. Manchmal zerschellen sie vor dem Hohlweg, manchmal dahinter, dann liegen sie wieder mitten darin, so daß ihn ein beißender Explosionsdunst erfüllt und glühende Dampf Wolken über die Sohle seiner flachen Mulde treiben. Zuweilen auch setzt ein Treffer hart an seinem westlichen Rande auf und drückt die Erde in schweren Blöcken herab, die mit der Wucht von Dampf hämmern auf die Insassen der benachbarten Löcher brechen. So geht es den ganzen Tag in einer höllischen Gleichmäßigkeit, und dieses Schauspiel in einem scheinbar toten Gelände wird von keinem anderen Auge gesehen als von dem der Beteiligten.

Das ist das Material. Vor dem Blick tauchen weite Industriebezirke mit den Fördertürmen von Kohlschächten und dem nächtlichen Glanz von Hochöfen auf — Maschinensäule mit Treibriemen und blitzenden Schwungrädern, mächtige

Güterbahnhöfe mit blinkenden Gleisanlagen, dem Gestöber bunter Signallaternen und der Ordnung der weißen Bogenlampen, die den Raum geometrisch erhellt. Ja, dort hinten wird es gefügt und geschmiedet in den peinlich geregelten Arbeitsgängen einer riesenhaften Produktion, und dann rollt es auf den großen Verkehrswegen an die Front als eine Summe von Leistung, als gespeicherte Kraft, die sich vernichtend gegen den Menschen entlädt. Die Schlacht ist ein furchtbares Messen der Industrien und der Sieg der Erfolg einer Konkurrenz, die schneller und rücksichtsloser zu arbeiten versteht.

Hier deckt das Zeitalter, aus dem wir stammen, seine Karten auf. Die Herrschaft der Maschine über den Menschen, des Knechtes über den Herrn wird offenbar, und ein tiefer Zwiespalt, der schon im Frieden die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen zu erschüttern begann, tritt auch in den Schlachten tödlich hervor. Hier enthüllt sich der Stil eines materialistischen Geschlechts, und die Technik feiert einen blutigen Triumph. Hier muß eine Rechnung beglichen werden, die längst verjährt und vergessen schien, und wenn wir »da hinein« mußten, so wird das schon seinen guten Grund haben. Wenn wir vielleicht auch keine Schuld hatten — das Schicksal kennt keine persönliche Haftung; es steht hoch über Fragestellungen dieser Art.

Merkwürdig, mit der Erinnerung an jene erste Materialschlacht steht noch eine andere in mir auf, und zwar an eine ganz kleine Einzelheit, die diesen mächtigen Eindrücken gegenüber gar nicht von Bedeutung scheint. Das war an demselben Abend, der sich an diesen endlosen Tag im Hohlweg schloß und an dem der Zauber erst richtig begann. Immer dichter flackerten am Horizont vor uns die Abschüsse auf, deren Schein sich als blutiges Zucken hoch in den Wolken spiegelte. Sie bildeten eine lange, tanzende Kette und verschmolzen endlich zu einer glühenden Wand. Was bedeutete da noch die Wirkung jener einzelnen Batterie? Ihre Einschläge gingen spurlos unter in einem fabelhaften Tumult, im

tausendfältigen giftigen Zischen der Geschosßbahnen, die sich dicht über unseren Köpfen zu einem engmaschigen Netz verflochten, und in einer glühenden Brandung, die uns gleich jenem Feuerstoff der Griechen als ein zusammenhängendes Element umgab. Wir aber hatten die Gesichter nach Westen gekehrt und starrten unbeweglich in diese feurige Wand. Wir hatten keine Angst mehr, denn das Schauspiel war von einer Größe, die kein menschliches Gefühl mehr aufkommen ließ. Wir warteten, denn es war unzweifelhaft, daß sich an diese ungeheuerliche Verschwendung des Materials der Einsatz des Menschen schließen mußte. Da sah ich, wie neben mir ein blutjunger Fähnrich sich bückte und eine Flasche ergriff, die ihm am Abend der Materialträgertrupp nach vorn gebracht hatte und deren Wein für die heißen Mittagsstunden des nächsten Tages aufgespart werden sollte. Ich sah, wie er sie zum Munde hob, in einem langen Zug leerte und lachend nach vorn über die Brüstung warf. Und ich verstand, was das zu bedeuten hatte: Er sah voraus, daß er sie morgen nicht mehr würde leeren können. In dieser einfachen Handlung lag eine so selbstverständliche Überlegenheit, daß ich plötzlich das Gefühl einer großen Befreiung empfand, daß ich ihn hätte umarmen mögen und mit einem Schlage ganz lustig geworden war.

Das haben wir auch kennengelernt, dieses Gefühl, daß der Mensch dem Material überlegen ist, wenn er ihm die eigene Haltung entgegenzustellen hat, und daß sich kein Maß und Übermaß der äußeren Gewalten ausdenken läßt, das den Widerstand eines mutigen Herzens brechen kann.

Ich glaube, es ist sehr wertvoll, daß wir diese Erfahrung machen mußten — sie ist eine Erfahrung aus Fleisch und Blut. Und wenn das Geschlecht, das es traf, Schulden begleichen mußte, die andere angehäuft hatten, so hat es vielleicht in seinen einsamen und fürchterlichen Stunden, im glühenden Fegefeuer auch schon einen Gewinn gesammelt, der noch spät seine Früchte tragen wird und der schwerer als alle Toten und alle Leiden wiegt.

Wir haben in den tödlich funkelnden Spiegeln der Materialschlacht den Zusammenbruch eines hoffnungslos verlorenen Zeitalters geschaut. Und vielleicht birgt die Frage: »Wie kommen wir hier wieder heraus?« noch einen anderen, geheimen Sinn, eine uralte Entscheidung, die stets von neuem an den Menschen herangetragen wird und die jetzt und hier wieder sichtbar geworden ist.

Es ist dunkel geworden in dem kleinen Tal. Aus dem Erlen Dickicht steigt ein feiner weißer Nebel auf. Ich muß jetzt zurückgehen in das kleine, schmutzige nordfranzösische Dorf, in dem wir uns seit Wochen vorbereiten auf die große Schlacht, die, wenn uns der Angriff gelingt, unsere letzte sein und diesen Krieg beenden wird. Die letzte — der Krieger ist abergläubisch, und ich empfinde jedesmal ein unangenehmes Gefühl, wenn dieses Wörtchen mir wider Willen entschlüpft.

Ich erhebe mich von meinem Baumstumpf und gehe über die unbestellten Felder querbeet auf die Stelle zu, an der der Umriß eines niedrigen Kirchturms fast mit dem düsteren Hintergrunde des Himmels verschwimmt. Es ist unangenehm kalt geworden, und der Mückenschwarm, den ich vorhin in den letzten Sonnenstrahlen spielen sah, wird jetzt schon erstarrt in der rissigen Rinde eines Baumes verborgen sein. Aber ich habe heute doch das beginnende Leben geahnt und gefühlt, daß etwas im Werden ist.

Solche Tage graben sich im Gedächtnis ein.

## 2

Das Dörfchen liegt schon schweigend in der Nacht, nur aus den Ställen dringt das Stampfen und Schnauben der Pferde in die Dunkelheit. Auch nicht der kleinste Lichtschimmer verrät, daß hier Menschen wohnen, viel mehr Menschen als in der Friedenszeit. Dieses Dorf ist wie die unzähligen der weiten, lieblich gewellten Ebene mit Soldaten bis in die letzte Dach-

kammer belegt. Die Landschaft hat sich über Nacht in ein Lager der Kampftruppen verwandelt, riesenhaft überlastet mit Massen von Menschen und Material.

Ich schreite quer über verödete Höfe und verwilderte Gärten nach meinem Quartier. Wo wir auftreten, führen wir eine neue, kriegerische Gemeinschaft ein. Wir verbrennen die Zäune und reißen die lästigen Mauern ein. Wir machen Brennholz aus den Möbeln und schütten die Zimmer voll Stroh. Das gibt eine gute Unterkunft. Die Kirchen und Schulen machen wir zu Quartieren, und die Felder sehen wir uns nur daraufhin an, ob sie geeignet für die Anlage von Übungsplätzen und Schießständen sind. Das verleiht dem breiten Landgürtel, der die Kampfzone umschließt, ein trauriges und verfallenes Gesicht. Nur die Waffen sind in Ordnung. Sie blitzen unter dem zerrissenen Überwurf der Dörfer wie unsere Gewehrschlösser unter den schmutzigen Lappen, mit denen wir sie zum Schutz gegen den Regen umhüllen. In den leeren Scheunen und unter künstlichen Lauben verborgen, stehen in drohendem Schweigen die Geschütze, Rohr an Rohr, in unauffälligen Erdlöchern stapelt sauber geordnet die Munition, in jeder Bauernstube steht ein peinlich gepflegtes Maschinengewehr, in allen Kellern lagern Stöße von Handgranaten; die ganze Gegend ist *ein* Arsenal.

Endlich bin ich in meinem Quartier. Dachte ich es mir doch: alle Bewohner sind noch wach. Ein dichter Tabaksdunst erfüllt den kleinen, niedrigen Raum, der von einer in einen Flaschenhals gesteckten Kerze spärlich erleuchtet wird. Um den Tisch sitzen vier in zerschlissene graue Röcke gehüllte Gestalten. Sie haben Flaschen, Trinkbecher und mit blauen und roten Linien bedeckte Karten zwischen sich. Im Zimmer herrscht ein heiterer Lärm, wie er ein Gelage ankündigt. Im Kamin flackert ein Feuer aus den Brettern zerschlagener Handgranatenkisten und wirft rötliche Lichter gegen die kahlen Wände, deren weißer Bewurf von dunklen Flecken zerfressen ist. Nur ein kleines Weihwasserbecken aus Porzellan ist zurückgeblieben; es hängt dort, wo die geneigte Fläche

des Kamins in die Wand verläuft. In einer Ecke sind die Koffer aufeinandergetürmt, mit grauem Segeltuch bespannte Kisten, hart mitgenommen durch unzählige Stöße in den Bagagewagen des Bataillons.

Ich werde durch ein Gewirr von Zurufen begrüßt: »Mensch, wo stecken Sie denn nur? Wir haben das ganze Dorf nach Ihnen abgesucht. Sie haben die Kompanieführerbesprechung versäumt. Morgen ist der erste Tag. Jetzt gehts ran!« Einer ahmt das Geräusch einer heransausenden Granate nach und schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß der rote Wein über die Karten spritzt.

Ich höre aus dem ganzen Trubel nur das eine: »Morgen ist der erste Tag.« Also morgen ist der erste Tag! Freilich, wir wußten es ja, daß die Ruhe hier nicht ewig dauern würde. Aber jetzt ist es plötzlich ganz nahe und überraschend, erschreckend wie eine Welle, die sich mit einer blutroten Schaumkrone überschlägt, und doch wieder so befreiend gewiß: Nun geht es los!

Wir haben es ja gewußt, die ganze Zeit, wir haben so starken Ersatz bekommen wie seit Jahren nicht, wir haben geschossen und geübt, wir haben einmal sogar mit der ganzen Division den Ansatz zu einer mächtigen Schlacht bis in die Einzelheiten ausgeführt und hinter durch rote Fahnen angedeuteten Feuerwalzen eine künstlich ausgehobene Stellung gestürmt, die in so sonderbaren Linien lief, daß wir wohl ahnten, daß sie genau einer wirklich vorhandenen entsprechen mußte, die irgendwo an der breiten Front auf unseren Angriff wartete. Und der Stoß, den wir dann kilometertief über immer neue durch weiße Bänder bezeichnete Stellungen führen mußten, sagte uns, daß es sich hier nicht wie schon so oft um einen begrenzten Einbruch handelte, sondern um einen wirklichen Durchbruch und die sich ihm anschließende Bewegung im freien, unbegrenzten Raum — um eine mächtige, entscheidende Tat.

Allerdings, wir kennen auch die wirklichen Stellungen dort vorn, wir wissen über sie vielleicht besser als die Führung

Bescheid. Und wenn wir an ihre endlos hintereinandergereihten Erdwälle denken, mit ihren Ringen von kleinen Festungen und Drahtfeldern, dann wissen wir, daß wir diese feurigen Gürtel nicht so leicht zerreißen werden wie hier das weiße Band. Wir haben auch alle die schweren Angriffe von der anderen Seite erlebt und gesehen, wie man den Menschen mit glühenden Netzen niederwirft, wenn er aus dem Bannkreis seiner Feuermassen ins Freie tritt. Wir wissen, daß das noch keinem gelungen ist.

Nun sollen wir es wagen, wir Veteranen der Westfront, und die Riegel aufbrechen. Das kann man keiner der Divisionen überlassen, die jetzt aus dem Osten herübergekommen sind. Das kann nur eine Mannschaft leisten, die in dieser Landschaft, in diesem von Blut überschwemmten Dreieck zwischen Arras, Cambrai und Bapaume seit Jahren zu Hause ist. Hier kommt es nicht nur auf Begeisterung an, sondern auf nüchterne, sachliche Arbeit, die nicht von heute auf morgen zu lernen ist.

Damals bei Cambrai — das liegt nun erst ein Vierteljahr zurück und scheint doch schon wieder so entsetzlich lange her — haben wir eine Ahnung davon bekommen, wie der Großangriff aussehen muß, obwohl dort alles noch im Spielraum der eigenen Geschütze geschah. Wir lernten dort den Wert der Überraschung kennen — des schnellen, starken Zugriffs ohne das monatelange Messen der Produktion auf Kosten der inneren Kraft, den gelenkigen Schwung, der den Gegner auf den Rücken wirft, ehe er noch an die Entfaltung seiner mächtigen Rüstung denken kann. Das sieht aus wie ein feiner Kniff: wenn es langsam nicht geht, versuchen wir es geschwind; aber es muß doch alles darauf eingespielt sein, das Material, die Formen seiner Anwendung und auch der Mensch.

Es scheint hier an der Front, als ob der Mensch die einzige Größe wäre, die wirklich dieser furchtbaren Probe gewachsen ist. In seinen Angriffswaffen aber vereint sich noch längst nicht jenes hohe Maß geschmeidiger Kräfte, das Überlegenheit

verbürgt. So ist zu befürchten, daß uns, wenn wir wirklich in Schwung kommen sollten, selbst das leichte Maschinengewehr noch zu sehr belasten wird. Die Mittel sind schwerfällig; dasselbe gilt von ihrem taktischen Gebrauch. Selbst in der Feuerwalze, die als eiserne Wand dem Menschen voranrollen soll, spricht sich noch der Geist des Stellungskrieges aus. Die Masse ist beweglicher gemacht, aber das ist nicht genug.

Der Mensch dagegen hat sich am ersten im Feuer der Schlachten geformt; er ist es, der dem Kampf und seinen Mitteln ein neues und schrecklicheres Gesicht verleiht. Die Mannschaft von heute ist nicht mehr jene begeisterte Jugend, die wie aus einem berausenden Traume heraus der Übermacht der Maschine zum Opfer fiel. Vom glühenden Element gehärtet, steht sie nüchtern in ihrer erbarmungslosen Welt. Noch zweifelt sie nicht an der Erfüllung ihrer Aufgabe, und daher ist sie auf der Höhe ihrer Kraft, um so mehr als sie die Hoffnung besitzen darf, daß sie jetzt den Krieg mit einem einzigen, mächtigen Schläge entscheiden wird.

Und man muß zugeben, daß diese Hoffnung auch durch die reine Häufung von Machtmitteln gerechtfertigt erscheint. Nie waren solche Massen von Truppen auf so engem Raume vereint, nie haben wir auf unserer Seite eine solche Zahl von schweren und schwersten Geschützen gehabt. Neue Straßen und Bahnen sind gebaut, überall finden rätselhafte Arbeiten statt, und als wir neulich zu einem Erkundungsgang in die Stellungen geschickt wurden, haben wir in den weiten Trichterfeldern dahinter einen Wald von bezifferten Holztäfelchen entdeckt, die unzweifelhaft Standorte für Batterien und Minenwerfer bezeichneten. Es schien uns, daß, wenn alle diese Geschütze schußfertig stehen würden, kaum noch ein Stückchen Erde unbedeckt bliebe.

So dürfen wir wohl hoffen, daß es gelingen wird: daß wir inzwischen würdig geworden sind zur Macht oder wenigstens würdiger als alle anderen Einheiten der Welt. Welche Verantwortung umschließt ein solcher Tag, der dunkel wie die Zeugung selbst im Ungewissen ruht! Das Schicksal großer Reiche



und ungeborener Geschlechter hängt von ihm ab — und damit auch von uns, von jedem Schritt Boden, den wir erringen, von der Sicherheit eines jeden Schusses und von der Kraft, mit der wir den Drohungen des Todes widerstehen.

Also morgen ist der erste Tag! Wir sind längst unterrichtet über alle Einzelheiten, nur Ort und Stunde waren in den Befehlen ausgespart. Die Daten und die Namen der Dörfer sind in den Plänen, mit denen man uns vertraut machte, durch Buchstaben ersetzt, auf daß jede Möglichkeit einer Unvorsichtigkeit oder des Verrates vermieden wird. Nun ist in diese furchtbare Rechnung, mit der wir uns beschäftigten wie mit einem sorgsam ausgeklügelten Spiel, eine bestimmte Größe gesetzt, die alles weitere vortreiben wird mit dem Zeiger der Uhr. Der Aufmarsch beginnt, und damit wissen wir, daß wir schon am 21. März die Gräben verlassen werden, um die feindlichen Stellungen anzugehen.

Das alles umschließen diese Worte: Der erste Tag. So heißt es denn wieder scheiden von dieser Stätte, die uns für ein paar Wochen Ruhe geboten hat. Das große Schicksal, das sich vorbereitet, zieht die kleinen nach.

Es ist ein alter Spruch: »Der Soldat hat kein bleibend Quartier.« Alles ist geordnet und vorausbestimmt, man kann nichts mehr dazutun als sich bereithalten. Nun heißt es nur noch nach altem Brauch sich mit einem unbekümmerten Trunk zu verabschieden von diesen vier kahlen Wänden, die Sicherheit und Schutz vor Feuer, Regen und Wind verkörperten, und auch von den Kameraden, von denen man nicht weiß, ob man jemals wieder mit ihnen zusammensitzen wird.

Ich werfe meine Mütze auf ein Bett und nehme mir eine Flasche von dem Wein, den flüchtende Einwohner in den Gartenbeeten vergruben und den das Lager in der Erde veredelte. Es ist ein schöner alter Burgunder, der es wohl verdiente, wie ein Schatz verborgen zu werden, und der das Blut befeuert; er war sicher nicht für unsere Kehlen bestimmt. Aber das schadet nichts, wenn er nur fröhlich macht. Und eine fröhliche Stunde gilt uns viel; wir haben keine Zeit,

die Köpfe hängen zu lassen, denn am Vorabend der Schlacht strömt uns das Leben reicher und mächtiger zu.

So wollen wir denn wie schon so oft die bunten Vorhänge des Rausches vor das Spiel hängen, zu dessen donnernder Ouvertüre das Schicksal bereits den Taktstock erhoben hat. Die vier jungen Offiziere, zu denen ich mich setze, kenne ich schon lange und weiß, daß sie aus gutem Holz geschnitten sind. Hier hält sich keiner, und vor allem kein Offizier, der nicht wirklich den Willen dazu besitzt; hier weiß man auch genau über einander Bescheid, und der Mann wird erkannt, ohne daß er große Reden zu machen braucht.

Es ist auch überflüssig zu erklären, mit welchen Gefühlen man der Zukunft entgegensieht. Die Stimmung ist gut, und wenn auch Begeisterung lächerlich wäre, so ist doch jeder vom Gefühl einer grimmigen Überlegenheit erfüllt. Hier, wo ein Wort genügt, um lange Ketten gemeinsam bestandener Erlebnisse in der Erinnerung aufblitzen zu lassen, genügt auch ein Zutrunnk, um zu erkennen, wie es dem andern zumute ist.

Wir sind an scharfes Zechen gewöhnt, denn wir haben bei allem, was wir taten, noch nie viel Zeit zu verlieren gehabt. Immer kann der Alarmbefehl schon geschrieben sein, und da ist es schade um jeden Tropfen, der nicht getrunken, um jeden Augenblick, der nicht genossen wird.

Das Gespräch wird laut und hitzig, das Lachen unbekümmerter. Das Drohende tritt zurück, und wir fangen an, das, was uns bevorsteht, von der besten Seite zu sehen. Der kleine kahle Raum wird sonderbar gemütlich, und die roten Flammen im Kamin malen lockende Bilder an die Wand. Vor der beflügelten Phantasie taucht die Stadt Amiens auf und das Meer, und es scheint uns undenkbar, daß wir sie nicht erreichen werden. Zu lange haben wir uns schon in diese verfluchten Gräben verkrochen wie die Erdratten; jetzt, wo die russischen Heere zerstreut und zu Boden geworfen sind, wollen wir auch hier einmal zeigen, was in uns steckt. Jetzt endlich, nach fast vier Jahren, scheint die große Stunde gekommen zu sein.

Der erhitzte Blick nimmt den Erfolg vorweg; er sieht gefangene Heere und Massen von zerschlagenem Material und daran anschließend das kühne, gefährliche Schweifen im offenen Raum. In dieser Beleuchtung erhält der Krieg wieder ein anderes Gesicht; so mögen die Herzen von Goldsuchern, die lange durch eisige Wüsten irrten, erzittern, wenn sie das reiche Land zu ihren Füßen sehen. So haben auch wir lange durch die Lücken unserer Sandsäcke und durch schmale Schießscharten mit grimmigem Hunger auf die andere Seite geblickt, auf der sich hinter Drahtfeldern und Erdwällen bis weit in die Ferne eine Landschaft dehnte, die uns verschlossen war. Was sich dort für uns, die wir wie in einer großen Festung lebten, mit feurigen Riegeln versperrte, das bedeutete uns eine Welt, vor deren glühenden Toren wir untätig lagerten.

Schon wenn wir uns des Nachts durch das Niemandsland vor die Drähte schlichen, wurden seltsame Gefühle in uns wach; wir empfanden das Geheimnisvolle, das das Fremde umgibt. Tagsüber lag jenes Land bis an die fernsten Grenzen des Blickes ausgestorben da, nur die Geschosse pffiften herüber; aber nachts hörten wir das endlose Heranrollen der Munition, wir hörten, wie die Spaten arbeitender Mannschaften gegen die Steine klirrten, und zuweilen den Klang menschlicher Stimmen, den der Wind herübertrug. Und es war uns oft, als ob wir den Atem eines mächtigen, rätselhaften Tieres ganz nahe belauschten, wie Jäger in einem urweltlichen Land.

Wenn wir uns dann zu kurzen Vorstößen aus den Gräben erhoben, wußten wir genau, was uns erwartete. Da war die Gefahr wie eine Formel — bestimmt und berechenbar wie alles, was mit der Maschine zusammenhängt. Nun aber wird sie in die weite Landschaft zurücktreten und ihr die Tönung alter Bilder verleihen, in denen jeder Fels, jeder Baum und jede Burg eine besondere und wunderbare Sprache besitzt. Sie hüllt sich in das Gewand des Abenteurers, das den Mutigen mit rätselhaften Lockungen ruft. Da wird das Grün der Waldränder dunkel, wie von sammetfarbigem Blut getönt, aus den

in der Sonne blitzenden Feldern strahlt die große männliche Heiterkeit des Kampfes auf, und die Städte, die mit Zinnen und Türmen ins Abendrot stoßen, verwandeln sich in reiche Festungen, deren Gürtel die Faust des Eroberers sprengt und deren Namen bis in die fernsten Zeiten mit seinem Ruhm verflochten sind. Des Morgens zieht man in singenden Kolonnen ins Gefecht, und abends liegt man um knisternde Feuer versammelt im Feld. Es ist schön, in die Welt zu schweifen mit dem Gefühl, daß sie dem Mutigen gehört.

So wollen wir trinken und die Scherben gegen die Wand spritzen lassen und uns freuen, das harte Werkzeug eines harten Willens zu sein. Was in der großen Schlacht, die uns erwartet, geschehen wird, darauf besitzen wir keinen Einfluß mehr. Es ist schon längst entschieden und wird dort allen Augen offenbar. Die große Rechnung ist aufgestellt; dort wird nur der rote Schlußstrich gezogen, und wir gehören zu den kleinen Ziffern, mit denen gerechnet wird. Wir haben es auszutragen und zu erleiden; auf uns ruht die große, eiserne Last. Darum laßt uns trinken und in dem, was das Schicksal will, auch noch unseren eigenen, persönlichen Willen sehen. Kameraden, erzählt, daß ihr Kerle gewesen seid, da und dort, wo immer wir uns getroffen haben, und daß ihr es jetzt wieder sein wollt, dann soll alles andere mich heut nacht den Teufel scheren! Erzählt von Langemarck, von Ypern, von Verdun, von Reims, von Cambrai, von Flandern und von der Somme, das macht das Blut warm, solange man noch im Trockenen sitzt. Und laßt das Bild der großen Schlacht aus dem Rausch aufschießen wie eine blutrote Orchidee, mit goldenen Feuerstreifen geflammt. Das ist ein Kunstwerk, wie es Männern Freude macht.

Laßt uns den Becher schwingen, solange das Leben uns noch in seinem Kreise hält. Denn noch sind wir Träger der großen Kraft, und sind vielleicht bald nur noch ihr zersplittertes Gefäß, wie hier die Flaschen, aus denen der rote, berausende Wein auf den Boden fließt. Aber vorher wollen wir ein Fest aus unserem Untergang machen, ein Fest, zu dem das Ge-

schütz der ganzen Welt einen brüllenden, noch niemals gehörten Salut schießen soll. Dort vorn erwartet uns der Tod mit seinem riesenhaften Arsenal. Aber es ist nicht das Schicksal des Kriegers, im Bette zu sterben: sein Bett ist das Schlachtfeld, auf dem durch Sterben gezeugt wird, gezeugt durch Kampf und Untergang. Sterben muß jeder; wir aber wollen vom Tode im Angriff betroffen sein.

Die glühenden Gefilde, die uns erwarten, hat noch kein Dichter in seinen Träumen geschaut. Da sind eisige Kraterfelder, Wüsten mit feurigen Palmeninseln, rollende Wände aus Feuer und Stahl und ausgestorbene Ebenen, über die rote Gewitter ziehen. Da schwärmen Rudel von stählernen Vögeln durch die Luft, und gepanzerte Maschinen fauchen über das Feld. Und alles, was es an Gefühlen gibt, vom gräßlichsten körperlichen Schmerz bis zum höchsten Jubel des Sieges, wird dort zu einer brausenden Einheit, zu einem blitzartigen Sinnbild des Lebens zusammengeballt. Singen, Beten und Jubeln, Fluchen und Weinen — was wollen wir mehr?

So sitzen wir beisammen, vom festen Lande Abschied feiernd wie eine Schiffsmannschaft vor großer Fahrt. Alles, was in den alten Büchern der Seefahrer zu lesen ist, in deren Blättern sich der Salzgeruch des Meeres und der Teerdunst des Tauwerks gefangen haben und sich vermischen mit dem von Zimt und Nelken schweren Dufte ferner Inseln, das gibt es auch für uns. Fahrten im Sturm, Kämpfe mit fremden, verwegenen Besatzungen und eine Brandung, die donnernd gegen die schwarzen Riffe des Todes schlägt. In einsamen Stunden spukt uns der Klabautermann unheilverkündend im Blut, und mitten in feurigen Gischen taucht schweigend der Fliegende Holländer auf, von dem niemand mehr erzählen kann, der ihn gesehen hat. Und auch für uns gibt es einen Untergang, ein krachendes Versinken in der Flut, bei dem auf engem Raume sich eine Kette von tödlichen Bildern jagt und bei dem der Mensch in die tiefsten Abgründe des Entsetzens und auf die höchsten Gipfel der Erhebung geschleudert wird.

Jede Zeit hat ihre Aufgaben, Pflichten und Genüsse, und

jede hat auch ihre Abenteuer. Und jede Zeit hat auch eine Jugend, die ihre Stunde kennt und die das Abenteuer liebt, in dem das bunte Spiel des Kindes durch den männlichen Ernst Bedeutung erhält. Dort muß der eigentliche Sinn des Lebens liegen, in der Bewegung durch einen mit tausendfältigen Gefahren erfüllten Raum, wie sie in jedem Wassertropfen sich vollzieht, wo lichtgrüne und glasklare Leiber ihre stets bedrohten Bahnen ziehen unter derselben Schwingung, die auch uns bewegt.

Gewiß, es ist bitter ernst. Aber das Abenteuer ist der Glanz, der über der Drohung liegt. Die Aufgabe ist das Leben, aber das Abenteuer ist die Poesie. Die Pflicht macht die Aufgabe erträglich, aber die Lust an der Gefahr macht sie leicht. Darum wollen wir uns nicht schämen, daß wir Abenteurer sind!

Das heruntergebrannte Licht fällt um und erlischt. Wir werfen uns auf das Lager, trunken von Angriffslust und Wein.

## 3

Alle Sachen sind gepackt; wir werden gleich marschieren. Ich sitze fröstelnd an dem kleinen Tisch, an dem gestern der Rausch wie eine Feuerblume in die Nacht gewuchert ist. Jetzt ist die Stimmung nicht mehr berauscht, sie ist trocken, nüchtern und ernst. Das Quartier ist ganz kahl. Die Koffer sind bereits in die Gepäckwagen verstaute, die wollenen Decken von den Schlafsäcken genommen und um die Tornister gerollt. Vor mir liegen das Koppel mit der Pistolentasche und dem prall gefüllten Brotbeutel, das Fernglas, der Stahlhelm und die Gasmasken. Ich trommele mit einem kurzen Bambusstockchen auf den Tisch und fühle ein Unbehagen, das aus allen Winkeln des Zimmers hervorzukriechen scheint. Vor den Fenstern steigt eine neblige, sprühfeuchte Dämmerung auf.

Teufel, wir geraten da in eine schöne Bescherung hinein. Mir ist ganz flau im Magen, und ich möchte einen Schluck von

dem Kognak aus meiner Feldflasche nehmen, aber den will ich mir lieber für wichtigere Augenblicke aufsparen. Es ist nur ein Trost, daß es nach und nach ins Gedränge geht. Heut nacht werden wir erst einmal nach dem Schlosse Brunemont marschieren; die Quartiermacher sind schon voraus. Dort werden wir bis morgen abend bleiben. Wir benutzen die Dunkelheit zum Marsch, wir und die zahllosen anderen Einheiten, damit kein Flieger und kein Fesselballon die graue Flut erspähen, die ihre Wogen nach Westen wälzt. Wir wollen die da drüben ja überraschen, und wenn uns das gelingt, so wird es keine kleine Überraschung sein. Obwohl die Gegend dicht mit Straßen überzogen ist, genügen sie doch kaum, um die unendlichen Heeressäulen in so wenig Tagen an die Front zu stoßen. Eine neue Mobilmachung ist bis in die Einzelheiten vorbereitet und durchdacht. Marschlängen und Wegzeiten sind bis auf den Meter und auf die Minute bestimmt. An den Brücken sind Wachen aufgestellt, die darauf achten, daß alles Überflüssige zurückgelassen wird. Der Aufmarsch, die Speicherung und die Verteilung der Kraft sind ausgewogen und ausgefeilt nach einem Plane, der Nacht für Nacht durch unsichtbare Adern die Regimenter in die Front einströmen läßt wie in ein geheimes Staubecken, dessen Damm zur festgesetzten Sekunde zerrissen wird.

Im Schlosse Brunemont werden wir eine Nacht und einen Tag verweilen, um wiederum zur Stunde der Dämmerung anzutreten und in den Stollen eines großen Trichterfeldes in der Nähe des vom Erdboden gefegten Dorfes Cagnicourt zu verschwinden. Und dann, in der dritten Nacht, winden wir uns durch die Laufgräben in die vordere Linie. Dort, in der Nähe des grauenhaft verwüsteten Ortes Bullecourt, der mir noch als liebliches, von blühenden Kastanien umringtes Dörfchen in Erinnerung ist, in dem ich vor zwei Jahren manche fröhliche Stunde verlebte, springt der Kampfgraben in einem spitzen Winkel vor, der auf den Stellungskarten als »das scharfe Eck« bezeichnet ist. Diese weit von den feindlichen Gräben entfernte Stelle wird für uns wirklich eine scharfe

Ecke werden. An ihr werden wir vier und eine halbe Stunde nach Beginn einer Feuervorbereitung von nie gesehener Gewalt und eine halbe Stunde nach den ersten Sicherungspatrouillen aus der Erde steigen, um uns mitten im freien Felde dicht hinter der Feuerwand unserer Geschütze auf die Lauer zu legen und dort auszuharren, bis diese Mauer der Vernichtung vor uns in die Tiefe des Geländes rollt. Dann brechen wir los, über zwei Feldstellungen, über einen hohen, festungsartig ausgebauten Bahndamm, über einen stark besetzten Hohlweg, über Drahtverhaue, Artilleriestellungen und glühende Ringe von Schützennestern hinweg, immer dicht hinter der donnernden Feuerwalze her, die dem stürmenden Fuß den Weg ebnen soll, die auf wichtigen Punkten in kurzen, wuchtigen Pausen verweilt und deren Sprünge auf einen scharfen Marschtritt, den wir einhalten müssen, zugeschnitten sind. Am Abend dieses ersten Tages sollen wir noch das Dorf Mory erstürmen, das weit hinter den vorderen Stellungen liegt. Dann erst beginnt die Bewegung im offenen Felde und der Kampf mit den uns entgegenströmenden Reserven, die die feindliche Führung strahlenförmig gegen die flammende Lücke des Einbruchs wirft.

Das ist ein langer, schrecklicher Weg, den wir gehen werden, und jeder Schritt wird seine Opfer fordern. Jene Gebiete sind von englischen Kerntruppen besetzt. Da dürfen wir auf keine Panik hoffen, bei welcher der fliehende Feind den Schrittmacher spielt, sondern wir müssen uns vorbereiten auf einen erbitterten Ringkampf gegen angelsächsische Zähigkeit, die sich in ihren Besitz verbeißt und über ihr Eigentum die Löwenpranken hält. Es ist ein gutes Maß, an dem wir uns zu messen haben; und wenn man hier als Einzelner mit kühlem Verstande die Lage bedenkt, wenn man sich bemüht, diesen Hexenkessel zu überblicken, in den man sich zu werfen auf dem Sprunge steht, dann hat man verflucht wenig Hoffnung, mit heilen Knochen wieder herauszukommen. Man möchte keinen lumpigen Taler auf sein Leben setzen, obwohl das Geld eine so unwichtige Sache geworden ist.



Am Schlusse dieser unerfreulichen Erwägungen nehme ich mir ein Versprechen ab. Ich kenne den Krieg, ich kenne ihn gründlich, und ich bin bisher dem Tode nur durch ein wunderbares Glück entschlüpft. Ich will vorsichtig sein, vorsichtig wie ein Fuchs oder wie eine Schlange, die sich durch das Feuer windet, denn ich weiß wohl, daß der Angriff immer wieder einen Augenblick bringt, in dem man die Besinnung verliert und die Kraft blindlings verschwendet wie ein Element.

Ich erinnere mich an jenen Füsilier, der neulich bei Cambrai, von wilder Begeisterung über unsere Fortschritte gepackt, mitten im Gefecht auf eine Barrikade sprang und gleich darauf, von Geschossen durchbohrt, auf die Grabensohle geschmettert wurde. Und ich selbst, anstatt die Lehre zu ziehen, machte diesen Unsinn einige Minuten später nach, um mit einem Streifschuß am Schädel noch glimpflich davonzukommen. Nein, diesmal will ich die Augen offen halten und mich nicht blenden lassen durch jene rotflackernde Glut, die seltsam und unwiderstehlich erwacht, wenn das Feld von frisch vergossenem Blute dampft. Wenn man den Gegner hinter dem feurigen Kreise seiner Wirkung erblickt, der ihn wie eine Tarnkappe verbarg, wird man von der Versuchung übermannt, die Waffen fortzuschleudern und auf ihn zuzuspringen wie auf ein tödliches Trugbild, das sich allzu lange den Sinnen entzog. Das ist der Augenblick der höchsten Gefahr, in dem man die Deckung vergißt und sich wie im Rausch umbringen läßt.

Die Tür öffnet sich, und mein Bursche, der treue Vinke, tritt schwer bepackt herein.

»Der Feldwebel läßt melden, daß die Kompanie angetreten ist!«

Schön, dann kann es ja losgehen. Ich stecke die Mütze in den Brotbeutel, schnalle um, setze den Stahlhelm auf und verlasse das Häuschen durch die Hintertür, die in den verwüsteten Garten führt. Draußen ist es schon dunkel und neblig geworden, so daß man die Gestalten nur noch in Umrissen erkennt. Zurufe ertönen, und der ältere der beiden Kompanieoffiziere tritt auf mich zu:

»Kompanie zum Abmarsch angetreten mit zwei Offizieren, neunzehn Unteroffizieren und hundertundzweiundvierzig Mann!«

Der Blick fällt auf eine lange Menschenlinie, die wie eine Mauer in der Dunkelheit steht. Wenn wir sonst in Stellung rückten, zählten wir achtzig, höchstens neunzig Mann. Jetzt sieht es schon anders aus. Das ist eine Einheit, mit der sich zupacken läßt: Männer, bewaffnet mit Gewehren, Maschinengewehren und einer Fülle anderer Kampfmittel, in scharfen Unternehmungen erprobt und in den letzten Wochen gründlich geschult und gut ausgeruht. Und vor allem: wir haben uns kennengelernt. Wir haben Zeit gehabt, miteinander zu verschmelzen und auch die junge Mannschaft so einzugliedern, daß wir nicht nur eine bewaffnete Menge verkörpern, sondern darüber hinaus eine geschlossene Einheit, die sich im gefährlichen Raum in einem Geiste bewegt, der dem der Masse weit überlegen ist. So dürfen wir hoffen, daß dieser Geist in den furchtbaren Augenblicken, die uns bevorstehen, auch den Schwachen regieren und alle wie einen, einen wie alle handeln lassen wird.

Viele Anzeichen sprechen dafür. Die Schwenkungen und Aufmärsche sind in diesen Wochen immer gleichmäßiger geworden, wie bei einem Schwarm von Zugvögeln, der über den herbstlichen Feldern die Schwingen für eine lange, gefährliche Wanderung stählt. Die Führer sind sicherer im Befehlen geworden und die Mannschaft sicherer in der Ausführung. Überall in den Quartieren hat man sich an den langen Abenden in Ruhe unterhalten können. Man hat den Aufmarsch gesehen und die Kraft geahnt, die dahintersteckt. Der Name jedes Einzelnen hat Fleisch und Blut gewonnen; er hat sich aus einem leeren Klange verwandelt in ein Vertrautes, das einen Menschen mit seinen Vorzügen, Fehlern und Eigentümlichkeiten umfaßt. Während der Märsche in den letzten Tagen ist zum ersten Male seit langer Zeit wieder gesungen worden, und fast alle haben eingestimmt. Wenn es Bier gab, haben wir kleine Abende gefeiert, bei denen es an einem derben Humor

nicht mangelte. Es hat Zwiste und Übereinstimmungen gegeben wie überall, wo Menschen zusammensind. Wir haben miteinander gearbeitet, gesungen, getrunken, geflucht und gelacht. Und doch fühle ich nun eine letzte Frage wachwerden — eine Frage, die ich früher noch nicht kannte, als ich nur mir selbst verantwortlich war. Und ich möchte, nur für einen Augenblick, über die Gabe verfügen, jedem Einzelnen dieser Männer bis auf den Grund des Herzens zu sehen.

Aber dieser Gewehrgriff ist auch eine Antwort, obwohl sich in der Dunkelheit der einzelne nicht erkennen und nachprüfen läßt. Natürlich ist er nicht wie am Schlusse einer zweijährigen Friedensausbildung, aber man hört, daß in dieser kurzen Zeit das Mögliche erreicht worden ist. Man hört den leichten, einheitlichen Anschlag am Gewehrriemen und den scharfen Ruck, mit dem die Waffe in die Schulter geschoben wird. Und darin liegt mehr, als jetzt durch eine lange und schwungvolle Ansprache gesagt werden könnte.

Wir marschieren aus dem Dorfe hinaus und schließen uns zur bestimmten Minute an die anderen Kompanien des Bataillons. Auf einem Feldweg, der das Dorf mit der breiten, von hohen Pappeln gesäumten Landstraße verbindet, geht es weiter vor. Dort sollen wir warten, um uns in eine Lücke zwischen zwei marschierende Regimenter einzufädeln und dann wieder abzuschwenken zum Schloß Brunemont.

Schon von ferne hören wir das Lied, das die Straße singt. Eine große Unruhe liegt über der Landschaft, ein finsterner Aufruhr von Massen, der die Sinne betäubt. Ein verworrenes Rauschen dringt herüber, mit dem schwirrenden Gang von Motoren, mit schwerem Räderrollen und dem vielfältigen Klappern von Hufen vermischt. An der Einmündung des Feldweges machen wir halt. Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit.

Und nun nehmen wir als unbeachtete Zuschauer eine düstere Parade ab, den Triumphzug eines tödlichen Willens, in dem die schreckliche Tiefe der Macht sich offenbart. Hier zieht es schweigend und unaufhaltsam vorbei, in Umrissen, von der

Dunkelheit fast aufgelöst, so daß nur noch *eine* Bewegung und *ein* Wille vorhanden scheint. Es hängt über der Erde wie eine mächtige Faust, die die Massen vorwärts stößt, diese aufgeschlossenen Kolonnen von Fußvolk, unpersönlich, ohne Lachen, ohne Gesang, durch den Aufschlag der genagelten Stiefel und das Klirren der Gewehre an den Helmen in eine brausende stählerne Wolke gehüllt. Minenwerfer, Scharfschützenzüge und Scheinwerferabteilungen rollen vorbei, und dann folgt Geschütz auf Geschütz. Kleine Feldkanonen, die ihre Geschosse scharf und giftig zum Ziele schleudern, schwere Kaliber, deren lange Granaten sich mit heiserem Fauchen von oben auf ihre Beute stürzen; Mörser, plump und gedrungen wie eiserne Tonnen, Schiffsgeschütze, deren schlanke Rohre in der Höhe schwanken und zu deren Bedienung eine ganze Kompanie gehört. Und dann, von Traktoren geschleppt, die Mammute aus dem Reiche der Artillerie, unter deren Treffern ein Dorf wie ein Kartenhaus zusammenbricht. Sie sind von einem großen Personal umgeben, als zöge der Gott Schiwa selbst vorbei. Und dann wieder Infanterie, Infanterie.

Es ist nur ein ganz kleiner Ausschnitt von dem, was der Wille zum Kampf auf vielen Straßen und in vielen Nächten vorwärtstreibt. Aber diese endlos rollende Bewegung, dieses gleitende Fluten macht den Geist trunken, es hebt die Schwere auf und fasziniert wie der Anblick eines großen Wasserfalls. Hier sind keine bunten Fahnen entrollt, keine begeisterten Lieder steigen aus den Reihen empor, und das Tuch der Uniformen leuchtet nicht mehr in dem Glanze, den die grellen Schreckfarben wehrhafter Tiere ausstrahlten.

Alles ist eintönig, gleichmäßig und grau. Alles ist nüchtern und zweckmäßig wie der Gang einer Maschine, die im Schwunge ist. Aber alles ist auch berauschend, wie der Anblick einer Maschine berauschend ist für den, der das Leben in seiner Fülle und Gewaltmäßigkeit liebt. Hier ziehen wir in unseren eigensten Formen zur Schlacht, um neue, bündige Siegel einzudrücken in das flüssige Wachs der Welt. Schwei-

gend wie vor einer feierlichen Handlung zieht das Aufgebot an Zeugen vorbei, und jeder sieht, daß es eine große Sache ist, für die hier gezeugt werden soll, gezeugt durch Feuer und Blut. Noch ist der Aufmarsch geschlossen, noch trägt er die riesenhafte Kraft in sich. Doch bald wird er sich feurig entfalten, und dann wird sich offenbaren, ob wir der Erde würdig sind. Auf rauchenden Feldern wird sie den Sieger empfangen, den Besten, den Kühnsten, den Würdigsten. Sie ist es, die den Kampfhaften liebt, und daher ist es auch sie, die uns als ein schlechtes Werkzeug verwerfen wird, wenn wir die große Probe nicht bestehen. Darum marschieret, ihr Regimenter, auf daß jedes einzelne Gewehr an seiner Stelle sei! Rollet vor, ihr Geschütze, auf daß ihr mit brüllendem Löwenrachen und mit Flammenzungen für uns Zeugnis gebt!

Eine Lücke im grauen Heerwurm tut sich auf. Wir schwenken ein, um im großen Sinn und in der großen Einheit unterzugehen.

## 4

Wir haben die Nacht und den Tag im Schlosse von Brunemont verbracht. Wir haben in getäfelten Prunksälen dicht nebeneinander auf Strohlagern geschlafen und, in mit rosa Seide bezogenen Rokokosesseln sitzend, auf Marmortischen Karten gespielt. Wir sind bei triefendem Regen in dem kahlen Park spaziergegangen, haben Steinchen über den Spiegel des Sees schnellen lassen und mit der Gemütlichkeit von Leuten, welche nicht die geringste Sorge drückt, zusammen den dünnen Kaffee getrunken. Wir haben in der großen Halle die kostbaren Pastellbilder der Höflinge und Hofdamen in den ovalen Goldrahmen betrachtet und uns nur darüber geärgert, daß so schlechtes Wetter ist. Das erinnert uns an jene englische Offensive in Flandern, die im Schlamm scheiterte, und wir hoffen, daß vor unserem Angriff die Sonne die Felder noch trocknen wird.

Die kommende Nacht und den darauffolgenden Tag sollen wir in den Stollen des Trichterfeldes bei Cagnicourt verbringen. Bis an die vordersten Gräben ist der Kampfgürtel mit Truppen, die sich nur in den Nächten bewegen dürfen, überfüllt. Das stellt, wo alles auf Überraschung berechnet ist, ein großes, aber unvermeidliches Wagnis dar. Die Quartiermacher sind schon voraus. Die unseren führt Leutnant Schmidt, der vor wenigen Wochen zu uns gekommen ist und dem wir seines heiteren Wesens wegen den Namen Schmidtchen gegeben haben. Er wird uns einen Führer bis zum Rande des Trichterfeldes entgeschicken.

Beim Antreten des Bataillons auf dem Schloßhof regnet es immer noch. Trotzdem ist die Stimmung gut, vorzüglich sogar. Alles ist abgeschlossen, alle Vorbereitungen sind getroffen, alle Gedanken sind gedacht, alle Briefe geschrieben — nun kommt die Sache selbst. Niemand hat sich krank gemeldet, die Kompanie ist vollzählig und ausgeruht. Nur der Feldwebel, sein Schreiber und die Fahrer und Köche bleiben beim Gefechtstroß zurück. Während wir aus dem Tor marschieren, rufen sie uns Abschiedsworte und Glückwünsche nach. Wir durchschreiten ein kleines Dorf und treten dann zu einem längeren Marsch auf die offene Landstraße hinaus. Vor uns an der Front blitzen vereinzelte Abschüsse auf. Ihr Schall ist vom Regen gedämpft, und ihr Flackern scheint trübe und schmutzigrot. An einer einsamen Wegkreuzung machen wir halt; es wird befohlen, die Zigaretten auszulöschen. Am Wegweiser erwartet uns eine kleine Gruppe von Männern, die, in lange Mäntel gehüllt, im Regen stehen. Es sind die Führer, welche die Kompanien nach den Unterkünften bringen sollen. Auch auf mich tritt einer zu und meldet sich als von Schmidtchen abgesandt.

Der Kommandeur, Hauptmann von Brixen, ein junger Offizier, ruft die vier Kompanieführer noch einmal zusammen, setzt eine Stunde des folgenden Tages zur letzten Besprechung fest und entläßt die Kompanien, die, durch gedämpfte Befehle gelenkt, auf einen Feldweg einbiegen. Eine

nach der anderen zweigt sich in das freie Gelände ab, das mit jedem Schritte häufiger von Granattrichtern zernarbt ist, und verschwindet unter leisem Waffengeklirr in der Finsternis. Bald sind wir allein.

Der Führer geht neben mir; ich unterhalte mich mit ihm über die Unterkunft. Ob die Stollen groß sind, ob Schmidchen mir auch eine schöne, mit Maschendraht bezogene Pritsche vorbehalten hat, ob Öfen darin sind und ob sie auch eingheizt haben, damit wir unsere Sachen gleich trocknen können, denn der Regen, obgleich er nicht stark ist, beginnt doch schon durchzuschlagen. Und ich denke mir, daß so ein gemütlicher Stollen tief unter der Erde doch eine gute Erfindung ist, daß wir vielleicht so bald keinen wieder zu sehen bekommen werden und daß ich bis tief in den nächsten Tag hinein noch einmal auf Vorrat schlafen will. Vor uns hören wir schon das Tuckern der Maschinengewehre, und links neben uns, in ziemlicher Entfernung, schlagen in längeren Abständen Granaten ein, die man nach der bei uns üblichen Unterscheidung schon als ganz gute Hausmarke bezeichnen kann. Sonst ist es ruhig, das sehen wir als gutes Zeichen an.

Aber jetzt müssen wir doch bald da sein, denn schon pfeift eine Maschinengewehrgarbe ihre Tonleiter über unsere Köpfe hinweg. Und in die vordere Linie sollen wir doch erst morgen abend einrücken. Ich frage den Führer:

»Ist es noch weit?«

»Nein, nein, wir sind gleich da.«

Doch plötzlich bleibt er stehen und blickt im Kreis umher. Er hat sich verirrt; wir hätten an einem Graben, der links abgebogen ist, entlanggehen müssen. Wir kehren also um. Nach einer ganzen Weile merken wir an einem zerschossenen Baum, daß wir wiederum fehlgegangen sind. Der Führer bleibt zum zweitenmal stehen und blickt im Kreis umher. Meine Gemütlichkeit ist verschwunden, ich bin unruhig geworden und schnauze ihn an. Jetzt geht er schnell über ein Trichterfeld ohne Gräben und Trampelpfade, und ich denke, daß es am besten ist, ihn gewähren zu lassen. Aus der Dunkel-

heit taucht eine lange Kette bepackter Menschen auf; wir rufen sie an und erhalten zur Antwort:

»Wir haben uns selbst verirrt!«

Da soll doch der Teufel dreinschlagen. Was sollen wir in dieser unbekanntem Gegend nur anfangen? Die Leute beginnen müde zu werden, sie glitschen aus auf dem feuchten Lehm, und immer häufiger hört man einen rasselnd in einen Trichter stürzen und sich fluchend wieder aufraffen. Aus dem ruhigen Marschtritt von vorhin ist fast ein Rennen geworden, alle sind ärgerlich und aufgereg.

Hier in der Nähe müssen wir schon einmal gewesen sein. Die Einschlüge waren vorhin links von uns, jetzt liegen sie geradeaus, und zwar schon ganz dicht. Wir bleiben stehen, um uns nach ihnen einzurichten, da setzen sie aus. Wir marschieren wieder ein Stück weiter und springen über einen halbverfallenen Graben, an den der Führer sich wieder irgendwie erinnern zu können glaubt. In einem letzten Schimmer von Hoffnung schicke ich ihn vor, diesen Graben einige hundert Meter zu verfolgen. Gleich danach bereue ich es, denn wenn er nun nicht wiederkommt, stehen wir vollends ratlos da.

Die Gruppen stellen die Gewehre zusammen und scharen sich um einen riesigen Trichter, auf dessen Rand sie sich setzen und in dem sie die Tornister und Maschinengewehre ablegen. Auch ich suche mir mit Sprenger zusammen einen kleinen Trichter aus, der an den Rand des großen angebaut ist wie ein Balkon, von dem man in die dunkle Tiefe hinunterblicken kann. Hier wollen wir erst einmal etwas Atem schöpfen und dann mit frischen Kräften auf die Suche gehen.

Nun setzen auch die Granaten wieder ein. Wir scheinen den Einschlügen noch näher gekommen zu sein. Wir hören die langgezogene Bahn, die plötzlich kurz wird, abschneidet, und den Aufschlag, den ein donnerndes Gepolter begleitet. Eine zweite folgt. Donnerwetter, war die aber nahe, wir haben ja sogar die Splitter gehört, und gar nicht matt singend, sondern scharf pfeifend und abschließend mit kleinen,



zackigen Einschlügen im fetten Lehm. Das wird aber ungemütlich hier.

Da, natürlich ist auch schon etwas passiert. Ich höre ein Klagen unmittelbar neben mir.

»Was ist denn los?«

»Ich bin verwundet.«

»Wo denn?«

»Am Bein, am Bein!«

Das kommt mir denn doch in diesem tiefen Trichter etwas unwahrscheinlich vor, ich richte mich auf und frage:

»Wo setzt denn der Splitter?«

»Hier unten am Absatz!«

Ich packe den Stiefel der dunklen Gestalt, die vor mir kauert, mit der Hand und fahre mit den Fingern in dem dicken lehmigen Überzug umher. Es ist kein Loch zu finden. Muß wohl ein Prellschuß gewesen sein.

Während ich mich noch halb gebückt mit dem Getroffenen unterhalte, flattert es schon wieder hoch oben in der Luft heran, wird steiler und steiler, und plötzlich, innerhalb des Bruchteils einer Sekunde, fühlt jeder mit einer Gewißheit, die den Herzschlag stocken läßt: Jetzt wird es ein Unglück geben.

»Auseinander! Auseinander!!«

Ich werfe mich in meinen kleinen Trichter zurück, über Sprenger, ziehe die Arme und Beine an und presse den Kopf in den Lehm. Da kracht auch schon nach einem höllischen Gurgeln der Einschlag auf, schmetternd, vulkanisch, betäubend, so daß jeder Einzelne das Gefühl hat, getroffen zu sein. Auch ich empfinde blitzartig diesen körperlichen Schlag, um ebenso schnell zu merken, daß ich noch lebe, und mich aufzurichten in der Hoffnung, daß es dieses Mal noch haarscharf an uns vorübergestrichen ist.

Aber was ich dann sehe von meiner kleinen Nische aus, diesem Erker, aus dem ich in den gähnenden Trichter wie in eine schauerliche Arena hinunterblicke, das fährt wie ein eisiger Schnitt durch das Herz und macht mich mit einem Schlage ganz hilflos und gelähmt, wie eine grelle Erscheinung

in einem gespenstischen Traum. Auf dieser Granate hat der Tod gehockt, er ist mitten ins volle Leben hineingesprengt.

Das Bild gräbt sich glühend in mein Gehirn: der Trichter ist wie ein Krater von einer dicken milchweißen Wolke erfüllt. Ein Rudel von schattenhaften Gestalten klimmt die steilen Wände hinan, und ich sehe sie oben, tief gebückt, nach allen Seiten in die Dunkelheit jagen. Im Grunde strahlt eine magische Beleuchtung, ein Licht in stechendem Rosa auf. Das ist die Maschinengewehrmunition, die mit langen Stichflammen verbrennt, vermischt mit dem Sprühlicht der Leuchtgeschosse aus den Patronentaschen. Aber was ist das, was sich da unten in dieser rötlichen Glut vielfältig und schwerfällig wälzt, als ob es entfliehen möchte und durch eine teuflische Kraft an den Boden gebannt wäre? dieses Gewühl von Leibern, das sich windet wie Amphibien in einem kochenden See, wie die Verfluchten in einer Danteschen Vision? Das Herz möchte ihr Bild von sich abwenden und nimmt es doch mit allen Einzelheiten in sich auf.

Das sind die Schwerverwundeten. Und jetzt, erst jetzt, nach dieser Ewigkeit von zwei Sekunden scheinen sie zu begreifen, was geschehen ist. Ein schreckliches, vielstimmiges Geschrei bricht los, heiser und schrill, langgezogen und abgerissen, ein hundertstimmiger Aufruhr aus einem einzigen Grauen heraus. Keine Worte, nur Töne, aber Töne, wie sie vor allen Worten sind und die wie wilde Tiere durch das Gitter springen, das uns vom Abgrund trennt.

Das ist zuviel! Ich springe hoch und rase in die Dunkelheit, renne durch Trichter und stürze über Gräben hinweg, als säße der Satan hinter mir. Ich habe jede Besinnung verloren und finde mich nach einer Zeit, über die ich kein Urteil besitze, in einem Granatloch wieder, in das ich der Länge nach geschlagen bin. Das Feuer tanzt vor den Augen, und in den Ohren braust das Blut. Ich will meine Ruhe haben, an nichts denken und auf dem Rücken liegend in die Höhe starren, in die rötlichen Wolken, die niedrig über die dunkle Erde ziehen.

Aber von ganz fern dringt es herüber, von der Nachtluft getragen, gedämpft und doch mit furchtbarer Deutlichkeit. Und gleich wird wieder die Erinnerung in ihrer ganzen Unerbittlichkeit wach. Ich beiße die Zähne zusammen und möchte mir die Ohren verstopfen, um diesem Geschrei zu entfliehen. Aber immer schallt es herüber wie eine Mahnung, ein unablässiger Hilferuf.

Langsam dämmert mir das Geschehene. Das ist einer der ganz schweren Unglückstreffer gewesen, wie sie selbst in diesem Kriege selten sind. Die Kompanie ist vernichtet — zerstreut und tödlich zurückgewiesen schon vor dem Angriff und viele tausend Schritt vorm Feind. Und es leuchtet mir ein, daß jetzt etwas geschehen muß, obwohl diese Erkenntnis sofort wie ein schreckliches Ansinnen zurückgewiesen wird. Dorthin zurück? Um keinen Preis der Welt! Gerade schlägt wieder eine Granate in jener Gegend ein, und das Geschrei flackert höher und eindringlicher auf.

Aber was hilft es? Ich muß zurück. Ich kann nicht wegschleichen und mich verstecken — nein, es ist gar keine Frage: ich muß hin. Und so erhebe ich mich zögernd und pirsche mich zurück, jeden Augenblick bereit, wie eine Maus in einem Erdloch zu verschwinden.

Nach einer Weile stoße ich auf eine in einem Trichter kauende Gestalt. Wir rufen uns an, und ich erkenne den Füsilier Haller, einen alten und guten Bekannten von manchem gefährlichen Gange her. Wir gehen zusammen weiter vor; zu zweit ist es schon leichter, da muß man sich etwas zusammenehmen. Wir springen in einen Graben, denselben, an den sich der Führer vorhin zu erinnern glaubte, und treffen darin eine kleine, vorsichtig sich an die Wände pressende Schar von ungefähr zwölf Mann, darunter auch einen Sanitätssoldaten. Alle sind noch wie vor den Kopf geschlagen und lassen sich willenlos mit in das freie Gelände schleppen. Bald stehen wir in dem mit Leichen und Verwundeten bedeckten Kreise der Explosion, über dem noch immer eine schwelende Gaswolke hängt.

Nun heißt es, die Zähne zusammenbeißen und das Gefühl zurückdrängen, um jenes sachlichen Zugriffes fähig zu sein, über den der Arzt und auch der Krieger in solchen Augenblicken verfügen muß. Wir packen zu und legen Notverbände an. Einmal fühle ich mich fest umklammert und sehe zu meinen Füßen einen Menschen, der auf den Händen herangekrochen ist, weil ein Splitter ihm den Schenkel zerbrochen hat. Es ist einer von den Rekruten, die heute zum ersten Mal im Feuer gewesen sind. Er stammelt einen Schwall von sinnlosen Worten hervor: daß er verwundet ist, daß man helfen möge; er hat den Leutnant wohl immer nur gesehen beim Exerzieren, zu Pferde sitzend und Befehle gebend, deren Ausführung so sicher wie das Amen in der Kirche war, und meint, daß der nun auch hier wird Einhalt gebieten können. Ich aber kann nichts tun als ihm ratlos auf die Schulter klopfen. Auch von anderen Seiten kriecht es dunkel und langsam heran. Einer nach dem andern wird aufgenommen und in einen nahen Unterstand geschleppt. Der Sanitäter geht, um Hilfe zu suchen. Vor morgen früh wird jedoch bei dieser Verwirrung wenig zu machen sein.

Wir ändern, der kleine Trupp, der sich als Überrest der zersprengten Kompanie zusammengefunden hat, ziehen uns durch den Graben aus dieser unheilvollen Gegend fort, auf die schon wieder, und in noch kürzeren Abständen, mit schweren Granaten gehämmert wird. Vielleicht hat man drüben in den vorderen Gräben das Jammern gehört und an die Artillerie telefoniert, daß ein Treffer gelungen ist. Beim Flammen der Einschläge, deren Schein durch den Graben huscht, können wir unsere Gesichter erblicken; sie sind verfallen und mit Lehm beschmiert. Es regnet ununterbrochen und stärker als zuvor. Unsere Schritte rauschen im Wasser, und wenn wir stolpern, krallen sich unsere Finger in die glitschige Grabenwand. Dabei scheint dieser Graben im Kreis zu laufen, denn so oft wir auch kehrtmachen, immer wieder kommen wir in ein Gebiet, in dem das Zischen der Geschosse eine schneidende, unheilverkündende Kürze gewinnt. Es ist,

als verfolgte uns ein böses und scharfsinniges Wesen inmitten der Dunkelheit. Wir sind so niedergeschlagen, daß wir auch der mindesten Drohung nicht mehr gewachsen sind, und haben nur noch den einen Wunsch, möglichst schnell eine sichere Höhle zu gewinnen, in die wir uns verkriechen können.

Wieder einmal sind wir ins Feuer hineingelaufen, und wieder sind wir, der völligen Erschöpfung nahe, umgekehrt. An einer Stelle, an der die Grabenwand durch einen Einschlag eingedrückt ist, setzen wir uns auf die großen, herabgebrochenen Erdklötze, um auszuruhen. Für einen Augenblick bricht das Mondlicht, matt wie durch Milchglas, durch eine dünnere Wolkenschicht, und mein Blick fällt durch den weißlichen Dunst von Wasserdampf und sprühenden Tropfen auf einen Rekruten, der vor mir sitzt. Unklar, im fröstelnden Fieberschauer, taucht ein Bild vor mir auf, das die erregten Gedanken aus der Erinnerung zerren. War dieser nicht das Mutter-söhnchen, das vor einigen Tagen während der langen Schwärmbewegungen seine Munitionskästen nicht mehr tragen konnte und zu weinen begann? Und jetzt trägt er am breiten Gurt zwei schwere Kästen, die nicht mehr mit Platzpatronen gefüllt sind, sondern mit scharfem Geschöß. Das ist ein großer Unterschied. Er muß also vorhin während der entsetzlichen Augenblicke des Einschlages an die ihm anvertrauten Kästen gedacht haben, die er auch während unserer langen, mühseligen Wanderung nicht im Stich gelassen hat. Wenn es einer der alten Krieger gewesen wäre! Aber dieser hier . . . Der Anblick raubt mir den letzten Rest von Fassung. Ich werfe mich zu Boden und breche in krampfhaftes Schluchzen aus. Schweigend, düsteren Blickes stehen die Männer um mich herum.

Ein Einschlag jagt uns hoch. Von neuem beginnt die Wanderung durch knietiefes Wasser, das Rufen und Irren im Kreis. Endlich gehen wir einem Stichgraben nach, an dem wir schon einige Male vorübergekommen sind, und entdecken eine gut ausgebaute Linie mit Laufrosten, Postenständen und

Stollen, aus denen ein warmer Rauch nach oben dringt. Wir treffen einen Posten und erfahren, daß Teile unseres Bataillons hier liegen und daß auch die für uns bestimmten Unterkünfte ganz in der Nähe sind. Aber dann geraten wir wieder in verfallene Gräben und sehen endlich die Unmöglichkeit ein, in der Dunkelheit zum Ziele zu kommen. Wir müssen die Nacht draußen verbringen und die Helligkeit abwarten. Wir trennen uns, um uns nicht wieder, dicht zusammengedrängt, einem schweren Treffer auszusetzen. Mit Vinke, der auch heil davongekommen ist, gehe ich zurück zu einer Stelle, an der wir uns erinnern, einige in die Lehmwand gebrochene Munitionsnischen gesehen zu haben. Ich krieche in eine von ihnen hinein; sie ist lang und eng, mit Wellblech gestützt und halbkreisförmig gewölbt wie einer der Backöfen in den Gärten niedersächsischer Bauernhöfe. Vinke rollt die Decke vom Tornister und breitet sie über mich.

Natürlich kann von Schlaf nicht die Rede sein. Die Sinne schwingen nach wie die Saiten eines Klaviers, das mit Hämmern bearbeitet worden ist. Ich erinnere mich, daß ich vor dem Abmarsch eine mit Zigarren gefüllte Patronentasche an mein Koppel gesteckt habe, und zum Glück sind auch die Streichhölzer trocken geblieben, so daß ich rauchen kann. Nun mag es draußen regnen, was vom Himmel herunter will, ich empfinde in der feuchten Wärme hier drinnen eine Art von tierischer Geborgenheit. Jedesmal, wenn ich einen Zug tue, wirft die Glut der Zigarre einen rötlichen Glanz gegen die niedrigen Bögen aus verzinktem Eisenblech, und das gewährt ein Gefühl der Abgeschlossenheit und Sicherheit gegenüber der feindlichen und unwirtlichen Welt da draußen, aus der in Pausen durch das Rauschen und Plätschern des Regens hindurch der dumpfe Donnerschlag des Geschützes in diese Höhle dringt.

Schießt euch die Pest an den Hals, ich will meine Ruhe haben. Ich möchte die Gedanken wandern lassen, aber jedesmal schiebt sich ein Bild dazwischen, das die Sinne blendet und die Hände zittern läßt, das Bild jener Körper, die sich

im Qualme schnellten und schwerfällig wälzten wie Fische, die in eine glühende Pfanne geworfen sind.

Langsam dämmt der Morgen heran. Ich krieche aus meinem Fuchsloch heraus und steige mit Vinke über die Grabenbrüstung auf das offene Feld. Es hat aufgehört zu regnen, und dichter Nebel liegt über dem feuchten Land, auf dem ein verwirrendes Leben herrscht. Minenwerfer und Geschütze werden bei dieser günstigen Beleuchtung in Stellung gebracht, und zahllose verirrte Trupps streben zu ihren Deckungen. Leer und ausgebrannt sehe ich diesem Treiben zu. Eine Reihe von schweren Maschinengewehren wird am Graben entlanggeschleppt. In dem Offizier, der ihnen folgt, erkenne ich den Führer unserer Maschinengewehrkompanie, Leutnant Fallenstein. Ich rufe ihn an, er bleibt stehen und begrüßt mich mit den Worten:

»Mensch, wie sehen Sie denn aus? Sie sind ja quittengelb im Gesicht!«

Ich habe keine Lust, von dem zu erzählen, was uns geschehen ist, und frage nur nach unserer Unterkunft. Er deutet auf ein ganz in der Nähe liegendes Grabenstück, an dem wir in dieser Nacht wer weiß wie oft vorbeigelaufen sind. Dort finden wir die drei für uns bestimmten Stollen auf den ersten Blick, unsere Kompanienummer ist säuberlich mit Kreide an die hölzernen Rahmen der Eingänge gemalt. Ich rufe hinunter, und Schmidtchen steigt heraus, munter, frisch gewaschen, ausgeschlafen und ohne eine Ahnung von der Katastrophe dieser Nacht. Er wird aschfahl, als er davon erfährt, und muß harte Worte hören über den Mann, den er uns als Führer entgegengeschickt hat.

Inzwischen kommen auch die ersten Überlebenden an, verschmutzt, übernünftig, gebückt, und steigen, ohne ein Wort zu sprechen, die Stollentreppen hinab. Wie ich sie vorüberwanken sehe, drängt sich mir die Frage auf: »Was sollen diese Leute im Gefecht, das ja noch gar nicht begonnen hat?« Es scheint keine Spur von Kraft mehr in ihnen zu sein.

Auch ich möchte mich gern hinlegen, aber ich muß vorher

noch einmal an die Stelle des Einschlages zurück, um zu sehen, ob die Verwundeten nun fortgeschafft sind. So mache ich mich denn mit Vinke durch den Nebel auf den Weg, und gar nicht weit von unserem Stollen entfernt stoßen wir auf eine Gruppe von Menschen, die den Schauplatz der nächtlichen Verheerung umringt.

Ja, dort ist es gewesen, und dort sieht es noch immer schauerlich aus. Im Trichter und um seinen Rand herum liegen über zwanzig Leichen, geschwärzt, zerrissen, verbrannt, und dazwischen Helme, Gewehre und Tornister, blindlings verstreut. Das ist kein gutes Bild vor einem Sturm.

Aus einem Stolleneingang kriecht blinzelnd eine bekannte Gestalt heraus. Es ist der Feldwebel Kumpart; ihm folgen noch einige andere Angehörige der Kompanie. Zu meiner Freude ist auch Sprenger dabei. Sie erzählen, daß sie die Verwundeten am Morgen in einen Sanitätsunterstand getragen haben. Wir beeilen uns, den Gefallenen die Brieftaschen, Notizbücher und Wertsachen abzunehmen, denn einige Tornister sind schon aufgerissen und durchwühlt. Dann lassen wir diesen verfluchten Platz für immer hinter uns.

Im Stollen treffen noch weitere Versprengte ein, und ich kann daran denken, die Kompanie neu einzuteilen, damit wenigstens aus dem Rest wieder eine Einheit wird. Von mancher Gruppe ist auch nicht ein Mann mehr da. Der Namensaufruf ergibt, daß von den hundertundsechzig Mann des Vorabends nur noch dreiundsechzig zur Stelle sind! Der einzige, schwache Trost ist, daß es immer noch manchen Glücksfall bei diesem Unglück gegeben hat. So hat ein Unteroffizier so nahe neben dem Einschlag gestanden, daß der Tragegurt, der ihm um den Hals hing, in Flammen geraten ist. Andere berichten, daß sie sich mitten im Knäuel von niedergehagelten Kameraden sahen, ohne auch nur durch einen Splitter geritzt zu sein. Vom Angriffsgeist ist keine Spur geblieben; der Gegner hat uns, lang eh wir ihn erreichten, einen furchtbaren Schlag versetzt. Ich schicke eine erste Aufstellung der Verluste an das Bataillon; die Liste der Gefallenen und Verwundeten



wird noch durch eine Anzahl von Vermißten erhöht. Manche davon werden sich im Laufe des Tages noch einfinden, andere mögen in einsamen Trichtern verblutet sein.

Ein Läufer erscheint; der Kommandeur läßt fragen, warum ich nicht zur Besprechung komme. Auch das noch! Ich raffe mich auf und mache mich fluchend auf den Weg.

In einer mächtigen Grube, allem Anschein nach einer Tankfalle, sitzt der Hauptmann mit seinem Adjutanten und den übrigen Kompanieführern und nimmt eine letzte Rollenverteilung vor. Ich erfahre, daß es auch bei der Maschinengewehrkompanie einen Treffer gegeben hat. Sonst wird nicht viel Neues gesagt; daß die Kompanie morgen früh um 9.40 als erste Welle antreten soll, weiß ich ja. Und die ahnungsvolle Spannung auf das, was uns im offenen Gelände erwartet, habe ich ganz verloren; ich bin nur neugierig, woher wir die Kraft nehmen werden, um auf die Brüstung zu steigen, besonders nach den langen Stunden einer schwersten Beschießung, die die überfüllten Gräben verheeren wird. Das einzig Erfreuliche ist, daß die Sonne bereits gegen den Nebel anzukämpfen beginnt. Das Wetter wird unserem Angriff günstig sein.

Im Stollen finde ich noch dieselbe düstere Stimmung vor. Schmidtchen und Sprenger liegen auf den Pritschen und sprechen kein Wort. Ich setze mich an den winzigen Tisch, um die Notizbücher und Brieffaschen der Gefallenen durchzusehen. Das ist ein trauriges Geschäft. Diese Lichtbilder von jungen Männern, die sich am Tage vor dem Ausmarsch noch stolz in voller Felduniform aufnehmen ließen, die Briefe von Müttern, Kameraden und Mädchen, die Ringe mit billigen roten Steinen und die Uhren aus Nickel in dicken gelblichen Hornkapseln erinnern schmerzlich an die kleinen, pflanzenhaften Kreise von Beziehungen, die das Schicksal in einer tödlichen Sekunde zerriß.

Ich mache aus all den Kleinigkeiten ein Bündel, lege es in eine Nische und schreibe einen Zettel dazu, der es dem Finder empfiehlt. Dann lege auch ich mich auf eine der Pritschen mit

dem Vorsatz, nicht wieder aufzustehen, ehe der Befehl uns erreicht. Wir spinnen eine eintönige Unterhaltung über belanglose Dinge an und dämmern dahin in dem Gefühl, warm und geborgen zu sein und noch eine lange Spanne vor uns zu haben, ehe wir hinausmüssen in die düstere, von Geschossen flammende Nacht. So hat man schon als Kind während der Morgenstunden im warmen Bett gelegen, wenn die Schule mit ihren kleinen Sorgen drohte, und so möchte sich das Dasein immer weich und sorgsam abschließen in ein Nest von Träumen vor der wachen und harten Wirklichkeit.

Aber die Zeit verfließt, und gegen Abend verstummt das Gespräch immer mehr. Jeder hüllt sich in seine Gedanken ein. Endlich, gegen 10 Uhr, poltern Schritte die Treppe herunter, und eine Stimme ruft in den dunklen Raum:

»Befehl vom Bataillon: Die Kompanien marschieren in die vordere Linie ab!«

Wir erheben uns und fühlen, wie die letzte sichere Planke unter unseren Füßen versinkt.

## 5

Draußen ist die Luft klar und kühl, und die Sterne flimmern von einem fast wolkenlosen Himmel herab. Die Gräben sind dicht mit bepackten Gestalten gefüllt. Die Landschaft wimmelt von Menschen; wir bewegen uns wie in einer volkreichen Stadt. Neben dem Knarren, Knirschen und Klirren wogt eine Flut von Befehlen und Zurufen über das Land; es scheint undenkbar, daß dieser Trubel drüben auf der anderen Seite nicht wahrgenommen wird. Aber das Feuer ist bis auf die zahlreichen, dicht über dem Boden aufblitzenden Brennpunkte von Schrapnells, von denen allerdings wohl jedes sein Opfer fordern wird, erstaunlich gering.

Diesmal haben wir nur einen kurzen, gedeckten Weg. Wir schlängeln uns durch einen engen Laufgraben, und ich fasse es als eine gute Vorbedeutung auf, daß ich auf einer Holztafel

das Wort »Felix-Graben« entziffere. Über unsere Köpfe rollen auf hölzernen Brücken Geschütze hinweg, denen durch versteckt angelegte Bahnen aus Reisigbündeln und Faschinen das Trichterfeld gangbar gemacht worden ist. Sie sollen sich in dieser letzten Nacht unmittelbar hinter der Sturmausgangsstellung aufbauen.

Bald biegen wir in die mächtige vordere Linie ein, deren Stollen der Menschenstrom im Nu bis an die letzte Stufe füllt. Es gibt erregte Auftritte, denn es ist eine Lebensfrage für jeden Einzelnen, ob er sich für die nächsten Stunden einen sicheren Platz erobern kann. Aber obwohl unsere Zahl so gering geworden ist, bleibt doch eine Reihe von Leuten im offenen Graben zurück. Sie versuchen zunächst, sich mit Gewalt in die Stolleneingänge zu pressen, sehen aber bald die Unmöglichkeit ein und schnallen das Schanzzeug ab, um sich kleine Löcher in die Grabenwände zu scharren.

Ich habe einen Platz auf den obersten Stufen eines mächtigen Stollens gefunden; Schmidtchen und Sprenger sitzen neben mir. Wir sind ganz froh, daß wir uns nicht unten in die erstickende Enge eingekellt haben. Die Stimmung hat sich wieder aufgeklärt. Wir fühlen, daß wir in eine neue, gewaltige Spannung einbezogen werden, die uns wach und erregt erhält. Es ist ein gutes Zeichen, daß wir plötzlich Hunger bekommen und gegen Mitternacht beginnen, kräftig zu frühstücken. Trotz der schlechten Luft wird stark geraucht, und die Aufregung schafft sich durch Witze und scherzhafte Zurufe Luft. Die Kandidaten des weltgeschichtlichen Examens sind fieberhaft gespannt, aber durchaus zuversichtlich. Es herrscht jene Stimmung, in der man lacht, während die Zähne leise zusammenschlagen, jenes unglaubliche Lebendigsein der Sinne vor einer entscheidenden Tat.

Gegen Morgen werde ich ein letztes Mal zum Kommandeur gerufen, und es wird noch einmal die Kriegsuhr auf die Sekunde gestellt. Wir trennen uns mit einem festen Händedruck. Von nun an sind wir ganz Richtung, jeder verfolgt den stetigen Gang des Leuchtzeigers seiner Uhr. Alle fünf

Minuten wird die Zeit ausgerufen. Eine immer kürzere Spanne trennt uns von dem Zeitpunkt 5.05, an dem der Kampf der Artillerien beginnen soll. Gegen 3 Uhr brechen gewaltige Feuerstöße auf unser Hinterland. Der Herzschlag stockt — sollten sie drüben bereits genau unterrichtet sein und unsere Vorbereitung im Ei zerschlagen wollen? Das müßte freilich vernichtend werden für das Ganze und für jeden Einzelnen. Eine Reihe von hallenden Explosionen schließt sich an. Dort werden Geschößstapel in die Luft geflogen sein; jeder Trichter ist ja mit Granaten gefüllt. In der Ferne schallt auch der gespenstische Ruf »Gas!« einige Male durch die Dunkelheit. Doch dann wird es wieder ganz still. Und nun scheint es uns wieder fast zu still geworden zu sein. Fühlbar, von Sekunde zu Sekunde unerträglicher, lastet auf dem Gefilde der Druck einer Energie, wie sie durch Menschenhand noch niemals gespeichert wurde, und läßt den Wunsch nach dem Reiz immer mächtiger werden, der sie orkanisch entfesseln soll.

Eine Viertelstunde vor fünf trete ich noch einmal in den Graben und blicke zum Himmel empor, der sich schweigend und feierlich über uns und den Gegner spannt. Die Sterne blinken immer noch, wir werden gutes Wetter haben zum Sturm. Ich steige auf einen Postenstand, um das dunkle Gelände zu betrachten, das sich vor dem Graben dehnt. Dort drüben mögen jetzt die Posten wie gewöhnlich stehen und gelangweilt auf das Vorfeld starren, und die abgelöste Mannschaft liegt müde im warmen Unterstand. Und schon hat die Knochenfaust des Todes zum Schlage ausgeholt! Schon sind die Bedienungen hinter den vielen tausend Geschützen angetreten, schon sind die Rohre haarscharf gerichtet, schon sind die Bahnen der Geschosse bestimmt. Ich fühle, daß ich am ganzen Körper zittere und daß mir das Herz bis zum Halse schlägt.

Unten werden die Minuten gezählt. Jetzt ist es 5.04. Streichhölzer flammen auf. Wir müssen sehen, wie der Sekundenzeiger seine letzte Wanderung beginnt. Und jetzt ist es 5.05!

Ein flackernder Schein fährt in den Stollenhals, von einem einzigen, nie erlebten Aufbrüllen gefolgt, das in einem Augenblick zur äußersten Stärke anspringt wie der Gang eines riesigen Motors, dessen einzelne Schwingungen nicht mehr zu hören sind. Selbst die schwersten Abschüsse gehen spurlos unter in diesem schmetternden Dröhnen und dieser eisernen Wut. Die Erde beginnt zu rollen und zu stampfen und läßt den Stollen erzittern wie ein Schiff im Sturm. Jede Sekunde will die vorhergehende in ihrem glühenden Rachen verschlingen, und vor diesem rasenden Ausbruch versinken alle bisher erlebten Schlachten wie ein Kinderspiel. Der Lärm ist grell und reißend wie der Donner über der Einschlagsstelle eines Blitzes, und doch ist zu ahnen, daß dieses betäubende nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus der Flut der Geräusche ist — daß es sich über einem Ozean von dumpfen, hallenden und brausenden Tönen erhebt.

Jede Unterhaltung ist unmöglich geworden; auch wenn man dem Nebenmann ins Ohr schreien wollte, würde die Stimme vorm Munde verwehn. Aber *eine* Gewißheit ist in uns allen zugleich wach geworden: daß der Feind mit einem einzigen Riesenschlage zu Boden geworfen ist. Unser Feuersturm ist so überwältigend, daß man sich keine Kraft vorzustellen vermag, die ihm standhalten kann. Und das erfüllt uns mit einer tollen Fröhlichkeit. Wir drängen aus dem Stollen heraus, aus der Sicherheit, auf die wir eben noch so viel Wert legten, und tanzen wie die Besessenen im flackernden Lichte des Grabens umher. Ja, wir sind auch besessen, besessen von dem überwältigenden Willen, der sich in dieser Feuerlandschaft offenbart, und wir können nicht mehr auf unsere Sicherheit achten, ob wir es wollen oder nicht. Ich merke sofort, daß das, was ich mir vorgenommen habe: den Kopf nicht zu verlieren, hier ganz unmöglich ist. Jeder wird mit Notwendigkeit zum lebendigen Teil einer größeren Kraft. Hier kann man sich nur treiben lassen und formen unter dem Zugriff des Weltgeistes selbst. Geschichte wird in ihrem Brennpunkt erlebt.

Kein Schuß fällt in unsere Gräben. Ohne Widerstand prasselt der Hagelsturm der Geschosse drüben ins Land. Wir können ohne Gefahr auf die Deckung steigen, und nun erblicken wir vor uns eine turmhohe Feuerwand, die sich hinter einem wallenden Schleier blutroter Wolken verhüllt. Schweigend, die Waffen in der Faust, starren wir in das lodernde Meer.

Eine leichte Brise weht herüber und trägt langsam den Qualm wie eine schwere Wand auf uns zu. Die Augen beginnen zu tränen, und in der Kehle würgt ein kratzender Hustenreiz. Nun nehmen wir auch einen stechenden Bittermandelgeruch wahr und begreifen, daß wir bereits mitten in einer dichten Gaswolke sind. Nun schnell mit den tausendmal geübten Griffen die Maske heraus, ruhig geatmet und den leisesten Hustenreiz unterdrückt!

Die Augengläser sind innen mit Seife bestrichen, damit sich der Wasserdampf des Atems nicht blendend auf ihnen niederschlägt. Rings steht die Mannschaft mit großen, glotzenden Gespensteraugen und phantastischen Schnäbeln umher. Ich zwing mich, auch die geringste Bewegung zu vermeiden, besonders da ich bemerke, daß einige der Harrenden beginnen, unruhig zu werden und sich wie in Krämpfen zu winden, um endlich mit einem Ruck die schützenden Masken abzureißen und sich zu erbrechen. Ein furchtbarer Gedanke steigt auf: Was nun, wenn diese Schwaden eine solche Dichte annehmen, daß wir alle betäubt zu Boden sinken und die Artillerie hinter uns, durch ihre eigenen zurückflutenden Gase erstickt, das Feuer nicht mehr unterhält? Aber das ist doch unmöglich; die Führung wird jeden denkbaren Wind in ihre Rechnung einbezogen haben und dauernd mit den Wetterwarten in Verbindung stehen. Und wirklich, als ich einige Male ganz vorsichtig wittere, will es mir scheinen, daß die Luft allmählich reiner wird. Endlich können wir die Masken abnehmen.

Es ist Tag geworden. Wir stehen in einem dem Blick undurchdringlichen Meer von Qualm, Rauch und Staub, das die

Formen der Personen und Gegenstände schon auf kürzeste Entfernung verschwimmen läßt. Immer noch schwillt der lückenlose Donner an, und mit ihm steigert sich die Zuversicht. Überall sieht man blitzende Augen und gestraffte Gesichter. Jeder brennt darauf, um 9.40 zum Sturm anzutreten.

Um 8.25 setzen die schweren Minenwerfer ein. Zweihundertundfünfzig stehen auf dem schmalen Abschnitt unserer Division, dicht hinter dem vorderen Graben, Rohr neben Rohr. Wir fühlen den Stoß der Abschüsse und sehen die mächtigen Geschosse in steilen Bahnen das Rauchmeer überhöhen. Wo sich dem Blick eine Lücke bietet, sehen wir sie wuchtig einfallen und in dichter Kette einen Vorhang von Feuer und spritzender Erde vor den Wald der Granatkegel ziehen. Ihre Einschläge, die bei der zentnerschweren Ladung wie kleine Weltuntergänge tosen müssen, hören wir nicht.

Wie sollten wir da das Rasseln der tausend und abertausend Maschinengewehre hören, die dicht hinter uns rastlos hämmern, um in das enggeknüpfte Netz zerschellender Granaten noch feinere Maschen zu flechten, damit kein Meldgänger drüben vor- oder zurückspringen, keine Unterstützung in die vordere Linie dringen kann? Dort ist jetzt alles in ein einziges flammendes Wetter gehüllt. Geschwader von Bombern haben die Städte des Hinterlandes heimgesucht. Von Stunde zu Stunde sind wuchtige Feuerschläge von Flachbahnbatterien auf die Stabsquartiere niedergebracht. Jede Straße liegt unter Feuer, die Artilleriestände sind mit Gelbkreuz vergast, die Fernsprechleitungen zerstört. Und gar die Kampftruppe selbst! Was davon noch lebt, kann nur betäubt in den Schlünden der Erde hocken, von stürzendem Gebälk und niederbrechender Vernichtung bedroht, von schweren Minen überschüttet, inmitten der rotglühenden Landschaft eines jüngsten Gerichts.

Und immer noch steigert sich der furchtbare Donner der Schlacht; es scheint, daß er seine letzten, irrsinnigen Möglichkeiten erschöpfen will. Auf engstem Raume stellt das Reich,

das wir vertreten sollen, ein Gleichnis seiner Macht vor unseren Sinnen auf. Diese Sprache versteht auch der Letzte von uns. Jeder Einzelne ist geladen und gerichtet, wie die Rohre der Geschütze geladen und gerichtet sind.

Schon beginnen sich die Sinne zu verwirren unter der Überlast der Reize, die ihnen zugemutet wird. Schon ist niemand mehr imstande zu überprüfen, was er fühlt, denkt oder tut, und es ist, als träte ein fremder Wille zwischen uns und unsere Handlungen. Manche nesteln planlos an ihrem Sturmgepäck oder lehnen mit aufgerissenen Augen an den Schulterwehren, andere haben den Mund geöffnet zu einem Geschrei, das ihnen wie ein Hauch von den Lippen weht. Jeder ist trunken ohne Wein, jeder lebt in einer anderen, fabelhaften Welt. Alle gewohnten Gesetze scheinen aufgehoben, wir befinden uns in einem Fiebertraum von höchster Wirklichkeit, in einem anderen Kreise des Rechtes, in einem anderen Kreise der Menschheit und selbst in einem anderen Kreise der Natur. Bündel von Schattenstrichen huschen durch die Luft, die durch den Gasdruck der Explosionen erschütterte Atmosphäre läßt die festen Gegenstände zittern und tanzen wie die Bilder eines flimmernden Films.

An der Grabenwand lehnend, werde ich plötzlich durch einen scharfen Stoß erschreckt. Ich blicke hoch und sehe über der Deckung meiner Schulterwehr einen hohen Rauchkegel, über dem ein Gewirr von Trümmern schwebt. Jetzt werden wir beschossen, wahrscheinlich durch Ferngeschütze, deren Mannschaft zur Besinnung gekommen ist. Schon wieder fährt, diesmal mitten im Drahtverhau, eine weiße Dampfwolke auf. Ich scheine im Strich zu stehen.

Nun beginne ich planlos im Graben auf und ab zu wandern; einmal treffe ich den Bataillonskommandeur. Wir gehen aneinander vorüber wie zwei Bekannte, die sich auf der Straße begegnen, aber sich in ihrer Zerstretheit nicht wahrnehmen. Wie ich nach wenigen Augenblicken wieder umkehre, springt mir sein Adjutant entgegen, packt mich am Hals und brüllt mir ins Ohr:



»Wo ist Leutnant von Solemacher? Der muß sofort das Bataillon übernehmen, der Hauptmann ist gefallen!«

Gefallen? Wie ist denn das möglich? Plötzlich erinnere ich mich: ich habe ihn doch eben noch gesehen.

Ich habe die Fähigkeit verloren, mich zu wundern; die Dinge treten mit der Selbstverständlichkeit des Traumes in die Wahrnehmung ein. Aber ich scheine doch in irgendeiner Ebene erschüttert, denn ich suche ein tiefes Erdloch auf, krieche hinein und setze mich, merkwürdig gleichgültig und unbeteiligt, auf den Boden, um kleine Lehmstückchen mit der Hand zu zerreiben. Eine Gestalt taucht vor dem hellen, viereckigen Ausschnitt des Einganges auf und deutet gegen die Decke, die sich, weder durch Stempel noch durch Rahmen gestützt, frei schwebend erhält. Es ist Unteroffizier Dujesiefken von meiner Kompanie. Freilich, wenn ein Treffer auch nur in die Nähe geht, dann bricht der Lehm in tonnenschweren Blöcken herab. Ich sitze unter dieser schwebenden Last wie unter dem Damoklesschwert. Wie ich mich erhebe, wird die Gestalt draußen in einer Rauchwolke zu Boden gestreckt. Ich trete über die Leiche hinweg, und schon nach drei Schritten hat sich das Ereignis in meiner Erinnerung verwischt.

Nur der kleine Kreis der Uhr an meinem Handgelenk ist noch von Wirklichkeit. Mögen Gespenster erscheinen oder mag die Welt untergehen, mir kann nichts mehr Erstaunen abnötigen. Ich höre längst die Beschießung nicht mehr; sie hat den Punkt überschritten, an dem sie noch gehört werden kann. Und so hat auch die Wahrnehmung den Punkt überschritten, an dem sie die einzelnen Erscheinungen noch festhalten kann. Auch das Gefühl hat im Rausche des Übermaßes die Grenzen menschlicher Wertungen überflügelt; Mut, Mitleid, Angst — das alles gibt es nicht mehr. Es gibt nur noch ein wirbelndes System von Kraft, in das Landschaft und Menschen einbezogen sind als in die Zone einer andersartigen Sicherheit. Und es gibt einen Zeitpunkt 9.40, an dem dieses System in eine neue Gesetzmäßigkeit eintreten wird. Er ist

die Achse in diesem phantastischen Werk, in dieser rasenden Hochflut des Lebens, die der Wille des Reiches an den Grenzdämmen staut. Bis dahin spricht der Wille durch Feuer, dann spricht er durch Blut.

Ich stehe seit einiger Zeit neben einem Fuchslodh, in dem Pioniere und Männer der Kompanie zusammenhocken. Die Flachbahnbatterie setzt ihr Wüten im Umkreis fort. Eben sind in dem Grabenstück links neben uns drei Leute gefallen. Ein schwerer Minenwerfer hinter uns ist samt seiner Bedienung zusammengeschossen. Schmidtchen ist durch einen Blindgänger zerschmettert worden, der durch die meterdicke Decke in die Stollenstufe fuhr, auf der wir heut nacht nebeneinander gegessen haben. In jedem Augenblick hasten andere Leute an uns vorbei und schreien uns solche Nachrichten zu, die das Bewußtsein aufnimmt und gleich wieder von sich weist.

Aber der Zeiger der Uhr rückt ununterbrochen vor. Schon haben die Offizierspatrouillen, welche die letzte Aufstellung im Trichterfeld sichern sollen, den Graben verlassen und sind vom wallenden Rauch verschluckt. Melder gehen die Stollen ab, und der Graben wimmelt von Mannschaften, die sich an bestimmten Stellen zu massieren beginnen. Auch die Überreste unserer Kompanie haben sich um eine Ausfalltreppe geschart. Sprenger steht neben mir, auch Vinke, den ich lange nicht gesehen habe, ist plötzlich wieder da und lacht mir zu. Haller, der alte Landsknecht, ist pünktlich zur Stelle, und das tapfere Muttersöhnchen taucht aus einem Stichgraben auf und schleppt getreulich seine beiden Munitionskästen mit.

Ich habe den Stahlhelm fortgeworfen und eine leichte Feldmütze aufgesetzt. Jetzt kommt es auf etwas Sicherheit mehr oder weniger nicht mehr an. Ich ziehe die Pistole aus dem Futteral und lasse ein blankes Geschloß aus dem Magazin in den Lauf schnellen. Es tut gut, diese schnappende, metallische Bewegung wahrzunehmen und zu fühlen, wie die Hand den Kolben umspannt. Ein Gewirr von Zurufen, mehr geahnt als

gehört, steigt aus der Menschenmenge auf. Nur Ruhe, gleich ist es soweit! Der Sekundenzeiger, dieses kleinste Stückchen Stahl in diesem stählernen Meer, macht seine letzte Tour.

Wir steigen die Ausfallstufen empor, und soweit unsere Blicke den dichten Dunst durchdringen können, fallen sie auf graue, bewaffnete Massen, die dieselbe Bewegung machen wie wir.

## 6

Langsam, mit schwer in den feuchten Boden stampfenden Tritten schreiten wir über den zerhackten Drahtverhau in das rauchende, schwelende Land. Schon werden uns durch Mannschaften der Offizierspatrouillen die ersten Verwundeten entgegengeschleppt. Die Flachbahnbatterie gibt uns noch einen letzten Denkkzettel mit; einige Gestalten schlagen rücklings in die Trichter als die ersten der zahllosen Opfer, die dieser Sturmangang fordern wird. Wir können uns nicht aufhalten; ein Sanitäter steckt einen Stock neben sie in den Sand und bindet einen weißen Mullfetzen daran.

Nun sind wir im Niemandsland und gehen vor unter dem mächtigen Dom unserer Geschosse, der hoch über uns seine schwingenden Bogen wölbt. Langsam marschieren wir gegen eine schreckliche, turmhohe Mauer an, die die Tiefe des Raumes als ein Vorhang aus spritzender Erde verhüllt und erst allmählich, dann immer deutlicher aus den träge fließenden Nebeln emporzuwachsen beginnt. Endlich, kaum noch hundert Schritt davor, so daß wir schon, winzig wie Ameisen, unter ihrer rieselnden Staubfahne stehen, stoßen wir auf Posten, die, wie im Unendlichen verloren, bunte Signaltücher aus den Trichtern strecken. Wir haben gut Richtung gehalten, das sind die Offizierspatrouillen. Wir machen halt und sehen uns um.

Rechts und links von uns, erst klar und in der Ferne immer mehr von brodelnden Dämpfen verhüllt, stehen die Angriffstruppen, Bataillon an Bataillon, in riesige Klumpen zusam-

mengeballt. Nie haben ich solche Massen im offenen Felde gesehen. Und aus der Spannung heraus, die jetzt ganz unerträglich geworden ist und nach einer tollen Entfesselung lechzt, scheint es selbstverständlich, daß der Sieg in diesen zur Einheit gehämmerten Massen schon enthalten ist und daß sie nur anzutreten brauchen, um ihn zu verwirklichen. Jeder Einzelne steht vor der Tat, mit allen Fibern seines Lebens in einen unwiderstehlichen Kraftstrom gebannt.

Käme man nüchternen Blickes in diese Region, so würden ihre Vorgänge unbegreiflich sein. Denkt man später an sie zurück, so wird man sich vielleicht selbst nicht mehr verstehen. Dort, ganz dicht, schlagen zu kurz gehende Minen ein, zentnerschwere Eisenblöcke, die jeder einfallen sieht. Sie bleiben einige Sekunden liegen und schießen dann vulkanische Sprengkegel hoch. Ununterbrochen rasselt ein Schauer von Erdklumpen, Splittern und Holzfetzen herab, klirrt es gegen die Helme, streicht es schneidend und tödlich an den Körpern vorbei. Und hier sind sie achtlos aus den Trichtern gesprungen, lachen, deuten und winken mit der Hand.

Keiner ist mehr bei klarem Verstand. Keiner denkt mehr, und doch werden alle Handlungen von einer anderen Vernunft, von außen her, bestimmt. Wer wollte hier auch noch Befehle geben oder sich verständigen? Dort steht mit seinen Meldern der neue Bataillonsführer, Leutnant von Solemacher; er hat den Mantelkragen hochgeschlagen und hält seine Pfeife mit einem bunten Porzellankopf in der Hand. Ich will auch rauchen und nehme eine Zigarre aus der Patronentasche, doch dreimal schlägt der Luftdruck zerschellender Geschosse die Flamme des Streichholzes aus. Ich muß mich in einen Trichter kauern, um Feuer zu bekommen, wie bei einem heftigen Sturm.

Dort ist auch Vinke, er winkt mir mit meiner Feldflasche zu. Ich reiße sie ihm aus der Hand und stürze den brennenden Kognak wie Wasser hinab. Die Landschaft beginnt vor den Augen zu tanzen; sie hüllt sich in rote und tiefgelbe Farben ein. Nun müssen wir aber endlich, endlich vor, und wenn

wir mitten in den eigenen Vernichtungswirbel hineinstürmen sollten.

Und da geschieht es: die spritzende Wand ist mit einem Schlage weggewischt; ihre schwarzen Staubfahnen rieseln langsam herab. Die Masse der Einschläge drängt sich zu einem feurigen Band zusammen und rollt in die Tiefe des Geländes hinein. Jetzt ist die Reihe an uns! Ohne Verständigung, ohne Kommando, ohne Zuruf wachsen graue Gestalten aus der Erde und treten an: einzeln, in kleinen Gruppen oder zu Sturmhaufen zusammengeballt.

Ich sehe einen Einjährigen meiner Kompanie neben mir und Vinke, der dicht hinter mir geht. Langsam, schwerfällig, aber doch als ob die Füße von selbst nach vorne gerissen würden, schreiten wir vor, durch tiefe Mulden hindurch und über aufgetürmte Schutthaufen hinweg.

Und nun wird es seltsam wach in uns, und wie eine fast vergessene Erinnerung blitzt es blendend auf: Dort ist ja der Feind, dort sitzt ja der Mensch, und gleich werden wir bei ihm sein! Diese Erkenntnis erfüllt uns mit einer wilden, rasenden Lust, es ist, als ob alles, was sich reißend gespannt und gespeichert hat, plötzlich einen Ausweg sähe und sich in purpurfarbige und scharlachrote Abgründe stürzte wie ein tosender Wasserfall.

Schnell, nur schnell, gleich werden wir dem Gegner in das Weiße der Augen sehen. Wir haben den mächtigen Gürtel seiner Abwehr überwunden und tragen den Tod an ihn heran. Ich fühle, wie sich meine rechte Hand wie ein Schraubstock um den Pistolenkolben spannt und die linke um den kurzen Bambusstock, wie mir das Blut siedend in das Gesicht geschossen ist, während sich die Zähne aufeinanderpressen und die hellen Tränen unaufhaltsam über das Gesicht fließen. Die Augen haben einen spähenden, zielenden Blick angenommen, und geduckt, wie gefährliche Tiere vor dem Ansprung, hasten wir immer eiliger durch den Raum.

Wir springen über einige verflochtene Drähte und eine schmale Mulde hinweg. Das wird der erste Graben gewesen

sein. Hier gibt es nichts mehr aufzuräumen; der Boden ist zerpulvert und ausgebrannt. Vor uns, aus dichtem Dunst, erhebt sich ein langer schwarzer Erdwall, auf dessen Krone noch eine Kette von Einschlägen steht. Das muß der Bahndamm sein. Und nun, ganz nahe vor uns, hören wir einen Klang, der uns überrascht und enttäuscht: das scharfe, genau gegen uns gerichtete Hämmern eines Maschinengewehrs. Wie ist das nur möglich nach einer Vorbereitung von solcher Gewalt?

Wir springen in einen Trichter, um uns umzusehen. Kaum haben wir die Köpfe über seinen Rand gestreckt, als unmittelbar vor unseren Augen ein greller Blitz aufschießt und ein mächtiger Schlag uns niederwirft. Ich bin in mich zusammengesackt und auf das Gesicht gestürzt. Eine Faust packt mich im Genick und reißt mich herum. Es ist Vinke, der mich abtastet und an meinem Körper nach einem Einschuß sucht. Es ist nichts zu finden, ich schein unverletzt zu sein. Das ist um so wunderbarer, als wir auf dem Rande des Trichters genau in der Höhe, in der unsere Gesichter waren, die tiefe, brandige Furche eines Schrapnells entdecken, das dort auseinandergeflogen ist. Auch Vinke hat nichts abbekommen, nur der Einjährige hat ein Loch im Oberarm und stöhnt, daß ihm eine Kugel in den Rücken geschlagen sei. Wir haben keine Zeit, das zu untersuchen, schon sehen wir unsere Sturmlinie wie eine Kette von Gespenstern durch die wallenden Nebel an uns vorbeitanzen. Und sofort wird der Ingrim in erhöhtem Maße wieder in uns wach: Dies war eine letzte Beleidigung, die blutig gerächt werden soll. Wir stürzen aus dem Trichter heraus und hinter den Gestalten her, die vor uns verschwunden sind.

Nun habe ich auch Vinke verloren. Ich bin ganz allein. Aber was kümmert mich das, wenn nur die anderen mir nicht zuvorkommen bei dem, was jetzt doch endlich geschehen muß. Ich bin in einen zusammengetrommelten Hohlweg geraten, aus dessen Böschungen eine Reihe von Löchern gähnt. Es sind eingedrückte Unterstände; Sparren und Balken ragen aus

ihren Höhlungen heraus. Wütend schreite ich voran, über eine schwarze, zerrissene Erde, aus der noch der stickige Gasdunst schwelt.

Jetzt kommt eine scharfe Biegung, um die ich vorsichtig, sprunghaft, mit vorgestrecktem Kopfe herumschleiche. Und da erblicke ich, nur wenige Schritte vor mir, den ersten Feind. Mitten auf der qualmenden Sohle der Mulde hockt eine Gestalt in hellgelber Uniform, den Oberkörper hoch aufgerichtet und mit einer Hand auf den Boden gestützt. Verfluchter Hund, du bist geliefert, dir ist der Tod bestimmt! Er scheint verwundet zu sein, aber was schiert mich das jetzt und hier? Ich weiß, daß ich ihn töten werde, und er weiß es ebensogut. Ich sehe, wie er bei meinem Erscheinen wie von einem heißen Stahl berührt zusammenzuckt und mir mit aufgerissenen Augen entgegenstarrt. Unsere Blicke treffen sich und bohren sich ineinander ein. Langsam schreite ich auf ihn zu, die entscherte Pistole auf seinen Schädel angeschlagen. Nun bin ich bei ihm, packe ihn mit der linken Faust am Rock und setze ihm die Mündung an die Schläfe, um abzudrücken.

Da, im letzten Augenblick, als mein Zeigefinger schon den Widerstand des Abzugs spürt, hebt er, ohne ein Wort hervorzubringen, ein Stück Papier gleich einem Schutzbrief empor. Ich reiße es ihm aus der Hand und erblicke eine Photographie, anscheinend die Terrasse eines Landhauses, auf der ein Mann in Uniform neben einer Frau inmitten einer Schar von Kindern steht.

Das war ein letzter, verzweifelter Appell. Wie durch ein Wunder gelingt es mir, mich in jene versunkene Welt zu versetzen, deren Werte in dieser barbarischen Landschaft zum Teufel gegangen sind. Vielleicht wird er, wenn er davorkommt, seinen Kindern erzählen, daß ein Talisman ihm das Leben gerettet hat. Ich senke die Pistole und lasse seinen Rock mit einem heftigen Stoße los, aber dieser Stoß ist schon halb freundschaftlich: Eigentlich hätte ich dich ja umbringen müssen, aber sieh zu, wie du weiterkommst!

Das kleine Drama auf dieser dramatischen Riesenszene

hat sich in wenigen Augenblicken abgespielt. Jetzt werden im Umkreis schon Tausende gefallen sein. Nun aber weiter, auf den Bahndamm zu; die Sache scheint gut zu gehen. Nachdem ich noch eine Strecke durch den Hohlweg gehastet bin, in dem nur Leichen liegen, springen mir von oben einige Leute entgegen, Männer aus meiner Kompanie. Alles schreit aufgeregt und wild durcheinander, und ich höre, daß überall schon Blut geflossen ist. Mir ist glühend heiß, ich reiße meinen Mantel herunter, schleudere ihn fort.

Mit frischen Kräften erklimmen wir die andere Böschung des Hohlwegs und sehen uns nun ganz dicht dem Bahndamm gegenüber, der sich uns mächtig entgegenreckt. Unsere Granaten scheinen ihn kaum versehrt zu haben, denn er strahlt in seiner ganzen Länge durch Ausschnitte, Fenster und Schlitze wie ein glühender Ofen prasselnde Feuergarben aus. Die Besatzung wird dort in ihren zehn bis fünfzehn Meter tief unter die Erdmassen gewühlten Gängen wenig gelitten haben. Aber rechts und links von uns greift man schon an, und auch uns reißt der Vernichtungstrieb aus dem schützenden Hohlweg hinaus in den schmalen, zernarbten Landstreifen, der uns vom Bollwerk trennt. Wir zerstreuen uns und verlieren uns ebenso plötzlich wieder aus den Augen, wie wir uns begegnet sind.

In diesem Streifen wimmelt und springt eine Unzahl von Menschen herum; vor, neben und hinter mir wird geschossen und mit Handgranaten gesprengt. Rechts neben oder fast schon hinter mir hebt sich ein schmaler, bogenförmiger Erdaufwurf vom Gelände ab, hinter dem verschwommene Gestalten umhertanzen. Er scheint noch gehalten zu werden. Aber auch überall in den Trichtern liegen versprengte Briten, die den Bahndamm nicht mehr erreichen konnten und inmitten der Sturmflut standhalten. Über dieses blutige Wirrwarr braust der Sturm der Maschinengewehre hinweg, sowohl von der langen, feuerspeienden Linie des Bahndammes her als auch von unserer Seite, auf der sich mit jedem Augenblick neue Besatzungen einbauen.



Ich schieße kniend, das rechte Handgelenk mit der linken Hand umklammernd, ein Pistolenmagazin nach dem anderen leer und treibe mich in scharfen, planlosen Zickzacksprüngen bald wie ein Jäger, bald wie ein Wild im Kessel umher. Bei einem dieser Sprünge stürze ich in einen tiefen Trichter auf meinen alten Freund Oskar Kius von der Zweiten, der ebenfalls mit der Pistole im Anschlag liegt. Er steckt mir, ohne den Kopf zu wenden, ein Munitionskästchen zu, aus dem ich meine Magazine auffülle.

Weiter, in unaufhörlich wechselnden Spannungen, geht die Jagd nach den hellgelben Schatten, die, kaum sich abhebend von dem lehmigen Hintergrund, hier und dort, einzeln oder in Rudeln durch das Gesichtsfeld huschen und ebenso plötzlich wieder verschwunden sind. Kaum lassen sie uns Zeit, aufzuspringen und hastig zwei, drei Mal hinter ihnen herzuknallen. Dann saugt sie bis zum flachen Umriß ihrer Stahlhelme der Boden in sich ein. Haben wir getroffen, haben wir gefehlt — wir wissen es nicht. Wir haben jede Übersicht verloren und treiben, von Augenblick zu Augenblick anderen Zielen nachjagend, als Atome in diesem großen Kessel umher. Nur selbst bei dieser tollen Hetze uns immer wieder in Deckung zu werfen, vergessen wir nicht, denn gar zu deutlich schellen uns die Ketten der Abschüsse in die Ohren, fahren winzige, spritzende Wölkchen vor unseren Füßen hoch.

Wir müssen uns so schon eine ganze Weile umhergetrieben haben im blitzschnellen Wechsel zwischen Deckung und Angriff, mit jenem Bewußtsein der Tiere, das ganz mit dem Augenblick zusammenfällt und keine Erinnerung und keine Voraussicht kennt. Jedenfalls sind wir erstaunt, daß wir uns plötzlich am Fuß des Bahndammes wiederfinden, und zwar so dicht, daß die Besatzung die Maschinengewehre gar nicht mehr weit genug aus ihren Löchern ausschwenken kann, um uns in ihren tödlichen Winkel einzubeziehen. Dort haben sie wohl auch mehr zu tun, als auf einzelne Menschen zu achten, denn soweit das Auge reicht, drängt jetzt die graue Flut der Angreifer heran. Dafür schlagen von hinten die Geschosse in

dichten Schwärmen gegen den Damm und spritzen den Sand neben unseren Schläfen auf. Wir sind jetzt zu dritt, es hat sich uns noch ein Mann angeschlossen, von dem wir nicht wissen, wie lange er schon bei uns ist. Vielleicht haben wir schon tolle Dinge zusammen erlebt, denn wir scheinen ein Herz und eine Seele zu sein. Unmittelbar neben uns, so daß wir es fast mit den Händen greifen können, ist in den Steilhang ein vier-eckiges Loch geschnitten, das durch einen Vorhang aus grauem Sackleinen verblendet ist.

Wenn wir jetzt nachdenken könnten, so würde uns die furchtbare Stärke dieser Stellung klar. Von der Rückseite des mächtigen Erdwalles aus ist ein verschlungener Fuchsbau von Stollen und Gängen gewühlt, so daß die Verteidiger sich wie durch Tunnels an ihre Kampfstände begeben können. Aber wenn wir nachgedacht hätten, dann würden wir uns wohl kaum mit solcher Wucht in dieses Wagnis gestürzt haben. Es gibt Dinge, zu denen man sich treiben lassen muß.

Es ist auch nicht das große Bild, sondern vielmehr ein winziger Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit in hohem Maß erregt — ein kleines schwarzes Stück Eisen, das zollweit unter dem Sandsacktuch erscheint und pendelnd in einem schmalen Kreisbogen schwingt: die Mündung eines Maschinengewehrs. Obwohl wir die Abschüsse nicht hören, sehen wir den Lauf in zitternden Stößen vor- und zurückschnellen; er ist von einer flimmernden Luftschicht umglüht. Die unsichtbaren Schützen sind also nur um Armeslänge noch von uns entfernt. So mündet der Zufall, der uns in dieser irrsinnigen Hetzjagd unversehrt bis an den Fuß des Dammes schleuderte, plötzlich in eine sinnvolle Lösung aus. Wir springen hoch und winken mit den Händen, und hinter uns aus dem Trichterfeld winkt es vielfach und freudig zurück. Dann schieße ich mit der Pistole einige Male durch das Tuch, der Unbekannte packt es und reißt es ab. Eine dunkle Öffnung erscheint, in die Oskar eine Handgranate wirft. Ein dumpfer Stoß erschüttert den Damm von innen heraus, und eine weiße Wolke kriecht aus dem Loch hervor. Das Mittel ist probat. Eng an den Steilhang

geschmiegt, eilen wir weiter und finden bald Gelegenheit, es noch drei- oder viermal anzuwenden; wir schlagen auf diese Weise eine Bresche in die Feuerfront. Dieser lähmende Eingriff wirkt weithin, und der leere Raum saugt die Unseren an.

Wir sind nicht die einzigen, die so weit vorgedrungen sind. Soweit wir den Bahndamm überblicken können, sehen wir kleine Grüppchen an ihm entlanghasten, die zuweilen stehenbleiben, sich bücken und dann weiterstürzen, während hinter ihnen der milchige Qualm aus den Erdlöchern quillt. Auf der ganzen Linie vollzieht sich nun in blutigen Sekunden der Untergang des grimmig verteidigten Bollwerkes.

Und wieder, ohne Befehl und ohne sinnliche Verständigung, quellen inmitten der scheinbaren Öde aus allen Trichtern Männer hervor und branden in grauen Wellen gegen das Erdwerk an. Tausende erklimmen zugleich den Damm und starren von seiner Krone in das offene Land, auf dem sich den Augen ein seltsamer Anblick darbietet. Doch ehe wir uns in ihn versenken können, sehen wir uns noch vor eine wichtige Aufgabe gestellt.

Oben auf der Dammkrone zieht sich ein stark ausgebauter Graben entlang, ein zweiter ist terrassenartig in die rückwärtige Böschung versenkt. In beiden herrscht der Trubel höchster Überraschung; englische Zurufe schallen uns entgegen, aus den Stollenhälsen huschen Gestalten heraus, und ein Gewimmel gelber Uniformen tut sich vor uns auf.

Im Aufblitzen von Schüssen und im Kreisel von Handgranaten springen wir in den ersten Graben hinab, einzeln, zu Dutzenden und gleich darauf zu Hunderten. Auch ich sehe mich, die heiße Pistole in der Faust, von hohen Lehmwänden eingeschlossen und biege gerade um eine Schulterwehr, als ich mit einer Gestalt in aufgerissenem Uniformrock, aus dem ein langer Schlips flattert, zusammenpralle. Es ist ein englischer Offizier, der mir entgeistert in die Augen starrt. Er hat Glück gehabt, denn wir stehen so dicht aneinander, daß ich meine Pistole nicht anheben kann. So kann ich ihn nur mit der Linken am Schlips packen und ihn gegen die Sandsackpackung

der Schulterwehr schleudern, gegen die er rücklings stürzt und an deren Fuße er liegenbleibt. In diesem Augenblick taucht der weißhaarige Kopf eines Majors hinter mir auf und brüllt: »Schlag den Hund tot!«, aber ich stürze weiter — mag er sehen, wie er der Wut der Sturmtruppen entrinnt.

Ich eile durch den schmalen Verbindungsgraben, aus dem er mir entgegengekommen ist, und gelange an eine Stelle, an der ich von oben in den zweiten, dichtbesetzten Graben hinunterblicken kann. Ich bin nicht der einzige; viele, die sich wie ich durch die kurzen Laufgräben geschlängelt haben oder die über den ersten Graben gesprungen und gleich über Deckung gelaufen sind, kommen, schreiend und drohend die Waffen schwingend, in diesem Augenblick an. Unser Erscheinen ruft Entsetzen hervor. Wer von der Besatzung nicht den gefährlichen Sprung über die Rückenwehr wagt, muß im Graben entlanglaufen, an dessen ganzer Ausdehnung der Nahkampf entbrennt. Auch an meinem Standort jagt es vorbei, um zu stolpern, zu stürzen oder sich jählings zu überschlagen. In Augenblicken schieße ich das Magazin meiner Pistole leer und drücke wie im Traum noch ab, nachdem das letzte Geschöß den Lauf verlassen hat. Neben mir ist ein Mann aufgetaucht, ein echter Grabenkämpfer, mit gefüllten Handgranatensäcken vor der Brust. Er springt auf Deckung und beugt sich vor jedem Wurfe weit zurück, während er mit dem linken, scharf vorgestreckten Arme zielt. Donnerschläge krachen, Dampf- wolken fahren hoch. Fetzen fliegen, ein tellerförmiger Stahl- helm, an dem der zerrissene Kinnriemen flattert, steigt kreis- elnd hoch in die Luft. Im Nu steht über der ganzen Linie eine Kette von Einschlägen, deren Rauchschwaden sich be- rühren wie das Laubwerk einer tödlichen Allee. Hier wird in Sekunden ganze Arbeit geschafft. Schon fühlen wir unter unseren Füßen die dumpfen Erschütterungen des Bodens durch die geballten Ladungen, mit denen man die in die Stollen geflüchteten Überreste der Besatzung ausräuchert.

Und nun erst können wir den Blick auf das Gelände rich- ten, das vor uns in der Tiefe liegt. Einige hundert Schritt

voraus steht schwarz und glühendrot unsere Feuerwalze, die während der für das Handgemenge berechneten Zeit auf unserem nächsten Angriffsziel verharrt. Vergeblich suchen wir hinter dem zuckenden Gewölk den festungsartig ausgebauten Hohlweg zu erspähen, gegen den es nun vorgehen soll. Auf ihn zu rennen, soweit sich das Gesichtsfeld dehnt, Soldaten in erdgelber Uniform. Es sind die Reste der englischen Bataillone, die durch den furchtbaren Anprall geworfen sind. Ihre langen Sätze, ihre triebhaften Bewegungen und die Art ihres Zusammenschlusses erinnern an Rudel von Tieren, die flüchtig sind. An ihrer Zahl und durch die Übersichtlichkeit des Geländes wird uns erst deutlich, welche Massen hier zusammengestoßen sind.

Aber diese Flüchtenden sind nicht die einzigen, deren Bewegung das Vorfeld belebt. Ganz dicht, vielleicht fünfzig Schritt voraus, wimmelt es von Menschen wie auf einem offenen Markt. Sie bilden kleine Gruppen; deutlich heben sich aus den vielen gelblichen Uniformen schon vereinzelt feldgraue ab. Manche der Angreifer müssen blindlings über den zweiten Graben der Dammkrone weitergestürmt sein, über die Köpfe der noch kämpfenden Besatzung hinweg. Sie sind mitten in den fliehenden Gegner geraten, nehmen ihn gefangen oder schlagen sich mit ihm herum. Und diese Fülle aufgelöster Handlungen erscheint von hier oben wie ein plastisches Relief vor einem düsteren Hintergrund. Alle Arten von Stellungen und Bewegungen sind zu beobachten und runden sich zu einem geschlossenen Band. Das alles wirkt auf den ersten Blick wie eine Traumlandschaft, die blitzartig mit ihren Einzelheiten und Unwahrscheinlichkeiten von den Sinnen Besitz ergreift, sie fesselnd und blendend zugleich. So stehen wir einen Augenblick wie gelähmt und suchen zu begreifen, was da vor sich geht.

Dann wachen wir auf, um in einem anderen Wirrwarr zu versinken inmitten dieser feurigen Welt. Ich reiße einem Unteroffizier, der neben mir mit offenem Munde in die Tiefe starrt, das Gewehr aus der Hand und nehme einen der gelben Schat-

ten aufs Korn. Der Schuß erhascht ihn mitten im Handgemenge; ich sehe ihn stürzen — nicht mit der schnellen Bewegung, mit der man Deckung sucht, sondern weich und gleichgültig, wie man fällt, wenn man getroffen ist. Die beiden Angreifer, die auf ihn eindringen, stutzen einen Augenblick und sehen sich um, dann eilen sie fort.

Nun sind auch Fallensteins Maschinengewehre auf der Dammkrone angelangt und mit raschen, tausendmal geübten Handgriffen zum überhöhenden Feuer in Stellung gebracht. Ihre wütenden Peitschenschläge durchdringen den Lärm. Und nun sehen wir, wie ihre tödliche Sense in wuchtigen Streichen die Flüchtlinge niedermäht. Kopfüber, vom eigenen Schwunge mitgerissen, schlagen sie in die Trichter hinein. Die Reihen lichten sich; bald stürzen nur noch hier und dort zwei oder drei voran, und auch diese werden von den Geschossen eingeholt. Wie ein Garbenfeld ist das Gelände von gelben Uniformen bedeckt.

Der Bahndamm ist in unserer Hand.

## 7

Vor uns, als unsere stärkste Waffe, steht die turmhohe Wand aus Feuer und Stahl. Sie ist unser Ebenbild in diesem Augenblick: ein Ganzes, und doch aus glühenden Atomen zusammengeballt. Ihr heißer, brüllender Atem schreit nach uns; sie lockt uns, uns mit ihr zu vermählen zur Einheit von Werkzeug und Arm. Gleich wird sie weiterrollen als blitzender Wagen der Vernichtung, tiefer in diese magische Landschaft hinein. Jeder vernimmt ihren Schrei, jeder versteht ihn, jeder ist vom Rausch des gelungenen Einbruchs erfüllt. Vorwärts, damit er zum Durchbruch wird! Schon blitzt der Lorbeer des Sieges in der Ferne, er will von starken Fäusten ergriffen sein. Auf, hinter der Feuerwalze her, hinter diesem stampfenden Elefantentritt der Schlacht, auf daß der Mensch hinter dem Panzer seiner Wirkung sei!

Wie viele von uns bis jetzt gefallen sind und hinter uns schweigend dicht nebeneinanderliegen, in einsamen Trichtern langsam verbluten oder schon von den Ärzten der uns folgenden Divisionen verbunden werden — wir wissen es nicht. Wir kümmern uns auch nicht darum; zu Klagen und Totenfeiern ist später noch Zeit.

Und wieder setzt der Wille zum Siege zu einer seiner furchtbaren, sich rhythmisch wiederholenden Geburtswehen an, von der jeder einzelne der im Kampf längst zerstreuten und zerrissenen Einheiten gepackt und geschüttelt wird. Einzeln und in geballten Haufen werden die Angreifer vorgetrieben wie Geschosse zum Ziel. Jeder ist bis zur Weißglut entflammt.

Quer durch die Trichter führt der Sturm, über noch zukkende Körper hinweg in eine Tiefe, die nichts Menschliches mehr zu bergen scheint. Zuerst springen noch hier und dort einige Gestalten auf, die in Löchern und Senken dem Feuer entronnen sind. Dann machen die nächsten Angreifer für Augenblicke halt und schießen sie wie Jäger, die keine Zeit verlieren wollen, im stehenden Anschlag ab. Bald aber sind wir in einer ausgebrannten Wüstenei, in der die Beschießung die Landschaft gleichmäßig ausgestanzt hat und auf der hoch und dicht die Granatsäulen stehen wie Geysire auf einem isländischen Vulkangebiet.

Mir ist bei diesem rasenden Ansturm unglaublich heiß geworden, der Körper ist ausgedörrt. Ich habe bereits den Rock aufgerissen und die Halsbinde fortgeworfen, aber es ist mir, als ob ich jeden Augenblick verdursten müßte, und ich werfe mich hin, um jemand zu erwarten, der mir die Feldflasche reichen kann. Wie ich mich umdrehe, wird mir erst klar, daß ich schon mitten in unsere Feuerwalze hineingeraten bin. Nicht nur vor mir spritzt es auf, sondern auch neben und hinter mir, kohlschwarz, milchweiß, stickstoffbraun, pikringelb und feuerrot. Ich bin zu hitzig gewesen; aber das Zurückspringen scheint jetzt noch bedenklicher. So entschieße ich mich, liegenzubleiben und zu warten, bis die Walze wieder vorrücken wird. Das ist, als ob man unter einen Zug ge-

fallen wäre und sich lang zwischen die Schienen legte, um ihn über sich hinwegrollen zu lassen. Ich sehe jedoch, daß ich nicht allein in dieser Lage bin. Aus einem benachbarten Trichter lugt eine Gestalt und winkt mir zu. Ich springe zu ihr hinein, zu einem jungen Offizier, den ich nie zuvor gesehen habe, aber wir sind in einem Augenblick vertraut, als ob uns eine jahrelange Bekanntschaft verbrüderte. Er reicht mir seine Feldflasche, und wir schlagen uns auf die Schulter: Die Sache geht glänzend voran!

Endlich rollt die Feuerwalze über uns hinweg. Ohne uns zu verabschieden, stürzen wir hinter ihr her, der eine nach hier, der andere nach dort, auf Nimmerwiedersehen. Plötzlich befinde ich mich wieder inmitten einer langen Kette von Menschen, die langsam und gleichmäßig mit umgehängten Gewehren vorwärtsstrebt. Ein Häselein schießt in Zickzacksprüngen aus der Feuerwalze heraus, ein Mann neben mir reißt die Flinter herunter und pafft hinter ihm her. Das stimmt mich heiter; es war ein guter Witz.

Allmählich wird die Sicht freier, und die Einzelheiten der Landschaft entwirren sich unserem Blick. Eine kleine Anhöhe in der Ferne, von deren Gipfel sich die Schattenrisse eines zerbrochenen Flugzeugs und eines zertrümmerten Hauses abheben, wähle ich als Ziel. Von dort wird man vielleicht in den befestigten Hohlweg hinabspähen können, der doch jetzt bald erscheinen muß. Gerade streicht der hintere Rand der Feuerwalze über die Erhebung hinweg. Nur vor, damit der Anschluß nicht verlorengelht!

Bald heißt es springen, denn neue Schauer fegen über das Land. Ein unberührter Kern des Widerstandes muß in der Nähe sein. Ungetroffen erreiche ich die Höhe, über deren Scheitel sich ein Graben zieht, in dem ich schon den Führer unserer ersten Kompanie, Günther von Wedelstädt, und einen Mann der siebenten, namens Schulte, antreffe. Auch Oskar stürzt sich gleich darauf von hinten in höchster Eile hinein, denn schon zerschneidet das Feuer wie eine haarscharf über unseren Köpfen hin und her geschwungene Klinge die Luft.



Ein Gefechtsläufer Wedelstädt, der einzige Mann, den er bei sich hat, kann nur noch kriechend versuchen, die kurze Spanne zu überwinden, die ihn von uns trennt. Gerade beugt er den Kopf über den hinteren Grabenrand, als ein elektrischer Schlag seinen Körper durchzuckt und er regungslos liegenbleibt. Schuß ins Auge, jede Hilfe ist umsonst. Wedelstädt muß wohl schon lange mit ihm zusammengelebt haben, denn er legt bei diesem Anblick seine Arme auf die Brustwehr und lehnt den Kopf dagegen, und ich sehe aus der zuckenden Bewegung seiner Schultern, daß er weint.

Verflucht, wo kommt denn dieses irrsinnige Feuer her? Ich reiße das Glas aus dem Futteral und spähe das Vorgebäude ab. Da haben wir die Sauerei! Die Feuerwalze ist uns ausgerissen, und ihr hinterer Rand klimmt gerade eine schon weit entfernte Geländewelle hinan. Aber dicht vor uns, noch nicht fünfhundert Schritt, dehnt sich im Tal der Hohlweg aus, dessen Besatzung wieder zur Besinnung gekommen ist und schießt, was aus den Läufen will. Er sperrt eine breite Mulde, deren beide Hänge durch je ein Maschinengewehrnest befestigt sind. Es ist mit einem Blick zu übersehen, daß, wer den Hohlweg erreichen will, erst das vernichtende Kreuzfeuer dieser beiden Erdwerke überwinden muß, deren lehmgelbe Umrise in dem gleichfarbigen Hintergrund verschwimmen und nur für die geschärften Augen des Grabenkämpfers sichtbar sind.

Ha, dort sind sie ja auch, natürlich, dort sind sie ja! Aus dem Ausschnitt eines winzigen Erdaufwurfs fährt ein dünner, blasser Dampfstreifen hoch. Das ist der Strahl des siedenden Kühlwassers. Nun, auch mit bloßem Auge zu erkennen, sehen wir drei Köpfe unter flachen Helmen halb über dem Lehmaufwurf. Zwei bewegen sich, einer hält still. Das muß der Richtschütze sein. Und daraus, daß die Garbe haarscharf Strich hält, nicht abspringt, nicht streut und flattert, ist zu erkennen, daß dort ein ganz kaltblütiger Bursche hinter seiner Waffe steht, der rechte Mann am rechten Fleck.

Hier gibt es natürlich nur eins: ruhig am Platze blei-

ben, warten, bis unsere schweren Waffen heran sind und die da drüben so lange zudecken, bis sie vernichtet oder windelweich geworden sind. Das würde jeder von uns bei ruhigem Verstande ohne weiteres sehen. Bei ruhigem Verstande — gewiß. Aber was machen wir? Kaum haben wir den Gegner erkannt, als wir auch schon auf die Brustwehr klettern und uns wie die Besessenen in diesen sausenden Bienenschwarm von Geschossen hineinwerfen.

Jetzt geht es wirklich, unmittelbar und ganz persönlich, um Leben und Tod. Mitten im fieberhaften Schwung des Anlaufs tauchen wie rot aufblitzende Warnungssignale und dämonische Zurufe Mahnungen zur höchsten Ausnutzung von Zeit und Raum im Bewußtsein auf.

Gleich nach dem ersten Sprunge bin ich von den anderen abgekommen und renne das linke Maschinengewehrnest an. In Sätzen von höchstens zehn Schritt Länge, um keine Zeit zum Zielen zu geben, geht es vor, in kurzen Zickzackschlägen, damit nicht eingerichtet werden kann. Jeder dieser Sätze ist ein Hechtsprung von Trichter zu Trichter, bei dem der vorschnellende Körper die geringste Fläche zu bieten sucht. Von jedem neuen Trichter aus werden einige Schüsse gewechselt; ich trage immer noch das Gewehr, das ich am Bahndamm dem Unteroffizier aus der Hand gerissen habe. Ein einziger Begleiter hält sich dicht hinter mir. Er wirft mir jedesmal Patronen zu, weil die paar Rahmen, die ich in den Jackentaschen trug, längst verschossen sind. Immer näher werfen wir uns heran, schon sehen wir vor uns den verflochtenen Draht. Habe ich den Kerl schon getroffen? Ich kann mich nicht erinnern; ich muß aber während des ganzen Weges scharf gezielt haben, mit äußerster Spannung der Sinne — vielleicht mit solcher Spannung, daß für die Erinnerung kein Platz mehr blieb.

»Patronen, Patronen!!«

Ich blicke über die Schulter. Mein Begleiter liegt halb auf dem Rücken und wälzt sich zuckend, wie von galvanischen Strömen geschüttelt, hin und her. Ich blicke wieder geradeaus.

Zwei, drei gelbe Schatten verschwinden an der Stelle, wo das Nest halbmondförmig gegen den Hohlweg zurückgebogen ist. Weiter links, schon am Hohlweg selbst, sieht man einige unserer Leute aufrecht an ihm entlanggehen und Handgranaten werfen. Auch am rechten Maschinengewehrnest puffen die weißen Dampfwolken hoch. Stielhandgranaten — das sind wir!

Ich setze zum letzten Sprunge an und stolpere über den Draht in das Erdwerk hinein. Es besteht aus einem kreisförmig geführten und gut ausgebauten Grabenstück. Schon wieder habe ich einen entsetzlichen Durst, der mich ganz vergessen läßt, daß mir vielleicht gleich eine der englischen Handgranaten entgegenfliegen wird und daß ich von dem dichtbesetzten Hohlweg nur durch einen schmalen Erdwall geschieden bin. Ich gehe im Wachtraum die Laufroste entlang und stoße plötzlich auf einen riesigen Kerl, der der Länge nach im Graben liegt. Aha, das scheint der Richtschütze gewesen zu sein. Den Schuß, der ihm durch beide Schläfen gefahren ist, kann ich auf meine Rechnung setzen. Er hat ihm ein Auge aus der Höhle getrieben. Und dort, über ihm auf der Brustwehr, steht auch die Waffe, mit der er, solange es ging, unter uns gewütet hat. Sie ist fast ganz von einem blitzenden Berg ausgeschossener Hülsen bedeckt. Noch zittert die Luft über dem glühheißen Lauf.

Der herkulische Geselle mit dem blendendweißen Augapfel vor dem wilden, von Rauch geschwärzten Schmieds Gesicht sieht schauerlich aus. Mit Widerstreben trete ich über ihn hinweg. Aber vor allem Wasser, ich verschmachte vor Durst. Ich gehe einige Schritte weiter und komme an einem Stolleneingang vorbei. Vielleicht daß es da unten etwas zu trinken gibt. Aber wie fahre ich zusammen, als ich auf der untersten Stufe einen Engländer sitzen sehe, der sich nicht im mindesten um meine Anwesenheit zu kümmern scheint. Er ist eifrig damit beschäftigt, einen Munitionsgurt über seine Knie zu ziehen und hier und da eine lockere Patrone einzureihen. Aha! er scheint zu glauben, daß die Kameraden oben noch emsig am

Feuern sind. Sie haben ja auch erst vor Sekunden, wahrscheinlich durch den jähen Tod des Richtschützen entsetzt, ihren Posten verlassen und in der Aufregung wohl nicht mehr an ihn gedacht.

Behutsam hebe ich die Pistole an, ziele auf ihn und schreie dann hinunter:

»Come here, hands up!«

Er springt hoch, starrt mich an wie ein Gespenst und verschwindet mit einem Satz in dem dunklen Stollengang. Nun ärgere ich mich. Ich hätte gleich schießen sollen, anstatt Redensarten zu machen. Jedenfalls habe ich keine Lust, mich da unten hineinzuwagen. Ich werfe eine Handgranate hinunter und kehre wieder um.

Der Durst gibt mir einen Gedanken ein. Ich gehe noch einmal zu dem Maschinengewehr zurück und durchwühle den Stand, bis mir der Wasserkasten in die Hände fällt. Gott sei Dank, er ist noch gefüllt; sie haben nicht alles bei ihrer Schießerei verbraucht. Ich setze ihn an und stürze die ölige Flüssigkeit hinab, so daß mir der Schweiß im Nu aus allen Poren bricht. Aus dem Umgang erscheint ein Unbekannter mit einer entscherten Handgranate in der Faust und spricht mich an:

»Die eben geschossen haben, sind erledigt!«

Ich gebe ihm Wasser und frage nicht weiter nach, denn es ist keine Zeit, sich zu unterhalten. Wahrscheinlich ist er von der anderen Seite gekommen und hat gerade vor dem rückwärtigen Ausgang gestanden, als mein Engländer oder noch andere mit ihm daraus entwischen wollten.

Nun füllt sich das Grabenstück mit von allen Seiten hereinströmenden Angreifern. Wir müssen sehen, daß wir vorwärtskommen. Der Gegner im Hohlweg, in den wir von hier aus fast flankierend hineinsehen können, wehrt sich immer noch. Man sieht, daß es schneidige Burschen sind, schneidig auch in der Verteidigung, sonst würde längst eine Panik ausgebrochen sein. Helm an Helm steht die Mannschaft im Feuer, hinter ihr springen Gestalten hin und her; sie tanzen vor Aufregung wie die Besessenen.

Maschinengewehre her! Wir versuchen das englische her-  
umzuschwenken und auf den Hohlweg einzurichten, haben  
aber kein Glück damit. Vielmehr streift ein Schuß einen Jäger-  
leutnant am Kopf und zerschmettert einem Infanteristen, der  
hinter ihm auf dem Postenstand steht, den Oberschenkel. Da-  
gegen gelingt es einem anderen Trupp, sein leichtes Maschi-  
nengewehr vor dem äußersten Flügel des Halbmonds in  
einem Erdloch in Stellung zu bringen. Rasselnd fegt die  
Waffe den Hohlweg ab, für dessen Besetzung nunmehr die  
Stunde geschlagen hat.

Ich stehe immer noch an dem verlassenem Maschinengewehr-  
stand. Durch seine Scharte nimmt mein Auge an allen Einzel-  
heiten des letzten Sprunges teil. Nun sehe ich auch einmal als  
Unbeteiligter, mit welcher Wucht das vor sich geht. Gleich  
nach den ersten Schüssen stellen die Engländer in der Er-  
kenntnis, verloren zu sein, ihr Feuer ein. Man hört ihr viel-  
stimmiges Geschrei aus dem Hohlweg herüberdringen; es  
gleicht dem einer Schiffsbesatzung, die den Kopf verliert.  
Und in demselben Augenblick, wie durch Zauberkraft be-  
wegt, wachsen Angreifer, von denen ich bis jetzt nichts wahr-  
genommen hatte, aus allen Trichtern hervor. Mit Gebrüll,  
wütend die Waffen schwingend und nur noch von vereinzelt-  
ten Schüssen begrüßt, rennen sie den Hohlweg an. Ein Hurra  
wirbelt über das Land. Unbewaffnet, ohne Koppel und mit  
hochgehobenen Händen springt ihnen die Besatzung ent-  
gegen, um nicht mehr in der Kampfstellung angetroffen zu  
werden. Sie wird mit Feuer empfangen, stehend, mit der  
Pistole oder mit dem im Laufen aus der Hüfte heraus an-  
geschlagenen Gewehr. Unbarmherzige Bilder sind zu sehen.  
Wer der Wut entkommt, rennt in höchster Eile durch die  
Sturmtruppen hindurch, um sich weiter hinten gefangen zu  
geben.

Ein wichtiger Teil unserer Aufgabe ist nun geschafft, ein  
schrecklicher, Schritt für Schritt errungener Weg liegt hinter  
uns. Wir stehen in großen Gruppen beisammen oder sitzen in  
den Trichtern herum. Offiziere bemühen sich, ihre Kompa-

nien zu sammeln, der Erfolg ist kärglich genug. Dafür sind viele Leute unter uns, deren Truppenteile weit rechts oder links von uns gestürmt haben. Es ist merkwürdig, daß diese große Leistung ohne jede geordnete Bindung vollbracht wurde. Nicht der Befehl, sondern das Ziel gab Richtung und Verbindung und hat all diese von scheinbaren Zufällen getriebenen Kämpfer vereint. Aber nun, nachdem die Elementarkraft sich verausgabt hat, greift die bewußte Führung ein, bis neue Ziele auftauchen. Das sind zwei Reiche: Spannung und Besinnung, dunkles Blut und helles Feuer — der große Takt, der die Schlachten belebt.

Auch der Körper fordert sein Recht. Die Sonne steht hoch am jetzt fast wolkenlosen Himmel; es wird Zeit zum Frühstück sein. Wir mögen kein Fleisch und kein Brot, nur etwas Schokolade, Wasser in langen Zügen und eine Zigarette dazu. Überall tauchen bekannte Gesichter auf. Oskar ist aus dem rechten Maschinengewehrnest herübergekommen; der Adjutant erzählt, daß auch der zweite Bataillonsführer dieses Tages, mein lieber Freund Fritz von Solemacher, beim Sturm auf den Bahndamm durch Bauchschuß gefallen ist. Das Bataillon führt jetzt der Leutnant Lindenberg.

Am rechten Hang der Mulde sehen wir ein Schauspiel, das schallende Heiterkeit erweckt. Leutnant Breyer, der kürzlich von den Goslarer Jägern zu uns gekommen ist, marschiert dort, von einem Gefechtsläufer begleitet, vorüber, als wollte er den nächsten Sturm ganz allein auf sich nehmen. In seiner grünen Uniform, mit einer halblangen Jägerpfeife im Munde und einem Knotenstock in der Hand, schlendert er dahin, das Gewehr mit der Mündung nach unten über die Schulter gehängt, wie auf der Hasenjagd. Auch wir fühlen, daß wir nicht länger zögern dürfen. Schon tauchen hinter uns die dichten Massen der Unterstützungen auf.

Mit Stöcken und Gewehren wird die Richtung gezeigt, und dann setzt sich der dichte Klumpen, der sich in der Mulde gesammelt hat, schwerfällig in Bewegung dorthin, wo das Tal allmählich in einer Anhöhe verflacht. Oskar ist wieder

neben mir, und wir beschließen, uns nicht mehr zu trennen. Nach einigen Schritten sehen wir auf dem Höhenrand Bewegung, und gleich darauf schlägt Feuer die Mulde entlang. Wir werfen uns hin. Ich habe in der Eile keinen der hier schon spärlicher werdenden Trichter erreichen können und halte den Schädel zwischen Oskars gespreizten Beinen gegen den Boden gepreßt. In unserer Nähe erhält ein Mann einen knallenden Schuß durch den Helm. Aber bald verstummt das Feuer, die Schützen drüben werden offenbar noch anderweitig bedroht. Die Bewegung fließt weiter die Höhe hinauf. Verschiedentlich springen aus einem Grabenstück, das uns zur Rechten begleitet, vereinzelt Engländer ab und werden im Vorübergehen aufs Korn genommen.

Die Höhe wird ohne weiteren Widerstand erreicht. Sie setzt sich in einer weiten Fläche fort, auf der in unregelmäßiger Verteilung wie große Maulwurfshügel die Erdaufwürfe zahlreicher Unterstände zu sehen sind. Flugzeuge jagen sich über uns, eins stürzt, in eine rote Brandfackel gehüllt, in der Nähe zu Boden und brennt mit langen Stichflammen aus. Wir zerstreuen uns gegen die Unterstände. Dampf Wolken, die hier und dort aufquellen, verraten, daß kurzer Prozeß gemacht wird. Aus einem kriecht unter allen Anzeichen der Überraschung ein junger Engländer hervor, den ich für gefangen erkläre. Sei es nun, daß er einen Mann, der ihm unsanft die Zigaretten abfordert, nicht versteht und sich bedroht fühlt, sei es, daß er aus unseren Augen noch die Erregung des Kampfes liest oder daß er sich doch verteidigen will, jedenfalls reißt er sich plötzlich los und verschwindet wieder im Unterstand. Das kostet ihn das Leben. Ein halbes Dutzend Handgranaten fliegt hinter ihm her. Wir gehen weiter, ohne die Explosionen abzuwarten. An anderen Stellen ergeben sich die Besatzungen ohne weiteres. Sie müssen Zigaretten, Schokolade und Feldflaschen abliefern, dann wird ihnen der Weg nach hinten gezeigt.

Wieder einmal bin ich allein oder vielmehr nur mit dem Adjutanten zusammen. Hinter uns bewegen sich viele Ge-

stalten in einem dünnen Rauchscheier, vor uns ist das Feld öde und menschenleer. Zum ersten Male fühlen wir das Bedürfnis, uns zu orientieren, und ziehen die Karten aus den Taschen hervor. Wir besitzen nicht den geringsten Anhalt und haben weder Ecooust-Saint Mein noch Noreuil gesehen. Riesige Staubmassen beschränken die Sicht; sie bilden einen nahen und schmutzigen Horizont. Endlich entdecke ich an der Gabel eines Feldweges ein kleines Schild, auf dem »Vraucourt« zu lesen ist. Dort lag ich wie in fast allen Dörfern dieser Gegend vor Jahren einmal im Quartier. Damals war eine ruhige, gemütliche Etappe hier. Übrigens haben wir gut Strich gehalten, das Dorf Mory, unser heutiges Angriffsziel, liegt nur um ein geringes weiter rechts.

Wir schlendern den Feldweg entlang, der sich zu senken beginnt. Hinter einer Biegung können wir den Talgrund übersehen. Eine neue Landschaft tut sich vor uns auf, in einem lehmfarbigen Gelb, das durch seine Schattierungen jeden einzelnen Gegenstand scharf und sicher umreißt. Im Hintergrunde liegt Vraucourt, die Mauern seiner dächerlosen Häuser werden durch die Ferne eng und dicht aneinandergereiht. Das Dorf wird schwer beschossen, dicke Rauchschwaden ziehen seitlich ab. Hier und dort bricht unter der Gewalt eines Treffers eine Mauer zusammen — das wirkt in der perspektivischen Verkleinerung harmlos, als bliese ein Kind in ein Kartenhaus.

Vor dem Dorfrand in einer kesselförmigen Senke blitzt es auf, in kurzen Abständen, vierfach, scharf und grell. Erregt packen wir uns am Arm: Dort steht feindliche Artillerie! Das sind Ziele, wie sie der Infanterist selten zu sehen bekommt; das ist schon etwas anderes als die huschenden Schatten im Trichterfeld. Wir sehen die aus den Rohren brechenden Mündungsflammen und die breiten grauen Scheiben der Schutzschilde, und plötzlich sehen wir auch, wie sich von diesen Schilden Gestalten lösen und auf den Dorfrand zu-eilen. Die Bedienungen müssen auch von anderer Seite her bedroht werden. Das Feuer verstummt.



Der Feldweg führt in das Dorf hinein. Eine Strecke lang schneidet er sich als Hohlweg in den abfallenden Hang. Wir beobachten, wie ein Mann langsam aus einem schwarzen Einschnitt der linken Böschung auf den Weg tritt, und reißen die Gewehre von der Schulter. Jetzt scheint er uns erblickt zu haben, denn er fährt zusammen und rennt spornstreichs dem Dorfe zu. Ich behalte den Einschnitt auf dem Korn. Ein zweiter folgt, stutzt und bleibt genau auf der Visierlinie stehen. Ich brauche nur den Abzug durchzudrücken, und er schlägt quer über den Weg. Jetzt stürzen drei, vier andere heraus, springen über den Gefallenen hinweg und sind im Nu verschwunden. Vergeblich schießen wir hinter ihnen her.

Nun kommen auch unsere Männer heran. Sie stauen sich an dem Weg und starren von ihm wie von einer Einfallsforte aus in das gefährliche Land. Der neue Bataillonsführer ist darunter, ebenso ein Hauptmann von einem fremden Regiment. Zwei Leute von meiner Kompanie melden sich bei mir. Ich frage sie nach Sprenger und Vinke, der einen Teil meiner Karten und meine Schokolade im Tornister trägt, aber niemand hat ihn auf seinen Irrfahrten gekreuzt. Schade, es würde mich freuen, das alte biedere Gesicht zu sehen.

Ohne Zweifel müssen wir jetzt zunächst das Dorf erstürmen. Wir schießen grüne Leuchtkugeln in die Luft, um das Feuer unserer Artillerie vorzulenken, das noch immer auf Vraucourt und dem letzten Teil des Feldwegs liegt. Auch schicken wir einige Melder zurück. Dann treten wir an. Schon nach wenigen Schritten ziehen wir das scharfe Feuer eines nahen, aber unsichtbaren Widersachers an. Wir werfen uns hin. Es ist nicht zu leugnen, daß die erste, unbedenkliche Wut uns nicht mehr in den Knochen steckt. Der lange, fürchterliche Weg hat starke Kräfte verzehrt. Trotzdem arbeiten wir uns, teils kriechend, teils gebückt vorspringend, bis fast an den Kessel vor, dicht bis an die Einschläge unserer schweren Artillerie heran. Im Hohlweg kommt uns ein Trupp deutscher Soldaten entgegen; wir sehen, daß ein Treffer zwischen sie fährt und daß einige von ihnen sich nicht mehr erheben.

Die Überlebenden stürzen aufgelöst heran. Es sind 164er. Sie rufen uns zu, daß sie bereits von links den Dorfrand umfaßt hatten, daß sie sich aber dieses Feuers wegen nicht mehr halten konnten. Schon bricht eine neue Explosion auf den Rand des Hohlwegs herab. Es ist nichts zu machen; wir müssen wohl oder übel zurück, müssen warten, bis unsere Meldungen angekommen sind. Eine erste, verwünschte Pause tritt ein.

Es gibt Verluste. Auch Günther von Wedelstädt fällt durch einen Volltreffer unserer Artillerie. Eine ihrer Batterien wird von seinem Bruder geführt. Es hilft nichts, wir müssen weichen bis auf den Höhenrand. Beim Zurückspringen nehme ich neben einem Gefallenen Deckung — es ist mein Engländer. Ich beuge mich über ihn: ein junges, mutiges Gesicht. Der Schuß ist quer durch den Schädel gegangen, es muß sofort vorbei gewesen sein. Das Auge ist noch nicht ganz erstarrt.

Es ist vielleicht das beste, gleich in dem Unterstand zu bleiben, aus dem er vorhin herausgesprungen ist. Mit vorgehaltener Pistole dringe ich hinein, die beiden Leute folgen mir. Es ist niemand mehr drin. Wir setzen uns auf einige der im Stich gelassenen Decken und Mäntel, lehnen den Rücken gegen die Wand, und bald kreuzen sich die Geschosse beider Parteien über unserm Zufluchtsort.

Allmählich gewöhnen sich die Augen an das Dämmerlicht, das durch den Erdeinschnitt ins Innere fällt, und wir sehen, daß alles in wilder Unordnung stehen- und liegeengeblieben ist. An einer Wand lehnt ein Fahrrad, und daraus ist zu schließen, daß dieser Unterstand die Melder der Batterie beherbergte. Tornister, Mützen, Kochgeschirre, Blechbüchsen, Krüge und Zeitungen bedecken in dichtem Wirrwarr den Boden, so daß kein Fleckchen Lehm mehr zu sehen ist. Bei näherer Musterung dieses Durcheinanders entdecken wir gutes, frisches Weißbrot und mächtige Stücke Schinken, wie sie bei uns eine Gruppe in einer ganzen Woche nicht zu sehen bekommt. Ein dickbauchiger Steinkrug ist bis an den Rand mit einer köstlich nach Ingwer duftenden Flüssigkeit gefüllt.

Wir wollen doch einmal probieren, ob das Zeug nicht vergiftet ist! Es ist überhaupt hohe Zeit für das zweite Frühstück geworden; diese Fundgrube kommt uns gelegen, denn die Vorräte, die man uns mitgegeben hat, sind von altpreußischer Nüchternheit. Breite Taschenmesser werden aufgeklappt, und ein unbekümmertes Schmausen beginnt. Der eine säbelt dicke Schinkenscheiben ab, der andere schneidet eine Fleischbüchse auf, der dritte häuft eine rote Marmelade, in der noch die ganzen Früchte im Zucker schweben, auf goldgelbe, zungenförmige Biskuits, von denen eine große Kiste voll in einer Ecke steht. Dazwischen wird der Krug an die Brust genommen. Endlich werden kleine verlötete Blechdosen geöffnet, aus deren Rundung prall gedrängt die Zigaretten schauen in Tabakmischungen, deren Farben sich abstufen vom weißlichen Gelb bis zum dunkelsten Schwarz. Ja, das ist etwas anderes als unsere Marke Buchenlaub! Wir werfen die mitgebrachten Fleischbüchsen und unser aus Kartoffelbrei zusammengekleistertes Brot aus den Brotbeuteln heraus und füllen sie mit besserem Proviant. Dann wird es still, nur die Zigaretten glimmen, und bläuliche Rauchwolken steigen empor. Einmal dringt aus einer Ecke eine behagliche Stimme:

»Bei der Verpflegung mache ich noch zehn Jahre Krieg!«  
Ein glucksendes Geräusch schließt sich an.

»Mensch, halt die Luft an, laß mir auch noch etwas Offensivgeist drin!«

Ich trete öfters aus der Tür in den Erdeinschnitt und sehe mich um. Immer noch liegt unser Feuer auf Vraucourt. Wir könnten das Nest längst im Rücken haben. Was mag das nur bedeuten? — wir schneiden uns selbst von den reifen Früchten des Sieges ab und waren doch so glänzend im Schwung. Mißmutig setze ich mich auf die Biskuitdose, rauche und blättere in englischen Zeitschriften, in denen allerlei böse Dinge über »die Hunnen« zu lesen sind. Heute wenigstens haben wir diesem Namen Ehre gemacht.

Allmählich wird es langweilig. Wir müssen sehen, daß wir

bis zum Einbruch der Dunkelheit noch irgendwo vorankommen. Wir verlassen unseren Zufluchtsort und finden oben am Feldweg eine noch größere Menge angestaut als vorhin. Wieder melden sich einige Leute aus meiner Kompanie. Auch einer der abgesandten Melder trifft gerade wieder ein und bringt die seltsame Nachricht mit, die Geschütze hätten Befehl, auf größte Entfernung weiterzuschießen. Das scheint uns rätselhaft, aber es ist nicht zu leugnen, daß unser Feuer noch immer vor uns im Grunde liegt. Die Rüstung ist zur Fessel geworden; hoffentlich dauert das nicht zu lange an.

Auch sonst hat das Geschehen nicht mehr den sicheren Schwung, der uns in einem Zuge bis hierher vorgestoßen hat. Die Handlung beginnt, sich in eine Reihe von Einzelangriffen aufzulösen, die noch gut vorgetragen werden, obwohl der Kampfzorn fehlt, der eben noch jeden Schritt beflügelte.

Rechts von uns scheint es wieder vorwärtszugehen. Hurrarufe dringen herüber, und das Krachen von Handgranaten schließt sich an. Dort müssen wir hin, vielleicht gelingt es uns dann, rechts am Dorfe vorbeizustoßen. Wir eilen über die Anhöhe, auf der wir vorhin die Unterstände gesprengt haben. Sie hat sich inzwischen durch Vorgänge unbekannter Art mit Toten und Verwundeten bedeckt. Auch müssen Granaten gezündet haben; große Flecke des durch die Mittagssonne getrockneten vorjährigen Grases stehen in Flammen, verstreute Munition fliegt knatternd in die Luft. Im Laufschrift eilen wir durch das brandige Gewölk. Dahinter stoßen wir auf eine Schar von 76ern, die eben zum Sturm auf ein Grabenstück ansetzen. Mit Hurra beteiligen wir uns daran. Wir werden beschossen, finden jedoch keinen Gegner vor. Versprengte, doch entschlossene Reste müssen sich in den Trichtern vor uns eingeknistet haben. Kaum sind wir zwischen den Schulterwehren, als wir auch schon wieder durch unsere Artillerie herausgeschossen werden. Dieser Vorgang wiederholt sich noch dreimal, bis wir es aufgeben, hier Fuß zu fassen, und uns noch weiter rechts in einen langen niedrigen Graben ziehen. Dort richten wir uns notdürftig ein.

Vor uns liegt ein wüstes Trichterfeld. Es gleicht einem Meer, auf dessen erdbraunen Wogen das Gut versunkener Schiffe treibt. Und wie dort dem Schiffbrüchigen von seiner Planke aus alles schwankend und bewegt erscheint, so ist es auch hier. Die Gewehre und Maschinengewehre spielen ihre tödliche Melodie, die anschwillt und verebbt und plötzlich abbricht, um dann wieder ein wütendes Fortissimo anzuschlagen, das alle Tasten in Bewegung setzt. Es läßt sich schwer sagen, wodurch ihr Rhythmus sich bestimmt.

Auch wir erhalten heftiges Feuer aus dem Ungewissen heraus. Vereinzelte Leute irren mit erstaunlicher Gleichgültigkeit hinter dem Graben umher und werden getroffen. In einer ruhigen Stellung würden wir ihnen zurufen, Deckung zu nehmen, hier denkt niemand daran. Hinter mir erscheint ein Gefreiter meiner Kompanie und wird, gerade als er in den Graben steigen will, durch den Bauch geschossen. Ich springe mit Haller, der sich inzwischen auch eingefunden hat, zu ihm hin, um ihn zu verbinden. Es ist der erste Verband, den ich heut anlege.

Schon bricht die Dämmerung herein. Unsere Artillerie schießt immer noch. Wir müssen uns für die Nacht einrichten. Das Dorf Mory haben wir leider nicht erreicht, es ist nicht unsere Schuld. Hinter uns im Nebel hört man Offiziere die Nummern ihrer Einheiten schreien. Die Besinnung beginnt. Von meiner Kompanie sind bis jetzt zwölf Mann zur Stelle, darunter alle Dienstgrade vom Füsilier bis zum Feldwebel. Es wird das beste sein, wenn wir in dem Unterstand, in dem wir vorhin saßen, übernachten und einen Melder zum Bataillon schicken.

Wir pirschen uns behutsam zurück und gehen dann langsam über mit klagenden Verwundeten besäte Felder nach links. Wegen der unaufhörlichen Wasserrufe gießen wir die Reste aus unseren Feldflaschen in die Labeflasche eines Sanitätssoldaten, der sich hier und dort niederbückt, um Linderung zu schaffen. Aber das ist nur der Tropfen auf den heißen Stein. Hoffentlich kommen die Krankenträger noch. Wir sind wohl

alle mehr als einmal verwundet gewesen und wissen, was es heißt, so einsam im Feuer zu sein.

Bald haben wir den Feldweg gefunden. Der tote Engländer ist unser Wegweiser zum Unterstand, den wir noch in derselben Unordnung vorfinden, in der wir ihn verlassen haben. Mit Decken und Mänteln beginnen wir, uns für die Nacht einzurichten. Es ist sehr eng, dafür werden wir warm liegen. Wir machen uns wieder über die Vorräte her; überall glimmen Zigaretten auf.

Ich kann nicht recht zur Ruhe kommen. Draußen ist es noch nicht ganz dunkel geworden, und ich muß an die Geschütze denken, die ich heute nachmittag, nur wenige hundert Schritt von diesem Ort entfernt, im Grunde aufblitzen sah. Ich bin doch neugierig, wie es dort aussehen wird. Die Arbeit für diesen Tag ist getan, warum soll man ihn nicht mit einem kleinen persönlichen Abenteuer zum Abschluß bringen? Ich hätte Lust, dort unten noch etwas herumzuspionieren. Ganz allein möchte ich aber nicht gehen, das ist doch zu unsicher. Neben mir sitzt Haller und schnitzelt an einem großen Schinkenstück herum. Das ist der Mann, der damals oben in Lothringen nach unserer nächtlichen Gewaltpatrouille noch allein in einer von Franzosen wimmelnden Stellung blieb, um ein Maschinengewehr von der Lafette abzuschrauben, damit wir doch nicht ganz ohne Andenken zurückkämen. Ich sehe ihn noch wie heute im Morgennebel schwitzend und fluchend mit seiner Beute über das Niemandsländ auf uns zulaufen, nachdem wir ihn schon mit allen anderen, die dort geblieben sind, verlorengelassen hatten. Der hat den richtigen Humor, und wenn ich einen mitnehme, muß er es sein. Ich bringe mein Anliegen vor; natürlich ist er gleich dafür.

Der Feldweibel Kumpart übernimmt inzwischen die Führung; wir bleiben ja nicht lange fort. Behutsam, mit vorgehaltenen Gewehren, schleichen wir den Hohlweg hinab. Niemand begegnet uns. Am Rand der Mulde entdecken wir einen zweiten in die Böschung getriebenen Unterstand, der zu ebener Erde liegt und sogar Fenster besitzt. Ehe wir ihn be-

treten, rufen wir erst einige Male drohend, die fertigmachten Handgranaten in der Faust, zum Fenster hinein. Nichts regt sich; er scheint verlassen zu sein. Wenn in dem Unterstand oben die Melder gewohnt haben, so waren hier ohne Zweifel die Offiziere der Batterie zu Haus. Alles ist sehr behaglich und sogar mit einem gewissen Luxus eingerichtet, der uns aus der Gewohnheit unserer kärglichen Lebensführung heraus fast sagenhaft erscheint. Bequeme Korbsessel, von denen einer in der Hast der Flucht umgeworfen ist, umringen im Halbkreis einen kleinen Kamin, auf dessen Sims eine Reihe angerauchter Tabakspfeifen liegt. So wohnt bei uns kein Divisionskommandeur. Mein Blick fällt auf eine lederne Kartentasche mit einer durchsichtigen Zelluloidscheibe. Her damit, so eine habe ich mir schon lange gewünscht! Bei uns ist es schon seit Jahren, als ob es kein Leder mehr, sondern nur noch Pappe gäbe. Sogar einen silbernen Becher haben sie uns zurückgelassen; wir haben leider keine Verwendung dafür. Diese kleine Metallflasche voll Whisky wird schon besser zu gebrauchen sein. Auch Wäsche, besonders Strümpfe aus schottischer Wolle sind da, und ich suche mir einen Brotbeutel, um das alles zu verstauen. Aber was ist denn das, was da in einer Ecke steht? Wahrhaftig, ein Grammophon, und schon hat Haller es in Bewegung gesetzt. Eine lustige Melodie beginnt abzuschnurren. Nein, solche Späße gehen doch zu weit; wir sind hier fremd und riskieren, daß gleich ein Engländer zum Fenster hereinschaut. Ich fege den Kasten auf den Boden, wo er krächzend verstummt.

Nebenan ist noch ein Raum, eine kleine Küche, die einen sehr erfreulichen Anblick bietet. Eine große Kiste ist mit Eiern gefüllt. Wir machen uns darüber her und saugen so viele aus, wie es irgend geht. Dann beschäftigen wir uns mit den breiten Wandbrettern, auf denen in Dosen, Gläsern, Flaschen, Büchsen, Tuben und Tüten eine Fülle von Dingen stapelt, die wir seit Jahren nur noch dem Hörensagen nach kennen. Wieder müssen die Brotbeutel erhalten.

Vorsichtig verlassen wir den Unterstand, der uns einen

Einblick in so beneidenswerte Verhältnisse gegeben hat, und biegen um das Ende des Hohlwegs in den Artilleriekessel ein. Dort stehen schweigend die Geschütze, hinter jedem ist ein Berg mattfunkelnder Kartuschen aufgehäuft. In ihrer Nähe erblicken wir einen einzelnen Mann mit deutschem Stahlhelm, der aus dem Dorf zu kommen scheint. Bei unserer Annäherung stutzt er und entfernt sich eilig; es scheint ihm hier ebenso wie uns nicht recht geheuer zu sein. Wo mag er herkommen, und wo will er hin? Welche unzähligen Wege sind heute zurückgelegt, von denen der unsere nur ein winziges Teilchen ist. Wer das überschauen könnte! diese rasenden Irrfahrten mit ihren tausend wechselnden Spannungen, durch die das Einzelschicksal seine dunklen Linien in den feurigen Teppich dieser Landschaft webt — dies alles zusammengesetzt zum Bilde einer homerischen Schlacht.

Wir suchen einen Kreidebrocken aus dem aufgewühlten Boden hervor und zeichnen den grauen Stahl der Geschütze mit der Nummer unserer Kompanie. Dann verlassen wir eilig den unheimlichen Ort.

Im letzten Schimmer des Tages erreichen wir den Unterstand. Die Posten sind schon eingeteilt. Wir legen uns nieder und hüllen Decken und Mäntel von Gefallenen über uns, aber wir behalten die Gewehre im Arm als unsern köstlichsten Besitz. Zuweilen flackert der silbrige Schein einer Leuchtugel in unsere enge Höhle hinein. Hier und dort im weiten Raum schwillt das Feuer noch einmal zu brausenden Stürmen an, um ebenso plötzlich wieder zu verstummen. Allmählich wiegt uns der eintönige Gesang der Granatbahnen in Schlaf.

So endet dieser erste, gewaltige Tag.

Aus der Tiefe eines betäubungsschweren Schlafes schrecke ich empor. Es ist dunkel wie in einem Backofen um mich her. Was ist los? Neben unserem Lager knallen Schüsse, ertönt



Jammerschrei. Und plötzlich höre ich eine Stimme draußen rufen:

»Herr Leutnant, Herr Leutnant, rechts gehen die Tommies mit Hurra vor!«

Gleich darauf schallt ein entferntes Hurräh, Hurräh in die Höhle hinein. Feindlicher Sturmangriff, Gegenstoß? Wir liegen einsam wie die verlassenen Kindlein in der donnernden Nacht. Ich krieche zum Ausgang und blicke auf den Weg, der vom strahlenden Licht der Raketen aus der Nacht gehoben wird. Neben der Leiche meines Engländers wälzen sich zwei Gestalten. Es sind Deutsche, die der Sturm bis in das Dorf Vraucourt verschlagen hatte und die man für Engländer gehalten hat. Was ist denn nun eigentlich los? Der Posten weiß nichts zu berichten, als daß er Geschrei vernommen und daß es gleich darauf von allen Seiten geschossen hat. Es ist kühl geworden. Mich fröstelt. Hier ist nicht gut sein. Hinter uns hören wir Wer-da-Rufe. Wir müssen lange schreien, ehe man uns dort versteht und ehe wir die Verwundeten bergen können.

Offenbar haben wir uns hier zwischen zwei Mühlsteine gesetzt und werden bei einem Gegenangriff in übler Lage sein. Wir tun besser daran, in die eigene Linie zurückzugehen, wenn es dort auch keine warmen Unterstände gibt. Unter lauten Anrufen steigen wir den Hohlweg hinan und finden in einem niedrigen Graben und in den Trichtern verstreut einen Leutnant mit sechzig Mann, die er aus allen Kompanien des Regiments zu sammeln verstanden hat. Er ist stockheiser und bringt kein Wort hervor, außerdem fiebert er, denn er ist beim Sturm auf den Bahndamm in einen Verhau gestürzt und hat sich die zugespitzte Eisenstange eines Spanischen Reiters durch den Arm gerannt. Ich überrede ihn, zum Verbandplatz zu gehen, und übernehme den Befehl über seine Schar. Dann suche ich mir ein Erdloch aus und hülle mich in eine Zeltbahn ein.

Gegen Morgen wird es bitter kalt. Ein eisiger Nebel steigt vom Boden auf. Ich schicke Essenholer aus in der Hoffnung,

daß es ihnen gelingen wird, eine Feldküche zu treffen und heißen Kaffee mitzubringen. Nach endlosem Warten beginnt es zu dämmern, und gleich darauf setzt die Artillerie ihre Tätigkeit fort. Jetzt liegen ihre Schüsse sogar noch weiter zurück, denn gleich der erste fährt als Volltreffer in einen Trichter, der eine Maschinengewehrbedienung birgt. Das fängt schon vielversprechend an. Vergeblich jage ich eine Signalarakete nach der anderen in die Luft. Wir müssen abwarten und den Kopf einziehen.

Endlich kommt ein Meldeläufer mit Befehlen nach vorn. Ich erfahre, daß auch der Regimentskommandeur gestern verwundet wurde und daß das Regiment aus den Resten der zwölf Infanteriekompanien drei neue bilden wird, von denen ich eine übernehmen soll. Mit zunehmendem Lichte treffen aus allen Teilen des Feldes noch Versprengte ein, die wir in die neuen Gruppen eingliedern.

Ich renne neben dem Graben auf und ab, um die Nachtkälte aus den Knochen zu treiben. Ein zweiter Meldeläufer erscheint. Er bringt den Sturmbefehl. Die ausgebaute Stellung, der wir schon gestern nachmittag gegenübergelegen haben, heißt die Vraucourt-Stellung. Stoßtrupps des Regiments 76 sollen sich dort schon eingenistet und kleine Inseln in den Feind gesprengt haben. Das werden Teile von jener Mannschaft sein, der wir gestern abend dreimal bei ihren Angriffen Gesellschaft leisteten. Wir sollen die Stellung nehmen und über sie hinweg den Vorstoß in die Tiefe fortsetzen. Von Artillerie ist nichts gesagt.

Das sieht freilich anders aus als gestern um diese Zeit. Wir wissen genau, was das heißt, einen unvorbereiteten Graben anzugehen. Einen größeren Gefallen kann man dem Gegner nicht tun; es ist zu wetten, daß er uns schon nach den ersten Sprüngen den Garaus machen wird. Er wird uns abschießen wie die Rebhühnchen; fast spüren wir schon den faden Blutgeschmack im Mund. Die graue Nüchternheit des Morgens verstärkt noch das Gefühl der Aussichtslosigkeit.

Ich gehe mit den Offizieren und Unteroffizieren durch den

Nebel vor, um erst einmal die Ausgangsstellung anzusehen. Die Mannschaft soll folgen, wenn sie gerufen wird. Vielleicht gelingt es uns, einen Ausweg zu finden, denn es ist sinnlos, daß wir sie aufopfern.

Wir haben Glück, denn schon nach den ersten Schritten stoßen wir auf den neuen Regimentskommandeur. Ich stelle ihm meine Bedenken vor. Es gibt nur zwei Möglichkeiten anzugreifen — entweder wir schieben uns so lange nach rechts oder links, bis wir auf eine weiche Stelle stoßen, und rollen von dort den Graben mit Handgranaten auf, oder wir warten ab, bis unsere Artillerie ihn so bearbeitet hat, daß sich ein Sturm verantworten läßt. Wir wollen den Salat schon anrühren, aber erst muß noch etwas Pfeffer hinein.

Gott sei Dank — er scheint von der Front zu sein. Er befiehlt mir, die Kompanie in Sturmstellung zu führen und dort zu warten, während er sich mit der Artillerie verständigen will.

Eine Geschoßgarbe, die zwischen uns hindurchfeht wie ein Wespenschwarm, beendet das Gespräch. Alles springt in die Trichter und rollt sich zusammen, nur einer bleibt jammernd ohne Deckung zurück. Es ist der Feldwebel Kumpart aus meiner Kompanie. Es gelingt mir, ihn am Kragen zu packen und in meinen Trichter zu ziehen. Ein Sanitäter springt hinzu, schneidet ihm die Hose überm Stiefel auf und zieht ihm, ehe er ihn verbindet, mit einer blitzenden Zange ein Knochenstück aus dem Knie, das er mir mit vielsagender Miene entgegenhält. Das sieht allerdings böse aus und wird das Bein kosten, wenn es nicht überhaupt ans Leben geht. Es bekümmert mich um so mehr, als ich Kumpart schon lange kenne, den preußischen Exerziermeister, der mich ausgebildet und so manche liebe Stunde auf dem Kasernenhof und noch im Felde mit seinen Griffen und seinem Einzelmarsch gelangweilt hat. Wie ein grimmiger Löwe kam er mir in den ersten Tagen vor, wenn er seine Front abschrift, aber bald merkte ich, daß er im Grunde keiner Fliege etwas zuleide tat. Ich sehe ihn noch wie heute nach dem Dienst in der kleinen verräu-

cherten Kantine am Waterlooplatze stehen und sich den weißen Bierschaum vom Schnauzbart wischen. Und neulich noch, nach Cambrai, als ich zum ersten Mal das Kreuz des Hausordens am Rocke trug, trat er in strammer Haltung zu mir und sagte:

»Herr Leutnant — meine Ausbildung?!«

Da haben wir beide herzlich gelacht. Nun lädt ihn der Sanitäter auf den Rücken und verschwindet mit ihm in der Nebelwand. Wieder einer der Alten weniger; es wird uns allen noch an den Kragen gehen.

Die Ausgangsstellung ist leicht gefunden; sie liegt auf der Anhöhe zwischen Ecooust und Mory, auf der wir gestern nachmittag die Unterstände eroberten. Es kommt mir vor, als ob die Zahl der Toten dort inzwischen schon wieder gewachsen wäre. Die Kompanie rückt nach und richtet sich gruppenweise in den Trichtern ein.

Langsam bricht die Sonne durch. Mit ihren ersten Strahlen erscheinen Schwärme von englischen Fliegern und streuen die Fläche mit Maschinengewehren ab. Wir sehen die Wölkchen aufstäuben. Vor uns schälen sich allmählich die Umrisse eines Hindernisses heraus; das muß die Vraucourt-Stellung sein. Die Flieger scheinen uns gut erkannt zu haben; eine leichte Batterie spielt sich auf uns ein. Bald liegen ihre Einschläge genau auf der menschenüberfüllten Ebene.

Zum Donnerwetter, da haben gar welche die Gewehre zusammengesetzt! Wenn das nicht von drüben gesehen wird, dann muß der Engländer keine Augen im Kopf haben. Nun laufen auch einige, in deren Nähe es eingeschlagen hat, blindlings hin und her. Die alten Krieger recken die Fäuste aus den Trichtern und bedrohen sie; wenn das so weitergeht, wird es hier nach einer halben Stunde nicht mehr zum Aushalten sein. Auch Schrapnells streuen sich ein und blitzen über unseren Köpfen auf. Ihr Knall fällt fast mit dem des Abschusses zusammen — die Geschütze scheinen dicht vor uns zu stehen. Ich schnalle einem Toten den Spaten vom Koppel und mache mich emsig daran, meinen Trichter auszubauen.

Die Erde werfe ich nach vorn, das gibt gegen diese leichten Kaliber schon einen leidlichen Schutz. Was aber, wenn sich ein Treffer auf den hinteren Rand des Trichters setzt? Ich werde noch ein zweites, kleineres Loch in die Sohle graben. Nun mögen sie schießen; mehr ist auf diesem Präsentierteller nicht zu tun.

In der Sonne ist es schon behaglich warm. Ich schnalle den Brotbeutel auf und ziehe ein Paar von den erbeuteten Strümpfen an. Dann beginne ich zu frühstücken, denn essen muß man ja, und wenn man dazu immer die Zeiten abwarten wollte, in denen man nicht beschossen wird, so würde man bald verhungert sein.

Hinter uns im Grund wird es lebhaft; die schweren Waffen eilen zu unserer Unterstützung heran. Eine bespannte Batterie fährt auf, um abzuprotzen; sie bietet einen Anblick, wie man ihn nur von den Bilderbogen kennt. Das große, bewegte Ziel zieht starkes Feuer an; nach wenigen Augenblicken ist nur noch ein wirrer Knäuel zu sehen. Ein einzelnes Pferd galoppiert über das einsame, dampfende Land. Das war ein kurzer Prozeß.

Viel mehr beschäftigt mich das, was seit einiger Zeit am feindwärtigen Hange vor sich geht. Dort kreiseln Handgranaten, und die Explosionswolken schieben sich langsam, aber zähe vor. Zuweilen sieht man eine Gestalt über Deckung auftauchen, zum Wurf ausholen und wieder verschwinden. Dort wird uns Bresche geschlagen; die Werfer kommen gut voran. Ich schicke meinen Läufer in den Trichtern herum und lasse fertigmachen. Schon blitzen die Wölkchen gerade vor uns auf. Ich hebe das Stöckchen in die Luft, das mich teils in der Hand, teils in der Gamasche auf dem ganzen Wege begleitet hat, und langsam quillt es aus allen Löchern und Trichtern hervor. Wir gehen im Schritt und ohne Feuer zu bekommen die Vraucourt-Stellung an und tauchen in sie ein. Zur Seite in der Enge des Grabens hören wir Kampfgeschrei. Das wird der Stoßtrupp sein.

Gleich nach den ersten Schritten begegne ich einer sonder-

baren Gestalt, einem waffenlosen jungen Burschen mit nackten, stämmigen Knien, die unter dem Saum eines kurzen schottischen Rockes hervorleuchten. Das scheinen ja seltene Vögel zu sein, denen wir hier die Federn ausreißen. Ich dränge ihn zur Seite und biege in einen nach links abzweigenden Graben ein, der in der Richtung auf Mory verläuft und aus dem mir schon, unterbrochen durch zahlreiche Explosionen, die kurzen und erregten Zurufe eines Stoßtrupps entgegenschallen. In diesem Augenblick legen die englischen Geschütze Sperrfeuer. Hinter uns strömen wie aus einem Staubecken, das Abfluß gefunden hat, unsere Unterstützungen in dichten Massen den Abhang hinab. Sie werden scharf gefaßt. Der Engländer muß ausgezeichnet beobachten können, er beantwortet jede Bewegung unmittelbar. Wahrscheinlich schießt er mit direktem Schuß.

Um eine Schulterwehr biegend, sehe ich nun auch den Stoßtrupp am Werk; es sind nur wenige Leute, durch die uns der Weg geebnet wird. Aber sie scheinen in solchen Lagen erfahren zu sein, sie arbeiten ruhig und gut. Ihre Würfe sind lang und gestreckt, und wenn aus den Dampfwolken eins der schwarzen Enteneier herüberkreiselt, haben sie es mit dem ersten Blick erfaßt und springen wie die Panther zurück und dann wieder vor. Es muß aber auch ein guter Schlag sein, der sich ihrem Angriff stellt, denn es geht nur langsam, Schulterwehr um Schulterwehr, in erbittertem Ringen voran. Hinter jeder Brüstung liegen die Opfer der gezielten Würfe mit ihren schottischen Mützen und nackten Knien; aber der Donner des Sprengstoffes scheint die Überlebenden nicht einzuschüchtern — sie setzen sich hinter jedem Umgang von neuem fest.

Die englische Artillerie muß diesen Kampf haarscharf beobachten. Sie greift mit Schrapnells in ihn ein, die so vorzüglich liegen, daß sie über den Köpfen ihrer Leute zerschellen und uns ihre brausenden Kegel entgegenschleudern. An Ausweichen ist nicht zu denken, hinter uns ist der Graben von Menschen wie von einer Mauer gesperrt. Was gestern

auf freiem Felde geschah, findet heute in dieser Enge statt. Es gibt nur eins: so schnell wie möglich vor, aus der einen Gefahr in die andere hinein. So peitschen sie uns selbst voran; wir brechen uns Bahn mit Donner und Blitz.

Die Stellung ist sonderbar geführt, sie scheint erst im Bau gewesen zu sein. Wenn wir schnell und vorsichtig über die Schulterwehren lugen, sehen wir, daß sie aus einer großen Anzahl einzelner Abschnitte besteht. Die Zwischenstücke sind nur trassiert, nur angedeutet dadurch, daß man die Grasnarbe abgestochen hat. Schon nähern wir uns einer solchen Stelle, an der die Erde wie der gelbe Kiesboden eines Gartenweges glänzt. Die Schotten, durch die ihnen auf den Fersen sitzenden Verfolger gehetzt, müssen sich ergeben, oder sie müssen darüber hinweg. Sie wählen als mutige Männer die Todesbahn. Plötzlich tauchen sie auf in voller Gestalt und springen in langen Sätzen als dichtes Rudel über offenes Land. Das ist ein seltenes Ziel. Aus der ganzen Länge des hinter uns liegenden Grabens hämmert es los. Einige überschlagen sich, die anderen verschwinden im nächsten Grabenstück.

Nun ist die Reihe an uns, den Sprung durch das tödliche Fenster zu tun. Von hinten drängt es nach, vorn blitzen die Brennpunkte der Schrapnells. Also vorwärts — los! Jetzt heißt es die Zähne zusammenbeißen. Wir schwingen uns aus dem Graben, und die Hetzjagd beginnt. Nun hämmert es aus dem vorderen Teil des Grabens, nun pfeifen die Peitschenschwünge des Todes vorbei, zischen giftig um die Helme oder schlagen ins Leben ein. Unsere Toten stürzen neben die schottischen.

So geht es weiter, in rasenden Sprüngen ums Leben, zwischen denen der Handgranatenkampf fast eine Erholung ist. Auch unsere Unterstützungen müssen über die ausgestochenen Stücke hinweg, die rastlos ihren Zoll einfordern. Endlich gelangen wir in ein Gebiet, in dem der Graben wieder ohne Unterbrechung verläuft. Dort stoßen wir auf noch heftigeren Widerstand. Die schwarzen Wurfbälle ziehen eine

unüberschreitbare Schranke, und auch Gewehrgranaten fallen mit gezogenem Pfeifen wie dickköpfige Pfeile auf uns herab. Wir vernehmen von drüben sogar Bewegungen und Zurufe, als ob ein Gegenstoß sich vorbereitete.

Unvermittelt breitet sich ein dunkles Gefühl des Schreckens aus, und eine seltsame Veränderung geht im Graben vor. Zwei, drei Leute drängen sich an mir vorbei. Ich blicke um die nächste Schulterwehr: der Graben ist leer. Ich blicke zurück: auch hinter mir ist niemand zu sehen. Plötzlich wird mir klar, daß ich allein hier stehe, vielleicht eine Wurflänge vom Feind und durch kein Hindernis von ihm getrennt. Das geht wie ein eisiger Guß über die Haut, als stünde man mit dem Tode Brust an Brust. Ein Rückschlag kündigt sich an, grundlos, oder vielmehr aus den tödlichen Ahnungen heraus, die hier mit dem Menschen ihr Spiel treiben. Wird dieser Augenblick drüben erkannt, so sind wir verloren.

Ich eile zurück und finde ein Bild der Auflösung. Von vorn wollen sie nach hinten und von hinten vor, ein Bündel von Menschen drängt sich zusammen, von Furcht übermannt. Schon machen einige den Versuch, aus dem Graben zu steigen und sich kopflos dem sicheren Tode auszusetzen. Sie fallen zurück, heruntergezerrt von anderen, die sich traubenförmig an sie hängen. Wie durch ein Wunder gelingt es mir und einem Feldweibel von den 76ern, der rücksichtslos mit seiner Handgranate auf die Köpfe schlägt, das Knäuel notdürftig zu entwirren und nach vorn etwas Abstand zu schaffen. Denn Abstand müssen wir hier haben, damit die Kämpfer vor- und zurückspringen können und in ihren Bewegungen nicht behindert sind. Diese Verwirrung hätte nicht entstehen können, wenn sich nicht, als die Sache gut ging, eine Reihe von Leuten vorgedrängt hätte, die nicht dorthin gehören.

Wir verschanzen uns hinter einer Schulterwehr. Ich grabe eine flache Mulde vor mir aus und lege ein Dutzend der dicken englischen Handgranaten hinein wie Eier in ein Nest. Von den Postenständen werden Maschinengewehre auf den



Verlauf des Grabens gerichtet, und einzelne Schützen tausenden Geschosse mit einem unsichtbaren Gegner aus. Nun mögen sie kommen, wenn sie Lust haben. Sie werden sich den Schädel einrennen. Über mir auf einem Postenstand steht ein 76er hinter seinem Gewehr, ein richtiger Hamburger Hafendarbeiter, stämmig, mit wildem rotem Gesicht. Ich blicke gerade zu ihm empor, als ein Schuß in seinen Schädel knallt, laut und krachend wie in ein dickes Brett. Und nun sehe ich, wie er langsam in den Kniegelenken einknickt, während sein Körper noch in einem Winkel der Schulterwehr lehnt. Ich starre auf einen Blutfleck, der sich mit erschreckender Geschwindigkeit vergrößert, bis er in einem breiten Bach auf die Grabensohle fließt.

Fortwährend gibt es kleine Bewegungen, die verraten, daß vorläufig noch die Kräfte im Gleichgewicht stehen. Die Schotten schießen sich mit Gewehrgranaten auf uns ein, von denen eine mitten zwischen zwei in einem flachen Umgang liegenden Leuten einschlägt; wie durch ein Wunder bleiben sie unverletzt. Eine andere pfeift senkrecht auf die Stelle herab, an der ich kauere, so daß der Herzschlag stockt. Zum Glück zündet sie zu früh, sie schmettert nur kleine Splitter herab, und ihre Rauchwolke bleibt noch sekundenlang über mir stehen. Einmal springen zwei Leute, die noch etwas weiter vorn liegen, über Deckung zurück. Der eine schlägt mit einem Kopfschuß in den Graben, der andere kriecht langsam mit einem Bauchschuß zu uns herein.

So füllt sich allmählich der Graben mit Toten und Verwundeten. Überall haben sich Scharfschützen eingenistet, so daß es sehr gefährlich ist, sich auch nur einen Zoll hoch über Deckung zu zeigen. Langsam jedoch tragen uns die Verstärkungen, die sich fortwährend heranschieben, die Feuerüberlegenheit zu. Der kleine Schultz meldet sich mit vier schweren Maschinengewehren, und auch die leichten der rückwärtigen Infanteriekompanien kommen heran und richten sich hinter den nächsten Schulterwehren ein. Am späten Nachmittag steht in der ganzen Länge des Grabens ein automatisches Ge-

wehr hinter dem anderen. Ihr Feuer schlägt einen schmalen Korridor in das noch uneroberte Land.

Nun wird es Zeit, daß ich eine Meldung zurückschicke; bislang habe ich an ganz andere Dinge denken müssen. Ich klettere auf den Postenstand, in dessen Ecke noch der tote 76er lehnt und auf dem sich jetzt ein leichtes Maschinengewehr eingerichtet hat. Die Steinkulissen von Vraucourt liegen in einiger Entfernung links von uns. Rechts, ungefähr hundert Schritt neben uns, zieht sich ein Graben dem unseren parallel, aus dem wir schon seit heut mittag Explosionen hörten und aus dem noch jetzt die Dampfwolken hochfahren. Dort scheint von einer unbekanntenen Mannschaft in ähnlicher Weise gearbeitet zu werden wie von uns. Vor uns, die Verlängerung des Grabens im rechten Winkel schneidend, sticht eine Reihe zersplitterter und verstümmelter Bäume, die in Vraucourt verschwindet, vom rötlichen Himmel ab. Das muß die Straße Vraucourt—Mory sein. Zwischen die Bäume sind Stoffblenden gespannt, die jedoch an vielen Stellen durch Geschosse heruntergerissen sind, so daß die Lücken Einblick in den regen Verkehr gestatten, der das Hinterland belebt. Sind das Trägertrupps, oder zieht sich der Gegner langsam zurück? Ich stelle mich hinter das Gewehr und schieße, bis mein Zeigefinger vom Rauch geschwärzt und das Kühlwasser verdunstet ist. Der Gewehrführer geht mit dem Wasserkasten herum und läßt ihn, da die Feldflaschen längst geleert sind, auf die natürlichste Weise auffüllen.

Während ich damit beschäftigt bin, den erreichten Punkt mit Blaustift in eins der vorgedruckten Meßtischblätter einzutragen, die man uns mitgegeben hat, erscheint der Regimentskommandeur. Er beglückwünscht uns und meint, daß für den Rest des Tages wohl nichts weiter zu unternehmen sei. Der Meinung bin ich auch. Heute haben wir viel weniger als gestern geschafft, und doch hat der geringere Gewinn weit größere Kräfte verzehrt. Hoffentlich gelingt es uns morgen, durch frische Truppen unterstützt, die Gerüste, die sich noch erhalten haben, vollends zusammenzustoßen.

Der Abend bricht herein. Die Sonne ist bereits vor uns im Westen hinter blutroten Vorhängen verschwunden, ein deutsches Fliegergeschwader, das über das Schlachtfeld braust, blitzt in ihrem letzten Strahl. Wir breiten eilig die weißen Rückseiten unserer Karten aus und schießen Leuchtkugeln flach über das Land, damit sie von oben erkennen, wie weit wir gekommen sind.

Es wird schon kühl. Wir werden die Nacht unter freiem Himmel verbringen müssen. Das ist nicht die erste und wird wohl auch nicht die letzte sein. Ich lasse durch den Gefechtsläufer, der mich begleitet hat, einem gefallenem englischen Offizier den Mantel ausziehen und wickle mich hinein. Der gelbe, wollige Stoff ist ein guter Ersatz für mein dünnes Fähnchen, das ich gestern vor dem Sturm auf den Bahndamm fortgeworfen habe. Der Läufer bringt mir noch ein blitzendes Metallstück, das er dem Toten von der Mütze gerissen hat. Es ist auf eine schwarze Tuchrosette genäht und besteht aus einem Distelkranz, der sich um die Worte: »Argyll and Sutherland« schließt, die ihrerseits um einen Eberkopf mit aufgerissenem Rachen geschlungen sind. Eine schöne Trophäe; die Männer, deren Sinnbild sie ist, haben uns zu schaffen gemacht. Ich stecke sie in die Tasche als Visitenkarte von Leuten, die sich gut geschlagen haben.

Wenn es nicht sonderbar klänge, möchte ich sagen, daß die Stimmung jetzt gemütlich geworden ist. Eine Art von tiefem Feierabendgefühl breitet sich aus. Ich lehne neben Schultz an einer Schulterwehr, in eine leise Unterhaltung vertieft. Auf allen Postenständen sitzen junge Menschen mit kühnen, vom Kampf gehärteten Gesichtern und mit Augen, die groß und dunkel sind. Sie scheinen zu träumen wie Pflanzen in Erwartung der Nacht. Jeder Einzelne fühlt sich in die Gemeinschaft hineingewachsen wie in einen festen Ring. Das sind Augenblicke, in denen man sich des Glückes bewußt wird, das in solchen Bindungen liegt — in der Blutsbrüderschaft auf Leben und Tod.

Die Verwundeten sind mit dem Untergang der Sonne er-

loschen, der Junge mit dem Bauchschuß, der vorhin noch an das letzte warme Sonnenfleckchen kroch, scheint fest eingeschlafen zu sein. Auch das immer leiser gewordene Stöhnen des Älteren ist verstummt. Es gibt an den Abenden der Schlacht ein seltenes Gefühl, wie es die tiefe Erfüllung eines Sinnes mit sich bringt und wie es vielleicht nur noch bei einem schmerzlosen Tode nach einem langen Leben empfunden werden mag.

Aber was ist das? Von Vraucourt trägt der Abendwind ein vielfaches Krachen von Handgranaten herüber, und daran schließt sich das lange, schrille Hurra eines Sturmangriffs. Auch in den Grabenstücken rechts von uns flammt das Feuer wieder auf. Und als ob auf einen Knopf gedrückt würde, springen die Artillerien an in ihrer vollen Wucht.

Das reißt uns empor wie ein belebendes Signal. Im Nu sind wir wieder ganz andere.

»Sie sind umgangen, sie sind umgangen!«

Jeder hat die Waffe in der Faust, jeder ist zum Sprunge gespannt. Wie können wir es wagen, in voller Gestalt auf den Grabenrand zu steigen, da wir eben noch nicht einmal die Helmkuppe zeigen durften? Wir wissen es nicht. Wir fühlen nur, daß dieser Augenblick der rechte ist und daß wir jetzt unwiderstehlich sind. Und seltsam, es fällt kaum ein Schuß gegen uns, als wir in einem langgestreckten Rudel am Graben entlangeilen. Was uns beflügelt, verwirrt den Feind.

Wieder ist eine jener ungewollten Einheiten der Schlacht entstanden, ein weitgeschwungener Bogen, dessen Scharen sich nicht kennen und nicht sehen und der sich doch stählern zu spannen beginnt. Wir befinden uns ungefähr in seinem Mittelpunkt; auch rechts von uns flammt Kampfplärm auf. Vor uns läuft ein Trupp von Hochländern auf die Straße zu. Wir folgen ihnen auf dem Fuß. Mit rasendem Hurra brechen wir gegen die Baumreihe vor, hinter der eine tolle Verwirrung herrscht.

Jetzt spielt sich blitzschnell eine Reihe von wüsten Vorgängen ab. Wir haben einen nur wenige Meter hohen Steil-

hang erreicht, der den uns zugekehrten Rand der Straße bildet, und bleiben aufrecht hinter ihm stehen. Der Straßengraben der anderen Seite ist zu einer niedrigen Stellung vertieft, aus der auf wenige Schritt Entfernung von Resten der Besatzung Widerstand geleistet wird. Der Graben, an dem wir entlanggelaufen sind, stößt im rechten Winkel gegen diese Stellung, die ehemals in unserem Besitz gewesen zu sein scheint, denn hinter ihr erstreckt sich ein langer und dichter Drahtverhau. Die vor uns geflüchteten Hochländer sind über die Stellung hinweggesprungen; der größte Teil der Besatzung ist ihnen gefolgt. Im Augenblick unseres Einbruchs jedoch prallen sie vor den Drahtverhau und biegen im gestreckten Rudel ab, während die Unseren strahlenförmig den Hang einnehmen. Wir sind von den Standhaltenden keine zehn und von den Flüchtigen, deren Bewegung uns zunächst in die Augen fällt, höchstens fünfzig Schritt entfernt.

Die Flihenden müssen also an unserer im Augenblick gebildeten Front, an dieser langen Flanke von Gewehren vorbei. Wir nehmen eine tödliche Parade ab. Dicht vor uns hören wir ihr wildes Geschrei, das sich mit dem unseren vermischt. Das Hurra, das während des Anlaufs dünn und langgezogen war, wird dumpf und rollend wie grimmiges Löwengebrüll. An der Straße entlang stehen dichtgedrängt die Angreifer mit weitgeöffneten Augen und aufgerissenem Mund, der dem Gegner drohend den letzten Vokal des Sturmrufs entgegen-schreit. Dieses ununterbrochene ha — ha — ha schlägt wie ein schreckliches, triumphierendes Gelächter in das Land.

In Sekunden sind die Schotten wie durch einen peitschenden Schloßensturm dezimiert. Schon sind die Maschinengewehre heran, die blitzenden Gurte jagen durch die Zuführer, und mit einem Feuerstrahl wird alles, was nicht von Eisen ist, aus dem Gesichtsfeld gewischt.

Ich habe nach den ersten Schüssen eine Ladehemmung am Gewehr und schlage fluchend am Kammerknopf herum. In diesem Augenblick spüre ich einen Schlag auf der Schulter und blicke, als ich mich umdrehe, in ein verzerrtes Gesicht.

Es ist Schultz, der mit ausgestrecktem Arm gegen die Stellung zeigt und schreit:

»Da schießen sie noch, die verfluchten Schweine, da schießen sie noch!«

Ja, nun sehe ich sie auch, ganz dicht vor uns, mit dem Oberkörper halb über den Graben gelehnt, die Gewehre fieberhaft herauf- und herunterreißend. Bei diesem Anblick packt mich eine unbezähmbare Wut. Sie läßt mich etwas ganz Unsinniges tun: ich werfe das Gewehr fort und springe mit einem Satze mitten auf die Straße hinab. Und wenn es bis hierher gut gegangen ist mit mir, so muß es doch bei allem Glück, an das ich mich gewöhnt habe wie an etwas Selbstverständliches, jetzt schief gehen!

Während die Knie unter der Wucht des Sprunges noch federn, erhalte ich auch schon einen harten Schlag vor die Brust, der mich im Augenblick nüchtern macht. Mitten im Tumult, zwischen den beiden rasenden Parteien, bleibe ich stehen und besinne mich. Es war die linke Seite, gerade an der Stelle des Herzens, da wird wenig zu machen sein. Gleich werde ich hinsinken, wie ich es schon bei so vielen sah. Es ist vorbei. Ich starre auf die Straße und erkenne in ihrem gelben Grund die Steine, dunkle Feuersteinbrocken und weiße, geschliffene Kieselchen. Inmitten des furchtbaren Durcheinanders erfasse ich jeden einzelnen, und ihre Konstellationen prägen sich mir ein. Ich habe am mörderischen Treiben rings um mich keinen Anteil mehr. Ich fühle keinen Schmerz und merke, wie die Gedanken verschwimmen; sie lösen sich auf in einem fröhlichen Erstaunen: »Wenn das nicht schlimmer ist.« Das Stehen und Sinnen dauert eine lange Zeit.

Plötzlich stürzt ein Mann den Steilhang herunter und auf mich zu: »Herr Leutnant, den Mantel runter!« Mit einem Ruck reißt er ihn mir vom Leib. Richtig, das war ja noch der Mantel des schottischen Offiziers, ich hatte schon gar nicht mehr daran gedacht. Und da ich nur eine Mütze trage, so werden sie auch von unserer Seite auf mich geschossen haben. Ich stand als lebensgroße khakifarbene Zielscheibe zwischen

den Parteien. Trotzdem scheint es noch einmal gut gegangen zu sein. Ich werde nur einen Preller erhalten haben. Und nach dieser endlosen Unterbrechung, die, nach der Uhr gemessen, kaum länger als etliche Sekunden gedauert hat, wende ich mich wieder dem Graben zu.

Ein neues Hurra erschüttert den furchtbaren Ort. Aus jenem Seitengraben, in dem wir es den ganzen Nachmittag schon arbeiten hörten, bricht ein Stoßtrupp hervor, und vor ihm her fliegen die grauen Wurfkeulen. Noch einmal setzt fast unmittelbar vor meinen Füßen ein schottisches Maschinengewehr zum Feuerstoß an. Es verstummt sofort unter den Schüssen und Wüfen, die von allen Seiten auf seine Mannschaft niedergehen. Oben am Hang erscheint Oskar mit einem Stoßtrupp; ich sehe, wie er im Augenblick der Salve vornüberschlägt. Er rafft sich jedoch gleich wieder auf und springt auf die Straße hinab. Ein Stolperdraht, der sich um seinen Fuß schlang, hat ihm das Leben gerettet.

Nicht so glücklich ist der kleine Schultz, der sich inzwischen links von uns in den Graben geworfen hat. Ein Hochländer, der ihm unbewaffnet aus einem Stichgraben entgegenkommt, liest aus seinen Augen, was er zu erwarten hat, bückt sich, reißt ein fortgeworfenes Gewehr vom Boden auf und benutzt den Augenblick, den er noch zu leben hat, zum tödlichen Schuß. Das Gemetzel nimmt irrsinnige Formen an. Ein Schotte wird durch die Wucht einer Explosion hochgerissen und fliegt wie ein Fisch rücklings aus dem Graben heraus. Die eben noch leere Straße ist von Getroffenen bedeckt. Aber schon zieht sich der Tumult in die rückwärts führenden Grabenteile hinein.

Während dieses Wütens habe ich noch immer halb betäubt eine Reihe von weiteren Sekunden mitten auf der Straße vor dem Graben verharret. Endlich gelingt es mir, mich der tödlichen Träumerei zu entreißen und mit einem weiteren Satz in ihn hineinzuspringen. Und zum zweiten Male während dieser Schlacht mache ich die Entdeckung, daß ich neben Oskar gesprungen bin. Wir schütteln uns die Hände in

diesem rauchenden Bollwerk, in der stürmischen Freude von Menschen, die sich aus einem Meer von Gefahren wie durch ein Wunder an das Ufer geworfen sehen. Schon blitzen dicht vor uns Geschütze auf, die jetzt erobert werden müssen. Unser Hurra hat den Umkreis alarmiert, ein schreckliches Feuer lastet auf den Gräben, aus denen wir gekommen sind.

Plötzlich höre ich Oskar fragen:

»Bist du verwundet? Du blutest ja!«

An mir hinunterblickend, sehe ich, daß die Uniform von dunklen Flecken gesprenkelt ist. Ich reiße den Rock auf und schlage das Hemd zurück: Richtig, ich bin getroffen. Zwei Wundmale leuchten über dem Herzen an der Brust, das kleine des Einschusses und das größere des Ausschusses. Die Kugel hat unter dem Eisernen Kreuz in der Länge einer Spanne die Brust durchbohrt. Der Einschuß liegt auf der Seite, die ich dem Steilhang zugewandt hatte, also nach dort, wo die Unseren standen. Sicher hat der Mann, der mir den Mantel herunterriß, auf mich gezielt. Ein Glück, daß ihm die Hand zittert hat.

Ich muß zurück, solange ich zum Laufen noch Blut genug habe. Oskar verbindet mich und drückt mir zum Abschied die Hand.

»Auf Wiedersehen in Hannover!«

Ahnt er, daß nun die Reihe an ihn gekommen ist? Dann trennen wir uns. Ich nehme als Läufer den Unglücksschützen mit und gehe auf unseren alten Graben zu, während Oskar einen zusammengewürfelten Kampfhaufen gegen die Geschütze führt.

Die Straße, die ich jetzt wieder überqueren muß, liegt unter dichtem Strichfeuer englischer Maschinengewehre, das in den Steilhang knallt. Trotzdem verliere ich noch einen Augenblick, um meine gestern erbeutete Kartentasche aufzuraffen, die neben dem verhängnisvollen Mantel liegt. Es ist mein Tagebuch darin.

Im Graben geht es höllisch zu. Alles, was an englischen Geschützen im Umkreis steht, hat das Feuer auf ihn zusam-



mengefaßt. Ich kenne diese langen Gänge, die sich durch das Gelände winden und durch die der Verkehr der Kampftruppen wie durch eine Pulsader rollt. Oft bin ich des Morgens durch einen von ihnen vorgegangen, und wenn ich abends zurückkam, war nur noch eine breite Mulde aus lockerem Sand zu sehen. Das ist kein sicherer Aufenthalt. Wir werden Spießruten laufen müssen. Erst wenn wir das hinter uns haben, sind wir aus dem Größten heraus.

In kurzen Sprüngen arbeiten wir uns zurück. Gerade durcheilen wir den schmalen Umgang einer Schulterwehr, als über uns am Grabenrand ein schmetternder Krach ertönt. Aus der blitzenden Wolke des Einschlags fahren Lehmbrocken und Sprengstücke herab, von denen eines mich mit der Wucht eines Schmiedehammers zu Boden schlägt. Der betäubende Stoß wirft mich vornüber auf das Gesicht.

Beim Erwachen finde ich mich lang über den Schlitten eines Maschinengewehrs gestreckt. Der Kopf hängt nach unten, und die Augen starren in eine Blutlache, die sich mit beängstigender Geschwindigkeit ausbreitet. Ich empfinde keinen Schmerz, aber ich habe das weit unangenehmere Gefühl, daß ich schwer getroffen bin — viel schwerer als damals bei Cambrai, als es quer durch den Stahlhelm ging.

Es ist seltsam, daß in solchen Augenblicken der eigene Körper das Gefühl eines fremden Gegenstandes erweckt. Man tritt gleichsam mit der innersten Lebenskraft aus sich heraus und empfindet den Wunsch, sich von sich selber abzuwenden wie von einem sinnlosen Bild. So erkläre ich mir auch den Zug eines gewissen Ekels oder Überdrusses, wie er so häufig an den Totenmasken zu beobachten ist.

Behutsam suche ich den Gefechtsläufer auszuforschen, der hinter mir beschäftigt ist. Es gibt Antworten, die man nicht ertragen kann und die man doch begierig umschleicht. Ich höre, daß zwei Löcher am Hinterkopf zu sehen sind; aber sie liegen so dicht beieinander, daß wohl nichts zu befürchten ist. Ich muß aber doch noch eine Frage stellen: ich bitte ihn, mir zu sagen, ob »sonst noch etwas« zu sehen ist.

Nein, sonst ist nichts zu sehen. Ich höre diese Antwort, wie jemand, der sein Todesurteil befürchtete, den Freispruch vernimmt. Während er mir die Stirn mit einem Verband umschnürt, fühle ich, daß das Leben wieder einzuströmen beginnt. Es gelingt mir, mich aufzuraffen. Zwar ist mir noch schwindlig zumut, und ich höre ein schrilles Klingeln im Ohr; aber ich kann doch stehen. Los, weiter, nur fort!

In hastigen Sätzen springen wir von Schulterwehr zu Schulterwehr und machen in ihren Schlagschatten kurze Atempausen, während Sand und kleine Steine herabregnen. In einer Ausbuchtung stoße ich auf den Regimentsstab, der dort in Bereitschaft steht. Die Pistole schwingend, mit aufgerissem Rock und blutüberströmtem Gesicht stürze ich mitten in ihn hinein.

»Wir sind durch, wir sind durch, der Tommy ist im Laufen. Wir sind schon bei den Batterien!«

Sie starren mich an wie ein Gespenst, aber schon sind wir auf den Grabenrand gesprungen und verschwinden in der Ebene, auf die sich die Nacht zu senken beginnt.

Das Feuer der Feldgeschütze liegt hinter uns. Nun schreiten wir langsamer durch einen lichten Wald schwerer Einschläge, die uns umringen wie brüllend aufspringende Tiere, um uns zu verschlingen, solange wir noch in der glühenden Zone sind. Ganz einsam ist es um uns her. Aber es gelingt uns, auch diesen Feuerwald zu durchqueren, unter dessen schwarzen, wehenden Gipfelfahnen wir winzig wie Insekten sind.

Wir erreichen ein Dorf oder vielmehr einen Ort, an dem früher ein Dorf gestanden hat. Es muß Noreuil gewesen sein. Ungeheure Krater, mit steinigem Geröll erfüllt, gähnen vor unseren Füßen, hier und da ragt noch ein niedriger Mauerrest auf. Im Flackerschein eines Feuers erinnert dieses nächtliche Bild an eine Zyklopenschmiede, in der schwarze Ambosse stehen. Aber was brennt denn dort eigentlich? Kalt läuft es uns über den Rücken: das ist ja ein mächtiger Stapel von Handgranatenkisten, deren Holz in hellen Flammen steht.

Wenn das in die Luft fliegt, dann bleibt im weiten Umkreise nichts Lebendiges bestehen. Vom Knattern des Brandes gepeitscht, rasen wir davon.

Ein düsterer, von Truppen und vorrollenden Geschützen erfüllter Hohlweg nimmt uns auf. Ein Meldegänger ruft mir zu, daß er nach Quéant führt. An einem Stolleneingang, vor dem eine bewimpelte Lanze in den Boden gestoßen ist, erblicke ich einen Gibraltarfüsilier. Auf meine Frage berichtet er, daß er den Gefechtsstand des Brigadegenerals bewacht. Ich lasse mich melden, und gleich darauf steigt der kleine General die Treppe herauf. Ich sehe über dem roten Kragen ein hager gewordenes, aber straffes Gesicht, aus dem schlaflose Nächte und tausendfache Aufregungen zu erraten sind. Und ich freue mich, daß ich frisch aus dem Kampfe heraus eine Botschaft bringen kann, die sonst wohl erst viel später hier ankommen würde: Wir haben die Straße Vraucourt—Mory erreicht!

Freilich, schon hier bei der Brigade bedeutet dieser kleine Kreuzpunkt zwischen dem Graben und der Straße, der einigen hundert Männern zum Verhängnis wurde, nicht mehr als eine Ziffer im System. Hier kann ich schon wieder sagen: »Wir haben die Straße erreicht«, aber dort vorn hieß es: »Wir haben sie umgebracht.«

Der General erzählt mir, daß ich schon gestern als tot gemeldet worden bin. Er sagt, daß die Eroberung der Straße viel länger gedauert habe, als vorgesehen war, aber daß er überzeugt sei, daß wir unser Bestes getan haben. Dann wünscht er mir hastig wie einer, der schon zuviel Zeit verloren hat, Glück auf den Weg.

Wir gehen weiter auf Quéant zu und treffen unterwegs zwei Engländer, die auch nach dem Verbandplatz streben. Sie schließen sich uns schüchtern an. Offensichtlich fühlen sie sich unsicher und bedroht in dieser dunklen Landschaft, in der nur Feindliches sie umgibt.

Der eine schleppt sich mit einem Bauchschuß fort, und wir verschlingen die Hände hinter seinem Kreuz, um ihn mitzu-

ziehen. Dabei unterhalten wir uns in einem tollen Kauderwelsch. Sie erzählen, daß man drüben von unserem Angriff wußte, daß man ihn aber erst in Wochen erwartete.

Wir werden von einer zurückfahrenden Wagenstaffel überholt und stellen uns, um sie anzuhalten, in den Weg. Hier kann ich noch etwas für unsere beiden Engländer tun, die man nicht mitnehmen will.

In Quéant, neben dem Trümmerhaufen der Kirche, steigen wir aus. Wie hat sich dieses große Dorf verändert, seitdem ich es zum letzten Male sah! Damals im Winter 1915 verlebten wir hier eine gemütliche Zeit. Dort links am Wege, wo jetzt der Trichter einer Dreißig-Zentimeter-Granate gähnt, muß das Häuschen gestanden haben, in dem wir mit den funkelneuen Achselstücken am Rock das große Frühstück gaben, das sich vom Morgen bis weit über Mitternacht ausdehnte, ich und der kleine Schultz, der jetzt da vorne kalt und stumm an der Straße Vraucourt—Mory liegt.

Wie viele hat man wieder fallen sehen, denen man eng verbunden war! Und wie viele wird man noch fallen sehen?

Wir stoßen auf einen Umschlagplatz, zu dem Autokolonnen in vierfacher Säule Menschen, Material und Munition heranrollen. Dort weist mir ein Verkehrsoffizier einen der zurückfahrenden Wagen an. Ich verabschiede mich von dem Begleiter und gebe ihm, nunmehr entlassen aus dem Bannkreis der Schlacht, Anweisungen über mein Gepäck.

Dann falle ich in das Polster zurück, und ein Schleier senkt sich über die Fülle der bunten, schrecklichen und wunderbaren Bilder dieser Schlacht, die wie ein Traum aus blutig dunklen und feuerroten Farben das Herz den Prüfungen der Tiefe unterzog.



Alle Rechte vorbehalten

Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlages

Entwurf von Einband und Schutzumschlag Albrecht Ade

Satz und Druck Ernst Klett, Stuttgart

Printed in Germany











PT  
2619  
U43  
1920  
Bd. 1

Jünger, Ernst  
Werke

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

ERINDALE COLLEGE LIBRARY

---



